



Die Gesellschaft

0902
.889



Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

90 1
38 0



Kraus v. Wildenbrunn

Die
Gesellschaft



Monatschrift

für

Litteratur und Kunst.

Begründet von Dr. M. G. Conrad.

Herausgegeben von

M. G. Conrad und Karl Bleibtren.



Jahrgang 1889. Viertes Quartal.



Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich

K. R. Hofbuchhändler.



*... des belongs to
4. Quartal*

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Alberti, Conrad, Entwicklung und Ergebnisse der „großen Revolution“	1379
Judentum und Antisemitismus	1718
Theodor Fontane	1753
J. J., Vorherrschaft des Militarismus	1760
Jahr, Hermann, Die treue Ahele	1556
Meibtreu, Karl, Noch einmal über das Nobelwesen	1643
Emile Kugler und der Realismus	1767
Brasch, Moriz, Julius von Kirchmann	1537
Ehrstaller, G., Über Nobelwesen	1465
Toussard, M. G., Die Franzosen in Deutschland	1377
Die Franzosenherrschaft im neuen Deutschen Reich	1531
Münchener Kunstleben	1647, 1771
Wie stellen wir uns zu den Franzosen?	1687
Schleicher und Genossen	1745
Mein erster publizistischer Prozeß	1749
Der Realismus und der Lehrerstand	1770
Dichteralbum, Unser (mit Beiträgen von Friedrich Böhl, A. Forstenheim, Alfr. Friedmann, Th. von Grienberger, Franz Held, F. D. Hillebrand, Herm. Hango, Steph. Wilow, P. Michaelis, Theob. Nöthig, Heinz Dfser, H. v. Keder, Ludw. Scharf, D. Siebenlist, Br. Telheim, Trueba-Fiedler, A. v. Wallpach, Wilh. Walloth, E. v. Wildenbruch u. a. m.)	1448, 1554, 1711
Fontane, Theob., Der Karrenschieber von Griffelsbrunn	1661
Gutheil, Arthur, Briefe eines gebildeten dummen Jungen	1564
Gutzeit, Joh., Litterarische Krankheiten	1620
Hammer, Frid., Die Schmutzforscher in der Kritik	1616
Heiberg, Hermann, Nacht und Tod	1419
Hinterkircher, Osw., Beim Einsiedler im Steinbruch	1623
Jonas, Emil, Über die Remesse-Idee	1477, 1587
Kalantarow, N. von, Ein Märchen	1710
Kritik: 1492, 1653, 1774 (Amerikanische Litteratur 1817. — Böh- mische Litteratur 1528. — Dichtungen 1496. — Die realistische	

(RECAP)

Litteratur und der Staat 1774. — Dramen 1499, 1657, 1793. — Englische Litteratur 1505, 1677, 1812. — Französische Litteratur 1508, 1679, 1810. — Hellenische Litteratur 1512, 1819. — Italienische Litteratur 1614, 1682. — Lyrik 1787. — Neue Lyrik 1660. — Polnische Litteratur 1686. — Portugiesische Litteratur 1823. — Romane und Novellen 1493, 1654, 1776. — Russische Litteratur 1516, 1686. — Scandinavische Litteratur 1525, 1814. — Spanische Litteratur 1524, 1816. — Ungarische Litteratur 1527. — Slämische Litteratur 1822. — Zeitschriften 1674. — Zur realistischen Litteratur 1653.)		
Müller-Guttenbrunn, Adam, Ein Dichterbild		1457
Normann, Joh., Aus dem Tagebuch eines Realisten		1580
Schwann, R., Conrad Albertis „Was erwartet die deutsche Kunst von Kaiser Wilhelm II.“		1633
Ein Abschied		1705
Siebenlist, Ottilie, Wirklichkeit		1700
Spanier, R., Eine Todesstunde		1694
Wechsler, Ernst, Berliner Autoren	1431,	1599
Ernst von Wildenbruch		1486
Wildenbruch, Ernst von, Mein Onkel aus Pommern		1406
Wolzogen, Ernst von, Freie Bühne		1733

Porträts:

Ernst von Wildenbruch.

Dr. Moriz Brasch.

Theodor Fontane.





Die Franzosen in Deutschland.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Biermaniens Hauptstadt an der Zjar hat vor zwölf Monaten mit ungewöhnlichem Aufwand die Jahrhundertfeier der Geburt seines großen Kunstkönigs Ludwig des Ersten gefeiert. München erfüllte damit eine Pflicht der Dankbarkeit: denn daß es ist und wie es ist, verdankt es seinen wittelsbachischen Fürsten — und als der gewaltigste und unternehmendste ragt unter diesen der erste Ludwig hervor. Alles verdankt München seinen Fürsten, sein Bier, sein Hofbräuhaus, seine Kunst — es ist buchstäblich eine höfische Kreatur.

Diese höfische Kreatur, die natürlicherweise auch alle Laster und Schattenseiten einer solchen in seltener Vollkommenheit und Urwüchsigkeit vereinigt, hat sich den festlich berauschten Kopf zerbrochen, wie aus der vorjährigen königlichen Jahrhundertfeier etwas Dauerndes zu ziehen sei, eine Einrichtung, die nach vertauschtem Festesjubiläum Zeugnis ablege von der fortbildenden Schöpferkraft des heimischen Kunstgeistes, stark genug, München auch den Nichtmüchtern als die erste Kunststadt in deutschen Landen glaubhaft zu machen.

Und es wurde gefunden, daß die Abhaltung einer jährlichen Ausstellung von Kunstwerken aller Völker voreerst das einzig Erreichbare und Dauerverheißende sei. Man beschloß also die Einrichtung eines — französisch gesprochen — Münchener Salons. Zwar wurde von amtswegen der französische Ausdruck nicht gewählt, man begnügte sich mit der schlichten deutschen Bezeichnung „Jahresausstellung“, allein die französische Sache blieb

in der Seele der Unternehmer doch als Urbild stehen. Mehr noch: die französische Kunst sollte in dieser Münchener Jahresausstellung die gastlichste Stätte auf deutschem Boden, die erreichbar umfassendste Vertretung und Berücksichtigung finden.

So ist es auch gekommen. Die Franzosen haben in diesem Jahre in München ihren Einzug gehalten, wie nie zuvor in irgend einer anderen deutschen Kunststadt; man hat ihnen die Hände unter die Füße gebreitet, hat ihnen in spaltenlangen Zeitungsartikeln und unzähligen Reklame-Notizen gehuldigt, hat ihnen die besten Plätze und die glänzendsten Auszeichnungen eingeräumt, kurz — man hat diesen Herrschaften das Geschäft besorgt, wie es niemals einem Deutschen im Auslande und noch weniger im Inlande besorgt worden ist.

Frankreich kann zufrieden sein. Es kann dem Buche seiner Siege ein neues goldenes Blatt einfügen. Es hat seiner geistigen, moralischen und wirtschaftlichen Macht eine neue Feste erobert: die deutsche Kunststadt München.

Die Franzosen herrschen in unsern Theatern, sie herrschen auf unserm Büchermarkte, sie herrschen in unsern Kunsthallen und Jahresausstellungen. Der moderne Deutsche könnte sein Deutschtum nicht verdamen, ohne diese Herrschaft der Franzosen in seinem Lande; der moderne Deutsche hat im Theater, in der Litteratur, in der Malerei und Plastik die Franzosen nötig, um seines reichsbürgerlichen Lebens froh zu werden!

So lange der alte eiserne Kanzler lebt, werden die Franzosen in der Politik noch mit Erfolg abgewehrt. Das ist ein Trost, wenn auch ein schwacher. Denn wie lange wird der politisch-militärische Damm vorhalten, wenn fortwährend neue Kanäle gegraben werden, um einstweilen das gesamte schöngeistige und künstlerische Leben der deutschen Völker von der französischen Produktion übersfluten zu lassen?

Wir mögen uns mühen wie wir wollen, dem deutschen Volksgeiste in Litteratur und Kunst zu einem eigenartigen, charaktervollen Ausdruck zu verhelfen — es ist alles vergeblich, so lange man in der Öffentlichkeit sich nicht von dem verhängnisvollen Irrtum befreit, daß es ein abgründiger Unterschied ist, ob man sich zu einem Nebenbuhler oder einem Nachfolger fremden Geisteslebens entwickelt, ob man sich zu einem Wettbewerber oder einem Nachahmer fremder Kunst hergiebt!

Die Norweger, die Engländer, die Niederländer, die Spanier sind heute in der Kunst die stolzesten Erscheinungen neben den Franzosen, weil sie sich, getragen von dem kraftvollen Vaterlandsgeföhle ihrer Heimatsgenossen, als Wettbewerber und Nebenbuhler mit den ersten Franzosen messen können und dürfen. Die Deutschen hingegen scheinen heute weiter als je entfernt, von

ihren meiningmachenden und erfolgfördernden Volksgenossen den Franzosen als Ebenbürtige und Gleichwertige entgegengestellt zu werden.

Zumal den Vertretern der modernen realistischen Richtung in der deutschen Dichtung, die mit dem Troß und der Wildheit neuer Pfadfinder die Rücksichtslosigkeit der Wahrheitsapostel verbinden, gönnen die Deutschen weder Licht noch Luft.

Wir sind — mit wenigen Ausnahmen — die Versehmten und Heimatlosen im neuen Reiche deutscher Nation, und die Fremden, die Ausländer und Auslandsaffen spielen die Herren in unserem Vaterlande.

Das kann sich bitter rächen bei der nächsten politisch-militärischen Glückswende . . .



Entwicklung und Ergebnisse der „grossen Revolution“.

Von Conrad Alberti.

(Berlin.)

1.

Kein klar Denkender zweifelt heute mehr daran, daß Europa vor einer fürchterlichen Umwälzung steht. Die nationalen und sozialen Gegensätze haben sich in einer Weise verschärft, daß uns, den Freunden einer organischen friedlichen Entwicklung, von Tag zu Tag bänger wird. Wir greifen uns an die Stirn, wenn wir lesen, daß der Friede Europas von der Tischlaune eines einzigen nervös überreizten und geistigen Getränken im Übermaß zusprechenden Menschen abhängt, den zum Unglück der Welt der Zufall auf dem größten Thron geboren werden ließ. Entsetzen erfüllt uns, wenn wir lesen, daß in Preußen auf 25000 Menschen, welche im Lauf der letzten zehn Jahre aus einer niederen Steuerklasse in eine höhere gelangten, 320000 andere kommen, bei denen die Steuerstufe herabgesetzt werden mußte, das heißt, da die Steuerstufe der Gradmesser des Einkommens ist, daß wirtschaftlicher Fortschritt und Verarmung in Preußen sich im Verhältnis von 1:12,8 entwickeln. Man begreift, daß angesichts so graufiger Thatfachen politische und soziale Manöver wie die Tripelallianz und das Altersversorgungsgesetz den Wert von Papierscheiben haben, mit denen man eine Manonensugel im Lauf aufhalten will.

Es mag grauenhaft sein es eingestehen zu müssen, daß Europa vor

einer fürchterlichen Unwaltung steht, allein unendlich thöricht wäre es, die Politik des Vogels Strauß zu befolgen. Es ist zu befürchten, daß, noch bevor das Jahrhundert zur Reife geht, die Dinge sich so entwickelt haben, daß die Revolution zum Ausbruch kommt. Bei der fanatischen Fähigkeit, der ungeheuren Verblendung, mit der der Großkapitalismus an seiner brutalen Tyrannei und Korruption festhält, bei der Wut, die sich immer wilder in die Herzen der Proletarier hineinkriecht, ist kaum noch auf eine friedliche Lösung der Schwierigkeiten zu hoffen. Diese große Revolution, vor der wir stehen und deren Vorzeichen wir bereits in den zahllosen Streikbewegungen am Himmelstande austauschen sehen, dürfte fürchterlicher, blutiger, gewaltfamer werden als je eine Revolution, welche die Geschichte kennt. Denn noch nie waren Haß und Habgier so erregt, noch nie war die Technik der Zerstorungsmittel und Totungsinstrumente so ausgebildet, waren solche Massen unwalgender Elemente an einem Orte vereinigt wie in unserer Zeit. Die Aufständischen, das Arbeiteretement, werden meistens militärisch geschulte Leute sein, welche das Waffenhandwerk, den Maschinenbau, die Anwendung und Anfertigung der Explosivstoffe aus dem Grunde kennen und Disziplin zu wahren wissen. Ein paar Dynamitpatronen genügen, ein Stadtviertel dem Boden gleich zu machen, die Elektrizität vermag an einem Tage Tausende zum Tode zu bringen. Vermutlich wird die Bombe in Frankreich plagen, dem natürlichen Krater der modernen Zeit. In Frankreich sind die sozialen Gegensätze, die Korruption des öffentlichen Lebens noch viel schärfer entwickelt als bei uns. Die große Weltausstellung in diesem Sommer war der letzte Versuch, die augenblicklichen Schwierigkeiten zu vertagen und einen Goldstrom in das von Tag zu Tag mehr verarmende Land zu lenken. Sie ist aber auch nur ein Verzögerungsmittel; ist sie beendet, so muß der Rückschlag erfolgen und schon in diesem Winter ein fühlbarer Mangel an Arbeit und Verdienst eintreten. Frankreich wird den ersten Sturm auszuhalten haben, allein es ist leider sehr wahrscheinlich, daß auch unser Vaterland heftig in denselben hineingezogen werden wird. Wir sehen das Unwetter aufziehen — zururhalten können wir es nicht, das liegt außerhalb der Macht eines Einzelnen.

Aber eines können wir: frühere, ähnliche Vorgänge gewissenhaft untersuchen, ihre Entwicklung, ihre Ergebnisse studieren und daraus Lehren, Schlüsse ziehen, uns auf das Kommende vorbereiten, so weite Kreise als möglich über das aufklären, was bei früheren Ereignissen der Art beobachtet worden ist, um daraus zu erkennen, wie wir uns zu verhalten haben, wenn das Gefürchtete eintritt, und unser Möglichstes zu thun, die Schrecken einer solchen Unwaltung zu mildern und sie in heilsame, gesunde, fördernde Bahnen zu leiten.

Natürlich denken wir da in erster Linie an die große französische Revolution, deren Jahrhundertfeier eben die Welt begeht, als an das gewaltigste und größte Ereignis dieser Art, welches die Geschichte kennt.

2.

Über wenige geschichtliche Ereignisse gehen die Urteile so weit aus einander wie über die große französische Revolution. Bewunderung und Verdammung bewegen sich hier stets im höchsten Steigerungsgrade, und das Urteil über dieselbe ist fast zu einer Frage des Glaubensbekenntnisses, des Gewissens geworden, daran man die Parteilichkeit des Einzelnen der Menschheit gegenüber mißt. In vielen Ländern feiert man die Revolution als die irdische Erlösung der Menschheit, als den Beginn einer neuen Kulturepoche — in anderen lehrt man die Weltgeschichte nur bis zum Ausbruch derselben, weil man sie als den Beginn des Verfalls betrachtet, die Auflösung der göttlichen und menschlichen Ordnung. Die Zeitgenossen schwankten in ihrem Urteil: für Klopstock und Schiller bedeutete sie im Anfang auch die Erlösung, im weiteren Verlauf dann die Auflösung, und mit dem „Wilhelm Tell“ schreuderte ihr unser großer Dichter nach ihrer Vändigung und Beendigung den flammendsten Protest entgegen, zugleich mit der Ankündigung, wie er sich das Ideal einer Staatsumwälzung, einer Selbstbefreiung des Volkes denke. Der Sturm auf die Bastille und die Niederwerfung von Zwingerli . . . die rauhe Wirklichkeit und der holde Traum eines Poeten . . . wer hat Recht? —

Neuerdings hat Taine in einem berühmten gewordenen Buche ein vernichtendes Urteil gefällt, die Revolution als die Ausgeburt alles Wahnsinns, aller Schurkerei hingestellt. Anlässlich der Jahrhundertfeier sind zahllose Schriften über diesen Gegenstand in Deutschland erschienen: ich habe natürlich nicht alle gelesen, als die beste von denen, die mir vorkamen, erschien mir die von Wahrenholz (Leipzig, Otto Wigand). Sie beruht auf gründlichem Studium der neuesten Forschungen, sie ist geistreich und beredt geschrieben. Aber höchst einseitig, so gut wie alle andern. In der Beurteilung der Revolution begegnen wir immer und überall denselben Fehler, von dem nur Taine eine Ausnahme macht: die Umwälzung wird als ein politisches Ereignis betrachtet, während sie vor Allem und in der Hauptsache ein soziales war: in ihren Gründen und Anfängen wenigstens.

Noch fehlt uns eines der wichtigsten und notwendigsten Bücher: eine vergleichende Geschichte aller bedeutenden Revolutionen. Erst eine solche wird uns Aufschlüsse geben über die wirklichen Ursachen des menschlichen Elends, wird uns die richtige Bahn weisen, Mittel zu seiner Abfertigung zu

finden. Soweit meine Studien gehen, bin ich zu dem Resultate gekommen, daß die Revolutionen sich in zwei streng geschiedene Hauptklassen einteilen lassen:

Palast- oder Cliquerevolutionen und Volksrevolutionen.

Die ersteren gehen von einzelnen, ganz bestimmten Kreisen aus, von einer ganz beschränkten Zahl ehrgeiziger Menschen, Familien-Verwandten des Herrschers, Adligen, Offizieren, welche sich in ihren Standes- und Familieninteressen zurückgesetzt fühlten, durch besonders energische oder verrückte Herrscher, die nach größerer persönlicher Macht streben. Zu dieser Klasse rechne ich die Revolution des Brutus gegen Tarquin, des Harmodius und Aristogeiton in Athen, die Revolutionen in den italienischen Städte-republiken des Mittelalters (die bekannteste ist die des Piesko), die Revolutionen am russischen und türkischen Hofe u. s. w. Diese Revolutionen betreffen die Masse des Volkes gar nicht, die sich vielmehr unter der Herrschaft der zu stürzenden Tyrannen oft außerordentlich wohl fühlt, indem sie vollauf Arbeit und ein genügendes Auskommen besitzt.

Der Mangel daran, die Ausbeutung der natürlichen Einnahme- und Produktenquellen eines Landes durch eine geringe Anzahl Besitzender, der wirtschaftliche Druck von oben, das Bestreben, den Besitz der kleinen Leute unablässig zu verringern und zu schwächen, der Mangel an Arbeit, die Unmöglichkeit genügender Ernährung, das Herabsinken des Arbeitslohnes unter die Grenze, welche den Erfaß der aufgewendeten Arbeits- und Lebenskraft ermöglicht, mit einem Worte die Verletzung des Gesetzes der Erhaltung der Kraft als der äußersten möglichen Grenze der wirtschaftlichen Ordnung, sind die Ursachen der Massentrevolutionen, welche sich gegen die kleinen, aber durch ihren Besitz mächtigen Cliques kehren, die sie unterdrücken. Die Frage der politischen Machtbefugnisse kommt bei diesen Revolutionen gar nicht, oder nur in allerletzter Linie in Betracht; es handelt sich lediglich um Regelung der Arbeits-, Besitz- und Lohnverhältnisse, um einen Ausgleich zwischen der wachsenden Verreichung Weniger und der stetigen Verarmung der Massen, um eine Gegenwehr wider das akkumulatorische Bestreben des Kapitals. Solche Umwälzungen sind vor allem die gracchischen Revolutionen und die Bauernkriege.

Und auch die Revolution von 1789 ist in ihren Anfängen und Gründen rein sozialer Natur. Das Fehlen eines Parlaments wurde im damaligen Frankreich gar nicht bemerkt, der Masse fiel es nicht ein, Anteil an der Leitung der Staatsgeschäfte zu verlangen. Das Recht der Budgetbewilligung, der Mitentscheidung über Krieg und Frieden ward nicht besonders stark betont, die Forderung der Geschworenengerichte steht keinesfalls im Mittel-

punkt der Bewegung, und die Pressefreiheit war den Bauern der Provinz herzlich gleichgültig, da sie nicht lesen konnten; im übrigen wurden unter der Hand doch die wütendsten Schmähschriften gegen die Regierung verbreitet. Das Volk empörte sich einfach, weil es Hunger hatte, weil der Arbeitslohn in keinem Verhältnis zur aufgewendeten Kraft und zu den Preisen für Fleisch und Getreide stand, weil es mehr zahlen mußte, als es verdiente. Der Bauer verlangte die Aufhebung der Freiheit des Adels von der Grundsteuer nicht aus Begeisterung für die demokratischen Prinzipien der Gleichheit, sondern um eine Entlastung seiner Steuerpflicht zu erlangen, die ihn zu Boden drückte. Die Steuern waren so hoch, daß es sich kaum lohnte, überhaupt noch zu arbeiten. Die Wut des Volkes richtete sich vor allem gegen die Steuerpächter, welche das Geld mit beispielloser Härte eintrieben und den letzten Pfennig, das letzte Stück Vieh oder Möbel wegnahmen. Die Salzsteuer erschien nicht als ungerecht, sondern als fürchterlich drückend. Die Empörung richtete sich gegen die Getreideringe, zu denen der Adel und der königliche Hof selbst gehörten, die alles Getreide aufkauften und die Preise bis ins Unerhörte steigerten. Ließen sie doch Messen lesen, daß Gott eine Teuerung schicken möge, damit sie hundert Prozent mehr gewännen. Der Bauer verlangte Schutz für seine Arbeit, er verlangte, daß der Huf des gräßlichen Jagdroßes, der Bahn des herzoglichen Ebers nicht ohne Wildschadenersatz seine Saaten zerstören dürfe. Die große Hungersnot von 88 auf 89 war die letzte Ursache der Empörung. Die Reichen hielten das Getreide in ihren Scheunen zurück und der Kleinbauer war um der Steuern und der allgemeinen Teuerung willen gezwungen, sein Korn unter dem Selbstkostenpreise zu verkaufen. Was schriehen die abgerissenen Weiber, die am 5. Oktober hinaus nach Versailles zogen? Riefen sie „Freiheit! Freiheit!“? Es fiel ihnen nicht im Traume ein. „Brot!“ heulten sie, „Brot!“ Welche Forderung stellte das Volk, die Masse (abgesehen von den paar Schreierin des Palais Royal) auf? Antike Tugen und Preise, Ordnung der Arbeit auf künstlerischer Grundlage, Verbot des einen Handwerks, dem andern Wettbewerb zu machen, bei schweren Strafen. Kein Schuhflügel z. B. sollte das Recht haben, neue Stiefel zu arbeiten und dem Schuster ins Gehege zu kommen. Diese Forderungen waren thöricht, weil die volkswirtschaftlichen Kenntnisse jener Zeit und zumal der unteren, ohne Schulbildung aufwachsenden Massen gleich Null waren; aber sie beweisen, wo das Leiden saß, welches das Volk drückte. Es war nur sozialer Natur, nicht politischer. Die Wut der Masse lehrte sich vor allem gegen die großen Aktien- und Kommanditgesellschaften (Kompagnien), die in ihren Minen, Fabriken, Werkstätten die Löhne drückten, die Preise der Erzeugnisse schraubten,

ohne Erbarmen. Wie sich heut Kupfer-, Zuder-, Spiritustringe bilden, so damals Getreideringe. Alles war wie heut. Große fruchtbare Landstrecken, im Besitze lüderlicher Adliger, die in Paris ihr Lodbetterleben führten, lagen brach, wüßt, als Jagdgründe. Der Bauer, der Arme, der Besitzlose, der daran vorüberging, hätte nicht denken sollen: „Dieser Hund von einem Herzog läßt Tausende von Morgen liegen, weil er zu faul ist, sich darum zu kümmern — und mir wäre damit geholfen? Denn wie fleißig, wie sorgsam würde ich sie bearbeiten . . . Warum schlagen wir den faulen, üppigen Besitzer nicht tod, jagen ihn nicht fort, und bemächtigen uns einer Sache, deren Raub wir durch Fleiß in Besitz verwandeln würden? Wir berauben höchstens den Menschen — jener aber beraubt eigentlich Gott!“ Die Masse hatte keine Arbeit, keinen Verdienst, kein Brot, kein Geld und keine Hoffnung, je welches zu erlangen. Darum empörte sie sich. Die liberalen Phrasen waren ihr gleichgültig. Die Revolution von 89 war das Werk des Hungers, nicht der Begeisterung.

Die französische Revolution ist also vor allem eine Empörung gegen die Uebermacht des Großkapitals, des Besitzes. Daß die Inhaber desselben Marquis' und Kardinalé waren, thut nichts zur Sache. Es ist ganz gleichgültig, ob der Ausfauget „Hoheit!“, „Eminenz!“ angesprochen wird, oder „Herr Kommerzienrath!“: Das Prinzip des Kapitalismus berührt das nicht, es ist heut das gleiche wie im alten Rom, die stufenweise Auffsaugung des kleinen Besitzes durch den größeren, die Knechtung des wirtschaftlich Schwächeren bis aufs Blut, die Herabdrückung der Löhne und Verteuerung der notwendigen Lebensmittel, die Ringbildung, die Schaffung fiktiver Werte ohne reale Grundlage: diese thörichte Übertretung des Gesetzes der Erhaltung der Kraft, die nach kurzem mit einem Krach enden muß, weil keine Kraft, das heißt kein Wert sich aus dem Nichts schaffen läßt und es in der ganzen Welt wenig Wert ohne Materie giebt, wie Kraft.

Soziale Revolutionen sind unvermeidliche Übel, die bestehen werden, so lange das geheiligte Institut des persönlichen Eigentums besteht, sie sind die Rehrseite der Medaille, wir müssen sie mit in den Kauf nehmen. Das Kapital kann von seinem Auffsaugungs- und Unterdrückungsgrundsatz so wenig lassen, wie die Krake vom Raufen; Entfagung seines Besitzes oder eines Teiles und Allgemeingefühl vom Besitzenden zu verlangen, wie Christus gethan, heißt alle Psychologie auf den Kopf stellen. Soziale Revolutionen müssen mit natürlicher Notwendigkeit eintreten, so wie der Kapitalismus der Masse des Volks den natürlichen Besitz, ihre dingliche Kraftquelle so weit entzogen hat, daß dieselbe für ihre Existenz nur noch auf ihre persönliche Kraft angewiesen ist, und sowie er stark genug ist, den Preis der Arbeit so zu verringern, und

den der Lebensmittel so zu steigern, daß das Gesetz der Erhaltung der Kraft verletzt wird, das heißt, daß der Mensch durch Arbeit nicht mehr so viel verdienen kann, wie er für seine Erhaltung und die der Seinen braucht. Das verletzte Naturgesetz sucht sich selbst Sühne zu verschaffen. Aus der Sprache der Theorie in die der Praxis überseht: eine Revolution bricht aus, sobald der größte Teil der Staatsbürger zu gunsten eines kleinen verarmt ist, sobald es keine Arbeit mehr gibt oder die Arbeit den Lohn nicht mehr wert ist.

Dies war der Fall zur Zeit der Gracchen und Thomas Münzers, es war auch der Fall im Jahre 1789.

3.

Ober vielmehr, schon vorher. Aber der furchtbare Militarismus, die despotische Soldatenherrschaft, die Strenge der Regierung Ludwig XIV. und XV. hatten den Ausbruch niedergehalten. Er ward erst möglich, als das Militär durch fortwährenden Verkehr mit den Massen, besonders im Palais Royal, soweit angesteckt und aufgeregter war, daß es den Befehlshabern den Gehorsam verweigerte und zum Volke überging.

Wie kann man sich wundern, wie einige kindische Geschichtsschreiber thun, daß die Empörung gerade unter Ludwig XVI. ausbrach, der bei weitem nicht so streng und despotisch war als seine Vorgänger, ja bisweilen sogar vorübergehende Wallungen eines Mitgeföhls für das Elend der Massen hatte?

Die Revolution brach eben aus, weil die Lage nicht besser wurde, die Regierung aber schwächer. Erhitze das Wasser in einem eisernen Kessel, bis es dampft, steigere die Spannung immer mehr, sodaß der Druck gegen die Wände allmählich deren Festigkeit übersteigt. Sichere nun die Wände durch Umlegung starker eiserner Stäbe. Der Kessel wird jetzt widerstehen. Nun tausche aber schnell einen Stab gegen einen schwächeren, dünneren aus. Sofort wird die Explosion erfolgen, und zwar genau an der Stelle dieses schwächeren Schutzstabes. Ludwig XVI. Schwäche ermöglichte eben den Ausbruch, der seit Jahrzehnten schon grollend drohte. Es kam hinzu, daß man gerade seinen Regierungsantritt mit Hoffnungen auf eine wirkliche Linderung der Not begrüßt, daß man soziale Reformen von ihm erwartet hatte, weil man ihn als gutmütig kannte. Als dies nicht in Erfüllung ging, als er sich zu schwach zeigte, dem Adel und Klerus entgegenzutreten, war der Rückschlag, die Erbitterung nur umso größer; denn nichts erzeugt mehr den menschlichen Haß, als getäuschte Erwartung.

Im übrigen, wenn auch Ludwig XVI. nicht der Furenbold war wie

seine Vorgänger, so muß man doch ganz energisch dagegen protestieren, ihn, wie neuerdings beliebt wird, als einen Heiligen, einen Märtyrer anzusehen, der unschuldig hingemordet wurde. Dieser „gute König“, der angeblich immer das Glück seiner Untertanen wollte, war bei Licht besehen ein ganz gemeiner Schuft und Lump, dessen Gutmütigkeit wie bei Franz von Osterreich nichts war als Maske und Henschlei. Ludwig war ein Trümmel, ein Pantoffelheld ersten Ranges. Wenn er nicht einfach ein Idiot war, so mußte er das Staatsverräterische der Pläne und Handlungen seiner sauberen Gemahlin durchschauen; aus bloßer Indolenz und Schwäche überließ er ihr die Zügel. Er war so borniert, daß er sich von jedem ersten besten Windmacher übertölpeln ließ. Durch und durch träg und bequem, hatte er nicht die Kraft, sich in der schwierigsten Lage des Staates auf ernsthafte Auseinandersetzungen und Prüfungen einzulassen. Wer gerade sein Ohr hatte, hatte auch seinen Willen, er sagte zu allem „Ja“, was man gerade von ihm verlangte, in fünf Audienzen bewilligte er fünf entgegengesetzte Dinge. Ein Worthalten kannte er nicht. Was heute zugesagt, war morgen vergessen. Das Wort eines Königs muß sein wie der Eid eines gewöhnlichen Mannes: Ludwig brach alle fünf Minuten einen Eid. Man denke, in welcher schuftiger Weise er sich der Nationalversammlung gegenüber benahm! Das Volk sollte einfach beschwindelt werden. Man beruft seine Vertreter mit tausend Versprechungen, hält eine pomphafe Versammlung ab, aber nur in der Absicht, von dem hungernden Volke neue Steuern herauszupressen und jene dann wieder nach Hause zu senden. Keine Idee von sozialen Reformen. Nur an der Festigkeit des dritten Standes scheiterte der hundsöttische Plan. Wenn das nicht Betrug an der Nation ist, was nennt man dann so? Nachdem der Befehl erteilt ist, die auffässigen bürgerlichen Abgeordneten aus dem Saale zu jagen und Mirabeau seine schöne Phrase zum besten gegeben, sagt der König: „Na, wenn sie nicht wollen, mögen sie meinetwegen bleiben.“ Das ist das Wort eines dummen Jungen, nicht eines Königs. Und ein solcher Schwachkopf soll das Recht haben, allein über Wohl und Wehe von 26 Millionen zu entscheiden, nur weil er der Sohn seines Vaters ist? Wo bliebe da die Gerechtigkeit? Ich habe nichts gegen den Absolutismus. Ich lasse mir eine Despotie gefallen. Doch dann muß sie auch stark sein, dann muß der Despot eben auch mit eiserner Hand, mit nimmer müder Energie alle wichtigen Geschäfte erledigen und ganz aufgehen in der Sorge für sein Land. Ich verehere das Recht des Despotismus in einem Peter, einem Friedrich, einem Napoleon. Ist aber der Herrscher eine Puppe, fühlt er sich unfähig zur unausgesetzten politischen Arbeit, sieht er, daß er der äußeren und inneren Schwierigkeiten nicht Herr werden kann, so muß er

dem Volke das Recht des Rats und der Mitentscheidung überlassen, denn dieses Volk erhält ihn, Leben und Eigentum dieses Volkes wird sonst durch ihn gefährdet. Klammert er sich trotz seiner unbezweifelbaren Schwäche an seine ererbte, zufällige Alleinmacht fest und will nicht von ihr lassen, so hat das Volk das unbedingte Recht, sich seinen Anteil an der Entscheidung über sein eignes Wohlergehen zu erzwingen.

Ludwig war nicht nur ein Schwächling, er war auch ein erbärmlicher Feigling. Ludwig durfte keinen Fluchtversuch ins Ausland machen. Er mußte mit aller Gewalt seine Würde und Stellung zu behaupten suchen, und mißlang es, mit dem Degen in der Hand sterben. Hätte er die Gegner niederkartätschen lassen, hätte er Paris in ein Blutmeer verwandelt, so würde ihn die Geschichte rechtfertigen können: er that das in Verteidigung seiner Ehre. War er zu schwach dazu, oder war keine Rettung mehr, so mußte er abdanken, wie Napoleon. Flucht war Erbärmlichkeit und rechtfertigte seine Absetzung.

Der Schwächling und Feigling wurde aber auch zum Hochverräter. Daß Ludwig Hochverrat geübt hat, als er mit auswärtigen Mächten auch nur in Verhandlung trat, feindliche Heere auf französischen Boden zu führen, davon kann keine Geschichtsschreibung der Welt ihn freisprechen. Zwischen einem König und sein Volk darf nichts treten, keine fremde Macht. Bei einem solchen Konflikt hat kein dritter etwas zu suchen, so wenig wie unter Gatten. Jeder Teil eines Volkes handelt hochverräterisch, der in einem Streit mit dem andern, sei es auch nur zu seinem Schutze, fremde Truppen ins Land ruft, mit fremden Mächten konspiziert. Ludwig hatte das Recht, sich in die Provinz, die Normandie zu werfen und dort seine Getreuen zusammenzuziehen, den Bürgerkrieg zu entfesseln, seine Gegner abzuschlachten: aber außer Landes fliehen, fremde Mächte zu Hilfe rufen, war Verrat. Als er nach Barennes aufgebrochen, ließ er eine Ordre zurück, in der er alle ihm abgezwungenen Akte für nichtig erklärte. Welch feige Niederrichtigkeit. Ein König muß sterben, ehe er sich etwas abzwängen läßt. Auf Hochverrat steht überall der Tod. Es ist eine grobe Fälschung, zu sagen, Ludwig sei ungerecht getötet worden. Von ihm gilt Suetons Wort: *jure caesus est*. War er kein Verräter, so waren es auch Coriolan und Wallenstein nicht. Nur daß diese ihr Genie mit dem Zauberhauch der Poesie verklärt.

Noch weniger ungerecht kann man die Hinrichtung Marie Antoinettes nennen. Ob sie eine Dirne war, kümmert uns nicht, das ist ihre Privatfache. Aber jeder Gedanke in ihr war Lüge, Falschheit und Verrat. Ihr ganzes Treiben hatte nur den Zweck, Volk, Adel und König immer heftiger gegen einander zu verhetzen. Wie viele gute Regungen des Königs hat sie

unterdrückt! Das Leiden des hungernden, gequälten Volkes war ihr Spott. Sie trieb den König zur Wortbrüchigkeit, zur Flucht, sie war sein böser Geist, sie war die Seele aller hochverrätherischen Pläne, sie wühlte und schürte gegen die feierlich beschworene Verfassung. Jede Spur von Ehrlichkeit, Größe, Vaterlandsliebe fehlte diesem durch und durch verächtlichen, niederträchtigen Geschöpfe.

Ich sehe in der Hinrichtung Ludwigs das wertvollste Ergebnis der Revolution. Die ganze Bedeutung begreift man erst, wenn man die Anschauung des Jahres 1792 mit der des Jahres 1772 vergleicht. In letzterem schrieb Lessing die „Emilia Galotti“. Der Vater mußte seine eigene Tochter erstechen, um sie der Hier seines Fürsten zu entziehen!! Lessing, noch der achte Sohn des Rokoko, konnte sich bei aller Geistesfreiheit eben nicht denken, daß auch der Spieß 'mal umgekehrt werden und der Fürst für seine Schandthaten zur Rechenschaft gezogen werden könne. Er war ja ein Gemeiner, also tabu! Das ist eine Hauptbedeutung der französischen Revolution: die Fürsten gelehrt zu haben, daß es auch für sie ein Gericht noch auf Erden giebt. Sie stehen unter dem Gesetz, aber nur weil man voraussetzt, daß sie es achten werden. Verlehen sie es, so bleibt nichts übrig, als ihnen den Kopf vor die Füße zu legen. Die Unverantwortlichkeit des Fürsten ist die natürliche Rechtfertigung der Revolution, als des Kriegsgerichts des Volkes.

Die einzige geschichtliche Entschuldigung für dieses würdige Paar, welches den Thron des größten Landes schändete, war, daß die ganze Gesellschaft, deren Spitze sie bildeten, noch viel verkommen, niederträchtiger und charakterloser war, als sie selbst, die natürlichen Kinder der vorangegangenen Generationen und ihres Systems, das durch und durch faul, jetzt als Krebsbeule aufbrach — eine Wunde, die nicht zu heilen war, gegen die nur einhalf, um wenigstens den Rest des Landeskörpers zu retten: völlige Ausschneidung.

Wo findet sich noch solch ein verlogenes und verumpftes Lumpengesindel vereinigt, wie der französische Adel von damals? Durch Ludwig XI. und nachmals durch Richelieu jedes Einflusses auf die Staatsleitung beraubt, blieb dem Adel nichts als noble Passionen, vor allem die Jagd, geschäftliche Spekulationen, Bigotterie, Soldatenspielererei, Kunstbilletantismus. So war er jetzt völlig heruntergekommen; die Schuld des politischen Systems, nicht seine eigene. Wie überall, war auch der Adel in Frankreich der natürliche Feind des Königtums, das seine Macht einengte. Mit Recht warnte Kaiser Leopold die Königin mehr vor ihm als dem Pöbel. Der Herzog von Orleans, der eigene Verwandte, trieb Konspiration gegen Ludwig, hefte das

Volk auf und wollte sich zum König machen. Hätte sein sträflicher Ehrgeiz nicht die demagogischen Zusammenkünfte in seinem Hause, dem Palais Royal, so anwachsen lassen, so setzte die Revolution viel schwächer ein. Die Emigranten waren eine einzige Bande von Hochverrätern; überall in Deutschland und am Rhein erklärte man sie für tausendmal schlimmer, länderlicher und verworfener als die Jakobiner: kein Geringerer als Goethe bezeugt das. (Campagne in Frankreich). Dem Adel war es nur um seine Privilegien zu thun. Welche erbärmliche Verlogenheit! Am 6. Mai weigert er sich, mit der Bürgerfanaille in einem Zimmer zu tagen — am 4. August verzichtet er freiwillig auf seine Privilegien! Das heißt, die Bewegung war inzwischen so angewachsen, daß er sich überzeugen mußte, Widerstand sei nutzlos, und mit französischer Geschicklichkeit inszeniert er einen Theatereffekt, indem er auf das verzichtet, was seit drei Wochen schon verloren ist. Die berühmte Nacht des 4. August ist die schändlichste Heuchelei, die dümmste Hauswurfskomödie, welche die neuere Geschichte kennt.

Wohl noch verlogener und korrumpierter war die Geistlichkeit. Es giebt keine Schandthat, zu der die Kirche nicht ihren Segen gegeben hätte, wenn sie dadurch ihre bedrohte Macht stärken oder herstellen konnte. Man vergesse ja nicht, daß der Antrag vom 7. November 1792: die Abschaffung Gottes und der christlichen Religion, nicht von einem Jakobiner, sondern vom — Bischof von Paris gestellt wurde, daß der Großmeister der Lüge, diplomatischen Heuchelei und Völkerverhöhnung, Talleyrand, ein Geistlicher war. Solche Thatfachen sprechen Bände. Mit welcher Verachtung nahmen die Vertreter der höheren Geistlichkeit die Beschwerden derer des dritten Standes auf! Aber hier zeigt sich die Erscheinung, die ganz ebenso gegenwärtig in der irischen Bewegung und in den westphälischen Bergmannsstreifen zu Tage tritt*): ein tiefer Zwiespalt zwischen dem hohen und dem niederen Klerus. Dieser ist nicht nur ganz auf Seiten des Volkes, nein, er treibt offene Demagogie, und geht erst zur Gegenrevolution über, als man seine kirchlichen Gefühle verletzt, ihm Eide zumutet, die wider seinen ersten Eid streiten, und sein Christentum angreift. Wir sehen also: der höhere Klerus verleugnet seinen Glauben und Eid, der niedere läßt sich dafür erschießen. Der höhere Klerus sorgt nur für sein Wohlleben, seine Sicherheit, der niedere nur für die Kirche und den Glauben.

Es ist interessant zu beobachten, daß bei jenem „Kulturkampf“ (der Verteidigung der Priester auf die Verfassung) genau dieselben Fehler be-

*) Auch in Sachsen treibt die katholische Geistlichkeit fast ausnahmslos sozialistische Propaganda.

gangen wurden, wie bei dem in unseren Tagen, daß die Regierung sich genau von demselben Fehler hinreißeu ließ, der einst Diocletian verhängnisvoll wurde, den man heute wieder im Kampfe gegen den Sozialismus begeht: der Irrtum, mit administrativen Zwangsmaßnahmen und Gewalt Bewegungen unterdrücken zu können, die aus Überzeugungen hervorgingen, die auf geistiger Grundlage beruhen. Den Geist bekämpfen kann nur der Geist, jeder bürokratische oder militärische Kampf dagegen weckt nur Erbitterung, welche die Macht des Angegriffenen stärkt. In einem Kampfe der Überzeugungen kehren sich Gewaltmittel immer gegen den, der sie anwendet (man denke auch an die Vertreibung der Ketzer aus Spanien!); Gewaltmittel haben nur Wert im Kampfe der Interessen, so wie aber der Geist auch nur mit ins Spiel kommt, versagen sie. Nicht Raigeetze können die Macht der Kirche erschüttern — das kann nur die wissenschaftliche Forschung, und diese ist es allein, welche die Kirche fürchtet. Fürst Bismarck war immer ein großer Diplomat, ob aber auch ein großer Historiker und Psychologe? Er wird das auch im Kampfe gegen den Sozialismus erfahren.

4.

Von König, Adel und Geistlichkeit war für eine wirkliche und gründliche soziale Reform, die allein im Jahre 1789 Frankreich hätte retten können, nichts zu hoffen. Die großen politischen Persönlichkeiten jener Zeit aber gingen aus dem dritten Stande hervor, oder stellten sich, anderen Ständen entstammend, an seine Spitze. Leider aber waren alle diese Menschen entweder eigensüchtige Schwindler oder verrückte Ideologen und Doktrinäre. Wie in der heutigen Verwirrung Frankreichs großsprecherische Schwindler auftreten, um unter dem Vorwand der Staatsrettung sich die Taschen zu füllen, indem sie ihre Stellung ausnützen, so auch damals. Da war Mirabeau, ein durch und durch verlumpstes Subjekt, zum Unglück mit einer kolossalen Rednergabe ausgestattet: bekanntlich eine Fähigkeit rein für sich, die ähnlich der schauspielerischen weder etwas mit dem Charakter noch dem Verstande zu thun hat. Th. Fontane bemerkt sehr richtig: „in keinem Lande der Welt ist das Wort eine solche Macht wie in Frankreich —“ weil die Rednergabe eine weltliche Klassenfähigkeit ist. Mirabeau nutzte seine Gabe aus, sich eine Stellung zu machen und Geld vom Hofe zu erpressen, indem er zwischen dem Hof und der Klasse unablässig lavierte. Im übrigen hat er nicht einen wirklich praktischen sozialen Reformgedanken ausgesprochen oder durchgebracht. Ja, es ist bekannt, daß er nicht einmal seine Reden selbst ausarbeitete, sondern ein Bureau von jungen Gelehrten hatte, die das für ihn besorgen mußten. Er gab nichts als die rhetorische Form.

Ein strecher Dummkopf, ohne alle genialen Züge, war Necker, der Voulanger jener Zeit, ein Prahlhans, der erklärte, die Lösung der sozialen Schwierigkeiten in seiner Rocktasche zu tragen, und nur durch sein dreißiges Selbstbewußtsein imponierte.

Einen kläglichen Anblick gewährt auch Lafayette; er war eine seltsame Mischung von Schwärmer und Schwindler, halb Phantast, halb Egoist. Er weiß nie: ist er für den Absolutismus oder für die Revolution? Bald bekämpft er sie, bald stellt er sich an ihre Spitze: ein Ritter von der traurigsten Gestalt.

Von solchen Dummköpfen wie Bailly mag ich überhaupt nicht sprechen, sie stellen die hohlköpfigste Mittelmäßigkeit vor, die hilflos zwischen den Extremen schwankt. Furchtbar gefährlich aber wurden die bürgerlichen Streber, denen es um nichts anderes zu thun war, als eine politische Rolle zu spielen, sich Stellungen zu erobern, und die zu diesem Zwecke die unwissende Masse durch Phrasen, Schlagworte, hoch klingende aber innerlich hohle Abstraktionen blendeten, Leute wie Camille Desmoulins. Am gefährlichsten wurden sie durch ihre Verbindung mit den Doktrinären und Ideologen. Neben der Leichtfertigkeit, dem Sinn für die Realität liegt nämlich im französischen Volkscharakter ein starker doktrinärer Zug. Wenn der Franzose doktrinär wird, so wird er es in seiner Art gleich bis ins Extreme gehenden Art, er wird es noch viel schlimmer als der Deutsche, er begnügt sich nicht mit der Aufstellung von abstrakten Theorien, sondern will seine Abstraktion gleich in die Praxis übertragen. Dieser Zug ist sehr häufig in Frankreich (man denke nur an Fourier, Cabet u. s. w.). Um es kurz zu sagen: die Verbindung von Doktrinarismus und janatischer Schwärmerei, und nichts anderes hat die französische Revolution zu grunde gerichtet.*)

Die Revolution war wie oben nachgewiesen, im Anfang eine rein soziale Bewegung. In den cahiers, welche den bürgerlichen Deputierten der Generalstände mitgegeben wurden, finden sich fast nur Beschwerden wirtschaftlicher Art. Wie denselben abhelfen, wußte das Volk natürlich nicht, das sollten eben die Deputierten ergründen. Das Volk wußte nichts, als daß es keine Arbeit und kein Brot habe. Von 26 Millionen Einwohnern konnten 25 nicht lesen noch schreiben, das heißt, sie waren Tiere, einfache Tiere. Jedes Mittel fehlte ihnen, sich zu unterrichten — selbst die Bibel war ja ein verbotenes Buch. Man komme nicht mit dem albernen Märchen, Voltaires und Rousseaus Schriften hätten die Massen aufgewühlt: ²⁵ 20

*) Man denke z. B. nur an den thörichten, ganz doktrinären Beschluß vom 21. Mai 91, welcher die Wiederwahl der Mitglieder der Konstituante verbot, und so jede organische Fortentwicklung der Gesetzgebung unmöglich machte.

aller Franzosen vermochten sie nicht zu lesen. Die Schriften Rousseaus hatten nur im Kopf einiger hundert überspannter und ehrgeiziger Menschen abstrakte, wesenlose Ideale wachgerufen: unbeschäftigter Advolaten, welche danach brannten, eine politische Rolle zu spielen, zu herrschen, und zu dem Zwecke strebten, neue, abstrakte, unerprobte Lehren in die Wirklichkeit zu übersezen. Nun denke man sich den größten Teil aller Franzosen hungrig und darbdend, dabei ohne Bildung, ohne jede Mittel sich zu unterrichten: also ganz dem anheimgegeben, was durch ihr Ohr in ihr Gehirn drang. Man denke sich eine Anzahl ehrgeiziger, unbeschäftigter Advolaten — also Leute, deren Geschäft das Reden ist, die Phrasen, das Verdrehen der natürlichen Begriffe und Wahrheiten. Diese Leute liegen der Masse fortwährend in den Ohren: schmeicheln ihr hündisch, sagen ihr, daß sie der eigentliche Herr von Frankreich sei, versprechen Beseitigung aller Not, wenn man ihnen den Befehl übertrage, versichern, die Rezepte für die Beseitigung des Elends in der Tasche zu tragen: nämlich die drei großen Worte „Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!“ . . . natürlich ist ihnen die Masse des Volkes willenlos überliefert, sie besteht eben aus kritiklosen Tieren.

Ich bin weit entfernt, die Häupter der Revolution, vor allem Robespierre, für Schwindler zu halten, wie z. B. noch Mahrenholz thut. Viele glaubten noch ehrlich an ihre Sache, an die allein seligmachende politische Freiheit. Jene Zeit hatte noch keine Ahnung von den großen geistigen Ergebnissen unseres Jahrhunderts: vom Gesetz der organischen Fortentwicklung, vom Prinzip der Anpassung, vom Gesetz der Erhaltung der Kraft. Das Prinzip der Deduktion, das Abstrakte, das Absolute waren noch mächtig in der Welt. Man glaubte in der That, es sei möglich, die politische und soziale Entwicklungsgeschichte eines Landes einfach auszulöschen und mit einem Schlage eine ganz neue Ordnung des Staates und der Gesellschaft auf Grund abstrakter Prinzipien zu begründen. Man hatte keine Ahnung davon, daß das Gesetz der organischen, der stufenweisen Fortentwicklung das natürliche Ergebnis der scheinbar widerstrebenden Gesetze der Bewegung und der Trägheit ist. Rousseau war das Unglück Frankreichs und der Gesellschaft, wie Hegel später das Unglück Deutschlands wurde. Man glaubte damals noch, eine Staats- und Gesellschaftsordnung könne ein einzelner Mensch aus einem abstrakten, philosophisch deduzierten Prinzip herauschaffen, und diese Ordnung lasse sich verwirklichen, ohne den Widerstand der Trägheit wie der Leidenschaften der Menschen. Zum Unglück trug Rousseau seine Lehren in einer so blendenden Dialektik und Rhetorik vor, daß er die Gemüter der „Gebildeten“ jener Zeit — das heißt der von deduktiver Bildung erfüllten — vollständig verwirrte. Er verlangte einfach den Ver-

zicht auf alle Ergebnisse einer fünftausendjährigen Kulturentwicklung, er verlangte, daß Menschen Engel sein sollten; ohne Geschichtskenntnisse begründete er eine hinverbrannte Auffassung der allmählich entstandenen Gesellschaft als eines einmaligen Vertrages, er legte den Grund zu jener verhängnisvollen Auffassung von der Omnipotenz des Staates; seiner Herrschaft über die Kirche, die noch heute in den Köpfen unserer Nationalliberalen spukt. Ein paar hundert junger Streber, die unter dem alten Régime nicht recht vorwärts kamen, hofften, das Ruder in die Hand zu bekommen, wenn auf einmal eine ganz neue Ordnung begründet würde und trieben nun das Volk an, alles Alte zu stürzen, zu vernichten, damit der neue Staat, das tausendjährige Reich der Natur, bald begründet werde. Es ist kein Unterschied zwischen den Revolutionären von 1793 und den Wiedertäufern von Münster. Der *contrat social* und die Offenbarung Johannis stehen auf einer und derselben Stufe. Die Ergebnisse der jahrzehnte langen Studien Montesquiens waren mit einem Schlage vernichtet durch die improvisierte Dialektik des Phantasten von Genf,*) die Bahn der organischen Entwicklung, die einzige, die zum Heile führen konnte, die Bahn der Induktion, durch welche England groß geworden, und die Montesquieu vorge schlagen, ward verächtet, die Revolution triumphierte. Abbé Sieyès bespöttelte die englische Verfassung und verpflichtete sich, zu jeder Stunde eine bessere aus dem Ärmel zu schütteln. Die Deduktion besiegte die Induktion, und an diesem ihren Pyrrhusiege — dem letzten, der ihr noch in der Welt blühen konnte — ging Frankreich zu grunde. Dazu kam eine andere Krankheit, welche auch dem Dogmatismus, der Abstraktion ihre Entstehung verdankt: neben dem Rousseau-Wahnsinn trat epidemisch der Römerwahnsinn auf. Eine mißverständliche Auffassung der Antike lag in der Zeit, als verhängnisvolle Erbschaft des Verfalls der Renaissance. In Deutschland, bei dem ästhetischen Volke, infizierte sie durch Winkelmann die Kunst und schuf eine kalte, seelenlose, rein formale Plastik und Poesie — in Frankreich, bei dem politischen Volke, ward sie ins reale Leben übertragen und schuf verhängnisvolle Staatseinrichtungen. Alles sollte „römisch“ sein — bis auf die Vornamen. Aber nichts von der praktischen, schneidigen Art der alten Römer, sondern alles nur Phrasen und Pose. Die Gironde ging an dem Römerwahnsinn zu grunde. Einrichtungen, welche dort organisch aus dem natürlichen Boden, dem Milieu herausgewachsen waren, wurden — als hätte Montesquieu nie gelebt und geschrieben — einfach auf

*) Rousseau gab übrigens selbst seine Lehre nur für eine Phantasie aus und sträubte sich aufs heftigste gegen eine praktische Anwendung. Hätte er die Revolution noch erlebt, er würde ohne Zweifel auf der Guillotine geendet haben.

eine ganz andere Zeit, ein ganz anderes Volk übertragen, und erlitten natürlich jammervollen Schiffbruch. Man redete sich in ein Heldentum hinein, ein Republikanertum, einen Tyrannenhass, der nichts war als Schauspielerci. Man köpftc wie in Rom tüchtige Feldherrn, weil sie Unglück hatten, und beraubte sich selbst der besten Kräfte. Wenn man all das Unheil anzählen wollte, was die mißverständene Auffassung der Antike in der Welt hervorgerufen, das sie noch heute in der geistigen Verkrüppelung unserer Jugend auf den Gymnasien bewirkt, man müßte dicke Bücher schreiben und der Renaissance fluchen, die unwissentlich so viel Elend in die Welt gebracht.

Es zeigte sich bald, daß die Nation sich gegen die neue ex abrupto-Ordnung sträubte, daß sie den Volksbeglücker hartnäckigen Widerstand entgegensetzte. Daran aber war natürlich nicht die neue Ordnung schuld, nicht die Verlegung des Gesetzes der organischen Entwicklung, sondern nur die Gemeinheit der Feinde des Vaterlandes! Die Nation war noch nicht reif für die neue Zeit, die neue Wahrheit, eine ganz neue Generation mußte erst herauskommen, die in den Anschauungen Rousseaus erzogen war, und um der Natur zu Hilfe zu kommen, wollte man die alte möglichst rasch beseitigen! Das pflegt so zu geschehen. Moses führte in gleicher Lage die Juden vierzig Jahre lang durch die Wüste, bis die in neuen Anschauungen aufgewachsene, seine Generation reif war — Robespierre schickte die alte auf die Guillotine. Moses hatte Glück, Robespierre Pech: das ist der ganze Unterschied.

Die kommende Generation ist immer der geistige Antipode der herrschenden, der Herrschaftswchsel der Generationen erzeugt Stürme, ähnlich wie jener der Jahreszeiten, nirgends läßt sich dieses Prinzip, das Lorenz entdeckte, so klar erkennen, wie in der Geschichte der französischen Revolution. Sie ist einfach ein notwendiger Vorgang beim Wechsel zweier Generationen, der Sturz der älteren durch die jüngere. In der Champagne standen sie sich 1792 gegenüber, wie vierzehn Jahre später bei Jena, die junge zügellose Kraft besiegte schon damals die vermorrhete, eingeroßete alte, wie sie sie 1806 endgiltig vernichtete, durch ihren stärksten und genialsten Vertreter Napoleon, den natürlichen Höhepunkt der Revolution.*)

Dieser hatte ihre Entwicklung mit angesehen. Zornbebend hatte er die Abstraktion, die Ideologie, die hohle Theorie Herrin sehen werden über die natürliche Praxis, über den Geist der Realität — er, der größte Realist

*) Darum sagte Goethe mit seinem wunderbar feinen Gefühl für die Realität schon bei Walsmy zu den Offizieren: „Denn hat eine neue Epoche der Geschichte begonnen, und ihr könnt später sagen, ihr seid mit dabei gewesen.“

aller Zeiten. Er hatte gesehen, wie die junge Generation gerade in dem Bestreben, sich der alten entgegen zu setzen, doch an dem Leiden der alten zu grunde ging, das sie von ihr ererbt hatte, ohne es zu wissen: der hohlen Dabuktion. Man begreift daher seine spätere Wut gegen die Ideologen — die er sein Wahlvaterland hatte zerfleischen sehen. Aber man begreift auch, daß dieser Haß ihn blendete, daß er nun jeden Geist für Ideologie hielt, welcher sich über die gemeine Realität erhob: nicht weil er sie verleugnete und verachtete, sondern weil er ihr Wesen, ihren Geist aus ihr herauszog, weil er nicht ein Hirngespinnst verwirklichen wollte, sondern die Alltäglichkeit vergeistigte. Die Erinnerungen seiner Jugend verblendeten Napoleon, so daß er nicht unterscheiden konnte zwischen einem Tichte und einem Kobespierre, und daselbe, was ihn erhob, die Verachtung der Spekulation stürzte ihn wieder, weil er das Wesen der Realität nur äußerlich zu fassen imstande war.

Welche überraschenden Blicke in die Entwicklung des Weltgeistes in der Geschichte gewährt uns das Studium der Revolutionsepöche! Welche Zusammenhänge zwischen Ursachen und Wirkungen!

5.

Aber die eigentliche, letzte Ursache des Scheiterns der Revolution war uoch eine andere.

Wir müssen immer wieder darauf zurückkommen: die Ursachen der Revolution waren wirtschaftlicher Natur, nicht politischer, das Volk bedurfte zweierlei: wirtschaftliche Reformen, und Bildung, Unterricht, um sich über seine eigene Lage ein Urteil bilden zu können, es bedurfte einer neuen Verteilung der Steuern, einer Änderung der Arbeits-, Bodenbewirtschaftungs- und Marktverhältnisse, aber es bedurfte nicht neuer Regierungs- und Verwaltungsformen. Wie seine Lage zu verbessern sei, wußte das Volk nicht: Geistlichkeit, Königtum, Adel hatte es absichtlich in Unwissenheit und Trümmerei niedergehalten, ihm unmöglich gemacht, sich Kenntnisse anzueignen, in der Meinung, es so am leichtesten regieren zu können.*) Nun rächte sich dieses System in der grauenvollsten Weise, indem die Masse, unfähig zwischen denen zu unterscheiden, die es gut mit ihr meinten, die praktische Vorschläge brachten, und denen, die sie nur für ihren persönlichen Ehrgeiz ausnützten, den lautesten Schreier nachrief, und tot schlug, wen ihr die Demagogen tot zu schlagen befohlen, in der thörichten Meinung, sich dadurch

*) Von den 6000 Unterschriften, welche die Adresse vom 17. VI. 91 trug, waren neun Zehntel Kreuze!!

zu verbessern. Der einzige Schutz gegen die Revolution, gegen die Brutalität der Masse ist Erziehung derselben, Bildung, ihre Fähigkeit, zwischen vernünftig und unvernünftig zu entscheiden. Nur ein unwissendes Volk ist wahrhaft gefährlich, ein unterrichtetes läßt sich nicht verführen. Und nun bedenke man die modernen Bestrebungen gewisser Kreise, das Volk in die alte Unwissenheit und Trägheit zurückzuführen! Die Herren Hammerstein und Genossen sind es, welche die Revolution der Zukunft heraufbeschwören. Daß so manche Leute auch gar nichts aus der Geschichte lernen wollen!

So wenig das Volk die Mittel kennen konnte, ihm zu helfen, so sehr fühlte es doch in seinem dunklen Drange wenigstens den einzig richtigen Weg. Es verlangte amtliche Getreidepreise, Ausweisungen fremder Arbeiter (der Savoyarden), staatliche Zuschüsse an die Bäcker zur Herabsetzung des Getreidepreises u. s. w.: kurz, Forderungen, welche denen der modernen Agrarier und Zünftler auf ein Haar ähnlich sehen. Man gab sich damals denselben Illusionen hin wie heute. Man verbot die Getreideausfuhr, ja verbot, das Getreide aus einem Departement ins andere zu verkaufen. Aber man vergaß ganz, daß so wie heute, die Interessen der verschiedenen Klassen ja eben gegen einander stritten: indes die Städter Hunger litten und billiges Korn forderten, amtliche Herabsetzung der Taxe, verlangten die Bauern höhere Preise, amtliche Steigerung — und die Ursache zum Bürgerkriege war gegeben. Sobald der Getreidepreis von den Municipalbeamten so niedrig festgesetzt war, daß der Bauer nicht mehr auf die Produktionskosten kam — d. h. sobald das Gesetz der Erhaltung der Kraft verletzt war — versteckte er aber lieber sein Getreide, als daß er es hergab, oder wagte den Tod, es heimlich nach der Stadt zu schaffen, wo ihm die Reichen, die Hunger litten, unter der Hand hohe Preise zahlten, oder ließ das Feld einfach brach liegen, und streifte. Natürlich trat Elend und Not ein, aller Handel stockte, alle Gewerbetreibenden, die auf den Luxus angewiesen sind, Perrückenmacher, Schneider u. s. w. gerieten in bitterste Not, kurz die sozialen Verhältnisse wurden von Jahr zu Jahr verworren, trostloser. Der Adel verarmte immer mehr. Eine Anzahl geschickter Spekulantien aus dem dritten Stande fand glänzenden Boden für wucherische Operationen, die Getreidespekulation wüthete, man kaufte die Besitztümer vertriebener oder verarmter Adliger für ein Spottgeld; mit einem Wort: der bürgerliche Kapitalismus ward in den sozialen Wirren der Revolution geboren, dessen Herrschaft noch tausendmal rücksichtsloser, brutaler, niederträchtiger, ausfaugender wurde als die des Adels. Bis zur Revolution war das französische Volk mit Ruten gezüchtigt worden, jetzt ward es mit Skorpionen geschlagen, mit den Skorpionen der Bourgeoisie.

Was thaten nun die Parlamente — die konstituante, die gesetzgebende Versammlung, der Konvent — um dem Hauptübel, den sozialen Wirren zu steuern? Im Anfang schien man wenigstens zu versuchen, sich dieser Aufgabe zu widmen. Noch am 17. Juni 89 hatte man sich mit solchen Dingen wie Steuern und Staatsschulden beschäftigt. Aber jetzt kam die hohe Politik, der politische Ehrgeiz, der Kampf gegen das Königtum: und nun war keine Vernunft mehr. Am 23. Juni war das Schicksal der Revolution entschieden. Der Kampf galt nicht mehr dem Hunger, sondern dem Despotismus, und die blödsinnige Phrase von der heiligen Dreieinigkeit der „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, das hohle, pathetische Wort sollte die Wunden des Landes heilen. Von der Ordnung der Landesbewirtschaftung, der Beseitigung der Ungerechtigkeiten im allgemeinen Verhältnis von Besitz und Steuerpflicht, von der staatlichen Ordnung der Arbeit und des Handels: von all dem war keine Rede mehr. Das waren ja Dinge, für deren Reorganisation tatsächliche Kenntnisse erforderlich waren, eine unablässige, angestrengte Arbeit! Dazu aber hatten die ehrgeizigen Advokaten und Literaten nicht die mindeste Lust, deren ganze Kenntnisse in Phrasen bestanden, sie wollten einfach herrschen, Einfluß ausüben, Minister, Diktatoren werden; das Volk mochte zusehen, wie es sich die Mägen vollschlug. Ihr Völkler, hütet euch vor nichts so sehr als vor den Advokaten,*) welche Demagogie treiben, sie sind der gefährlichste Feind ihrer Länder! Wegequet jedem Advokaten mit Mißtrauen, der regierungsfeindliche Volksreden hält — prüft erst ganz genau, ob er auch Interesse, Verständnisse, Kenntnisse für die wirtschaftlichen Fragen mitbringt! Weil jeder Advokat viel mit den Gesetzen zu thun hat, weil er bisweilen in die Lage kommt, die Schwächen einzelner Gesetze in der Praxis kennen zu lernen, hält jeder sich für einen Solon. Advokaten und Professoren sollten von jedem Einfluß auf das politische Leben gesehlich ausgeschlossen, und auch nicht in die Parlamente wählbar sein.

Die ganze Thätigkeit der revolutionären Parlamente war auf eine Änderung der Regierungs- und Verwaltungsverhältnisse gerichtet: Beschränkung der königlichen Macht, Abgewalt des Parlaments, Vernichtung der Kirche, Einfluß der Gemeindebehörden als den Untergebenen des Parlaments: darüber kam man nicht hinaus. „Freiheit und Gleichheit!“ Diese hohlen, inhaltslosen Worte mußten alles decken. In einer Regelung der Arbeits- und Besitzverhältnisse, zu einer Vorbeugung gegen künftige Hungers-

*) Von den 745 Deputierten der unheilvollen gesetzgebenden Versammlung waren 400 Advokaten.

not und Arbeitslosigkeit nicht einmal ein Versuch. Immer wieder nur „Freiheit!“*) — jenes Wort, das darum die Herzen der Menschen so unwiderstehlich ergreift, weil es nichts sagt, weil jeder sich etwas anderes darunter denken kann, was ihm in den Wunsch paßt, gerade wie die anderen thörichten, nichts sagenden Schlagworte: Liebe, Glück, bei denen sich jeder etwas anderes denkt. In diesem Umstande liegt nämlich das Geheimnis des Erfolgs aller Parteien, welche mit Schlagworten operieren.

Sobald dann diese Worte in Thaten umgesetzt werden sollen, schlagen sie immer in ihr Gegenteil um. Die Freiheit wurde zum fürchterlichsten Zwang, so wie es an wirtschaftliche Verhältnisse ging. Todesstrafe auf Ausfuhr oder Verhehlung von Getreide, Zwangskurs der schwindelhaften Assignaten, Todesstrafe bei Verweigerung ihrer Annahme, Todesstrafe für Versuch der Auswanderung, Todesstrafe für jede aristokratische Lebensgewohnheit, kurz Todesstrafe für jeden, der wagt, auch nur im geringsten anderer Meinung zu sein als die augenblicklichen Machthaber. Freiheit und Tyrannei sind Zwillingenbrüder wie Schlaf und Tod und einander zum Verwechseln ähnlich. Noch einmal: jedes allgemeine Schlagwort muß in die Praxis übersetzt notwendig in das Gegenteil dessen ausarten, was es darstellen will. Es giebt nichts gefährlicheres für das Glück der Völker als allgemeine Schlagworte.

Um es kurz zu sagen: die französische Revolution scheiterte daran, daß sie aus einer sozialen sich rasch in eine politische verwandelte. Sie scheiterte daran, daß man damals glaubte, das Wohlbefinden der Völker hinge ab von den politischen Einrichtungen, während in Wirklichkeit diese erst in zweiter Linie in betracht kommen und vor Allem die wirtschaftlichen Einrichtungen für das Wohlbefinden der Völker entscheidend sind: das heißt eine gerechte und naturgemäße Ordnung der Besitz-, Arbeits- und Warentauschverhältnisse. Diese grundlegende Wahrheit, das oberste aller sozialen und geschichtlichen Gesetze, ist bekanntlich die große Entdeckung Lassalles und Marx's. Es wird keine Geltung haben, wenn von den anführenden Theorien der beiden, vom Sozialismus in seiner heutigen Form mit keinem Worte mehr gesprochen werden wird, denn es ist eines jener allgültigen Naturgesetze, und eben so wahr wie die Gesetze eines Galilei, Newton, Kepler, Darwin, Helmholtz. An seiner Unkenntnis ist die französische Revolution gescheitert so gut wie die von 1848, und jede Revolution

*) Am 14. VI. 91. wurde die Koalitionsfreiheit aufgehoben, als Attentat auf die allgemeine Freiheit!!

wird scheitern, welche es mißachtet oder verleugnet und meint durch Änderungen der Regierungsform oder des Verwaltungsmechanismus allein einem Volke zu helfen. Republik oder Königtum: kein Mensch wird sich künftig darum auch nur von seinem Stuhle erheben. Die Frage der Zukunft lautet lebendig: privates oder gemeinsames Eigentum? freie Konkurrenz oder Betrieb aller Gewerbe auf gemeinschaftliche Kosten und zum gemeinschaftlichen Vorteil? Nur darum wird sich der Kampf der Zukunft bewegen. Auch dies verdanken wir, wenn auch indirekt, der französischen Revolution — und noch mehr vielleicht: dem modernen Frankreich.

6.

Wer die Entwicklung der französischen Revolution aufmerksam verfolgt, wird bemerken, daß sie sich wie eine Schachpartie zwischen zwei gleich starken Gegnern abwickelt, welche hier Naturmächte zu sein scheinen. Mit unvergleichlicher Genauigkeit löst ein Schlag immer den Gegenschlag aus. Der Versuch des Königs, die Generalkstände zu beschwindeln, erzwingt den Schwur im Ballhause. Die Gegenpartei antwortet mit der Entlassung Neckers — das Volk stürmt die Bastille. Der König, eingeschüchtert, reißt nach Paris, der Adel verzichtet zum Schein auf seine Privilegien: die Wirkung jenes unerwarteten Ereignisses. Das Volk antwortet durch seinen Zug nach Versailles, es nußt die Blöße aus, die der Gegner sich giebt. Der König giebt wieder nach, er siedelt in die Tuileries über, in den Herd des Aufstands, giebt seine bessere Position preis. Der Gegner nußt die Situation weiter aus: der Adel wird aufgehoben, der Kampf wendet sich gegen die Kirche, als den einzigen noch nicht angegriffenen Gegner. Natürlich geht der niedere Klerus vom dritten Stand zu dessen Gegnern über, verbindet sich mit Adel und König, und die in ihrem Besitz bedrohten Adelligen führen im Auslande den Krieg, um ihre Interessen zu retten. Die königliche Macht wird immer mehr beschränkt — der König verliert ganz den Kopf, flieht, und protestiert gegen alle Beschlüsse. Seine Suspension und Verhaftung sind die natürliche Antwort, worauf Lafayette auf dem Marsfeld einen — vergeblichen — Reaktionsstoß versucht. So geht es immer weiter, jede Aktion löst sogleich die natürliche Reaktion aus. Die Antwort auf das Manifest des Herzogs von Braunschweig und die Invasion sind die Septembermorde, nach einfachen psychologischen Gesetzen löst die Drohung die Wut aus. Die ganze Geschichte der Revolution bietet auch nicht eine überraschende, befremdende Wendung, alles geht mit fast mathematischer Nichtigkeit vor sich, es giebt kein zweites Ereignis, an dem man die Gesetze der Geschichte, und zumal die der Revolution so klar studieren kann:

es ist ein schöner, durchaus normal verlaufender Fall wie der Arzt sagt, ein höchst instruktives volkspathologisches Bild.

Nachdem die Macht der Gegner niedergeworfen ist, entstehen natürlich unter den aufgeregten Gemütern der Sieger selbst Zwistigkeiten. Die Frage, ob den Gegner vernichten, zertreten oder schonen, wird zum natürlichen Ausgangspunkt des Kampfes der persönlichen Gegensätze der Führer, ihrer Herrschsucht, ihres Willens zur Macht. Verg und Gironde, bisher brüderlich einig in der Bekämpfung des Königtums, entzweien sich, sobald es sich um die Frage handelt: Wer soll nun herrschen? . . . Die Brissot! — die Robespierre! ist die Lösung. Naturgesetzmäßig siegt in erregten Zeiten für den Augenblick immer die stärkere Kräfteanspannung, die stärkere Willensäußerung, die extremere, radikalere, konsequenterere Partei, — einfache Folge des Trägheitsgesetzes und des Gesetzes der schiefen Ebene, und am schnellsten und heftigsten werden die zerrieben, welche unsicher zwischen den Parteien hin und herschwanken, wie Lafayette: sie werden von beiden Gegnern bekämpft. Die Halbheit ist in der Revolution immer zuerst verloren: Mirabeau, Lafayette, Ludwig XVI. Die Extreme vermag sich länger zu halten wenn sie vor den äußersten Konsequenzen nicht zurückschreckt, und wird erst vernichtet, wenn die Reaktion langsam eine Kräftemenge gesammelt hat, die größer ist als die von der extremen Partei angewendete, und wenn es ihr gelingt, sie in einem Moment zur Geltung zu bringen, in dem die Gegenpartei von ihren Kräfteanstrengungen erschöpft ist und ausruht, neue Kraft zu sammeln. In diesem Moment ist ein Reaktionsstoß von Wirkung. Wir sehen das am Auftreten des Direktoriums und der Muscadins, als der Gegenrevolution gegen Robespierres Schreckensregiment. (Daselbe wiederholt sich u. a. 1815 Napoleon gegenüber). Nun schlägt mit natürlicher Notwendigkeit die allgemeine Stimmung in ihr entgegengesetztes und darum verwandtes Extrem um: die Grausamkeit geht in Wollust über, auf das Blutbad folgt die Orgie des Direktoriums, die lang entbehrt Genußsucht verlangt ihr Recht und will das Entzogene mit einem Schlage einholen. Genau so erging es stets im Mittelalter während der Pestepidemien (z. B. in Florenz), genau so 1870 in Deutschland nach dem schweren Kriege. Alles dies sind geschichtsgesetzmäßige Erscheinungen, die zu allen Zeiten in allen Ländern gelten: die Psychologie der Revolution.

Neben diesen gesetzmäßigen, allgemein gültigen Erscheinungen sehen wir nun einzelne andere, die ganz besonderen französischen Charakter tragen und ihr das individuelle Gepräge geben, welches weder die Hinrichtung Ludwigs noch der Kampf zwischen Danton, Marat und Robespierre, noch der Übergang zur napoleonischen Tyrannei zeigen: Dinge, welche in den Revolutionen

aller Zeiten und Länder ihre Ähnlichkeiten finden (die Hinrichtung Karls von England, die römischen Bürgerkriege u. s. w.).

Französisch ist dagegen der ausgesprochen theatralische Zug, der durch die ganze Revolution geht, die glänzenden und feierlichen Inzenierungen, die pomphaften Feste, die pathetischen Sentimentalitäten. Man denke an die Posse der Klooßschen Menschenverbrüderung der in Masken gesteckten Dienstmänner, die nichts war als ein Karnevalsstuck zur Vertheidigung der maßlosen französischen Eitelkeit — eine Huldbigung der Menschheit für Frankreich. Man denke an das komödiantische Fest auf dem Marsfelde, an das Fest des höchsten Wesens, den Triumphzug der Göttin der Vernunft, an den Apparat des Konvents bei Ludwigs Aburteilung! Man denke sich Ludwig die phrygische Mütze auf dem Kopfe, man denke Maria Antoniette durch ihre Kinder vor den Pöbelhaufen beschützt: Kann man sich effektvollere Szenen für das Mährdrama einer Vorstadtbühne denken? Wo sich eine Gelegenheit zur Entfaltung von Theatereffekten bietet, wird sie von den Franzosen aufs äußerste ausgenutzt.

Französisch ist auch die Sucht zur Parodie; neben dem Streben, alles ins Pomphaste zu erheben zugleich das Bemühen, sich über dieses Pomphaste, ja über das Schreckliche selbst lustig zu machen, es zu parodieren. Das Gefährlichste, Erschütterndste ist für den allzeit wachen Wig des Franzosen gerade gut genug. Er macht sich über alles lustig, über das Erhabenste und über das Granzigste. Der Schar, welche die blutigen Häupter de Launays und Flesselles auf Piken durch die Straßen trägt, folgt eine Kinderfchar, die um sich jenen würdig anzuschließen, Klagen geschlachtet hat und ihre Köpfe auf Stöcken jenen nachträgt. So veranstaltete man 1870 in Paris während der Belagerung aus hellem Übermut Matten- und Kafenfleischdinerz, indes noch keine Not vorhanden war. Wie glücklich kann ein wenig Trivolität ein Volk machen! wie sehr ihm das Ertragen großer Katastrophen erleichtern!

7.

Was verdankt nun unsere Zeit, was verdankt das Deutschland von heute der Revolution von 1789?

Die Meinungen gehen darüber sehr aus einander.

Die Begeisterten rufen: „Alles! Unsere ganze moderne Kultur, unser öffentliches Leben, die modernen Staatseinrichtungen — alles verdanken wir diesem unsterblichen Ereignis. Sie bedeutet die Befreiung der Menschheit aus den Fesseln der Despotie!“

Die Gegner sagen: „Sie bedeutet die Auflösung jeglicher Ordnung,

die Untergrabung der Autorität, sie ist das Werk des Teufels, sie hat nur Unheil in die Welt gebracht.“

Das eine ist so unwahr wie das andere.

Von unseren gegenwärtigen großen Einrichtungen, welche das Glück und die Ordnung unseres Staates aufrecht erhalten, sind nur zwei in gerader Linie auf die Revolution zurückzuführen: das Civilstandsregister und das Dezimalsystem der Maße und Gewichte — zwei sehr wichtige, einflußreiche, segensvolle Einrichtungen, ohne Zweifel, aber keineswegs die eigentlichen und unerläßlichen Grundlagen unserer modernen Größe und Wohlfahrt.

Welche Einrichtungen haben diese Größe und Wohlfahrt begründet?

Ich meine, Preußens Emporkommen beruht auf der

1. Allgemeinen Wehrpflicht,
2. der kommunalen Selbstverwaltung,
3. dem mustergiltigen Schulunterricht (mustergiltig bis in die jüngste Zeit, heute aber den Anforderungen nicht mehr entsprechend),
4. der Unbestechlichkeit und Unabhängigkeit des Richterstandes.

Das sind die Wurzeln unserer Kraft, die Ursachen unserer Erfolge: Parlamentarismus u. dergl. kommen erst in zweiter Linie. Es wird aber schwer fallen, diese Dinge aus der französischen Revolution abzuleiten.

Daß Carnots System, daß die *levée en masse* etwas ganz anderes, weit beschränkteres ist als Scharnhorsts großartige Heeresreform, ist längst nachgewiesen, und daß die Municipalorganisation von 1781 und 82 so gut wie nichts mit der Steinschen Gesetzgebung gemein hat, ist zweifellos. Die Gemeinden waren nach der Verfassung der „gesetzgebenden Versammlung“ nicht viel mehr als die Büttel des altherrschenden Konvents, von jener freiwilligen pflichteifrigen Durchführung der besoldeten Ehrenämter, dem wundervollen System der letzteren, der kräftigen Mitarbeit der Einzelnen am Wohl des Ganzen war keine Rede — die „Gesetzgebende“, und später der Konvent war der Tyrann, und die Municipien waren ihre Knechte. Man kann jene beiden Einrichtungen in der Revolution höchstens angedeutet finden, aber nicht begründet.

Für eine Volksbildung, einen allgemeinen und methodischen Volksunterricht geschah während der ganzen Revolution nichts: diese mächtigste aller staatserkhaltenden Säulen erhebt sich ganz auf deutschem oder besser gesagt germanischem Boden. Für die Verbesserung des Verwaltungsmechanismus hat die Gesetzgebung der Revolution manches gethan, in der Justizpflege triftete die Aufhebung der Parlamente mehr Unsegen als Förderung. Der code Napoléon ist zum Teil das Werk der Revolution, allein er ist

ohne wesentlichen Einfluß auf die deutsche Rechtspflege geblieben, die, was sie nicht aus eigenem hat, den Römern und Italienern verdankt.

Was von preussischen Einrichtungen nicht auf einheimischem Boden gewachsen ist, verdanken wir fast ausschließlich England, Amerika oder Italien: Frankreich hat uns so gut wie nichts gegeben. Es ist notwendig, dies gegenüber der kolossalen Überschätzung zu betonen, welche der französische Einfluß in Deutschland erfährt, und welche nur eine Folge der wahnwitzigen französischen Anmaßung und Selbstüberhebung ist, die es fertig gebracht hat, der Welt wirklich einzureden, daß alle moderne Kultur von Frankreich ausgehe. Die geistreichste Auslegung der englischen Staatseinrichtungen, die allerdings auf Deutschland von großem Einfluß waren, verdanken wir wohl einem Franzosen, aber die Revolution hat Montesquieus grandioses Werk in die Ecke gestellt.

Ein bedeutenderer indirekter, mittelbarer Einfluß der Ideen der Revolution auf die moderne Zeit läßt sich nicht bestreiten. Die Idee der Verantwortlichkeit des Königs vor seinem Volke ist, obwohl Cromwells Haupt entsprungen, doch erst durch Robespierre Gemeingut der Welt geworden. Wir wissen jetzt, daß es nur darum keine Instanz über dem Könige giebt, weil man als selbstverständlich annimmt, daß ein König nicht die Gesetze verletzen, sein eigenes Land nicht schädigen werde. Eine Instanz aber giebt es doch beim Eintreten dieses für unmöglich gehaltenen Falles — und das ist die Erhebung des ganzen Volkes. Ihr ist der König verantwortlich, und sie kann nur auf zwei Strafen erkennen: Vertreibung oder Tod. Man hat seitdem in Braunschweig, in Frankreich und anderen Ländern von diesem höchsten Gesetze guten Gebrauch gemacht.

Dann hat uns die Revolution gelehrt, wie schon oben bemerkt, daß nicht Volksverdummung und Trümmelei ein Volk gehorftam und gefügig machen, sondern im Gegenteile nur Aufklärung und Unterricht, daß ein ungebildetes Volk gefährlicher ist als ein gebildetes, weil jenes immer das unvernünftige wollen und am leichtesten ehrgeizigen Demagogen und Rabulisten in die Hände fallen wird, während dieses fähig ist, seine wahren Freunde von seinen falschen zu unterscheiden. Das beste Mittel zum Frieden und zur Ordnung ist also die beste Schule.

Die französische Revolution gewährt wie kein anderer Teil der Weltgeschichte den Beweis für die Geltung des Gesetzes der organischen Fortentwicklung im politischen Leben, für die Verderblichkeit des Dogmatismus, für die Unmöglichkeit, philosophische Systeme oder Einrichtungen anderer Länder und Zeiten ohne eine Anpassung an die besonderen Landes- und Zeitverhältnisse einfach schematisch in andere, reale Staatskörper mit

selbständiger Geschichte und eigener Rasse zu übertragen, sie beweist uns die große Wahrheit, daß das Wohl der Völker in erster Linie von den wirtschaftlichen Einrichtungen abhängt und in zweiter von den politischen, daß geistige Mächte, wie die katholische Kirche, nur mit geistigen Mitteln zu besiegen sind und nicht mit Gewalt.

Mich dünkt, daß der exakte Beweis für diese Sätze von unermeßlichem Wert für die Zukunft wohl eine Revolution wert war, einen unablässigen Kampf von zehn Jahren.

Das, was wir die moderne Zeit, den modernen Geist nennen, ist nicht durch die Revolution hervorgerufen worden, die Revolution ist groß durch das was sie lehrt, nicht durch das, was sie ist. Die Ideen der Revolution sind verwaschenes, albernes Zeug, die Erklärung der Menschenrechte ist ein bombastischer Schwulst mit nichtsagenden oder unmöglichen Forderungen. Freiheit und Gleichheit sind Worte, bei denen sich niemand etwas bestimmtes denken kann, und die in die Praxis überlezt zu Tyrannei und Totschlag führen müssen. Die Leistung, die Bedeutung, der soziale Wert des Menschen sind gebunden an die Konstruktion seines Gehirns und an seine physische Organisation. Sind diese etwa bei allen Menschen gleichwertig? Was soll also die Phrase der Gleichheit?

Was sollte uns jene Schar von Schuften, Trunkenbolden, kalten Janatikern, Doktrinären, Strebern, Egoisten geben, welche die französische Revolution machten? Die moderne Zeit wurde in die Tausche gehoben durch eine Anzahl Männer und Werke, welche mit der Revolution in keinem Zusammenhange stehen, ja zum Teil viel früher da waren.

Montesquieus „Esprit des lois“ erschien	1748.
Beccarias „Verbrechen und Strafe“ erschien	1764.
Rathen der Weisheit entstand	1772.
Die Kritik der reinen Vernunft erschien	1781.
Kabale und Liebe, Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit erschien	1784.
Goethe reiste nach Italien	1786.
Die Kritik der praktischen Vernunft erschien	1788.

Diese Bücher und Thatfachen führten die „moderne Zeit“ heraus, sie bilden die Grundlagen jener Weltanschauung, welche heute noch in Kraft ist. *)

*) Ich sehe dabei ganz ab, von den technischen und naturwissenschaftlichen Entdeckungen (Watts Erfindung der Dampfmaschine, Galvanis Entdeckung der Elektrizität u. s. w.), die umgestaltend auf unser ganzes Denken und Empfinden, auf alle Verhältnisse gewirkt haben, und nicht das mindeste mit der Revolution zu thun haben.

Die Revolution hat einige ihrer Ideen durchgeführt, andere hat sie zum Siege verholfen, indem durch sie, ohne daß sie an jene Ideen dachte, die äußere Macht des alten Regimes zusammenbrach, das sich jenen Ideen feindlich entgegenstellte. Die Revolution hat den Ideen der modernen Zeit Hebeamendienste verrichtet, aber nicht mehr. Als das Volk von Paris die Bastille stürmte, ahnte es nicht, daß die wirkliche Revolution, die Revolution der Geister, schon längst vollzogen sei. Sie konnte nur noch dazu beitragen, diese Revolution so schnell als möglich in Praxis unzusetzen. Dies Verdienst sei ihr unbestritten. Von ihr aber als der Mutter der modernen Zeit zu sprechen, das heißt den Arbeiter unsterblich machen, der die Bindeschnur zur Sprengung der letzten dünnen Scheidewand zwischen Götzenen und Airolo ansteckte, und den Ingenieur vergessen, der den Plan und die Einzelheiten für das großartigste Wunderwerk der Welt entworfen hat.

Noch lächerlicher freilich als diese Bewunderer der Revolution sind jene Hasser, welche wie Klopstock und Schiller sie zuerst mit Begeisterung begrüßten und sich dann von ihren Gräueln schauernd abwandten. Für sie ist St. Just's Wort vernichtend, daß Revolutionen eben nicht mit Lavendelwasser gemacht werden. Nur ein Stubenhocker wie der gute Schiller war imstande zu glauben, Revolutionen könnten sich in der Wirklichkeit so schön, effektiv und harmlos vollziehen wie auf dem Theater. Mit dem „Tell“ bewies Schiller, was man jetzt Gottlob allgemein einzusehen anfängt: daß er ein großer Sprachmeister, ein großer Bühnenkenner, ein großer Künstler war, aber ein schlechter Psycholog und Historiker. In der Welt geschieht eben kein großer Kulturfortschritt ohne Blut. Was sind die Tausende der Opfer der Revolution gegen die Millionen, welche das Christentum zu verantworten hat? Welche Blutströme sind um der Aufhebung der Sklaverei willen geflossen? Ist das Deutsche Reich bei Gefang und Wursteissen eingereckt worden?

Und wird die Revolution der Zukunft, die soziale Revolution daran etwas ändern?

Wenn die Blindheit, die Verstocktheit, die Habgier des Kapitalismus sie erzwingen (und das müssen sie, wenn der Kapitalismus sich nicht ändert, was er seinem ganzen Wesen nach kaum kann), so wird diese Revolution keine Ausnahme machen von den Gesetzen ihrer Gattung.

Ich fürchte, sie wird uns alle verchlängen, alle. —



Mein Onkel aus Pommern.

Von Ernst von Wildenbruch.

(Berlin.)

An einem Abende des vergangenen Sommers fand ich, als ich nach Hause kam, nachstehenden Brief auf meinem Tisch:

„Da mir, der ich Karlsbader getrunken habe, und in der Nachkur begriffen bin, der Arzt Zerstreung verordnet hat, bin ich entschlossen, 14 Tage in Berlin dem Vergnügen zu widmen, und werde am 20. d. Mts. mittags auf dem Stettiner Bahnhof eintreffen.

Dein Onkel.“

Ich hatte meinen Onkel nur wenig, in letzter Zeit gar nicht gesehen; denn er saß in Hinterpommern als Junggeselle auf seinem Gute und kam wenig von da fort, weil er, wie er sagte, das Wasser nirgends anders vertragen konnte. Man sagte ihm nach, daß er ein wenig reizbar und Hypochonder sei — indessen — Karlsbader — 14 Tage sind etwas viel — indessen — das große Berlin — also — am 20. d. Mts. pünktlich um dreiviertel Zwölf auf dem Stettiner Bahnhofe.

Ich war vor dem Zuge an Ort und Stelle. Es war heiß, sehr heiß; für Leute mit reizbaren Unterleibsnerven kein empfehlenswertes Reisevetter — aber — wir werden schon liebenswürdig sein. — Drei Minuten nach Zwölf lief der Zug ein; ich ging ihm entgegen und musterte die Fenster.

An einem Koupéfenster zweiter Klasse stand ein ältlicher Herr mit grauem Schnurr- und Badenbart. Er war klein, untersezt und breitschultrig und füllte die ganze Fensteröffnung; auf dem Kopfe trug er eine Reisemütze, deren Schirm wagerecht über den Augen stand — es war mein Onkel. — Während ich auf ihn zuing, prüfte ich sein Gesicht; er sah unwillig aus, und musterte mit verächtlichen Blicken die Menschen, die sich auf dem Perron drängten.

Mit geschwungenem Hute eilte ich auf ihn zu — „Willkommen in Berlin“ — er war aber zu sehr mit dem Öffnen der Koupéthür beschäftigt, um meinen Gruß erwidern zu können. Als ihm sein Vorhaben nicht sogleich gelang, schien er sehr ungehalten zu werden. — „Die verfluchte Thür geht ja nicht auf,“ rief er dem Schaffner zu, der eifertig hinzustrang — er schien den Schaffner mit weiteren tadelnden Bemerkungen bedenken zu wollen, doch dieser war schon unterwegs. Mein Onkel trat auf mich zu: „Habt Ihr denn hier zu Lande keine Ahnung von Ventilation?“ sagte er mit vorwurfsvollem Tone zu mir: „Es ist ja eine Schande, was in diesen Koupés für

eine Hixe ist.“ Er schien zu glauben, daß ich zum Eisenbahndepartement gehörte; eben wollte ich ihm seinen Irrtum mitteilen, als meine Aufmerksamkeit abgelenkt wurde: Hinter meinem Onkel tauchte eine ältliche sehr erhist aussehende Dame aus dem Innern des Coupés und strebte mit Schachteln und Reisetaschen dem Ausgange zu. Sie wurde von einer jungen Dame und einem Herrn, vielleicht dem Gatten der letzteren, erwartet und empfangen. Erschöpft warf sie sich in die Arme der jungen Dame. „Wie war die Reife, Tantschen?“ hörte ich diese fragen: „Schlecht, entseßlich schlecht,“ war die klagende Antwort, „ich bin mit einem Herrn gefahren, welcher fast die ganze Zeit am Fenster gestanden hat; ich habe fast gar keine Luft bekommen.“ Vorwurfsvoll blühte sie auf meinen Onkel — offenbar war er jener „Herr“ gewesen; ich berechnete im Stillen, daß er das Coupéfenster allerdings hermetisch verschlossen haben mußte. — Tadelnde Blicke richteten sich auf meinen Onkel, mißbilligende Laute wurden vernehmbar — ich befürchtete einen Austritt — ich hatte mich geirrt. Ein ingrimmig befriedigtes Lächeln umspielte seinen Schnurrbart, den er nach Husarenart in zwei stechende Spitzen gedreht trug; das Leiden der ältlichen Mitmenschen schien ihm alles Andere als Mitleiden zu erwecken; ich stellte Betrachtungen über die moralische Wirkung des Karlsbaders an. — Der kurze Augenblick innerer Glückseligkeit ward für meinen armen Onkel jedoch schnell und rauh durch den Stoß eines Koffers unterbrochen, mit welchem ein eifertiger Handlungsreisender seine Hüfte streifte. Er stieß einen grunzenden Laut des Unwillens aus und durchbohrte den Rücken des Davoneisenden mit tödtlichen Blicken. Von den Worten, die er hinter dem Handlungsreisenden her sandte, verstand ich nur einzelne abgerissene Laute, wie: „lümmelehafte Schlingelei — Berliner Industrieengel“ und andere; er schien durch den Karlsbader noch nicht viel an Reizbarkeit verloren zu haben. „Droschke mit Gepäc gefällig?“ rief jetzt der Schuhmann, der die Marken verteilt, meinen Onkel an. Mit der Miene eines beleidigten Großveziers wandte sich dieser an mich: „Was will dieser Mann, und warum schreit er mich so an?“ Ich setzte ihm die Zwecke des Schuhmanns auseinander. „Geben Sie mir,“ sagte mein Onkel würdevoll, „eine Gepäcdroschke, aber eine offene.“ „Gepäcdroschken sind nicht offen,“ sagte der Schuhmann, seine Marken weiter verteilend. Mein Oheim, mit dem Ausdruck eines Mannes, der sich nicht ärgern will, sagte noch einmal, aber mit lauterer Stimme: „Ich wünsche von Ihnen eine Gepäcdroschke, aber eine offene.“ „Bedauere,“ versetzte der Schuhmann, „sie sind nicht offen.“ „Verlangen Sie etwa, daß ich bei dieser Hixe in einer geschlossenen Droschke fahren soll?“ rief jetzt mein Onkel mit einer Stimme, die durch den ganzen Bahnhof donnerte. Der Schuhmann zuckte schweigend

die Achseln. Eine solche Nichtachtung seiner berechtigten Wünsche war für meinen armen Onkel zu viel. Er rollte in stummem Protest die Augen gen Himmel, seine Barthaare zitterten — ich bemerkte, daß seine Augen ganz rot waren, und konnte mich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß er eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Stachelschwein hatte.

Durch unsere Zögerung waren wir unterdessen die Letzten auf dem Perron geworden, und es blieb nur noch eine Droschke zweiter Klasse für uns übrig. Mit dem Nächeln eines Märtyrers steckte mein Onkel die Fahrmarke ein, und wandte sich zum Ausgange des Bahnhof's. „Berlin ist ein Dorf,“ sagte er mir so laut, daß es der Schußmann hören mußte, den er dadurch wahrscheinlich tödtlich zu kränken hoffte. —

Durch diesen Racheakt ein wenig für die erlittene Mißhandlung getröstet, suchte er mit mir die Droschke, worauf ich mich daran machte, sein Gepäck zu besorgen. Als ich ihn verließ, sah ich, daß er das Taschentuch gezogen hatte, und die Polster des Droschkensitzes emsig abzuklopfen begann.

Der Koffer meines Onkels war ein schwarzes Ungetüm, welches etwa einen Kubikmeter fassen mußte und dessen Bewältigung zwei Gepäckträger in Anspruch nahm. — Als ich mit demselben zur Droschke zurückkam, stand mein Onkel noch immer darin und klopfte auf den Polstern herum. „Alles ganz schmutzig,“ rief er mir von oben zu, „ganz staubig und schmutzig.“ Ich wagte zu bemerken, daß es in den Straßen sehr staubig sei. — „Warum sprengt Ihr nicht,“ entgegnete er — mir schien, daß er jetzt annahm, ich gehöre zur städtischen Verwaltung. „Habt Ihr kein Wasser in Eurer Stadt? Dieser Stadt fehlen die natürlichen Hilfsmittel.“ Ich wagte, eine Gegenbemerkung zu machen, er schnitt sie jedoch mit der kategorischen Bemerkung ab, daß Berlin eine Spelunke sei. — Ich überlegte im Stillen die Eigentümlichkeit seines Entschlusses, sich eine Spelunke zum Zwecke vierzehntägiger Vergnügung auszusuchen.

Wir fuhren die Invalidenstrasse entlang, dem Dranienburgerthor zu. Die an sich nicht gerade beträchtliche Schnelligkeit unserer Kosinante wurde durch das Koffergebirge, welches sich auf dem Bode neben dem Kutscher erhob, noch beeinträchtigt; die Sonne braunte heiß auf unsere Köpfe herab; ich sah meinen Onkel von der Seite an und hatte ein Gefühl, als wenn er in seinem Ärger schmorte. Sein Gesicht verriet nichts Gutes; mit einem Ausdrücke, als ob hinter jedem Fenster ein Totfeind lauerte, musterte er die Häuser rechts und links. Mir war zumute, als säße ich neben einem Gefäß voll Dynamit, der, wenn man ihn in die Sonne setzt, explodiert. Schüchtern versuchte ich ein Gespräch zu eröffnen: „Deine Karlsbader Kur bekommt Dir gut? Du befindest Dich hoffentlich wohl?“ „Ganz schlecht be-

finde ich mich," erwiderte er, und sein Ton enthielt eine ernste Mißbilligung, daß man annehmen könnte, es ginge ihm nicht schlecht. Ich schwieg.

Wir rollten nun, indem wir von Pflasterstein zu Pflasterstein etwa eine halbe Minute brauchten, die Friedrichstraße hinunter. Aus dem Thore der dort belegenen Kaserne marschierte im Augenblick, da wir dasselbe erreichten, eine Kompagnie, welche uns quer die Straße versperrte. „Vorwärts," brüllte mein Onkel dem Kutscher zu, „vorwärts doch." Wir mußten halten, es war zu spät. Meinem Onkel blieb nichts übrig, als die Haltung der marschierenden Soldaten mit kritischem Blick zu mustern. „Sie marschieren schlecht, sie marschieren bummelig," sagte er, und da er die Gepflogenheit hatte, alle seine Äußerungen mit erhobendster Stimme vorzubringen, mußten seine kritischen Bemerkungen der Truppe vernehmbar werden. Alles wandte die Köpfe nach uns, Einige lachten, andere riefen unschmeichelhafte Bezeichnungen herüber. „Keine Disziplin in der Bande," sagte mein Onkel, indem er mit dem Stocke auf den Droschkenboden stampfte.

Die Straße war frei, wir kamen endlich wieder vom Fleck. In tiefem, feierlichem Schweigen saßen wir neben einander, so daß unsere Fahrt den Eindruck machen mußte, als führen wir als Leidtragende in einem Leichenzuge. Von Zeit zu Zeit unterbrach mein Onkel „die heilige" Stille durch abgerissene Ausrufe, und es hieß lügen, wenn man sagen wollte, daß dieselben besonderes Wohlwollen für Berlin bekundeten. „Ekelhaft groß wird dieses Berlin, ekelhaft," rief er; „wie die Pilze wachsen die Häuser — lauter scheußliche Paraden — so etwas sollte man in Paris zu bauen wagen!" — Ich wußte mich nicht zu erinnern, daß er jemals in Paris gewesen, begrub indessen meine Zweifel unter respektvollem Schweigen.

Endlich langten wir bei dem am Gensdarmenmarkt belegenen Gasthose an, den mein Onkel zu seiner vierzehntägigen Löwenhöhle ansersehen hatte.

Kellner und Hausknecht stürzten hervor und begannen, das Koffergerbirge abzuladen, mein Onkel sah von der Droschke herab mit dem Blicke eines Imperators zu. Er trat darauf in ein kurzes, aber energisches Scharmügel mit dem Droschkenkutscher ein, dem er kategorisch das Recht absprach, für die Fahrmarke 25 Pfennig extra zu beanspruchen. Endlich war das Gesecht beendet, und wir waren glücklich im Hafen angelangt.

Aber auch im Hafen giebt es Klippen, an denen die gute Larve des Menschen Schiffbruch leiden kann, und eine solche stand vor uns in Gestalt des Kellners mit schwarzem Frack und weißer Serviette. Eine der Eigenheiten meines Onkels war, daß er Kellner überhaupt nicht leiden konnte, doppelt dann nicht, wenn sie schwarzen Frack und weiße Serviette trugen, und da dies fast immer der Fall, konnte er sie fast nie anstehen. —

„Geben Sie mir,“ sagte er mit einem Tone, der von der Höhe einer ägyptischen Pyramide herabzukommen schien, „ein Zimmer im ersten Stock, nach vorn heraus.“ „Bedauere!“ und der schwarze Frack machte seinen höflichsten Diener, „der ganze erste Stock ist von einer amerikanischen Familie besetzt.“ — „Ach so“ — und ein unheilverkündendes Lächeln umzuckte den Husarenbart — „Amerikaner — ich verstehe. Rufen Sie mir den Wirt, Herrn —“ und er nannte den Namen des Wirtes, der vor zwanzig Jahren den Gasthof gehabt hatte. — „Den?“ fragte der Schwarzbefrakte. „Wenn Sie Ihren eigenen Wirt nicht kennen, so ist das schlimm,“ erwiderte mein Onkel, „wenn Sie mich dabei ansehen, wie ein wildes Tier, so ist das unnötig.“ Der Kellner lächelte und versuchte den zornigen alten Herrn von der spasshaften Seite zu nehmen. Ich sah die fürchterliche Wirkung dieser verfehlten Taktik voraus. „Vielleicht,“ mischte ich mich ein, „ziehen die Amerikaner bald aus.“ „Noch heute Abend,“ erwiderte der Kellner, „und wenn es dem gnädigen Herrn dann beliebt, sieht ihm der erste Stock zu Diensten.“ Der „gnädige Herr“ wirkte lindernd auf die entrüsteten Nerven meines armen Onkels. „Bringen Sie meinen Koffer sogleich in den ersten Stock,“ gebot er, „und geben Sie uns etwas zu essen.“

Im Speisesaal, den wir nun betraten, saßen einige Gäste, in die Zeitungen vertieft. Mein Oheim nahm die Speisefarte, las sie aufmerksam von oben bis unten durch, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß es keinen Stangenspargel gab, forderte er zweimal Stangenspargel mit Schnitzel. Der Kellner sah ihn verblüfft an. „Stangenspargel? Den haben wir nicht.“ Mein Onkel ließ ein höhnisches Redern hören. „Den haben Sie nicht, — was haben Sie denn dann?“ — „Vielleicht ein Englischs Beeffsteak?“ Hierauf schien aber der verschmitzte alte Mann bloß gewartet zu haben. „Ein Englischs Beeffsteak? Sie wollen mir in Berlin ein Englischs Beeffsteak vorsetzen? Haben Sie denn eine Ahnung, was ein Englischs Beeffsteak ist? Haben Sie denn dazu Fleisch; was wissen Sie denn von Fleisch?“ — Die Gäste blickten von ihren Zeitungen auf — der Kellner sah ihn mit einem Gesichte an, als wenn er dem Prediger aus der Wüste gegenüberstände. Mein Onkel, der die Wirkung seiner Worte mit innerer Genugthuung konstatierte, fuhr fort: „Spaßes halber mag es darum sein; bringen Sie zweimal Englisch Beeffsteak — aber daß es richtig gebraten wird!“ rief er dem verschwindenden Kellner nach, und dieses Wort „richtig“ enthielt Fallstriche und Fufangeln. Mein Onkel, dem ich von diesem Augenblicke an im Innern meines Herzens den Beinamen des „Schrecklichen“ zulegte, ging seinen Kellnervernichtungsgang weiter. „Die Weinkarte,“ herrschte er einen derselben an. Lang und eingehend war die Prüfung, welcher er die Wein-

karte unterzog. Endlich hatte er die Schwäche des Gegners herausgefunden. Alle Weinforten waren vertreten, nur zwei fehlten: Pontak und Scharlachberger. Mit scheinbar gleichgültiger Miene legte er die Karte aus der Hand. „Geben Sie mir eine Flasche Pontak,“ sagte er. Der Kellner errötete: „Den gerade bedauere ich —“ „Ach so, den haben Sie wieder nicht — na — eine Flasche Scharlachberger wird man doch bekommen können?“ „Scharlachberger?“ und der Kellner erglühte unter dem Großinquisitorblicke, mit dem ihn mein Onkel unter buschigen Brauen hervor musterte. „Aber mein Gott,“ rief mein Onkel, „Sie werden doch Scharlachberger haben? Den bekommt man ja doch überall?“ und er griff noch einmal zur Weinkarte und that, als läse er noch einmal, weil er seinen Augen nicht trauen konnte — ich mußte im Innern seine grausame Verstellungskunst bewundern. Scheinbar überrascht legte er die Karte nieder. „Sie haben wirklich nicht einmal Scharlachberger,“ sagte er zu mir gewandt. „Das hätte ich doch nicht geglaubt.“

Sein Sieg war vollkommen, der Kellner befand sich in offener Verlegenheit, Hinterpommern hatte Berlin geschlagen.

„Also eine Flasche St. Julien,“ sagte er mit dem Tone der Resignation. — Der Weinkellner verschwand, der Speisekellner erschien wieder und legte zwei Kouderts vor uns auf. „Das Beefsteak kommt gleich,“ sagte er mit verbindlichem Lächeln, denn der Unglückliche hatte wieder seine unselbige Taktik aufgenommen, meinen Onkel durch Liebenswürdigkeit zu gewinnen. Verschleßtes Unternehmen. Je zierlicher die Bewegungen wurden, mit denen er uns umtänzelte, um so drohender reckten sich die borstigen Bartspitzen — die weiße Serviette unter seinem Arme wirkte auf meinen Onkel, wie das rote Tuch auf den Stier; das ewig gleichmäßige Lächeln auf seinem Antlitz erschien dem strengen Manne aus Pommern wie eitel Unverschämtheit und Hohn. „Impertinente Physiognomie — naseweiser Schlingel“ — solches und ähnliches waren die Bemerkungen, die mein Oheim mir in seinem bekannten Flüßertone zum Besten gab.

„Eine obdöse Menschenart, diese Kellner,“ wandte er sich dann, sobald uns der Speisekellner verlassen, zu mir. „Menschen, die zu allen Nichtswürdigkeiten fähig sind.“ Da seine Bemerkungen, wie gewöhnlich, fortissimo gehalten waren, richteten sich zürnende Kellneraugen mit giftigen Blicken auf uns, und ich berechnete im Stillen, daß ich mich nach Ablauf der vierzehn Tage in keinem Lokal mehr würde sehen können.

Endlich erschien das Beefsteak. Eilig wollte ich mich darüber hermachen, als mein Onkel, der mit einem Gesichte, als ob man eine gebadene Stiefelsohle auf seinen Teller gelegt hätte, vorsichtig in sein Beefsteak hinein-

gepickt hatte, mir mit Entsetzen in den Arm fiel. „Du wirßt doch das nicht essen!“ rief er. „Es ist ja total verbrannt.“ Schwer war der Kampf, den ich zwischen Hunger und Respekt kämpfte, aber der unbarmherzige Onkel erleichterte mir denselben, indem er seinen und meinen Teller in beide Hände nahm und dem Kellner mit den Worten überreichte: „Nehmen Sie diese Beefsteaks wieder zurück, die können wir nicht essen.“ Er betonte das „nicht“, und verlieh seinen Worten dadurch Feierlichkeit und Überlegenheit. Nach endlosem Warten erschien endlich die zweite Beefsteak-Auflage, jetzt natürlich beinahe roh. Mit Qual würgte ich, der ich rohes Fleisch nicht essen kann, mein Beefsteak hinunter und ich war überzeugt, daß es auch ihm abscheulich schmeckte. Trotzdem behauptete er, daß es jetzt erst annähernd einem Londoner Beefsteak gleichkäme. Ich glaubte mich zu erinnern, daß er in London so wenig als je in Paris gewesen war.

Wir hatten unterdessen unseren Plan für den Nachmittag entworfen; als erste Nummer stand der Zoologische Garten auf dem Programm. Wir machten uns auf den Weg.

Gleich in der Mohrenstraße erregte das „blödsinnige Asphaltpflaster“, wie er sich auszudrücken beliebte, die lebhafteste Mißbilligung meines Oheims. Er blieb alle fünf Schritte stehen, um, wie er sagte, die Pferde zu zählen, die sich auf demselben Hals und Beine brechen würden. Zugleich prophezeite er sämtlichen Pferden Berlins ein baldiges klägliches Ende. Da sich zufällig kein Pferd bereit fand, ihm vor Augen zu sterben, gelangten wir endlich nach Ablauf etwa einer halben Stunde an das Brandenburger Thor.

Mein Herz schlug höher, denn ich hoffte, ihm mit einer Einrichtung, die er noch nicht kannte, der Pferdeisenbahn, zu imponieren. „Da soll ich mich hineinsetzen?“ sagte er mit einem halb mitleidigen Lächeln — „na, meinethwegen!“ Mit diesen Worten trat er auf den hinteren Perron eines Pferdebahnwagens und gleichzeitig auf die Füße eines schwächtigen jungen Mannes, der sein geringes Volumen trotz aller Anstrengung nicht soweit einzuziehen vermocht hatte, daß er nicht doch mit dem umfangreichen Mann aus Hinterpommern in Kollision geraten wäre. Der Getretene krümmte sich, mit kaltem Lächeln schritt mein Onkel an ihm vorüber in den Wagen hinein. Sobald er hier Platz genommen, zog er eine ungeheure steiflederne Zigarrentasche und aus dieser eine Zigarre hervor, welche die Gestalt eines gezogenen Kanonenrohres hatte. Ich sah das Schreckliche sich vorbereiten, bevor ich aber noch Zeit gehabt, ihm zuzulüftern, daß das Rauchen hier nicht gestattet sei, hatte er sich bereits in eine Wolke von Dampf gehüllt und begann wie ein Kachelofen zu qualmen. Unwilliges Zischen, Flüßtern und Murren wurde laut, und der Schaffner, der eben, da der Wagen sich

in Bewegung setzte, hereintrat, glaubte seinen Augen nicht trauen zu sollen. „Mein Herr,“ sagte der Schaffner, „Sie dürfen hier nicht rauchen.“ Mein Onkel sah an ihm vorbei. „Werden Sie mir das verbieten?“ antwortete er. „Allerdings, es ist nicht erlaubt, im Innern zu rauchen.“ „So etwas sagt man den Menschen, bevor sie einsteigen,“ versetzte der starre Mann aus Hinterpommern. „Es steht im Wagen angeschrieben,“ und der Schaffner zeigte auf das Rauchverbot. „So werde ich meine Zigarre draußen zu Ende rauchen“ — und mein Onkel erhob sich. „Draußen ist alles besetzt; ich muß Sie bitten, Ihre Zigarre ausgehen zu lassen.“ Jetzt war es mit der Engelsgeduld meines armen Onkels zu Ende. Wie ein Teufel in der Schnupftabakdose schnellte er von seinem Sitze auf. „Ich werde aussteigen!“ rief er mit einem Tone, als wüßte er, daß ein solcher Entschluß den Schaffner zur Verzweiflung treiben würde — „ich werde aussteigen, lassen Sie anhalten.“ „Hier ist nicht Haltestelle,“ versetzte der Schaffner — der Wagen rollte weiter. Mein Onkel ging wieder zum Stachelschwein über. „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie meine persönliche Freiheit beschränken,“ sagte er zu dem Schaffner, „ich werde mich über Sie beschweren, wo wohnt der Direktor der Pferdeceisenbahngesellschaft?“ Allgemeines erstauntes Schweigen, nebst mühsam unterdrücktem Nichern. „Ich werde zum Herrn Polizeipräsidenten von Madai gehen, ich kenne ihn persönlich, ich werde mich beschweren!“ Ich überlegte im Innern, daß ich nie etwas von seiner Bekanntschaft mit dem Polizeipräsidenten gehört hatte. Die Haltestelle war erreicht, der schwächliche Jüngling zog diesmal die Füße beinahe bis unter das Kinn, und an ihm vorüber sprang mein Onkel mit einem vom Zorn gestählten Satze hinunter; ich Unglücklicher, gebeugten Hauptes, hinter ihm drein. — Der Wagen entfernte sich, beinahe berstend vom Gelächter seiner Insassen, während wir einsam im Tiergarten stehen blieben.

Der Zoologische Garten war vom Programm abgesetzt, zum Polizeipräsidenten zu gehen, fiel ihm natürlich nicht ein, es wurde daher beschlossen, das Aquarium aufzusuchen.

Den Weg dahin füllte mir mein Onkel durch Vorträge über die zunehmende Verrohung und Vertierung der Berliner aus, denen er in nicht ferner Zeit ein trauriges Ende vorher sagte.

Im Aquarium waren damals die berühmten Tintenfische eine Kenntnis, und wir kamen gerade zur Fütterungsstunde. Der Behälter war von Schaulustigen dicht umlagert, wir standen ganz hinten und sahen gar nichts. Feierliches Schweigen herrschte, welches plötzlich aus dem Hintergrunde durch eine ärgerliche Stimme unterbrochen wurde: „Wäre es nicht zweckmäßig,

wenn die Herren da vorn einmal mit denen hier hinten tauschten?“ Die Köpfe wandten sich erstaunt nach dem Sprecher um — es war mein Onkel. — Niemand schien jedoch auf seinen praktischen Vorschlag eingehen zu wollen. — Abermalige Stille, ein Jeder suchte etwas von den Tintenfischen zu erhaschen, plötzlich wieder aus dem Hintergrunde die vor Ärger ganz weinerlich gewordene Stimme meines Onkels: „Die Herren da vorne stehen jetzt eine Viertelstunde am Glase; es ist doch eine bodenlose Rücksichtslosigkeit.“ Alle Köpfe wandten sich um, mein Onkel begann die Aufmerksamkeit in höherem Maße zu erwecken, als die Tintenfische — trotzdem rückten die Herren da vorne nicht von ihren Plätzen. Mein Onkel spuckte vor Ärger auf die Erde — und wir gingen weiter.

Einer der nächsten Behälter, bei dem wir stehen bleiben, trug die Aufschrift „Der Dornhai“. Ein Blick auf das Innere belehrte jedoch, daß gegenwärtig Aale, nicht Haie, die Inassen bildeten.

Breit trat mein Onkel vor den Behälter, und sagte mit einem Tone, als hoffte er, daß ihm jemand widersprechen würde: „Das ist der Dornhai!“ Ich schwieg wohlweislich still; neben uns stand jedoch ein Herr mit goldener Brille auf der Nase und einer Dame am Arme. Auf die Bemerkung meines Onkels hin blickte die Dame ihren Begleiter fragend an, worauf dieser mit dem Tone wohlwollender Belehrung, und offenbar in der Meinung, einen guten Provinzbewohner vor sich zu haben, der nach Belehrung verlange, mit lauter Stimme zu seiner Begleiterin sagte: „Es sind See-Aale.“ Mein Onkel drehte sich zu mir, als habe ihn von jener Seite eine Wespe gestochen. Lauter und eindringlicher als vorher, und mit einer Stimme, die vor Ärger zitterte, schrie er mir zu, was ich noch gar nicht bestritten hatte: „Es sind Dornhaie.“ Der andere sah meinen Onkel mit wohlwollendem Lächeln durch seine Brillengläser an — er konnte die Wirkung solchen Lächelns auf meinen Onkel nicht, der Unglückliche, — dann wandte er sich wieder zu der Dame an seiner Seite: „Die Dornhaie sind im vorigen Jahre eingegangen, man hat See-Aale eingesetzt.“ „Es wäre im höchsten Maße unrecht,“ donnerte mein Onkel mir zu, der mich in derselben Art belehren zu wollen schien, wie sein Gegner seine Dame, „und würde schon an absichtliche Täuschung streifen, wenn man an einen Behälter, in dem See-Aale sind, Dornhaie schreiben wollte. Solange man mir nicht beweist, daß die Direktion des Aquariums von Betrügern geleitet wird, glaube ich ein Recht zu haben, anzunehmen, daß in diesem Behälter Dornhaie sind.“

Ich fürchtete das Schlimmste, denn ich sah den Augenblick kommen, wo mein Onkel aus seiner diplomatischen Reserve heraustreten und, statt

seine Liebenswürdigkeiten auf mich abzulagern, dem Gegner direkt zu Leibe gehen würde. Mit einer plötzlichen Eingebung stürzte ich daher auf einen anstoßenden Behälter zu, und heuchelte eine enthusiastische Bewunderung für einige Seerosen, welche darin enthalten waren. „Das mußt Du sehen, lieber Onkel,“ rief ich, „komm' rasch, das mußt Du sehen.“ Er ging in die Falle und die Dame, welche bereits ängstlich den Arm ihres Begleiters ergriffen hatte, war von dem wilden Manne befreit. In einzelnen zürnenden Ausdrücken, von denen ich einige wie „dünnhastiger Brillenaffe, Berliner Weisheitspächter, arroganter Schulmeister“ verstand, verdampfte der Zorn meines vielgeplagten Onkels.

Das Aquarium war absolviert, und wir schlenderten die Linden hinunter. Beim Anblick des wohlbesetzten Schaufensters von Hillers Restauration erwachten im Innern meines Onkels menschliche Regungen, und wir schwenkten ein, um, wie er sich ausdrückte, zu probieren, ob man in Berlin Hummersalat zu machen wisse.

Die vorzüglich bereitete Speise wirkte so befänstigend auf ihn, daß er den Vorschlag machte, den Abend ins Residenztheater zu gehen, damit er später, wie er mit bössartigem Lächeln bemerkte, seinen Landpastor durch die Erzählung französischer Schweinigeleien ärgern könne. Zur Erreichung dieses menschenfreundlichen Zweckes setzten wir uns in eine Droschke und fuhren dem genannten Theater zu.

Im Theater war eine drückende Hitze, die Parquetplätze, mitten in der Reihe belegen, waren eng, und zu diesen Übelständen gesellte sich ein neuer unvermuteter Feind: der Hummersalat begann bei meinem Onkel eine eigenmächtige, verhängnisvolle Rolle zu spielen. — Der Vorhang war noch herabgelassen; mein Onkel besorgte die Duvertüre, indem er sich in Monologen erging: „Es ist gräßlich eng hier — keine Spur von Ventilation — keine Luft!“ — plötzlich wandte er sich zu mir und flüsterte in mein ängstlich lauschendes Ohr: „Der verdammte Hummersalat — ich bin vergiftet.“ Mir wurde unbehaglich, der Vorhang hob sich und ließ jede Möglichkeit eines Rückzuges vorläufig ausgeschlossen erscheinen. — Es kam eine komische Stelle — das Publikum lachte. — „Wer kann bei solchem Blödsinn lachen,“ sagte mein Onkel mit lauter Stimme; „ein dummes Stück, schlecht gespielt.“ „Pst, pst,“ ging es rings um uns her. Im Zuschauerraum herrschte eine feierliche Stille; auf der Bühne war gerade die berühmteste Szene des berühmten Stückes, in welcher eine gefeierte Schauspielerin durch ihr stummes Spiel glänzte, im Gange; alles lauschte andächtig, als sich plötzlich aus der Mitte des Parquets in einem Tone, der aus einem Grabe hervor zu

flüsteru schien, die Worte erhoben: „Ich bin ernstlich krank, ich habe starke Blähungen.“ Die Stelle, wo wir saßen, war im Augenblick der Brennpunkt von hundert Augen; mir war zumute, als ob ich mit glühenden Nägeln an den Platz genagelt würde. — Mein Oheim saß mit der Ruhe eines ägyptischen Kolosses — das Stück ging weiter. — Jetzt drehte er sich mit einem energischen Ruck nach links — mit halbem Auge folgte ich der gefahrdrohenden Bewegung — am linken Ausgang unserer Sirkreihe stand ein junger Mann, der offenbar zu spät gekommen war, und nicht mehr hinein gekonnt hatte. Er trug einen schwarzen Frack und weiße Kravatte, rechnete daher nach der Lage meines Onkels zur dienenden Menschenshälfte, vielleicht zu den Logenschließern. „Pst, Sie da!“ flüsterte ihm mein Onkel über die Köpfe von zwanzig Dazwischensitzenden zu — der junge Mann hörte nicht. — Mein Oheim legte die Hand an den Mund: „Sie da!“ flüsterte er noch einmal mit einem Tone, welcher dem einer Seepfeife gleich — der junge Mann drehte sich nach ihm herum. — „Beforgen Sie mir eine Droschke, aber schnell!“ rafaunte mein Oheim. — Der junge Mann faltete die Stirn, drehte sich wieder um, und that, als ob er nichts gehört hätte. Mein Oheim gab einen Laut von sich, wie eine zischende Theemaschine. — „Solch' ein Kerl!“ murmelte er, „wozu solch' ein Kerl nur da ist?“ Seine Stimme hatte wieder den Ton aus dem Aquarium angenommen — er erhob sich mit halbem Oberleibe in der Richtung des Übelthäters. — „Bleiben Sie sitzen!“ schallte hinter uns eine vor Entrüstung vibrierende Stimme — mein Onkel sank zurück, der Sitz knackte unter ihm. — „O — Ruhe — pst.“ so regnete es von allen Seiten auf uns ein — mein Onkel saß wie der Moses von Michelangelo, jede Sekunde zum Aufsprung bereit, und fixierte den Unglücklichen im Frack mit schrecklichen Blicken.

Endlich sank der Vorhang — mit totaler Nichtachtung fremder Hühneraugen stampfte mein Oheim durch die Sirkreihe hindurch, wie eine wild gewordene Lokomotive — ich als Tender hinterdrein — direkt auf den jungen Mann im ominösen Kleide los. Nichts Böses ahnend stand der Letztere und klatschte eifrig Bravo, als der furchtbare Mann aus Hinterpomern ihn von der Platte wie ein Widdergeschiff annahm. „Ach was bravo,“ donnerte er, „was haben Sie hier bravo zu schreien? Warum thun Sie nicht, was man Ihnen sagt?“ Der kunstliebende Jüngling fuhr herum und ward ganz blaß, als er meinen Onkel sah. „Wozu sind Sie Logenschließer?“ fuhr er fort, indem er sich mitten in den Gang stellte, so daß niemand vor- und zurückkonnte, „um Droschken zu holen, wenn Gäste es Ihnen bestellen, oder um hier zu stehen und Claque zu machen?“

Der so plötzlich zum Vogenschließer avancierte junge Mann konnte noch immer gar nicht zu sich kommen: „Ich, ein Vogenschließer?“ stammelte er. — „Mein Herr, Sie machen zu viel Lärm hier und außerdem versperren Sie den Weg!“ ertönte eine Stimme hinter uns, und ein eleganter Herr legte meinem Onkel die Hand auf die Schulter. Wie von einer Bremse gestochen, drehte Letzterer sich nach dem neuen Feinde um. „Was wollen Sie denn?“ schnauzte er. — „Ich bin der Theaterdirektor,“ erwiderte der Herr, „und ersuche Sie, den Gang frei zu machen.“ — „Sauberes Theater, das muß ich sagen,“ brauste mein Oheim auf, der nach Art des erbitterten Stieres nach allen Seiten auszuschlagen begann, „sauberes Theater, in dem man keine Luft bekommt, und wo die Vogenschließer als Claqueurs dienen!“ Der Direktor wurde ganz rot vor Zorn: „Besorgen Sie dem Herrn keine Garderobe,“ wandte er sich an einen der Garderobiers, „auf der Stelle, und verlassen Sie, bitte, sofort mein Theater,“ sagte er zu meinem Onkel. Die Energie des Direktors schien meinem Oheim zu imponieren, er brummte nur mäßig laut von „schuftiger Übervorteilung, skandalöser Behandlung anständiger Menschen“ vor sich hin und bestrafte den Garderobier für die Thatkraft seines Direktors, indem er ihm das Trinkgeld verweigerte. Wir wurden also regelrecht hinausgeworfen, wie ein begoffener Pudel nahm auch ich meine Garderobe in Empfang, und ging gefenktens Hauptes hinter dem Schredlichen her — dem Ausgange zu. Soviel Menschen als das Theater fassen konnte, standen in doppelter Reihe bis an das äußerste Thor, und ließen uns zwischen ihren höhnischen Blicken und Worten Spiegruten laufen.

Draußen brüllte mein Onkel mit einer Stimme, welche Fensterscheiben klirren machte, nach einer Droschke, und einen Augenblick später rasselten wir dem Gasthose zu. — Dort nun angelangt, stürzte sich mein Onkel auf einen uns beegnenden Kellner, riß ihm, ohne ein Wort der Erklärung, das Licht aus der Hand und verschwand mit dem vieldeutigen Rufe: „wo geht es lang?“ — Nach geraumer Zeit kam er mit der Miene eines Menschen, der ein gutes Werk vollbracht hat, zu uns zurück. —

Die Amerikaner waren abgereist, der erste Stod frei, mein Onkel befohl, seinen Koffer in sein Zimmer zu bringen — es entstand ein Suchen, ein Fragen — das Koffergebirge war verschwunden. — Der Hausknecht wurde gerufen — er erschien, und seine weiße Schürze schien vor Angst noch weißer zu erblaffen, als er den Blick sah, den mein Onkel vom Treppenaufgange auf ihn richtete. — „Ein großer schwarzer Koffer?“ fragte der Unglückliche. — „Aberdings ein großer schwarzer Koffer,“ versetzte mein Onkel. Plötzlich kam dem Hausknecht die Erinnerung: „Den haben ja die Ameri-

faner mitgenommen, weil er hier im ersten Stod stand." Wenn ich das, was nun folgte, einen Wutausbruch nennen wollte, so hieße das, aus einem Elefanten eine Mücke machen. „Die Yankee's haben meinen Koffer gestohlen, diese Yankee's, diese verdamnten Yankee's!" Tobend und brüllend lief er auf und nieder. „Mein Koffer geht nach Amerika! Sie zahlen mir Schadenersatz!" rief er dem Kellner zu — „und Sie auch!" donnerte er den Hausknecht an. Ich erkundigte mich, nach welcher Richtung die Amerikaner abgereist seien, und erfuhr, daß sie vor kurzem nach dem Stettiner Bahnhof gefahren waren. — Der Zug, den sie benutzen wollten, ging in einer halben Stunde. Ein Gedanke durchschloß meinen Kopf. „Onkel," rief ich, „wir fahren ihnen nach, wir holen sie ein!"

Gesagt, gethan; kaum zwei Minuten später rasselten wir nach dem Stettiner Bahnhof hinaus. Im Augenblicke, da wir in die große Halle eintraten, sahen wir eine Familie, welche ratlos einen ungeheuren schwarzen Koffer umstand, mit dem sie offenbar nicht wußte, was anzufangen. Mit dem Schrei eines Vaters, der sein Kind wiederfindet, warf sich mein Onkel in ihre Mitte. „Mein Koffer, wie kommen Sie darauf, meinen Koffer mitzunehmen?" — „Ist es Ihr Koffer?" fragte das fremde Familienoberhaupt; „man hat ihn uns ausgeladen, wir haben erst hier bemerkt, daß er nicht unserer war, er sieht wie ein transatlantisch aus. Well, ich bitte um Entschuldigung — wir haben Ihnen Ihren Koffer auf den Bahnhof besorgt." Bei diesen Worten ging ein plötzlicher Entschluß in der Seele meines Onkels auf; sein strenges Gesicht wurde milde, wie das eines verklärten Geistes. „August," sagte er, es war das erste Mal, daß er mich heute beim Vornamen nannte, „ich werde nach Pommern zurückfahren." Mit diesen Worten näherte er sich dem Billetschalter. „Aber lieber Onkel," wandte ich höflicher Weise ein. — „Das Wasser in Berlin bekommt mir nicht," sagte er, und mit raschem Entschlusse hatte er das Billet gelöst. „Lieber Gepäckträger, besorgen Sie, bitte, meinen Koffer, und bringen Sie mir den Gepäckchein in das Wartezimmer zweiter Klasse." Ich wollte meinen Ohren nicht trauen — die Luft seines Heimatlandes schien eine völlige Änderung seines ganzen Wesens herbeizuführen, und Pommern fing für ihn, wie es schien, bereits auf dem Stettiner Bahnhofs an. Ich ging mit stummem Staunen neben ihm her, mir war, als unschwebte eine Glorie sein Haupt. „Du bist doch wohl?" wagte ich endlich eine schüchterne Frage. „Das will ich Dir gleich zeigen," sagte er, und bestellte zwei große Gläser Grog. Es läutete zum Einsteigen — er gab mir Geld zur Berichtigung der Hotelrechnung und kletterte in das Coupé. Er beugte sich heraus — der Mägenschild stand wagrecht über seinem Auge. „Aber was wird der

„Arzt sagen?“ fragte ich hinaus. „Freuen wird er sich,“ gab er listig lächelnd zurück, „denn einerseits habe ich heute drei Pfund abgenommen, andererseits hat er wieder seinen dritten Mann zum Stat.“

Der Zug piffte und trug meinen Onkel nach Pommern heim — langsam lehrte ich in die Stadt zurück.



Nacht und Tod.

Von Hermann Heiberg.

(Berlin.)

„Wat is? Zümmers is wat mit de ole Mann?“ Die Frau, die diese Worte mit mürrischer Ungeduld hervorstieß, war groß, mager und starknochig, und grausame Unerbittlichkeit drückte sich in ihren Zügen aus. Während sie sprach, beugte sie sich zu ihrem Jungen hinab, der eben aus dem Abnahmehaus, in dem der halbblinde und taube Großvater auf dem Altenteil saß, über den Bauernhof gelaufen war und mit ängstlich aufgeregter Stimme: „Mudder! Mudder! Großvadder! Großvadder!“ gerufen hatte.

„Na? „Wat is?“ wiederholte Doris Edleffen, das Weib des Hufners Edleffen in Trambye, und strich dem Jungen mit der Schürze unsanft über die Nase, daß er ihr schreiend abwehrte. Sie ließ einen Teil ihres Ärgers über den Allen an dem Buben aus, stieß ihn hin und her, als müsse dem verschobenen Gleichgewicht seines Körpers aufgeholfen werden, und überließ sich noch mehr ihrem Zorn, als er nun zu weinen begann und dadurch in seinem Bericht unverständlich ward.

„Großvadder — liegt — liegt —“ Abermals folgte ein Thränenstrom.

„Na? liegt?“ herrschte die Frau ihren Jungen an.

„Liggt up —“

Aber weiter kam Heine (Heinrich) nicht. Er ließ die Lippen hängen, machte ein äußerst klägliches Gesicht und von den Worten, die er hervorbringen wollte, kamen nur noch abgerissene Silben zu Gehör.

Endlich, nachdem er durch ein von der Mutter zornig herausgestoßenes „Jung, lat dat Blarren, sünst treff ik Di een over!“ ängstlich gemacht, sich zusammennahm, erfuhr die Frau, daß der Großvater vom Stuhle gefallen sei, auf dem Boden liege und auf des Knaben Anrufen keinen Laut von sich gegeben habe.

Nun eilte Frau Edleffen, ihren Sohn hinter sich, durch den mit

simpeln, stark riechenden Blumen bestellten Garten, nach dem Abnahmehaus, riß die Hinterthür der Kiste auf und wandte sich dem nach der Landstraße liegenden Wohngefäß zu.

Der Großvater, ein steinalter, großer, hagerer Mann, hatte sich inzwischen mit dem Oberkörper wieder ausgerichtet und saß stöhnend neben dem Stuhl, an dem er herabgeglitten.

„Uh-eh — Uh-eh!“ ging's aus seinem wöchelnden Munde, und die halbblinden Augen waren in der Atemnot weit aufgerissen und irrten hilflos durch die karg ausgestattete Kammer, welche nichts als eine alte, wurmfressige Kommode, einige Stühle, einen Tisch und eine sogenannte Drahtkiste enthielt.

„Na, wat is denn nur wedder?“ rief die Frau, auf den Alten zutretend, laut, während sie ihn roh anpackte und ihm aufzuhelfen suchte.

Als ihr dies aber nicht gelang und er in Folge seiner Schmerzen ihr abwehrte und ein „Ne, ne, lat — Heine kann mi helpen —“ herausstieß, ließ sie ihn fallen wie einen toten Gegenstand und schrie ihm in die tauben Ohren:

„Heine is up't Feld. Wißt hier denn liggen blicben? Gah to Bett. Na, wißt int Bett? Schall ik Di helpen?“

„Ik kann nich — Ik hew Wehdag — Wehdag — Oh — Oh —“ stöhnte der alte Mann; aber dann machte er einen Versuch, allein aufzukommen. Das Weib stand dabei, ohne sich zu rühren und Heine, in der halböffnenen Thür hockend, knabberte an der Spitze seines vom Fuß gezogenen Holzstohens und sah, stumpf zuschauend, auf seinen Großvater.

Der Alte aber, ohne genügende Kräfte, sich aufzuhelfen, sank wieder zurück, und plötzlich knickte das alte Haupt zur Seite und fiel so hart auf die scharfe Kante des Stuhles, daß in demselben Augenblick das Blut oberhalb der Schläfe hervorquoll.

„Mudder! Mudder!“ rief der jetzt bängstigte Kleine und faßte die Schürze der Frau, aber sie schob den Jungen beiseite, und als ihr dabei der Hund des Alten, der sich eben durch die Thür gezwängt hatte, zwischen die Beine kam, gab sie ihm einen unbarmherzigen Fußtritt.

Das Tier heulte wehklagend auf und flüchtete, das durch den Tritt verletzte Bein mühsam nachziehend, unter den Tisch. Hier gab er noch längere Zeit Schmerzenslaute von sich, bis Heine zu ihm kroch und ihn streichelte.

Das Weib aber packte den Alten nun, ohne zu fragen, und setzte ihn zunächst in den Lehnstuhl. Dann besah sie die Wunde und rief ihm laut ins Ohr: „Dat is man en lüttje Schramm! Wißt Du nu int Bett?“ Als

er aber nicht antwortete, sondern nur vor Schmerz stöhnte, urmurmte sie für sich: „Na, denn bliv sitten, wo Du büst! De Dübel laun Di helpen!“

Bedor sie jedoch ging, schrie sie ihn noch einmal an: „Wenn Heine von't Feld kummt, will ik em Bescheid seggen. Wißt Du noch wat hebben?“

Der Alte schüttelte matt den Kopf. Er sah aus wie ein Sterbender. Die Wangen waren sahl, die Augen schlossen sich, und er fiel tief in den Lehnstuhl zurück.

Eine Weile war vergangen. Die Frau hatte mit ihrem Jungen das Zimmer verlassen. Da erhob sich der Hund, ein zottiges, kleines Tier, mit schönen Augen, treuen Augen, und schlich sich zu dem alten, in todesähnlicher Mattigkeit versunkenen Mann. Er hob den Kopf und sah mit einem schier menschlich-traurigen Ausdruck auf seinen Herrn. Endlich legte er die Pfoten auf dessen magere Kniee und wimmerte. Er wußte, daß seinem Wohlthäter etwas fehlte, er verlangte nach einem Lebenszeichen und einer Erwidrerung seiner stummen Liebe.

Zulezt bellte er mit klagenden Tönen, und jetzt öffneten sich mühsam die Augen des Leidenden.

„Min lütt Fiz — min lütt Fiz!“ ging's über die Lippen des Alten. Seine Hand streckte sich aus, der Hund leckte sie und sprang mit einem Satz auf des Mannes Schoß. Nun legte sich die zitternde Rechte des Alten auf den Kopf des Tieres, und dann ward's still in dem kleinen Raum.

Draußen aber unter den Fenstern jagten sich zwei Schwalben mit lautem Zwitschern, und die sinkende Sonne warf ihre letzten Lichter auf die kleinen Fenstercheiben, hinter denen der Mann und sein Hund ruhten.

*
*
*

Eine Stunde später kam der Bauer in Begleitung zweier Knechte vom Felde. Er hatte, wie sein Vater, eine kräftige hohe Mannesgestalt, aber er ging gebückt und eine eigentümliche hektische Röte bedeckte seine Wangen. Bedor er in das von dem großen Hof umgebene, tief zurückliegende und von alten Bäumen beschattete Haus eintrat, wandte er sich zu den Nebengebäuden und sah dort nach dem Rechten. Er guckte in den scharf duftenden Pferdestall, musterte die grunzenden Schweine und ging in die Scheune, in der Arbeitsleute bis zum Feierabend Korn gedroschen hatten. Ebleffen griff in den Haufen, ließ die Körner durch die Hände gleiten und neigte befriedigt den Kopf. Sodann lenkte er seine Schritte auf das Wohnhaus zu. Aber schon in der Thür trat ihm die Frau entgegen und sagte:

„Na, da bist Du ja! De Du is fullen. He wull sik von mi nich helpen laten. He fragt nach Di.“

Der Mann zeigte bei dieser Mitteilung eine ziemlich gleichgültige Miene, warf jedoch einen raschen, mit etwas Mißtrauen gemischten Blick auf seine Frau. Aber sie hielt ihn aus und fügte hinzu:

„Dat 's en Plag mit de ole Mann. Jeden Dag wat Rues. Un dat nimmt keen Eenn!“

„Wo is Heine? Is he all in't Bett?“ fragte der Bauer. Das Weib nickte.

Als bald schritt Edleffen zur Linken über den Hof, an den der kleine Garten des Abnahmehauses sich eng angeschlossen. Unterwegs stützte er die herabgesunkenen Georginen und riß das Unkraut aus den Beeten. Er hatte Zeit; es würde wohl so schlimm mit dem Alten nicht sein.

Vor acht Jahren, nach dem Tode der Mutter, war dem Sohne der Besitz übergeben worden. Der junge, spätgeborene Edleffen hatte sich seine Frau, die einzige Tochter eines wohlhabenden Gastwirts, aus dem Nachbardorfe geholt. Aus Liebe hatten sie sich nicht geheiratet; das Geld war für sie beide das Bindemittel gewesen. Wenn sie sich zusammenthaten, zogen sie einen um so sicheren Wechsel auf die Zukunft. Der Sohn hatte in den ersten Jahren noch eine gewisse kindliche Pietät gegen den Vater, der sich auf den Altenteil gesetzt hatte, an den Tag gelegt, jetzt stand er aber schon seit längerer Zeit auf dem Standpunkte seines völlig herzlosen Weibes. Weshalb der alte Mann noch leben wollte! Er sei ja in den Jahren! Mit 78 habe man kein Recht mehr, Lust und Dasein zu genießen, und andern Leuten Umstände zu machen. Da müsse doch für Frühstück, Mittag und Abendbrot gesorgt werden, und oft könne der Lästige im Abnahmehaus sich nicht einmal selbst das Bett machen und sein Zimmer reinigen:

Und seinen Eigensinn hatte der alte Mann auch noch! So wollte er sich nicht von dem Fiz, dem Hunde trennen. Zweimal hatte die Frau das Vieh schon heimlich fortgebracht, einmal in die Stadt und einmal in ein entferntes Dorf. Fiz aber war immer wieder gekommen, und als Doris Edleffen ihn das letzte Mal angepackt, da hatte er ihr sein schneeweißes Gebiß gezeigt.

Im Dorfe bildeten Edleffen und seine Frau oft den Gegenstand des Gesprächs. Sie gehörten zu den Wohlhabenden der Gegend, und was sie nicht besaßen, dichteten ihnen die Leute an, die sich in übertriebenen Schätzungen gefielen.

Edleffen fand seinen Vater nicht mehr in der kahlen, gardinenlosen Wohnstube im Lehnstuhl. Er lag nebenan im Schlafzimmer in einem großen, mit vielen Federtüffen ausgemachten Bett, zu dem er sich mühsam geschleppt hatte. Sich auszukleiden, dazu hatten ihm die Kräfte gefehlt, nur sein Rock lag auf einem Stuhl. Den Oberkörper bedeckte eine bunt karierte Jacke,

wie sie die Frauen tragen, und auf dem langen, mageren Halse saßen viele vereinzelt graue Haare.

„Na, Vadder?“ hub der Bauer an, indem er dem Hunde auswich, der zwar bei seinem Kommen aufgestanden war, aber nichts weniger als Zeichen der Freude oder Unterwürfigkeit an den Tag gelegt hatte.

„It full — it full — it bin bannig schwach, Genie!“ antwortete der Alte. „Lat mi en beten Melf krieg'n un en beten Brod. It will denn slapen. Morgen ward't beter war'n. Wo steiht up 't Feld? Wo is 't mit de Vookvoeten? Schön? Wat?“ Und auf die andauernd heiße Bitterung Bezug nehmend, fügte er fast launig eine alte Bauernregel hinzu: „Ja, ja! De Vookvoeten will in de Sünm sit bad'n, nich in't Water wad'n!“

„Na, dat geiht“ — knurrte der Bauer. Und kurz abbrechend, fügte er hinzu:

„Trina schall Dir Brod un Melf bring'n.“

Nach diesen Worten verließ er, kaum mit dem Kopfe nickend, das Zimmer.

Nach reichlich einer halben Stunde brachte ein robustes, gutmütig aussehendes Mädchen das Verlangte: die Milch in einem hölzernen Gefäß und das in Scheiben geschnittene Brod auf einem Teller.

„Dank of, Trina!“ machte der Mann. Sie bewegte den Kopf, setzte, da der Alte, wie sie wußte, doch nichts von dem Gebrachten afß, sondern die Speise nur für seinen Hund verlangt hatte, das Gefäß gleich auf die Erde, bröckelte das Brod hinein und trat dann ohne Aufforderung an das Bett des Alten heran. Sie schlug die Decke zurück, entledigte ihn ohne weitere Fragen und ohne besondere Umstände der Holzspantoffeln und Unterkleider und suchte, da er dadurch aus seiner bequemen Lage geraten war, es ihm wieder behaglich zu machen.

Hierauf stemmte sie die Arme in die Seiten und knüpfte ein Gespräch mit ihm an, das sie, seiner Schwerhörigkeit Rechnung tragend, ziemlich laut führte. Der Inhalt desselben betraf „die drüben“. Das Mädchen sorgte seit Jahresfrist verdeckt für den Alten und den Hund. Vielleicht wäre Edleffens Vater schon verhungert, wenn Trina sich seiner nicht wie eine Tochter angenommen hätte. Sie liebte auch den Hund, und das Tier hing ihr so treu an wie seinem Herrn.

Aber während die Beiden noch sprachen, erhob Fix plötzlich den Kopf vom Milchtopf, richtete ihn gegen das unbeschattete Fenster und knurrte.

Der Alte und das Mädchen sahen sich rasch und verständnisvoll, aber auch erschrocken an, und Trina wich vom Bette zurück. Fix gab das den

Beiden schon bekannte Zeichen, daß „jemand von drüben“ nahte, der Mann oder die Frau. Deshalb setzte das Mädchen schnell den Kopf auf einen neben dem Bett stehenden Stuhl und eilte davon.

Wenige Augenblicke später schritt die Frau dicht an der Front des Abnahmehauses vorüber und warf einen lauernden Blick durch das Fenster. Sie verhielt sich still hinter der Bettstelle, und der Alte, obgleich er nichts hören und nichts sehen konnte, wußte genau, daß etwas vor sich ging und schloß die Augen, als ob er schlief. Erst nach einer Viertelstunde sprang sie ins Bett und legte sich zu Füßen seines Herrn, der nun wirklich schlief und im Schlaf röchelte und stöhnte.

* * *

Am nächsten Morgen berichtete Trina, die dem Alten den Kaffee hinübergebracht hatte, daß ihr Schwiegervater wie tot im Bett liege. Er habe ihr auf ihre Fragen keine Antwort gegeben. Es müsse, meinte sie, zum Arzt geschickt werden.

Doris Edlessen, die eben in dem neben der Küche liegenden, mit roten Mauersteinen gebölkten und feuchte Röhre verbreitenden Keller an den Milchfässern hantierte, hielt einen Augenblick mit dem Abschöpfen der Sahne inne.

„Ach wat! Da helpt keen Dokter mehr,“ stieß sie roh heraus; aber sich besinnend, fuhr sie fort: „Is min Mann noch in de Schün? Kief mal nah un segg, it wull em spreken.“

Bald darauf erschien der Bauer in seiner gebückten Haltung in der Kellertüröffnung und rief, ohne die kurze Pfeife aus dem Munde zu nehmen, ein ungeduldiges fragendes „R—a?“ hinab.

„Sett Trina Di vertelt? Mit den Ollen in't Abnahmehaus schien't an Em,“ gab die Frau mit herzloser Gleichgültigkeit zurück und richtete sich in die Höhe.

„Kief mal nah em, un denn segg in de Krog Bescheed, dat de Dokter nach em süht. He schall em unerföken, wolang he em noch gist.“

Edlessen bewegte kaum merklich den Kopf und ging langsamen Schrittes über den Hof nach dem Abnahmehaus. Unterwegs rief er den beiden Knechten, die eben mit ihren Sensen zu Felde gehen wollten, zu, daß einer von ihnen warten und der andere allein vorausgehen solle. Er müsse vielleicht ins Dorf in den Krug und dort eine Bestellung ausrichten.

„R—a—“ knurrte der Bauer wieder, als er an das Bett des Alten trat, der mit der gebümmten Zacke und den eingefallenen, hohlen Wangen eher einem alten Weibe als einem Manne glich. „Wo is mit Di hüt Morg'n?“

Der Kranke öffnete schwerfällig die müden Augen und riß den Mund auf, der auch geöffnet blieb, während die Finger seiner hageren Hand krampfhaft hin und her zuckten.

„Schall de Dokter kam'n?“ rief nun der Bauer dem Alten laut in die Ohren, aber er that das nur, um überhaupt etwas zu sagen.

Jetzt plötzlich bemächtigte sich des Kranken ein schwerer hohler Husten, die Luft arbeitete in der Atemnot aufs heftigste und das Blut stieg ihm sichtlich in den Kopf. Ein gräßlicher, mitleiderregender Anblick. Unwillkürlich suchte er sich emporzurichten, um Erleichterung zu finden, um den Schleim aus der Kehle stoßen zu können. Da ihm solches allein nicht gelang, und sein Sohn ihm in der gefühllosen Gleichgültigkeit, „daß es ja doch nur noch die letzten Aufzuckungen seien“, nicht half, war er Sekunden lang fast dem Ersticken nahe.

Fig hatte während der Zeit kaum das Auge von dem Alten gewandt. Sein Schwanz ging lebhaft hin und her; in seine Augen trat ein ängstlich stehender Ausdruck.

Als sich nun aber der Brust des Alten Schmerzensstöße entwandten, geriet er in die größte Unruhe, jankte und wimmerte wie ein kleines Kind und hub zuletzt an zu bellern.

„Wist du, Satan?“ schrie der Bauer und erhob die Hand gegen den Hund, der sich mit eingezogenem Schwanz hinter das Bett verkroch.

„Na ja, de Dokter, de Dokter!“ murmelte der Bauer, ohne weitere Notiz von seinem Vater zu nehmen und ging auf das Gehöft zurück. Hier angekommen, erteilte er, der geringen menschlichen Regung, die noch in ihm war, nachgebend, seiner Frau den Befehl, Trina zu dem Alten hinüberzufahren und hieß den Knecht, wegen des Doktors in den Krug zu eilen. Dann ging er außs Feld.

Die Frau aber schickte, statt ihres Mannes Geheiß zu folgen, Trina hinter das Haus auf die Felder, um dort während der Mittagsstunden den übrigen Mädchen beim Aufnehmen der Kartoffeln behilflich zu sein.

*
*
*

Gegen Mittag, bevor noch der Bauer und das Gefinde von der Arbeit zurückgekehrt waren, fuhr der Arzt, der in einem eine Stunde weit entfernten Kirchdorfe wohnte und sich täglich im Kruge erkundigte, ob man nach ihm gesandt habe, in seinem Einspänner bei Edleffens vor. Er untersuchte den Schwerverkranken und erklärte, daß sich derselbe bei sorgfältiger Pflege, frischer Luft und leichter, aber kräftiger Nahrung vielleicht noch wieder erholen könne und schrie auch eine Medizin auf. Er werde in den nächsten Tagen wieder-

kommen, es sei noch nichts zu befürchten, wenn seine Anweisungen befolgt würden. Diesen Bericht nahm das Weib mit dem äußersten Verdruß entgegen, ja, sie legte ihre Enttäuschung in so unverhohlener Weise an den Tag, und suchte, ihren innersten Wünschen entsprechend, den Doktor durch so viele Gegenreden davon zu überzeugen, daß der Alte hoffnungslos darniederliege, daß jener, ein kleiner, corpulenter Mann mit ruhigen Zügen und forschenden Augen, unwillkürlich die Stirn in Falten zog.

Aber er erwiderte nichts. Er kannte das Weib, er wußte, was in ihrer Seele vorging und verzichtete auf eine Widerlegung dessen, was sie sagte.

Nachdem er fortgegangen, warf sie das Rezept ins Feuer des Küchenherdes, rührte dann die in der Pfanne schmorenden, scharf duftenden Spedkartoffeln mit einem hölzernen Löffel durcheinander und sah nach der Gerstengrüße. Ihrem Manne aber berichtete sie bei der Heimkehr, daß der Doktor keine Hoffnung mehr gäbe! Sie wußte, er werde nicht weiter fragen, seine Mundfaulheit würde ihn davon abhalten.

„Hett he wat upschrew'n?“ warf er nach Beendigung ihres Berichtes hin.

„Ne — he wull wedderkam'n. De Oll schull drink'n, wenn he wull, un fünst schull'n mi afdöv'n.“ So brach sie ab.

In diesem Augenblick kam Trina mit den übrigen Dirnen, die barlöpfig einhergingen und die Kartoffelsäcke auf den Schultern trugen, vom Felde.

„Trina? War' se nich bi Badder?“ hub der Bauer fragend an. Er ließ sich, während er sprach, in der Bohnstube an dem bereits gedeckten Tisch nieder und nahm den kleinen Heine auf den Schoß. Eben setzte die Frau die Grüße auf den Tisch und winkte dem Gesinde, an demselben Platz zu nehmen.

„Ne, da wär keen Tid. It wär meist jülbens bei em, nu —“

Aber weiter kam sie nicht, denn als sie während ihrer Rede eine Bewegung machte, sich zu setzen, und dabei den wohl durch Hunger herbeigelockten Fiß auf den Fuß trat, sprang das Tier, diesen Anlaß benutzend, um seinem lange zurückgedrängten Haß Luft zu machen, mit lautem, zornigen Wehruf und unheimlich wildem Zähnefleischen in die Höhe und biß sie in die linke Hand.

Nachdem er diese Rache geübt, ließ er blickschuell davon. In das Gesicht der Frau aber trat ein unbeschreiblicher Ausdruck von Bosheit und Schmerz zugleich.

* * *

Am Spätnachmittag schlich sich Trina hinter das Haus auf die Wiese, woselbst sich ein mit einem alten, von der Zeit mürbe gemachten Holzgehäuse und einem langen Hebeschwengel versehener, von dichtem Gebüsch umgebener Eimer-Brunnen befand. Von hier aus hielt sie versteckt Umschau, und nachdem sie sich versichert, daß sie nicht beobachtet werde, eilte sie durch den Garten in das Abnahmehaus.

Als sie dem Alten mittags das Essen gebracht, hatte ihr bei seinem Anblick das Herz gezuckt.

Mit kaum hörbarer Stimme hatte er um Wasser gefleht und gebeten, bald wieder nach ihm zu sehen. Er wisse, „die drüben“ wollten ihn verhungern lassen, sie warteten nur auf seinen Tod.

Als Trina jetzt das Schlafzimmer betrat, schlief der Alte. Zig lag wie immer vor seinem Bett und erhob sich bei ihrem Kommen mit einem Ausdruck im Auge, der deutlich seine Empfindungen und Gefühle bekundete. Dem Tier schien nur die Sprache zu fehlen; alles, was vorging, verfolgte er mit schier menschlichem Verständnis.

Trina wagte den Alten nicht zu wecken; er lag da, als ob der Schlaf wie ein sanfter Tröster über ihn gekommen sei. Die Züge hatten etwas Friedliches, und dem guten Geschöpf traten bei dem Anblick die Thränen in die Augen. Es ging ihr durch den Kopf, wie grausam das Schicksal gegen den Alten verfuhr. Nachdem er sein Lebenlang gearbeitet, nur seines Sohnes Wohl im Auge gehabt und ihm fast alles hingegeben, ließ man ihn nun hier hilflos liegen wie ein ausjähiges Tier. Wohl sah man ab und zu nach ihm, aber wenn es geschah, wollte man sich nur überzeugen, „ob's noch immer nicht vorbei sei“.

Bevor Trina ging, zog sie Futter für Zig aus der Tasche und warf es ihm hinter das Bett. Das Tier sprang an ihr empor und leckte ihr die Hände, und als sie beim Fortgehen die Thür öffnete, winselte er wie hilfseuchend. —

Der nächste Tag war ein Sonntag. Edleffen besuchte seinen Vater in der Frühe und fand ihn halbwegs im Todeschlaf. Auf seine Fragen erhielt er keine Antwort mehr. So ging er denn wieder.

Der Bauer warf beim Zurückwandern das Auge auf seinen Besitz, auf die Scheuern und Ställe, das hübsch gebaute Wohnhaus und die Äcker und grünen Wiesen, die sich hinter denselben ausbreiteten. Überall Fülle und Wohlhabenheit. Auf dem Misthaufen gaderten und scharzten zahlreiche Hühner, Enten schwammen auf dem Tümpel und im Stall wieherten sechs junge Pferde. Wenn der Alte starb, erbe er noch bares Geld; für den

kleinen Heine, der Edleffen eben im Sonntagsstaat entgegengelauten kam, war reichlich, reichlich gefogt.

Heute wollten sie alle — auch die Knechte und Mädchen — die Kirche besuchen. Eben ergossen sich die feierlichen Glockentöne von drüben durch die heiße Luft; sonst war's sonntagsstill in der Natur.

Nun fuhr der Wagen vor, auch Trina nahm hinten Platz darauf. Dagegen erklärte die Frau im letzten Augenblick, sie wolle daheim bleiben. Sie schützte Kopfweh vor, jemand müsse doch auch das Essen besorgen.

„So lat een vun de Mädchen to Hus blieven, Trina kann kafen,“ entgegnete der Bauer. Aber sie beharrte auf ihrem Willen. Auch Heine, der Junge, sollte mit. So geschah's denn, wie sie es wollte. Nachdem der Wagen in der Staubwolke der Landstraße verschwunden war, ging die Frau in die Käte zum Alten. Der sonnendurchglühte Garten war erfüllt von den scharfen Düften des Buchsbaumes; der Geruch roter und weißer Federnesteln mischte sich sinnreizend hinein, und in der kleinen dichten Lindenlaube am Felde zwitscherte eine vergnügte Meise. Aber die Frau sah und hörte davon nichts; wohl aber überlegte sie mit gieriger Hast, wieviel bei einem Verkauf des Abnahmehaufes und des Gartens an barem Gelde herauskommen werde. Sie wollte, daß ihr Mann nach des Alten Tode, gegen alte Sitte und Überlieferung das Haus veräußerte. Sie hatte doppelte Gründe für diesen Wunsch. An das Entsetzliche, was sie zu thun beabsichtigte, wollte sie später nicht mehr durch gezwungenes Betreten des Grundstückes erinnert werden. Wenn der Alte nicht vielleicht bereits gestorben war, wollte sie der Sache so oder so ein Ende machen!

Deshalb hatte sie die Übrigen fortgeschickt. Nur Fij stand ihrem Vorhaben im Wege. Erst mußte sie ihn beseitigen, dann konnte sie ans Hauptwerk gehen.

Als sie die Hintertür der Käte öffnete, wurde sie noch besonders an das Tier erinnert, weil sich plötzlich ein stechender Schmerz in der von Fij gebissenen Hand einstellte. Diese war inzwischen, wie sie am Morgen beim Abwickeln der Leinwand bemerkt hatte, stark angeschwollen, und selbst im Arm fühlte sie ein eigentümlich schmerzhaftes Ziehen.

Um so mehr verstärkte sich in ihr der Entschluß, zunächst und unter allen Umständen das Tier zu beseitigen.

Leise öffnete sie die Thür des Wohnzimmers und trat ein. Sogleich schlug knurrend der Hund an. Sie aber lockte ihn mit Schmeichelworten, und als er, zwar anfänglich zögernd, doch sich ihr allmählich halb aus Furcht, halb mit wieder erwachtem, rührendem Vertrauen näherte und dicht an sie heran kroch, packte sie ihn mit der eisernen Rechten und drückte ihm

mit der Linken die Schnauze zu. Alsdann schleppte sie das in Todesqual zappelnde Geschöpf hinaus, lief auf die Wiese und hielt an einem nicht weit von dem Brunnen befindlichen Viehtümpel inne. Einen an einem schweren Feldstein befestigten Strick hatte sie hier schon in der Frühe niedergelegt und schnürte diesen dem Hunde um die Kehle. Als das Tier begriff, daß es ans Leben ging, überwog in ihm wie bei den Menschen der Erhaltungstrieb alles übrige. Er richtete im Todeswahnsinn das hervorgequollene Auge mit einem unbeschreiblich stehenden Blick auf seine Mörderin, sie aber preßte in böshafter Wut und Befriedigung zugleich, die Zähne in ihrem giftsprühenden Munde aufeinander und zog den Strick noch fester an. Und nun ein schwerer Fall, die plump ausspritzende Blut; — es war gesehen! — —

* * *

Fast drei Wochen waren vergangen. Der alte Mann war inzwischen auf dem Kirchhof des großen Nachbardorfes begraben, und Trina, die von dem Mordgeruch, der das Edleffensche Haus durchzog, schauernd gestochen war, hatte bereits einen anderen Dienst angetreten. Bei dem Doktor hatte sie eine Stellung gefunden.

„Du heßt kündigt?“ hatte der Bauer sie nach dem Begräbniß gefragt. „Wofür? Kannst Du Di nicht mit de Fru verdragen?“

„Am ja, aber ik will mi verännern.“ Ohne andere Beweise als ihr Gefühl, daß die Bäuerin den Hund stranguliert und den alten Mann in die Kissen gedrückt und ihm das Lebenslicht ausgelöscht habe, wollte sie nicht sprechen. — „Bliev noch so lang, as min Fru in't Bett liggt.“

Fast bittend hatte des Bauern Rede geklungen. Aber „Ne Herr. Ik gah!“ hatte Trina geantwortet. — — Täglich war seit dem Begräbniß der Doktor gekommen. Die von Fix gebissene Hand der Bäuerin hatte sich von Tag zu Tag verschlimmert. Der Brand war hinzugetreten, und schon zeigten sich auf der Brust der Frau kleine eigentümliche Flecke. Es waren die Zeichen der Blutvergiftung. So plötzlich war diese eingetreten, daß die Abnahme des Armes schon keine Rettung mehr bringen konnte.

„Wo steihl?“ fragte der Bauer den Doktor. Er kam eben vom Felde und sah, daß der Arzt aus dem Hause trat und sich dem Einspänner näherte, der auf der Landstraße vor der Thür hielt. Der Wallach scharrte den Staub des Weges und wieherte bereits ungeduldig.

Sie standen eine Weile stumm neben einander; sichtlich kämpfte etwas in der Brust des Bauern. Zulezt stieß er heraus:

„Is keen Hülp mehr? Ik mug de Wahrheit weten!“

„Ne, Edellessen, keen Hülp!“

Ein einziger, sonderbar grunzender Ton entrang sich der Brust des Mannes.

„De Hund hat wat Giftiges au de Tmg?“

„Kann sin, Edellessen. — Biellich hett ehr Fru Schuld hatt, dat de Hund ehr beten hett,“ erwiderte der Doktor ausweichend, aber stark betonend.

Der Bauer erhob rasch den Kopf und warf einen schnellen, forschenden Blick auf den kleinen Mann, der nun aber die herabgefallenen Jügel ergriff und den Wagen bestieg.

Dann bewegte er zum Abschied noch einmal den Kopf und fuhr ab.

* * *

Als schon die Dämmerung die Landschaft überzog und der von der Arbeit zurückkehrende Bauer in den letzten, schwachen Strahlen der scheidenden Sonne langsam seinem Gehöft sich näherte, kam ihm Heine entgegen und erzählte ängstlich und bedrückt, daß es mit der Mutter sehr schlecht stehe. Sie spreche viel wirres Zeug und wolle mit Gewalt aus dem Bett.

Der stets gebeugte Kopf des Bauern sank noch tiefer herab. Dann legte er den Spaten aus der Hand und trat in das fast schon dunkle Haus.

In demselben war hinten, nach der Feldseite zu, ein langes, niedriges, eng mit Möbeln verstelltes Zimmer. Dort lag in einem hoch aufgemachten, heißen Federbett im Alkoven die sterbende Frau. Eine entsetzliche Luft erfüllte den Raum. Die Kranke sprach entweder laut und gestikulirte heftig mit dem unversehrten Arm, oder die Stimme sank zu einem unverständlichen und ununterbrochenen Murmeln herab. Der Bauer setzte sich an das mit Blumen bestandene, von der Dämmerung bereits beschattete Fenster, legte, tief herabgebengt, die Arme auf den Unterkörper und verharrte wie in Todesstarre versunken. Er horchte aber auf und schrak zusammen, als die Bäuerin jetzt laut und in abgerissenen Sätzen zu sprechen begann. „Du mußt starben. — Ne, ne, dat helpt Di nig. — Wist min Arm loslaten? — Wist min Arm loslaten? — Ja, ja, rop man, Din Schap, Din Sig, de hört nich mehr. De ligt in de Tümpel.“

Nun lachte das Weib gräßlich auf. Aber der Lache folgte ein martererschütternder Schrei. „Wist los laten! — Wist min Rehl loslaten! Ah— Ah— Ah— — — So, da hest du't. Nu warst wohl nog hebben! —“ Wie ein Schlag traf's den Körper des Bauern, seine Glieder zitterten und flogen, und mit schlotternden Knien, ohne auch nur einen Blick auf das Bett zu werfen, verließ er das Zimmer.

Und nicht rechts noch links schauend, ging er hinter das Haus über den Hof und die Wiese bis an den Brunnen entlang, wo er still stand

und über das Feld schaute. Ruhe und Schweigen ringsum. Selbst die garten Gräser standen regungslos. Kein Lüftchen wehte; die Natur rüstete sich zum stillen Schlummer. Aus der Dämmerung schienen sanft einschläfernde Düste herabzusteigen und der Erde die Augen zuzubräuen. Willenlos gab sie sich hin dem ruhigen Frieden, nach dem ihr verlangte. —

Der Bauer aber lehnte sich an die Heckpfote, faltete die Hände und schaute hinauf in die Höhe, wo eben die ersten Sterne sich zeigten. Er sprach nicht, vermochte auch nicht zu reden, aber sein in der furchtbaren Seelenangst und Zerknirschung aufgerütteltes Gewissen flüsterte bebende, flehende Worte. — Alles, sein Hab und Gut und sein Leben hätte er hingegeben, wenn ihm die ersehnte Antwort von oben geworden wäre: „Ich bin ein barmherziger Gott, und ich will Dir vergeben, was Du Unmenschliches gethan hast.“ —

Aber der Himmel stand unbewegt da, und langsam wanderte der Bauer zurück. In der Nacht aber erhob er sich schlaf- und ruhelos von seinem Bett und sah nach der Frau, die er im Grauen bisher gemieden. Sie lag da, die Züge des Angesichts gräßlich verzerrt, und er fand ihre Hand kalt, als er furchtsam darüber strich. Schon seit Stunden war sie verschieden. Nun wankte er an das Bett des Knaben, ließ sich an demselben nieder unter den Folterqualen seines Gewissens und stöhnte und wimmerte und wimmerte und stöhnte, bis auf dem Hofe die Hähne zu krähen begannen. —

Dann erhob er sich und trat ins Freie. Eben stieg die Sonne empor und tauchte alles ringsum in Gold. Ein neuer Tag und neues Leben begann. —



Berliner Autoren.

Von Ernst Wechsler.

(Berlin.)

Persönliches und Allgemeines.*)

Am letzten Februar des Jahres 1886 verließ ich Wien, um meine Reise nach Deutschland anzutreten. Es war ein herrlicher Morgen, die blickenden Lichter des Frühlings umspielten die antik-zierliche Schönheit des Parlamentes, die heitere Grazie des neuen Burgtheaters grüßte die wuch-

*) Dieser Artikel bildet die Einleitung zu Ernst Wechslers Buche „Berliner Autoren“, welches demnächst bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheinen wird.
Die Redaktion.

tige, stattliche Masse des Rathhauses, das intensive Gelb und Weiß dieser beiden Paläste verschmolz ineinander zu einer leuchtenden Farbenharmonie, und drüber sprossen die schlanken, entzündend ebenmäßigen Formen der Botivkirche zum Himmel empor. Ich fuhr an all' diesen Prachtbauten, an denen sich mein Auge so oft weidete, zum letzten Mal vorüber. In der scharfen, klaren Luft erschien mir die geliebte Stadt doppelt lockend und reizend. Nur derjenige, der so wie ich sich in Wien einlebte, wie ich zahlreiche trauliche, frohe Stunden genoß und sich in die geheimsten Reize der Stadt versenkte, kann ermessen, was das heißt, an einem herrlichen Frühlingstage von Wien Abschied nehmen! Der Frühling ist hier der Zwillingssbruder des Karnevals, klingend und strahlend zieht er ein, mit Sang und Tanz und Musikzieren begrüßen ihn Männlein und Weiblein, die Straßen umfließt ein freudiger Festglang, aus den Höfen tönen unzählige Drehorgeln, unzählige rosige Lippen summen den Text zu den Melodien, unzählige Mädchen und Frauen schlagen mit den berühmten kleinen Füßen den Takt dazu, die Magd auf der Straße, den Korb am Arm, die Köchin, die vor prasselndem Herdfeuer steht, das junge Fräulein, die soeben ihre Handarbeit beginnt, die Hausfrau, die ihre Ausgaben ins Wirtschaftsbuch einträgt, sie alle jubeln mit einem lustigen Liedchen dem Frühling entgegen. Mir aber war's, als stimmte dieser ungeheure Chorus ein neckisches, spöttisches Lied an, mit dem man mich verabschiedete und das mit folgenden Worten begann: „Du bist verrückt, mein Kind, Du gehst nach Berlin!“ . . .

Ich habe da sicherlich gegen die fieschen Wienerinnen einen unbegründeten Verdacht gehegt, aber wenn man sich in sehr trüber Stimmung befindet, wird man leicht ungerecht gegen sich und seine Mitmenschen. Während der Wagen durch das Straßengewirr dahinfuhr, und mein Auge die letzten Wiener Eindrücke gierig aufsaugte, ward es mir immer schwerer ums Herz; und als ich im Eisenbahnkoupé saß und die letzten Häuser der Stadt im wirbelnden Flug hinter mir verschwanden, da schnürte eine starke Faust meine Kehle zu und eine innere Stimme sagte mir, daß der schwere Abschied von Wien für mich den Abschluß meines bisherigen Lebens bedeuten mußte.

Und nun nach Berlin . . .

Berlin war für mich in diesem Momente der Inbegriff des Schwerefülligen, Poesielosen, dem ich entgegen eilte, trotz des Abtraten meiner Freunde und Bekannten. „Warum wollen Sie denn eigentlich nach Berlin gehen?“ fragte mich einige Wochen vor meiner Abreise in wohlwollendem Tone ein guter Bekannter, „Berlin ist eine großartige Stadt, die in den letzten Jahren in jeder Beziehung einen staunenswerten Aufschwung genommen, aber Sie als Österreicher werden sich dort nicht wohl fühlen,

man kommt sich unter den Norddeutschen wie ein Fremder vor!“ — Ein alter Herr, der sich für meine poetischen Versuche in wärmster Weise interessierte, geriet über meinen Entschluß in Entsetzen: „Was, Sie nach Berlin? Um Gottes willen, thun Sie das nicht! Glauben Sie denn, daß man in Berlin dichten kann? In Berlin herrscht die kalte Vernunft, der kahle, nüchterne Verstand, aber Poesie und Gemüt finden Sie in Wien. Berlin wird Sie nie in Stimmung versetzen, wird Sie nie poetisch anregen — glauben Sie mir, Ihre dichterische Ader wird eintrocknen! Also überlegen Sie sich Ihr Vorhaben noch sehr genau, ehe Sie es ausführen.“ — Ein junger Gelehrter meinte: „In Berlin kann man ungeheuer viel arbeiten, ich habe während eines Jahres dort dreimal so viel gethan als hier in einem, aber froh war ich doch, als ich wieder heimkam.“ Und einer meiner besten und treuesten Freunde, ein hochangesehener Schriftsteller, sprach in einer vertraulichen Stunde folgendermaßen zu mir: „Ich weiß nicht, was Ihnen da plötzlich eingefallen ist, nach Berlin zu gehen. Ich will Sie durchaus nicht davon abreden, sehen Sie sich die Stadt an, lernen Sie das Leben dort kennen, aber ich bin überzeugt, daß Sie bald wieder zurückkommen werden. Hier haben Sie Ihre Verbindungen, hier Menschen, die es mit Ihnen gut meinen, treue Freunde, die sich für Sie jederzeit einsetzen, in Berlin werden Sie sich solche schöne Dinge schwer erwerben. Warum wollen Sie das Ertrugene gegen etwas Ungewisses, Zukünftiges eintauschen?“

So sprach mein Freund und doch saß ich nun im Wagen und kämpfte energisch jedes Trennungsweg nieder; ich hatte mich von meinen Bekannten nur für kurze Zeit verabschiedet, aber ich wußte, daß ich lange nicht nach Wien zurückkehren werde. Warum ich trotz der Äußerungen meiner Freunde nach Berlin fuhr? Weil ich das dunkle Gefühl hatte, daß gerade diese Stadt mich von meinem Zustande heilen werde, der mich aus Wien trieb. Man zeihe mich nicht der Undankbarkeit, wenn ich das Geständnis ablege, daß es mir in Wien nicht mehr gefiel; daß mich ein dumpfes nagendes Gefühl der Unzufriedenheit, der Leere ergriff, daß mich das traurige Bewußtsein überkam, wenn du noch länger hier bleibst, gehst du zu Grunde trotz der poetischen Stimmungen und Anregungen, trotz deiner guten Freunde, trotz all dem, was dich an die Stadt mit magisch belebenden Banden fesselt! Mir fehlte etwas, was ich in der ganzen, großen Stadt nicht fand, was sich nicht in Worten ausdrücken ließ, was mir weder ein rauschender Walzer, noch ein schönes Weib, noch gute Freunde ersetzen konnten! Die Wurzeln, mit denen mein Sein in den Wiener Boden eingewachsen waren, lockerten sich; die weichen Schönheitslinien, die das Wesen des Österreicherers umgrenzen, verzerrten sich vor meinen Augen, — ich mußte fort, sonst lief ich

Gefahr, in jungen Jahren das Kußter eines „Kauzlers“ zu werden, d. i. eines Menschen, der mit sich und aller Welt hadert. Ohne ersichtlichen Grund für alle meine Bekannten lehrte ich Wien den Rücken, und grübelte nun nach, weshalb eigentlich es mich in der wunderhohen Stadt, an der ich mit Leib und Seele hing, gar nicht mehr duldete und warum mich ein gebieterischer Trieb, die „Poesie, die Grazie, das Gemüt“ Wiens, dem „kalten Verstand, der kahlen, nüchternen Klugheit“ Berlins zu opfern zwang.

Der verehrte Leser wird es mir vielleicht übel nehmen, daß ich mich bis jetzt unangeseht mit meiner Person befaßt; ich kann ihm leider keine Besserung geloben, denn auf den folgenden Seiten will ich meine Erlebnisse und Eindrücke in Berlin schildern. Weder Eitelkeit noch irgend ein selbstgefälliges Motiv veranlaßt mich, diesem Aufsatz ein so persönliches Gepräge zu geben, sondern die Überzeugung, daß all das, was ich berichte, typischer Natur ist, dadurch vielleicht manchem nützen, sicherlich aber dieses oder jenes Vorurteil über Berlin und die Berliner in Österreich zerstreuen wird.

Meine Reise nach der norddeutschen Kaiserstadt ging über Leipzig; hier hielt ich mich einige Tage auf, die ich in so angenehmer Weise verlebte, daß ich es mir nicht träumen ließ, welche trübe Erfahrungen und Enttäuschungen meiner in Berlin warteten. Auf jemanden, der direkt aus Wien kommt und sozusagen noch dessen bunte, heitere Farben zu sehen und dessen lustige Klänge zu hören glaubt, wird das Äußere der guten Stadt Leipzig keine besonders erhebende Wirkung ausüben. Aber was kümmern einen jungen Dichter die langweiligen, monotonen Straßen einer ihm fremden Stadt, wenn er sofort einen namhaften Verleger für seine Gedichte findet! Ich hielt es für meine Pflicht, Herrn Wilhelm Friedrich, mit dem ich bereits von Wien aus als Mitarbeiter des „Magazin“ eine rege Verbindung unterhielt, zu besuchen, und lernte da einen Mann kennen, wie man einen zweiten in Wien nicht namhaft machen könnte. In Wien giebt es wohl eine Anzahl tüchtiger wissenschaftlicher Verleger, aber um den belletristischen Verlag ist es, ganz wenige Ausnahmen abgerechnet, schlimm bestellt. Junge Belletristen sind in Wien einfach „verraten und verkauft“, ein Verleger schlägt die Hände verzweifelt zusammen, wenn man ihm die Zummung stellt, Novellen oder „gar Gedichte“ anzunehmen, und, es ist geradezu ein wunderbarer Zufall, wenn es einem jungen Poeten doch gelingt, für seine Musefinder ein Obdach zu finden. Ich hatte bereits zwei Epen herausgegeben, aber für mein drittes Manuskript, Novellen in Versen, suchte ich vergeblich in Wien nach einem Verleger. Und nun trat mir in Leipzig ein Mann entgegen — ich trante kaum meinen Ehren und Augen —, der sich für die verhaßte und verachtete Belletristik lebhaft interessiert; der mit beispielloser

Opferfreudigkeit Schriftstellern, an deren Zukunft er glaubt, ihre Bücher druckt, Romane und Novellen, Dramen und Gedichte, ohne Rücksicht darauf, ob diese gangbar sind oder nicht, nur allein zu dem Zweck, um deren Verfasser die Wege zu bahnen; der sie nicht nur druckt, sondern auch honoriert; der mit gewinnendster Gastfreundlichkeit, mit herzlichster Teilnahme an des Autors persönlichen Verhältnissen die trockene geschäftliche Verbindung zu einer warmen Freundschaft erstarken läßt, — ich fühlte zum ersten male den ungeheuern Unterschied, der in litterarischer Beziehung zwischen Deutschland und Oesterreich herrscht. Vor einem solchen Förderer der jungen Schriftsteller brauchte ich mich nun allerdings nicht der Thatfache zu schämen, daß ich ein poetisches Manuskript in meinem Koffer beherberge. Während der wenigen Tage, die ich in Leipzig in Gesellschaft Herrn Friedrichs verbrachte, war mir, als glitte ein befreiender Lusthauch durch meine Seele, ich spürte, ich hatte an meinem neuen Bekleger einen treuen litterarischen und geschäftlichen Berater gefunden, und ein solcher ist er mir auch bis zur Stunde geblieben.

Nach einem so verheißungsvollen Anfang hatte ich allen Grund, mich ob meiner Idee, nach Deutschland zu kommen, glücklich zu preisen und mit hoffnungsgehwellter Brust erreichte ich das Ziel meiner Reise. In Wien war bereits der Frühling, in Berlin herrschte noch bittere Kälte und ein heftiger Wind trieb mir dicke Schneeflocken ins Gesicht, als ich vor dem Anhalterbahnhof stehend, die Droschkenmarke in der Hand, die Nummer des gemieteten Gefährtes ansrief. In den Wagen steigend, nannte ich dem Kutscher ein bekanntes Hotel in der Taubenstraße, wohin er mich bringen sollte. „Findst Du ihn?“ rief ein zweiter Kutscher dem meinigen zu, „ja wohl,“ gab dieser zur Antwort. „Du fahr zu!“ tönte es wieder. Ich muß gestehen, daß mich dieses kurze Zwiegespräch sehr verdroß. Die sprichwörtliche Höflichkeit der Wiener Kutscher erschien mir bisher natürlich und selbstverständlich; während mich die gewundene, süßlich singende Sprachweise des Leipzigers nicht allzusehr meine Heimat vergessen ließ, bekam ich nun, kaum fünf Minuten in Berlin weilend, einen Dialekt zu hören, in dem etwas brutal-abweisendes, tropig-höhnisches lag, das mich nahezu erschreckte. Es war mir, als wollten sich die beiden Menschen über mich lustig machen! Was ging's denn auch den anderen Kerl an, ob mein Kutscher hinfindet oder nicht. Und diese Empfindung, als ob in dem Berliner etwas Feindseliges gegen den Fremden spräche, ward ich durch viele Wochen nicht los, denn sie wurde durch zahlreiche kleine Vorfälle wach erhalten. Der erste Eindruck, den ich von Berlin am ersten Abend empfing, war überhaupt kein besonders günstiger. Ich ging von meinem Hotel ins Café Waer, die berühmte Friedrichstraße inpouierte mir nicht sehr, die großen Verkehrsaderu in Wien,

wie die Alferstraße, namentlich die Mariahilferstraße bieten in den frühen Abendstunden mindestens daselbe Bild eines riesigen Großstadtlebens. Ich will hier mit der Bemerkung vorgehen, daß ich allerdings später anderer Ansicht wurde. Am anderen Tage suchte ich mir eine Privat-Wohnung, es erging mir da manchmal recht sonderbar. Das entgegenkommende, lebenswürdige Benehmen des Wienerers vermisse ich schmerzlich, vielleicht habe ich es auch in mancher Hinsicht nicht richtig angefangen. Dstmal schlug man mir direkt vor der Nase die Thüre zu und wo es zu Unterhandlungen kam, machte ich für einen Wiener überraschende Entdeckungen. In Wien ist das Verhältnis des Mieters zur Wirtin ein unabhängigeres als in Berlin; die Berliner Wirtin erachtet es als selbstverständlich, daß sie nicht allein aus der Miete, sondern auch aus Dienstleistungen und Besorgungen einen anständigen Gewinn herauschlage, und ein Mieter, bei dem sie die Gewißheit hierzu nicht hat, ist bei ihr wahrlich nicht gut aufgehoben. Man wird den beklemmenden Eindruck nicht los, daß der Mieter nur zu dem Zwecke da sei, von ihr recht ausgebeutet zu werden, während er auf Herzlichkeit, auf familiären Anschluß gar nicht zu rechnen habe. Das alles verhält sich in Wirklichkeit gar nicht so schlimm, aber dem Süddeutschen, dem die geschäftliche Seite des Berliners zum ersten mal bei dieser Gelegenheit entgegentritt, ist sehr unbehaglich zumute. Auch die Forscheit, oder wie man in Wien sagt, die „Reschheit“ der Berlinerin lernte ich auf meiner Wohnungssuche kennen. Es dämmerte bereits stark und ich konnte nicht mehr genau die Wohnungszettel auf den Hausthoren lesen und so verfügte ich mich einmal in die Bel-Etage eines Hauses, um mich zu erkundigen, auf welcher Treppe eigentlich vermietet werde. Eine elegante Dame öffnete mir und hatte auf meine höfliche Frage nur die scharf hervorgestoßenen Worte: „Scheren Sie sich doch zum Portier!“ Der Portier! In den allermeisten Wiener Häusern, wo einzelne Zimmer vermietet werden, weiß man nichts von einem solchen, und der „Hausmeister“ ist in Wien durchaus nicht so leicht zu finden, als der Portier in Berlin. Da ich damals den Hausmeister und den Portier für identische Personen hielt, so verzichtete ich, ihn in der Dämmerung aufzusuchen; wo sollte ich denn suchen, ohne nicht noch einmal eine Frage riskieren zu müssen! In Berlin wird man nicht allgemein wissen, was dem eigentlich der Wiener „Hausmeister“ ist. Der Hausmeister ist ein hochwichtiger Mann, der das Amt ausübt, von jedermann, gleichgültig welchen Geschlechtes, wenn er nach 10 Uhr abends nach Hause kommt, eine Strafe von 10 Kreuzern, das sind 16 Pfennige, einzuheden, die in seinen Säckel fließen. Da es in Wien viele Leute giebt, die jeder Bestrafung, auch der allergeringsten, ängstlich aus dem Wege gehen, so sieht man im Theater mitten im letzten Akt zahl-

reiche Menschen sich eilig entfernen, wenn es an die gefürchtete Stunde geht, sie opfern den Kunstgenuß des Abends, um ihre Unbescholtenheit zu wahren. Man wird es daher begreiflich finden, daß ich keine Lust hatte, mich einem peinlichen Verhör durch den vermeintlichen Berliner Hausmeister auszufügen. Ich bemühte mich nun trotz der einbrechenden Dunkelheit den Inhalt eines anderen Wohnungszettels zu entziffern und da tönte dicht neben mir ein kleines, schriftes Stimmchen: „Haben Sie ganz genau gesehen?“ Es war ein Mädchen von kaum sechs Jahren, das mein Studium vor dem Hausthor zu dieser atklugen, unwilligen Bemerkung veranlaßte. Ich seufzte auf. Nichts ist den Berlinern recht. Fragen darf man nicht und wenn man den Anlaß zu einer Frage vermeiden will, erregt man sogar den Spott der Kinder. Endlich hatte ich aber doch eine passable Wohnung gefunden; und in sehr nachdenklicher Stimmung verfügte ich mich am Abend in eine nahe Kneipe, es war zufällig eine mit Mädchenbedienung, und in meinem Bestreben, meine Unkenntnis der lokalen Verhältnisse nicht zu verraten und nicht wieder irgendwie Unwillen zu erregen, begrüßte ich es als eine glückliche Fügung des Schicksals, daß die rothaarige Kellnerin gerade in dem Moment, als sie sich an meinen Tisch setzte, von einem brennenden Durste befallen wurde, den ich durch einige Schoppen Echltes, zwei Glas Rotwein und einen Krat-Grög eifrig löschte. Mit tiefer Rührung betrachtete ich das erste freundliche Gesicht, das sich mir bisher in Berlin darbote. Ich bin für alles Gute, das man mir erweist, sehr dankbar, und darum faßte ich seit dieser Stunde eine gewisse Sympathie für hübsche, freundliche Kellnerinnen.

Die nächsten Wochen beschloß ich mit Antrittsbesuchen und Überreichung meiner Empfehlungen an Berliner Familien und Schriftsteller auszufüllen. Ich besaß eine große Anzahl Empfehlungen, von deren Wirkung ich mir viel versprach, da sie angesehene Wiener Persönlichkeiten ausgestellt hatten. Die meisten dieser Briefe habe ich nie abgegeben, denn ich lernte nur bald einsehen, daß Empfehlungen hier wenig oder nichts nützen. Und doch ist es für den Österreicher gut, daß er mit Empfehlungen hierher kommt: er wird eine bittere, aber heilsame Lehre aus deren Einflußlosigkeit ziehen. Manche Familie nahm mich erst an, als ich dreimal vergeblich meine Karte abgab, bei einigen anderen blieb es auch nur bei meinem ersten Besuche. Ein Schriftsteller bot mir nicht einmal einen Stuhl an, als ich ihm den Brief eines Wiener Kollegen ersten Ranges überbrachte; ein zweiter empfing mich mit mürrischem Mißtrauen, er glaubte, wie er mir später lachend gestand, daß ich ihn anpumpen wollte. Als ich ihm entgegnete, daß ja schon meine Freundschaft mit der Persönlichkeit, welche mich an ihn empfahl, mich von vornherein von einem solchen Verdacht ausschloße,

meinte er achselzuckend, er hätte bereits die bittersten Erfahrungen gemacht, auf Empfehlungen gebe er überhaupt nichts mehr. Andere Schriftsteller empfingen mich mit solch' frostiger Freundlichkeit, daß es mir leid that, meine Karte abgegeben zu haben. Ich sperrte meine übrigen Empfehlungen in den Schrank und betrachtete sie als ungeschrieben. Ich quälte mich vergebens mit der Frage: Weshalb reagiert man in Berlin nicht auf Empfehlungen? Hast du Formfehler begangen? Ich wußte, daß man in Norddeutschland viel mehr auf Form giebt als in Oesterreich. „Wenn ich thatsächlich solche Fehler verbrach, dann mußte man doch dieselben dem uneingeweihten Fremden zugute halten!“ Außerdem hatte ich das Gefühl, als ob ich mit meineu Besuchen bei Tage überall störte. Jeder schien ungeheuer beschäftigt, zu sehr von seinen eigenen Angelegenheiten in Anspruch genommen zu sein, als daß er sich um die Person eines Wildfremden kümmern sollte. Mit einer Art Galgenhumor gedachte ich eines norddeutschen Schriftstellers, der einmal in Wien eine Redaktion aufsuchte, um sich einem der Redakteure vorzustellen. „O freut mich sehr,“ rief dieser, „Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Wissens was, lieber Freund, machen wir a Landpartie,“ sprach's, ergriff Stock und Hut und binnen wenigen Minuten saßen die beiden frischen Freunde im Wagen und plauderten. Mir war, als befände ich mich in einer riesigen Fabrik, in der jeder ruh- und rastlos arbeitete. Mich ergriff ein nagendes Gefühl der Verwaistheit und Verlassenheit. Ich suchte nur diejenigen mehr auf, mit denen ich bereits von Wien aus in diejer oder jener Verbindung gestanden, und siehe da, hier war der Empfang ungleich wärmer und herzlicher. Es wäre aber ungerecht, wollte ich behaupten, daß jede der abgegebenen Empfehlungen ihre Wirkung verfehlt hätte, die eine und die andere Familie, einige Schriftsteller kamen mir ungemein herzlich entgegen, aber ich weiß nicht, war es die Bitterkeit, mit der mich meine trüben Erfahrungen erfüllten, war es die tastende Unsicherheit der Fremden, die mich von der Pflege meiner neuen Bekanntschaften abhielt, vielleicht mag auch beides die Ursache gewesen sein, daß ich beinahe gar keine Gesellschaft mehr frequentierte und so einsam lebte, wie es einem nur in der Großstadt möglich ist. Wochenlang sprach ich mit keinem Menschen, außer mit den Kellnern, bei denen ich Speisen und Getränke bestellte. Das Restaurationessen in Berlin! In wenigen Monaten war ich hier magenkrank, das Essen wurde mir zur größten Qual, und hätte ich in Leipzig eine Ahnung davon gehabt, welchen Folterungen mein süddeutscher Magen hier unterworfen werde, ich hätte mich aus der trefflichen Küche meines Verlegers Friedrich mit reichlichem Proviant versehen. Ich fühlte mich kreuzunglücklich in Berlin, wo sogar die Kellner barsch auftreten

und die Wünsche des Gastes mit einem energischen „Haben wir nicht!“ unterdrücken.

Die Befürchtungen meiner Wiener Freunde haben sich also bewahrheitet und das Wort eines treuen Ratgebers, ich werde es in Berlin nicht lange aushalten, schien sich zu erfüllen — so glaubt es wenigstens der Leser, der meinen Geständnissen bis hieher gefolgt ist. Es ist allerdings richtig, daß ich oft an die Wiener Warnungen dachte, aber nach Wien zurückzukehren, das ist mir nie eingefallen, aus dem Grunde nicht, weil ich ziemlich rasch zur Überzeugung gelangte, daß es durchaus nicht gegen die Stadt spricht, wenn sich ein Fremder dort nicht wohl fühlt. Berlin ist eine barsche, spröde Schöne, die sich nur schwer und langsam erobern läßt, aber wer ihre ernste Schönheit erkannt und genossen, der bleibt ihr treu sein Leben lang. Ja, ich betrachte es als das größte Glück meines Lebens, daß ich nach Berlin gezogen bin, und wenn es mir am Anfang in der Stadt durchaus nicht gefiel und ich mich erst allmählich in die ganz anders gearteten Verhältnisse einleben konnte, so ist diese böse Zeit nur eine Abhäutungsperiode gewesen, der sich wohl jeder Süddeutsche resp. Wiener unterziehen muß, ehe er hier Wurzel fassen kann. Ich sage nicht, daß er sein bestes, tiefstes Wesen abstreifen soll, das wäre eine thörichte Forderung, die nur die Charakterlosigkeit erfüllen könnte, aber was er hier aufzugeben hat, bedeutet für ihn keinen Verlust, sondern einen Gewinn. So unjympathisch Berlin auch auf mich am Anfang gewirkt hat, ich empfand stets eine maßlose Achtung vor dieser Stadt. Wien empfängt den Fremden im Festkleide, Berlin im Arbeitsrock. In Wien fragt sich der Fremde, wie wirst du dich heute und morgen amüsieren, in Berlin wird er verdrießlicher Stimmung, wenn er sieht, wie alles rastlos arbeitet; Berlin ist viel zu stolz dazu und hat auch stets was anderes zu thun, als darauf bedacht zu sein, sich dem Fremden sofort von seiner vergnüglichsten Seite aus zu zeigen. Der Berliner wird hart in seiner Arbeit, denn schwerer als anderswo ist hier der Kampf ums Dasein. Und so bildete sich das Märchen von der Gemüthlichkeit des Wiener und der Ungemüthlichkeit des Berliner. Der Berliner hat in Wahrheit ein tieferes Gemüt als der Wiener, aber er trägt es nicht auf seiner Zunge. In seinem fieberhaften Ringen nach Geld, Stellung, Ruhm und anderen erstrebenswerten Dingen läßt er seine feilischen Vorzüge zurücktreten. Der Berliner erscheint im ersten Moment ablehnend, rau, rücksichtslos, auf seinen materiellen Vorteil bedacht, er sucht heftig alles das von sich abzuwehren, was ihm schädlich oder auch nur nutzlos zu sein dünkt. Hat er aber seinen Vorteil oder die Tüchtigkeit eines anderen erkannt, so erschließt sich sein Gemüt und die äußere Form desselben, die

Gemüthlichkeit, zeigt sich bestechend und hinreißend. In Berlin werden die treuesten, längsten Freundschaften geschlossen, aber auch die grimmigsten Fehden ausgefochten. In Wien hat das alles einen milderen, liebenswürdigeren, aber schlafferen Anstrich, ohne den Stich ins Schroffe, aber auch ohne den Zug des Großartigen.

In keiner Stadt wird es dem Einzelnen so schwer, zu beweisen, daß man zu etwas taugt, als in Berlin, und darum würde ich jedem jungen Mann drei Jahre Berlin distillieren, daß er eine vollgiltige Probe seines Könnens ablege. Ich finde, daß man sich in Oesterreich wie in Deutschland redlich bemüht, die Kluft, die beide Staaten voneinander trennt, auszufüllen, aber es scheint mir nur nicht mit den richtigen Mitteln zu geschehen. Der Berliner kennt noch zu wenig den Wiener, und dieser hat erst recht die falschesten Vorstellungen von jenem. Es herrscht eben noch nicht die richtige Kommunikation zwischen beiden Städten. Wien überflutet Berlin mit Sängern und Kellnern, der Berliner bildet sich nun gegen den Oesterreicher das Vorurteil, daß er zwar künstlerisch veranlagt, geschmeidige Manieren habe, aber eine ernste, tüchtige Arbeit traut er ihm nicht zu. Und wenn ich aufrichtig sein soll, so muß ich noch hinzufügen, daß der Oesterreicher in den Augen des Berliners als lotterig, unzuverlässig, leichtsinnig und faul gilt. Er kann zwar den Oesterreicher gut leiden, aber er sieht sehr auf ihn herab. In wie weit nun die Meinung des Berliners dem Oesterreicher unrecht thut, will ich hier nicht entscheiden. Das eine ist aber sicher, der Oesterreicher kann in Berlin ungeheuer viel lernen, was ihm noththut. Wien ist eine alternde, von bösen politischen Krankheiten heimgesuchte Stadt, sie soll sich von ihrer gefunden, frischen norddeutschen Schwester neue Kraft holen. Wie viele österreichische Familien schicken ihre Söhne nach London und Paris, „zur näheren Ausbildung und daß sie die Welt kennen lernen sollen“. Schickt sie nach Berlin, hier werden sie zu pflichttreuen, ernstesten, tüchtigen Männern herangezogen, die nicht nur die irrige Ansicht des Norddeutschen über seinen süddeutschen Bruder zerstreuen, sondern auch ihrem Vaterlande die besten Dienste leisten werden. Hier in Berlin lernen sie Energie, Ausdauer und Fleiß sich zur zweiten Natur machen; hier giebt es kein Stehenbleiben, sondern ein reges Vorwärtstreiben. In Wien kann man jahrelang auf einem Fleck stehen bleiben, ohne es sich dessen bewußt zu werden, in Wien merkt man es schon daran, wie weit man hinter anderen zurückgeblieben ist. Man wird einfach von dem Wirbel der Vorüberstürmenden umgerissen; ist verloren, verachtet und verlacht.

Daß man in Berlin sehr fleißig arbeitet, wird mir jeder Wiener gerne glauben, denn den märchenhaften Aufschwung der Stadt muß selbst der ver-

höchste Wiener Hausherr und Schlächtermeister zugestehen. Aber der poesiefreundliche Wiener wird noch immer bedauernd erklären, daß man in Berlin weder „Stimmung“ noch „Anregung“ zum dichterischen Schaffen fände. Es kommt nur darauf an, was zu diesen beiden Dingen nötig ist: Naturschönheit? Mein Gott, Berlin ist mit Naturschönheiten reichbegnadet; die zahlreichen Seen, die großen Wälder, dicht an der Stadt, sind in ihrer Art ebenso entzückend, lieblich, gesund, eigenartig als die berühmte Umgebung Wiens; nur mit dem Unterschied, daß Berlin keine Berge, Wien keine Seen dem Stimmung und Anregung suchenden Poeten bieten kann. Oder mächtige Entfaltung des Großstadtlebens? In dieser Hinsicht ist Berlin Wien bedeutend über. Dem „Bummler“ kommen tausende interessante Eindrücke angeflogen, wenn er durch die Straßen Berlins wandert, z. B. ein Gang des Abends durch die Friedrichstraße vom Belle-Allianceplatz an bis zum Friedrichsbahnhof und durch die Chausseestraße ist von überwältigender Wirkung, wie sie Wien absolut in keinem seiner Teile ausüben kann, und was das gesellschaftliche Leben Berlins anbelangt, so hat man in Wien von dessen Prunk und Großartigkeit keine Ahnung. Auch die Gastfreundschaft des Berliner lernte ich allgemach zur Genüge kennen, sie ist mindestens ebenso entwickelt wie die des Wiener, und das Familienleben des ersteren stelle ich entschieden höher als das des letzteren. Ich glaube, Anregung und Stimmung findet der Poet in Hülle und Fülle. „Ach ja,“ meint der Wiener, „aber unter so nüchternen, phantasielosen Leuten leben . . .!“ Unter diesen lebt und blüht Ernst von Wildenbruch, der glänzendste aller gegenwärtigen deutschen Dramatiker, Theodor Fontane, der bedeutendste, hinreißendste Balladendichter nach Uhland, Friedrich Spielhagen, vor dessen dramatisch lobernden, moderu-phantastischen Romanen das Vorurteil des Wiener einfach verwehen muß! Auch Gefühlsreichtum, Formschöne, anmutiger leisaustretender Humor, gedeiht in Berlin: Heinrich Seidel und Johannes Trojan sind eben solche Künstler wie Groß, Böhl, Chiavacci in Wien. Wer da also glaubt, in Berlin ließe sich nicht gut dichten, müsse man erstarren vor der Kälte der Leute, der irrt sich gewaltig. Hundertfach stürmen die Eindrücke auf den Menschen ein und der Poet muß noch geboren werden, der sie alle aufzufangen und erschöpfend darzustellen vermag.

Sehr interessant ist es, einen Vergleich zwischen den Litteraten in Berlin und Wien sowohl was ihre soziale Stellung als ihre pekuniären Verhältnisse anbelangt, zu ziehen. Da fällt vor allem eines auf: In Wien giebt es äußerst wenig Schriftsteller neben zahlreichen Journalisten. Ich nenne Schriftsteller den, der nur wissenschaftlich oder belletristisch arbeitet, ohne in einer Redaktion journalistischen Tagesdienst zu verrichten. In Wien hat

der reine Schriftsteller einen sehr schweren Stand, er muß entweder hungern oder, wenn er kein Amt hat, unter die Journalisten gehen. In Berlin leben viele Schriftsteller, die sich dem Journalismus fern halten und sich doch von ihren Arbeiten anständig ernähren. Die Schriftsteller in Wien sind meistens Beamte, die in ihrem bürokratischen Anstrich einen eigentümlichen Gegensatz zu den zahlreichen norddeutschen Kollegen stehen, welche anfänglich dem Lehrerstand angehörten. Ich behalte mir vor, später einmal diesen Gegensatz an zahlreichen interessanten Beispielen aus älterer und neuerer Zeit näher zu beleuchten. Der norddeutsche Schulmeister und der österreichische Bureaukrat, das sind zwei charakteristische Typen in der Litteratur, die auch in den Mittelpunkt eines sehr lehrreichen kulturhistorischen Kapitels gestellt werden können.

Der Journalist und Schriftsteller, also kurzweg der Litterat, ist in Wien eine andere Persönlichkeit als in Berlin. Dort ruht die Machtfülle des Journalismus in den Händen weniger Menschen, hier verteilt sie sich auf eine respectable Anzahl von Kräften. Berlin ist bereits viel zu groß, als daß es den dominierenden Einfluß eines Hanslick oder Speidel ertrüge. Um mich anders auszudrücken, in Wien ist der Journalismus aristokratisch, in Berlin gut bürgerlich. In keiner Stadt ist das Einkommen, die Macht einiger Journalisten so groß als in Wien, dafür aber findet man auch in keiner Stadt ein solches journalistisches Proletariat, einen solchen Reichtum an journalistischen Bettlern, Erpressern als in dem Wohnsitz Speidels, Wittmanns und Thalers (Berlin hält da die richtige Mitte ein). Der Wiener sieht in dem Schriftsteller entweder ein fleischgewordenes Wunder, eine verkleidete Gottheit, die man ehren und fürchten muß, oder — einen Tagedieb, eine verdächtige Existenz, einen Lumpen. Der Berliner achtet den Schriftsteller und schätzt in ihm den tüchtigen Arbeiter. Dem Wiener Poeten ist das Dichten ein seltener Festgottesdienst, dem Berliner tägliche Andacht. Der Österreicher betrachtet die Zeit, welche die Muse ihm widmet, als eine heilige, göttliche, die nicht regelmäßig wiederkehrt, deren Eintreten nur von besonderen, wichtigen Umständen abhängig ist; er wagt es nicht selbst die Muse zu rufen, sondern wartet ehrerbietig, bis die Göttliche erscheint, und ist sie da, dann wirft er sich ihr trunken vor Begeisterung zu Füßen und widmet sich, alles Irdische abwerfend, nur ihrem Dienst . . . Der norddeutsche Poet faßt seinen Umgang mit der Muse anders auf, ihm erscheint er als Pflicht und ernste Lebensarbeit. Er ruft die Muse jeden Tag, sie muß ihm auch widerwillig gehorchen, sie gilt ihm als die erhabene Genossin, der er täglich Rechenschaft über sein geistiges Thun und Lassen ablegt.

Der Schriftsteller lebt in Wien wie ein kleiner Fürst, d. h. er umgiebt sich mit seinem Hofstaat von Verehrern und Freunden; litterarischen Gesellschaften, in dem Sinne, wie man sie in Berlin findet, bleibt er fern, darum konnten sich solche gar nicht oder nur in spärlichem Maße entwickeln. Am Wiener litterarischen Himmel beschreiben die Sterne einsam ihre Kreise, am Berliner aber sieht man zahlreiche Gruppen. Der Wiener Schriftsteller hat auch demzufolge viel weniger Corpsgeist als der Berliner; er will für sich allein eine Macht repräsentieren und als solche eine Stellung in der Gesellschaft behaupten. In Wien ist man sehr geneigt, diesen Ansprüchen zu genügen, nicht nur dem Schriftsteller, auch jedem Künstler gegenüber und so nahmen und nehmen die Wolter, Lewinsky, Sonnenthal, Kafart, Speidel, Laube, Wilbrandt einen gesellschaftlichen Rang ein, für den man in Berlin sehr wenig analoge Beispiele finden kann.

Einen charakteristischen Unterschied möchte ich ferner erwähnen, der zwischen den journalistischen Verhältnissen beider Städte herrscht: in Wien sind die Zeitungen meistens Aktienunternehmungen und die Chefredakteure mit souveräner Gewalt ausgestattet, in Berlin spielt oft neben dem Chefredakteur auch der Verleger die entscheidende Rolle, aber dieses Thema ist so heikel, daß ich, um nicht in Wien und Berlin allzuviel Anstoß zu erregen, mich nur mit dessen Andeutung begnügen muß. In Wien betrachtet der Berufsjournalist den Dichter und Novellist, also den selbständig produzierenden Schriftsteller als seinen natürlichen Feind, den er bekämpfen muß, selbstredend zieht letzterer den Kürzeren und so ist die Lage der Poeten in Wien keine beneidenswerte. Ausnahmen sind natürlich da, aber sie beleuchten meine Behauptung um so greller. Der Berliner Schriftsteller hat es in dieser Hinsicht bedeutend besser, denn von einem so schroff ausgeprägten Gegensatz zwischen ihm und dem Journalisten ist nicht viel zu bemerken.

Ich brauchte sehr lange Zeit, um mich im litterarischen Berlin auch nur einigermaßen zurechtzufinden, die brandenden Fluten drohten mehrmals über meinem Haupte zusammenzuschlagen. Man darf es mir glauben, daß man in Berlin ebenso viele Jahre benötigt, um die Verhältnisse auch nur einigermaßen zu überschauen als in Wien Monate. Der Daseinstampf in der Litteratur wird in Berlin mit ungleich stärkeren Waffen geführt als in Wien; der Ehrgeiz ist hier nicht allein der wohlthätige Impuls zum Schaffen und Wirken, sondern auch ein Dämon, der rettungslos in die Tiefen reißt, ein schleichendes, tödtisches Gift, das langsam, aber sicher tödtet.

Nirgends sieht man so sehr das verhängnisvolle Walten des Größenwahns, der bei dem Einen still flackert, bei dem anderen in hellen Flammen

auslobert. Es bleibt selbstverständlich niemand unbenommen sich zu den Größten und Edelsten der Nation zu zählen; aber die Thatfache, daß dieses stolze Bewußtsein durch laute, warme Anerkennung der Welt ihre Befätigung nicht findet, macht den Menschen krank, physisch und seelisch. Von dieser Krankheit wird hier weder der Jüngling, noch der reife Mann, noch der Greis verschont. Man erkennt sie an mißlauniger Bornehmtheit ebenso sicher wie an lauter, polsternder Ausdringlichkeit. Ich kann es mir sehr wohl denken, daß das vergebliche Ringen des Schriftstellers nach dem Beifall der Welt krank und unglücklich macht, bis der Erfolg ihn heilt. Aber wenn man bedenkt, wie hinfällig und eitel der litterarische Ruhm ist, mit weld' kleinlichen Mitteln er oft errungen werden muß, mit weld' fieberhafter Sorgfalt er täglich gepflegt werden will, daß er nicht erlösche, wie man oft sein bestes Selbst aufzugeben gezwungen ist, um sich nur den Schein der Größe vor seinen Mitmenschen zu bewahren, so weiß man mauchmal nicht, soll man mehr den Menschen bedauern, welcher schon berühmt ist oder den, welcher nach dem Ruhm jagt. Ich habe hier Gelegenheit, mit hochberühmten Autoren zu verkehren, ich kann aber mit gutem Gewissen behaupten, daß ich sie mehr wegen ihrer herrlichen Werke beneide habe, als wegen der Anerkennung, die dieselben fanden. Die Anerkennung der Welt! Sie zu erringen ist ein Kinderspiel gegen die Herkulesarbeit, die unbedingte Achtung der Kollegen zu erwerben. Ich glaube, es ist leichter, Steine zu rühren, als Kollegen zu erwärmen. Und sollte ein Dichter mit dem Wohlklang, mit der Gewalt seiner Lieder Tote lebendig machen können, es wird immer eine Anzahl seiner Brüder in Apoll geben, die sich über seine Talentlosigkeit lustig machen und über die Geschmackslosigkeit des Publikums ärgern. Kein Priester des Mittelalters erreicht an Zelotismus, Fanatismus, Unduldsamkeit den Schriftsteller, wenn er über seine Kollegen urteilt. Mit geschlossenem Bistir stehen sie sich einander gegenüber, der Eine versteht die Sprache des Andern nicht. Jeder sieht die Werke des andern nicht wie sie vorliegen, sondern wie sie hätten werden müssen, wenn er sie geschrieben. Der Neid umnebelt ihre Blicke und keinem fällt es ein, sich zu sagen, daß unzählige Schriftsteller ruhig und freudig schaffen können, ohne sich jemals Konkurrenz zu machen. So verkrümmt sich das Wesen des Einzelnen in der wilden, tollen Jagd nach Ehre und Anerkennung und wohl jenem, dem es gelingt, sein seelisches Gleichgewicht zu bewahren.

Ein Kritiker hat daher einen sehr schweren Stand; er wird es selten einem recht machen, und wenn dieser feste Fall auch eintritt, dann werden dadurch viele andere Schriftsteller verletzt und fühlen sich zurückgesetzt. Und erst ein ganzes Buch über lebende Autoren herausgeben, die beinahe alle

die Höhe ihrer Schaffenskraft und Lust kaum erreicht, geschweige denn überschritten haben: das heißt sich mitten unter eine große Anzahl heftig Streitender begeben, die dann einträchtig über ihn herfallen. Ich spreche aus Erfahrung. Als vor anderthalb Jahren mein Buch: „Wiener Autoren“ erschien, lernte ich die nervöse Empfindlichkeit, die Ungerechtigkeit vieler meiner Herren Kollegen kennen. Für jeden Freund, den sich das Büchlein erwarb, erntete ich drei persönliche Feinde. Das Lob, das ich aufrichtig erfreuten Herzens zollte, deutete man schief, den Tadel, den ich ansprach, als gehässige Voreingenommenheit. Hätten doch alle jene Herren und Damen, die sich über mein Buch weiblich ärgerten, aufmerksam die Einleitung zu demselben gelesen, sie dächten sicher anders über das Buch und dessen Verfasser. Die „Wiener Autoren“ hatten nur den Zweck, zu beweisen, daß der Journalismus die dichterische Anlage nicht immer zu erdrücken vermag, daß der Dienst des Tages die Pflege der Poesie nicht ausschließt, und an einzelnen Beispielen das schmälige Vorurteil des Wiener Publikums gegen den Charakter der dortigen Journalisten entschieden zu widerlegen. Ich betonte ausdrücklich, daß das Buch sich mehr als Broschüre, als Tendenzschrift gebe, denn als ernstes wissenschaftliches Werk: ich betonte ferner, wie genau ich selber wüßte, daß dasselbe zahllose Lücken und Mängel aufweise — aber man hat sich an all' das nicht gekehrt, und die „Wiener Autoren“ wurden oft ebenso falsch als einseitig aufgefaßt.

Wenn ich nun nach kurzer Zeit mit einem neuen ähnlichen Werke vor das Publikum trete, so wird man mir die Behauptung wohl glauben, daß ich mich über alle Ansechtungen und Mißdeutungen nicht sonderlich aufregte. Ich bin zwar überzeugt, auch dieses Buch wird manchen Angriff erleben, aber ich hoffe, daß man den Intentionen desselben mehr Verständnis entgegenbringen wird. Auch die „Berliner Autoren“ geben sich als harm- und anspruchslöse Lektüre. Es ist mir keinen Moment eingefallen, eine Literaturgeschichte des modernen Berlin schreiben zu wollen, sondern alle die Skizzen, die das Buch enthält, sind nur Bemerkungen über hiesige Schriftsteller, deren Wesen sich in mir während meiner ausgedehnten kritischen Thätigkeit allmählich, von Werk zu Werk, zu einem deutlichen Bilde verdichtet hat. Ob es mir gelungen ist, eine deutliche, treffende Charakteristik dieser Schriftsteller zu entwerfen, das möge ein vorurteilsloser Leser entscheiden. Das Buch in seiner vorliegenden Form bietet nur einen dürftigen Abganz des reichen Berliner literarischen Lebens, der stattlichen, ja imponierenden Anzahl interessanter und hervorragender Autoren, die in Berlin weilen. Im Laufe der beiden nächsten Jahre erscheine ich mit zwei weiteren Bänden, so daß mein Unternehmen in seiner Gesamtheit wenn auch keine erschöpfende, doch

immerhin weitbegrenzte Umschau über das moderne literarische Berlin gewährt. In diesen nächsten Bänden behandle ich Th. Fontane, F. Spielhagen, P. Lindau, Robert Schweichel, Julius Rodenberg, Hans Hopfen, Ernst Wichert, Fritz Rantshner, D. Plumenthal, D. v. Leigner und mehrere jüngere Autoren wie F. v. Zobeltig, Conrad Alberti, Oskar Linte, Heinrich und Julius Hart. Selbstverständlich ist dieses Programm kein unwiderruflich festes, sondern wird wohl noch um einige Autoren erweitert und vervollständigt werden.

An vorliegendem Bande springt dem Leser eine Ungleichheit des Raumes, den ich den einzelnen Autoren widmete, ins Auge. Diese ist in erster Linie eine Folge äußerer Umstände, (z. B. der Publikation der Aufsätze in Journalen), welche ich allerdings nach Möglichkeit für die Buchausgabe abzuändern suchte, aber doch nicht ganz beseitigen konnte. In zweiter Linie hat diese Ungleichartigkeit eine natürliche Ursache: über die meisten der behandelten Autoren läßt sich durchaus noch nicht das letzte Wort sagen, sie schaffen ein Werk nach dem anderen, und selbst während dies Buch gedruckt wird, werden sicher neue Schöpfungen die Liste der früheren bereichert haben. Ich mußte also trachten, bei der Charakteristik eines Schriftstellers mit der Analyse seiner Bücher dort abzubrechen, wo sich für mich eine verheißungsvolle, das Bild meiner Skizze abrundende Phase in der Entwicklung seines Talentcs ergab. Ich besprach somit durchaus nicht alle erschienenen und mir bekannten Arbeiten eines Autors, bei dem einen zog ich die Grenzlinie früher, bei dem andern später und dies spiegelt sich in der räumlichen Ungleichartigkeit der Aufsätze wieder. Man darf daher aus der Länge eines Artikels auf die überwiegende Bedeutung des betreffenden Autors gegenüber anderen, in kürzeren Skizzen behandelten Schriftstellern nicht schließen. Daß das ausführlichste Kapitel des Buches Karl Frenzel gilt, wird wohl Jedermann in Ordnung finden. Er ist von den Autoren dieses Bandes der älteste, seine Stellung in der Litteratur seit Jahrzehnten eine ganz bestimmte, allgemein anerkannte, in seinem Wesen prägt sich am meisten der berlinische Charakter aus, auch die Zahl seiner Werke übertagt die der übrigen Autoren. Ich habe mich mit besonderer Lust und Liebe in seine Schöpfungen vertieft, zu meiner großen literarischen Achtung vor ihm gefeßt sich noch die warme persönliche Verehrung. Die jüngere Schriftstellergeneration besitzt an ihm einen ebenso mächtigen als wohlwollenden Förderer. Robert Hamerling, meinem hochherzigen verstorbenen Freunde, und Karl Frenzel verdanke ich unendlich viel. Meine Aufsätze über Ernst von Wildenbruch, Hermann Heiberg und Alexander von Roberts werden hoffentlich nur ein Kapitel in der Geschichte ihres Wirkens bleiben: diese drei glänzen-

den Erscheinungen der modernen Litteratur sind kaum auf der Höhe ihrer Schaffenskraft angelangt. Auch Adolph Glafer, einer der besten, geachteten deutschen Schriftsteller, hat uns hoffentlich noch viel zu sagen: seine Muse beschenkte uns bisher mit vielen Werken von bleibendem poetischen und kulturgeschichtlichen Wert, die leider noch nicht nach Gebühr gelesen werden. Karl Bleibtreu widmete ich absichtlich eine ausführliche Studie: er ist der hervorragendste Vertreter des modernen Realismus und nimmt einen eigenartigen Rang in der Berliner Litteratur ein. Leider wird mehr über und gegen ihn gesprochen, als man von ihm liest. Ich analysierte daher einige seiner gelungensten Werke, um zu zeigen, daß man ihm Unrecht thut, wenn man sich vorzeitig auf Grund seiner kritischen Ausfälle eine schlechte Meinung über seine dichterischen Arbeiten bildet, ohne sich die Mühe zu nehmen, selbe auch zu lesen. Seine unheimliche Fruchtbarkeit ließ es nicht zu, alle seine Bücher in den Kreis meiner Betrachtung zu ziehen. Heinrich Seidel und Johannes Trojan, dieses litterarische Dioskurenpaar, ergänzen mein Buch nach mehrfachen Richtungen. Ich las mit besonderem Behagen diese Werke, die im Boudoir der modernen Muse sich wie ein Bouquet aus duftigen, frischen Walddukumen ausnehmen. Den Schluß bildet eine Art litterarische Revue, die auf Vollständigkeit natürlich nicht den geringsten Anspruch macht.

Welchen Schicksalen mein Buch auch immer entgegen eilen mag, das Bewußtsein, daß ich nach Maßgabe meiner Kräfte gerecht und objektiv geurteilt habe, wird mich über den Mißerfolg trösten und mir den Erfolg verschöner. Ich habe die heterogensten litterarischen Richtungen behandelt und einander gegenüber gestellt; ich weiß, daß ich mir dadurch bei Freunden weber Dank, noch Anerkennung bei Feinden holen werde. Aber mein Buch soll keiner Partei dienen, es soll vorurteilslosen, empfänglichen Menschen jene unvergeßlichen, herrlichen geistigen Genüsse vermitteln, die mir einige Berliner Autoren, gleichviel welcher Richtung und Farbe, mit ihren schönsten Werken bereiteten.



Unser Dichteralbum.

Hymne an Satanas.

Nach dem Italienischen des Giosuè Carducci.

Du, des Geschehenen
Ursprung und Endnis,
Seele und Stoff der Welt,
Zweck und Verständnis —

— Während der Wein im Keld
Blühet und funkelt
Gleich einem Frauenaug'
Chärenenmdunkelt,

Während lenzglückberauscht
Erde und Sonne
Flüstert und Zwiesprach tauscht,
Lächelnd in Wonne

Und dann im Flammenfuß
Sturmüberwittert,
Bräutlich des Fruchtfelds Schoß
Zuckt und erzittert —

— Du schwingst dich preisend
Mein Lied zu, mein zages,
Dich ruf ich, Satanas
Herr des Gelages.

Weg mit dem Weihrauchfaß
Und frommen Bränden!
Nein Priester, Satanas
Läßt sich nicht schenken!

Siehe, der Rost benagt
Schon das zerspeltte
Flammenschwert dem Michael,
Und der geprellte

Erzengel purzelt
Ins Nichts ohne Stütze,
Eis sind in Händen
Jehovas die Blitze.

Sternschnuppenähnlich
Wie blasse Meteore
Fallen aus Wolken
Der Cherubim Chore.

Du nur, im Urweltstoff
Ewigen Waltens
Treibende Wunderkraft,
Keim des Gestaltens,

Du nur ragst unberührt.
Sieg blüht dein Wille
Aus schwankem flackerchein
Dunkler Pupille,

Ob dein Blick kampfesmatt
Flieh oder bleibe,
Ob stark und kräftesatt
Trohzig sich sträube,

Er lehrt den Zauber
Im tollenden raschen
Fliehen der Tage
Die Freude zu haschen,

Lehrt in des flüchtigen
Daseins Entteilen
Schmerz mit dem Balsam
Der Liebe zu heilen.

Du heißt die Hymne
Des Hasses mich singen,
Läßt sie mit Blinthauch
Die Herzen durchdringen,

Läßt sie, ein Sturmlied,
Die Erde durchwettern,
Blutige Höhen
Vom Throne zu schmettern.

Du schwangst als Ahriman,
Adon, Astarte,
Schwellender Lebenslust
Siegesstandarte,

Als noch, von jonischen
Lüften umgankelt,
Anadyomene zog
Wogengesankelt.

Libanons Cedern
Zu nächtiger Feier
Rauschten dir, Cyprias
Göttlichem Freier,

Für dich erglöhten
Die Ehre, die Reigen,
Dir gab die keusche
Jungfrau sich zu eigen,

Wo an Idumas Strand
Cyprische Wellen,
Plätschernd an duftreichen
Palmen zerschellen.

Was thut's, daß zügellos
Prasselnde Funken
Dir in die Tempel warf
Liebesmahltrunken

Der Nazarener
Wutschnaubende Meute,
Und die Symbole,
Die heiligen, verstreute!

Gab dir als Flüchtling
Asyl vor Gefahren,
Gerne das Volk doch
Im Kreis seiner Laren,

Bis dich ein liebendes
Weib dort erkannte
Und dir mit pochendem
Busen entbrannte,

Bis du die Hefe
Umarmt als der Böse,
Daß neu die krankende
Welt sich erlöse.

Du glommst im Fieberaug'
Des Alchymisten,
Wohst unbewußt
In des Zauberers Listen,

Bis sie die Sitter
Des Klosters zerbrachen,
Schimmernde Welten
Dem Geist zu entfachen.

Vor dir zu Thebais
Floß der Askete,
Wand sich in Martern
Und widem Gebete.

Irrende Seele
Von Zweifeln zerrissen,
Dich tröstet Satanas
Wie einst Heloisen.

Unglos kasteist du dich,
Lockend zum Hohne
Flüstert er zwischen
Die Kirchenfermone,

Zwischen davidische
Psalmen die Lieder
Trunkener Sinnenlust; —
Leuchtende Glieder

Führt er ins Dunkel dir,
Fülle des Schönen,
Thais und Licoris
Und die Camoenen.

Doch größ'rer Vorzeit
Gestalten entquellen
Mälig den Gräbern
Im Schweigen der Zellen.

Konsuln, Tribunen
Und Volkslärm, sie treten
Neu aus den Blättern
Der alten Poeten.

Siegberauscht folgen sie
Altem Idole,
Leiten den Mönch empor
Zum Kapitole.

Und ihr, die Flamme
Und Bann nicht bezwungen,
Wickef und Haß,
Ihr begeisterten Jungen,

Ruft es als Herrruf
In lenzfrohe Weiten,
Daß sich genaht nun
Die Fülle der Zeiten!

Mitra und Krone wantt
Und aus den Zellen
Schreiten die Mönche
Als neue Rebellen,

Kämpfen und predigen
Unter der Stola
Eines Girolamo
Savonarola.

Kraftvoll wie Luther brach
Mönchische Schranke
Spreng du die Fessel nun,
Freier Gedanke

Kodre in Flammen auf,
Prassle und zünde:,
„Satanas hat geflegt!“
Ruf in die Winde.

Seht, welches herrliche
Untier erwachte,
Das durch Oceane eilt,
Weg bahnt durch Schächte!

Berg hinan, thälerwärts
Keucht's, ein Cyclope,
Sprühend, glutschnaubend
In wildem Galoppe;

Innsbruck.

Abgrund und Fackelfels
Stürmt es im Fluge,
Zwängt sich durch Urgefsteins
Verstende Fuge;

Stärker als Sturmgeheul
Hinsöhnt in Kisten,
Hält sein gewaltiger Ruf
Donnernd ans Klüften.

Heißer als Feuerbrand
haucht seine Mäster: —
Völker, o seht, er naht,
Göttlich und düster!

Ein Triumphator
Auf ehernem Roffe
Zieht durch die Lande er,
Satan der Große.

Heil dir, o Satanas,
Heil dir Empörung
Siegender Geisteskraft
Wider Bethörung!

Jubelt empor zu ihm
Opfer und Bitten!
Du hast den Priestergott
Niedergestritten.

Arthur von Wallpach

Schön-Adelheid.

Kaifer Otto saß in dem prangenden Saal; —
„Meiner Tochter erwähle ich heut den Gemahl.
Wohltauf, meine Edlen, wer wirbt, wer freit
Um die wonnige Maid, um Schön-Adelheid?“
Auf stand vor dem Kaiser Graf Wilhelm von Nort:
„Sehntausend Vasallen gebietet mein Wort —
Schön-Adelheid sah ich, sie war noch ein Kind,
Ich habe sie schweigend bis heute geminnt;
Sehn Jahre sind's her — und das erste verrann,
Einst war ich ein Jüngling, jetzt bin ich ein Mann,
Doch jung in der Seele noch blüht mir der Mut —
Schön Adelheid gebt mir, ich warte sie gut.“
Kaiser Otto stand auf von dem leuchtenden Thron:
„Graf Wilhelm, nie fände ich besseren Sohn.
Du Lußt meines Herzens, mein liebliches Kind,
Du Laßt meines Herzens, mein liebliches Kind,
Graf Wilhelm, dem reiche die Hände geschwind.“

Schön-Adelheid wandte zur Erd' das Gesicht;
 „Graf Wilhelm, mein Vater, begehre ich nicht,
 Und willst dem Gemahle Du heute mich frei'n:
 Ritter Heinrich, der liebt mich, und sein will ich sein.“
 „Ritter Heinrich, der Mann ohne Namen und Land?
 Wer hat Dir so thöricht die Sinne gewandt?“
 „Und hat er nicht Namen und hat er nicht Leh'n,
 So hab' ich nie schöneren Mann doch geseh'n,
 Und hat er nicht Gold und nicht edles Erz,
 Er ist reicher als Alle, denn er hat mein Herz.“ —
 Tief unter die Erde, so tief wie das Grab,
 Da führten Schön-Adelheid sie hinab.
 Sie thäten ihr an ein härenes Kleid —
 Sie lachte und sagte: „Mein Hochzeitskleid.“
 Sie legten ihr Ketten an Fuß und an Hand:
 „Nie schöneren Schmuck ich zur Hochzeit fand.“
 Sie setzten sie ein, ohne Sonne und Licht,
 Wie die Sonne lachte ihr süßes Gesicht. —
 Und als das erste der Jahre entschwand,
 An der Kerkerthür Kaiser Otto stand:
 „Wie geht es hier unten der trostigen Maid?“
 „Mein Vater, ich leide viel bitteres Leid!“
 „Und wer soll Gemahl Dir und Liebster sein?“
 „Ritter Heinrich, mein Vater, und er nur allein.“ —
 Und als das zweite der Jahre entschwand:
 An der Kerkerthür Kaiser Otto stand:
 „Wie geht es Dir hier, ohne Sonne und Licht?
 Verlangst Du zu Bergen und Thälern nicht?“
 „Ich weiß nichts von Bergen, ich weiß nichts von Höh'n,
 Ich kann nur noch träumen, doch träum' ich so schön.
 Im Traume da kommt er, da tritt er herein,
 Mein Trauter, mein Lieber, und sein will ich sein.“
 Kaiser Otto seufzte bang und schwer,
 Doch die Kerkerthür verschloß sich nicht mehr;
 Sie banden die Ketten von Fuß ihr und Hand
 Und legten ihr an ein prächtig Gewand,
 Und führten sie aus Dunkel und Qual
 Hinauf in den prangenden Kaisersaal.
 Da stand Ritter Heinrich im leuchtenden Kleid
 In seiner blüh'nden Jungherrlichkeit.
 An Saales Enden ein Andern stand:
 Graf Wilhelm von Nort, im schwarzem Gewand. —
 Da trat sie herein, o Jammer und Leid,
 Dahin, ach dahin war Schön-Adelheid;
 Ihr Leib war verwelkt, ihre Wange war fahl,
 Ihr Auge erloschen in langer Qual,
 Und von Ketten geknickt schwer wankte ihr Fuß —
 Und sie lächelte still Herrn Heinrich zum Gruß.

Ritter Heinrich aber, wie schaut' er so blaß:
 „Schön-Adelheid lieb' ich, doch ist sie das?“ —
 Kaiser Otto sprach: „Ritter Heinrich, wohlan,
 Meine Tochter begehrt Dich vor Allen zum Mann.
 Und liebst Du wie sie, so stark und so rein,
 So hab' Ihr gewonnen und Dein soll sie sein.“
 Ritter Heinrich sah nieder, sprach dumpf und schwer:
 „Ich liebe sie heiß, doch ich lieb' sie nicht mehr.“ — —
 Zwei Jahre im Kerker, zwei Jahre in Qual,
 Nicht wankte das Herz ihr ein einziges Mal;
 Bei dem ersten Wort, das Herr Heinrich sprach,
 Schön-Adelheids Herz in Schmerzen zerbrach;
 Sie weinte nicht Thränen, sie seufzte schwer,
 Sanft nieder zur Erde und lebte nicht mehr. —
 Auf stand vor dem Kaiser Graf Wilhelm von Wort:
 „Ritter Heinrich, ich habe an Euch noch ein Wort:
 Schön-Adelheid sah ich, sie war noch ein Kind,
 Ich habe sie schweigend bis heute geminnt —
 Schön-Adelheid wußt' ich zwei Jahre in Leid,
 Zwei Jahre drum trug ich ein schwarzes Kleid;
 Und verblich es um Dich, das geliebte Gesicht,
 So steht hier der Rächer, auf, Wabe, und sticht!“ —
 Hui — riß aus der Scheide Graf Wilhelm den Stahl,
 Es zuckte den feinen Herr Heinrich zumal.
 Graf Wilhelms Schwert, eine Schlange voll Wut,
 Es dürrtete lechzend nach Heinrichs Blut;
 Er drängte ihn wild und er ließ nicht nach,
 Bis er mitten durchs Herz Herrn Heinrich stach —
 Zu Adelheids Füßen Herr Heinrich glitt,
 Fort stieß ihn Graf Wilhelm mit zürnendem Tritt
 Er kniete herab auf den blutigen Grund
 Und küßte sie heiß auf den bleichen Mund.
 „Und ob Deine Schönheit verging und verblich,
 Schön-Adelheid, heute noch liebe ich Dich!“
 Er hob ihr lockiges Haupt auf das Knie
 Und er und der Kaiser weinten auf sie —
 Auf stand Graf Wilhelm — sein Haar war grau —
 Nie hob er den Blick mehr zu anderer Frau.

Berlin.

Ernst v. Wildenbruch.

Vor einer Bergespitze.

Nach langen Jahren schau' ich heut dir wieder
 Ins wilddurchfurchte steinerne Gesicht.
 Der Wind umbraußt dich, Wolkenschwärme ziehen,
 Gestalt und Farbe wechselnd, dir ums Haupt;

Du aber tauchst stets neu daraus hervor,
 Die gleichen Hüge weisend unbewegt.
 Starr scheinst du, tot; allein ich möchte meinen,
 Du bist nur tren, feistruhend in dir selbst
 Und wunderjam, als wärest du besetzt
 Und blicktest auf mich in erhab'nem Schweigen,
 Ergreifst du mich und bannst mein ganzes Wesen.
 Mir ist, als sollt' ich mich im jähen Wandel,
 Den alles ringsum herzbedrängend kündet,
 An dich als wie an meinen Retter klammern;
 Du ragst vor mir empor, wie aufgerichtet,
 Daß alles, was in der Erinnerung
 Die Zeit verwehen will, an dir sich wieder
 Erneue zu lebend'gem vollen Sein.
 Was liegt nicht zwischen einst, da ich dich sah,
 Und heut! Mit manchem Schmerz auch manches Glück.
 Und welches Glück! Das schönste unsers Lebens:
 Die Traumeseligkeit, das lichte Hoffen,
 Das in sich selbst schon reich und nicht erst mißt,
 Wie viel ihm jeder neue Tag erfüllt.
 Das ist vorbei, die Flügel sind gebrochen,
 Und bang enttäuscht, das Auge trüb umflort,
 Zähl' ich nur nach, was alles ach! vergebens
 Ich bis zu diesem Augenblick ersieht.
 Doch da ich so wie einst dich vor mir sehe,
 Als ich mit trunkenen Blicken an dir hing,
 Da jeder Zug in deinem Angesicht
 Mich grüßt, wie den Beschwungenen er gegrüßt,
 Der voll von Träumen und Entwürfen schweifte,
 Da fühl' ich mich auch als den Einst'gen wieder.
 Wach wird die unbefang'ne helle Lust
 Und Kampf und Drang und Schmerzen gehen unter.
 Mit dir steht die Vergangenheit vor mir,
 Was schwer auf mich gewälzt die vielen Jahre,
 Du nimmst es von mir, daß ich wieder fliege.
 Und wenn ich immer ernster sinnen muß,
 So bleib' ich doch im Tiefsten froh bewegt.
 Es ruft in mir: Heg' in der eignen Brust
 Nur allezeit, was dir als Höchstes gilt,
 Und sieh nicht ängstlich nach dem Wetter aus,
 Ob es dir reißt, wofür du deine Kraft
 Mit freud'gem Glaubensmuth eingesetzt.
 Hast du für heut und morgen denn gesät?
 So wolle auch nicht heut' und morgen ernten.
 Und was die Jugend als ihr schönes Teil
 Fast unbewußt genießt, das lerne jetzt,
 Ob anders auch, jedoch nicht minder schön,
 Bewußt als sicheren Besitz empfinden. —

Je länger ich empor zur Höhe schaue,
 Je mächt'ger greift mir's in der Seele Grund.
 Steinriese du, beherrscht auch dich die Zeit,
 Dir aus dem Aulzig bröckelnd Stück um Stück?
 Mag fein, doch für ein Menschenauge nicht.
 So bleibst du mir der Stätte, Wandellose,
 Der aus dem nicht'gen, wirren Streit der Erde
 Mich sanft erlösend nach dem Ew'gen weist.

Klagenfurt.

Stephan Milow.

Casso.

Reich, wie des Priesters Hand
 Dem knieenden Herrscher
 Ausdrückt die Krone,
 Senkt die blaue Nacht
 Dem Kenz aufs lockendustende Haupt
 Des Vollmonds Gold.
 Über Blätenzweigen schwebt er
 Groß, still, anbetungswürdig
 Und webt um den fernen Düsterglanz
 schlummernder Hügel
 Der Elfencharen geisterbleiche Reigen ...
 Dich schaute
 Mildblickender Mond!
 Manch feuchtschwellendes Auge,
 Längst erblindet in Todesnacht!
 Hingst du doch schon
 Frühlingsberauscht
 Über'm Wellengezitter des alten Nil
 Und goffest grünschauenden Glanz
 Über die Marmorsping
 Am finsterragenden Grabmal!
 Oder grüßte dich nicht
 Am Tiber
 Cäsars Gewaltblick?
 Und Ovids liebeatmende Lya?
 Sah nicht Casso
 In Belriguardos Garten
 Deinen rätselwebenden Goldduft
 Verklären der Cypressen
 Mürrische Trauer?
 O erzähle, Vielbesungner,
 Wie er die Rose Leonorens
 Taucht' in des Springquells feuchtes
 Geperl!
 Wie sich ihm bog
 Über des Geländers Prunk

Warmeschwellenden Busens Schnee!
 Und in Korberbüschen lauschte die Mar-
 morvenus,
 Und weit her quoll durch bläuliche
 Myrthenschatten
 Erübahnendes Lied wehtrunkner Nach-
 tigallen.
 Ach! süß tönt saitenbezwingender Hand
 Edelsten Frauemunds Lob,
 Und der Wunden viele vermag es zu
 schließen —
 Aber es öffnet auch Wunden
 Nimmer sich schließende — — —

O flimmerndes Weben
 fern wo der Bach durch Felsen schluchzt,
 Kühlanatmende Erwartung
 Rings aus finstern Büschen,
 Wie berauscht du den Träumenden!
 Nicht verlernt in herber Weltnot,
 In bitter Enttäuschungsnacht,
 Nicht verlernt hat
 Zu schwärmen die Seele,
 Und sie glaubt noch
 Im warmen geistumschauenden Duft der
 KENZnacht
 An Menschengröße
 An ewige Liebe.

Aber nun sieh! Die schmeichelnde KENZnacht
 Verwandelt sich zur FURIE!
 Aus dem warmen Hauch üppiger Wiesen
 Sog der Himmel leuchtendes Gift,
 Aus den Wolken zuckt's scharf —
 Wohin kamst du Wolkenwandler?
 Goldaugiger Freund der Nacht?

Schwarzangeballt ragt die Finsternis,
In den Schlünden des Wetters versank
Dein schmachtender Blutblick,
Und Nacht umarmt drohender die Nacht,
Seh ich dich nicht Lorbeerbekrönter
Eilen durch sturmgepeinigter Äste Ge-
stöhn?

Seh ich nicht fliegen dein Haar?
Reißt nicht der Sturm dir erboßt von den
Locken

Die erfungne Bekrönung?

Leonore! Leonore!

Aufjuckt's grellwütend im Wolkenschacht
Und im zerrissenen Dunkel
Bebt die flammende Welt.

Doch niederfällt dröhnend ringsum

Darmstadt.

Wieder dein schwarzer Mantel, o Nacht!
Aber dennoch! ich sah sein Gesicht —
Leichenverzerrt!

Ist das der Sturm?

Kings heulendes Laichen

Wahnwitziger?

Oder die rieselnde Mauer des Kerkers?

Sind das Bäsche

Oder knurrende Hohngehalten?

Ach! sie höhnen ihn

Deuten auf ihn, grinsen ihn an —

Und er wendet sich finster brütend

Und in seiner Hand bebt

Die zerblätterte Rose Leonorens

Und nachlässend heult's ringsum:

Leonore! Leonore!!

Wilhelm Walloth.

Zukunftspoese.

Die Lenzgewitter braust die Zeit,
Stürzt Throne und zerschmettert
Tempel

Und prägt das Wort „Vergänglichkeit“
Den Völkern ein mit Flammenstempel;
Doch ob auch Vieles sie geraubt
Und vor den Richterstuhl geladen,
Dem Dichter kränzt sie noch das Haupt
Und achtet ihn „von Gottes Gnaden“.

Ihr Dichter, die man also ehrt,
Indes an Fürsten man es tadelt,
Zeigt euch des hohen Ruhmes wert,
Der euren schlichten Taufschein adelt.
Beweist, daß Gottes Geist euch treibt.
Mag er als Rächer uns begegnen,
Der Mene Tekel flammend schreibt,
Mag er als Gott der Liebe segnen.

Zeigt ihn, wie er im Freiheitskampf
Bricht der Gewohnheit Sklavenketten,
Wie er gen Himmel fährt im Dampf
Als Schöpfer neuer Arbeitsstätten.
Singt uns ein Lied der Leidenschaft,
Das Höhen stürzt von den Altären,
Singt uns von Heldenmut und Kraft,
Von großem Sterben und Gebären.

Beschwört den Gott in eurer Brust,
Doch laßt uns ihn als Menschen schauen,
Der mitempfindet Leid und Lust
Und unsern Acker hilft bebauen.
Dem Gott, der nur im Himmel thront,
Sollt ihr nicht eure Lieder weihen,
Nein, feiert den, der in uns wohnt,
Der durch die That uns wird befreien.

Stillt nicht die Sehnsucht unsrer Zeit,
Die nach dem Trostwort neuer Bibel
Und nach dem neuen Heiland schreit
Durch Märchen aus der Kinderbibel.
Fort mit der alten Litanei
Vom Paradies, das wir verloren!
Lehrt, daß es erst gefunden sei,
Sobald der wahre Mensch geboren.

Breslau.

Theobald Nöthig.

Waidmanns-Heil.

Durchs Dickicht dringt das lante Gebell
 Der fährtestückeren Meute.
 Zieh hin, Du froher Waidgesell'
 Und Waidmannsheil für heute.

Bißt Du noch übermütig stolz,
 Es schneit nicht immer Blüten;
 Triffst sicher auch Dein Blei und Bolz,
 Du magst Dich dennoch hüten.

Denn Du wirst tragen sicherlich
 Einst einen Pfeil im Herzen
 Und dann verbluten so wie ich
 Einsam an stummen Schmerzen.

Wallfahrt.

Wallfahrer schleppen betend
 Beim Klang des Messgeläuts
 Empor die Kirchenstufen
 Ein schweres Pilgerkreuz.

Sie brachten es zur Sühne
 Weiüher an Christi Grab.
 Ich folge stumm dem Zuge
 Und leicht ist nur mein Stab.

Doch schwerer als sie Alle
 Trag ich an meinem Leid,
 Und keiner Wallfahrt Gnade
 Mein krankes Herz befreit.

München.

Heinz Offer.

Der Haidestoffel.

Der Haidestoffel sticht im Moos
 Taglang des Corfes Ziegel,
 Die Armut kocht in seiner Hütt'
 Polentabrei im Tiegel.

Am Herde hockt sein böses Weib
 Und spielt mit ihrer Katze.
 Die Alte hat ein scharfes Maul
 Und Nägel an der Tazze.

Der Stoffel geht ihr aus dem Weg,
 Am liebsten zur Caverne,
 Und trinkt sein Glas Kartoffelschnaps,
 Bis leuchten Mond und Sterne.

Doch wenn er rauschig kommt des Nachts
 Zur Hütt' am Birkenhügel,
 Hockt noch das alte Weib am Herd,
 Dann setzt es Zanf und Prängel.

Am andern Morgen wiederum
 Sticht Corf der Haidestoffel,
 Und wenn er an die Kneipe denkt
 Vergift er den Pantoffel.

So geht es Tag für Tag im Jahr,
 Den Sonntag ausgenommen,
 Zum Schnapsen nimmt er mit sein Weib,
 Wenn aus der Kirch sie kommen.

Der Haidestoffel ist's gewohnt,
 Gewohnt ist's auch die Alte.
 Die Katze schnurrt, daß Gott noch lang
 Das Ehepaar erhalte.

München.

Heinrich v. Reder.

Ursprünglich.

Noch gestern kannte ich Dich nicht,
 O Geliebtes Engelsangesicht!
 Und heut — wie ist doch so vertraut,
 Was mir daraus entgegenschaut.

Und sollt' ich jetzt Dich nicht mehr seh'n,
 Ich müßt vor Herzeleid vergeh'n,
 Ich grämte schier zu Tode mich —
 Was wär' mein Sein noch ohne Dich? —

Wien.

A. Forsteneim.



Ein Dichterbild.

Von Adam Müller-Guttenbrunn.

(Wien.)

Als ich mit der Beschaffung des stattlichen Materials, das ich für meine kleine Schrift über „Die Lektüre des Volkes“*) bewältigen mußte, beschäftigt war, erinnerte ich mich eines Mannes, dem ich vor Jahren begegnete und der mir in dieser Sache sehr nützlich sein konnte. Dieser Mann war ein Kolportageroman-Dichter. Derselbe kam eines Tages zu mir und stellte sich als Schriftsteller vor. Warum Herr M. mich aufsuchte, weiß ich heute nicht mehr genau. Aber daß es nicht in eigennützigter Absicht geschah, weiß ich gewiß. Ich glaube, ein Freund aus der Provinz, den er kannte, schickte ihn mit einem Grusse zu mir. Ich hatte weder seinen Namen je gehört, noch kannte ich seine Werke, doch er schien nicht empfindlich zu sein und klärte mich lächelnd darüber auf. Er schreibe unter verschiedenen Namen, sagte er, und habe seinen Verlegern in fünf Jahren an 1000 Druckbogen Romane geliefert. Ich mußte wohl sehr verdußt ausgesehen haben, als ich dies vernommen, denn er fügte mit einem trüben Lächeln hinzu: „Nicht wahr, das ist ein trauriges Handwerk?“ Er zuckte mit Achseln: „Ich erhalte davon meine alte Mutter und zwei Schwestern.“

Als Herr M. bei mir war, offenbarte er allerlei absonderliche Eigenheiten. Zuerst glaubte ich, einen kleinen Komödianten aus der Provinz vor mir zu haben. Er trug das bleiche Gesicht glatt rasiert, hatte sehr markierte

*) „Wegen den Strom“, Heft IX (Wien, Gerolds Verlag).

Züge, die auf eine Überanstrengung des Kopfes schließen ließen, sprechende Augen und wallendes Haar. Er war ziemlich bunt gekleidet, trug aber eine weiße Halsbinde, lichtbraune Handschuhe und einen breiten Filzhut. Als ich die ersten Worte sprach, bedeutete er mir, daß er nicht gut höre. Ich lud ihn zum Sitzen ein, er aber befühlte den gelben Seidenstoff des Fauteuils und weigerte sich, darauf niederzusitzen. Als ich darüber lächelte, sagte er, er sei das nicht gewohnt und holte sich bescheiden den Rohrstuhl vom Schreibtisch. In einer Pause des Gesprächs — wir hatten uns erhoben — wollte ich ihm die herrliche Aussicht von meinem vierten Stockwerk zeigen, er aber trat scheu vom Fenster zurück und deutete nach seinem Kopfe. Er litt an Schwindel. Bevor er ging, bat ich ihn, er möge mir doch einen seiner Romane senden oder bereit halten, wenn ich zu ihm komme, denn ich möchte etwas von ihm lesen. Er lachte ablehnend und schüttelte mir die Hand. Wenn ich wirklich zu ihm komme, was er aber bezweifle, wolle er mir etwas Anderes zeigen. Als er die Thür öffnete, tollerten zwei Hunde herein, die er mit den Füßen, doch ohne Roheit, rasch wieder hinaussetzte. „Das ist meine Familie,“ sprach er und schloß die Thür hinter sich, indem er meine Begleitung ablehnte.

Dieser Mann mochte damals etwas über dreißig Jahre zählen, und er schrieb Romane — tausend Druckbogen in fünf Jahren!

Als ich eines Tages nach endloser Wanderung durch einen der ärmsten Stadtteile von Wien, in dem jene muffige schlechte Luft herrscht, die vom Volke als der „Arme-Leut'-Geruch“ bezeichnet wird, an der Thür M.'s läutete, erscholl innen ein betäubendes, mehrstimmiges Hundegebell. Schlürfende Tritte nahten, und eine weibliche Stimme fragte, wer hier sei. Endlich wurde geöffnet. Drei Frauenspersonen und der Hausherr selber bemühten sich, mir den Weg zu bahnen durch die dunkle Küche, die von vier Hunden gegen den Eindringling verteidigt wurde. Durch ein kleines Zimmer, an einer funkelnden neuen Nähmaschine vorbei, gelangte ich an das Heiligtum des Dichters. Die Thür hinter uns wurde geschlossen, und die Nähmaschine begann zu surren. Das Zimmer M.'s war ärmlich, aber reinlich gehalten. Nur der Tabakqualm störte, der wie eine Wolke über demselben lag. Eine kleine Handbibliothek, welche die deutschen Klassiker und die Romane M.'s enthielt, nahm die schmale Wandfläche zwischen den zwei Fenstern ein. Alte Zeitungen und abgegriffene Hefte der Reclamschen Universalbibliothek lagen in großer Zahl obenauf, ein Stuhl hinter dem Schreibtisch war ebenfalls schwer belastet mit allerlei Druckschriften.

Herr M. war sehr gesprächig. Er sprach, vielleicht um mir zu gefallen, von seinem Handwerk mit erstaunlicher Offenheit und Mißachtung.

Er schrieb damals zu gleicher Zeit drei Romane. Von jedem hatte er das Personenverzeichnis auf dem Tische vor sich liegen, sonst nichts. Keinen Abriss der Handlung, keine Einteilung des Stoffes bedurfte seine Phantasie, und doch hatte er von dem bereits fertigen Teile seiner Romane kein Blatt im Hause. Täglich trug er am Abend zur Post oder zum Verleger, was er bei Tage geschrieben. Nur die Personen der drei Romane durften nicht miteinander verwechselt werden, alles Andere war gleichgültig. „Um die Fortsetzung ist mir nicht bange,“ sagte er, „mir fällt immer wieder etwas Packendes ein, und etwas Anderes wollen meine Leser nicht.“ Er griff nach einem gelben Hefte. Es trug einen marktchreierischen, aufregenden Doppeltitel, und er las: „Erstes Kapitel. Eine dunkle That. Mord! Mord! halte es an einem Septembervorgen des Jahres 1806 durch die Straßen der sonst so friedlichen und stillen Ortschaft Döbling bei Wien u. s. w.“ Lächelnd legte er das Hest weg und sagte: „Das ist von mir. Sie haben bemerkt, daß das erste Wort ‚Mord‘ heißt, und aus dieser Tonart ist Alles geschrieben, was Sie da sehen. Ich gebe Ihnen nichts, denn Sie lesen ja doch nicht. Aber ein Lustspiel, das ich in meinen schönsten Stunden geschrieben, sollen Sie einmal lesen. Ich sandte es heute früh an Heinrich Laube und bat ihn um sein Urteil. Vielleicht legen Sie ein gutes Wort dafür ein, damit er es recht bald liest.“ Ich versprach ihm das und wollte gehen, denn der Tabaksqualm war mir unerträglich geworden. Herr M. aber schlug mir einen gemeinschaftlichen Spaziergang ins Freie vor, und ich ging mit ihm. Er klagte über seine Gesundheit und gab der Befürchtung Ausdruck, daß sein aufregendes Handwerk sein Nervensystem wohl bald völlig zerrüttet haben dürfte; er gedachte seiner beiden Schwestern und seiner alten Mutter, die er erhalte vom Ertrage seiner Arbeiten, und er schimpfte schließlich weiblich über einige Verleger seiner Romane, die ihm oft bloß fünf Gulden für den Druckbogen zugestehen und selbst das nicht pünktlich bezahlen. Einer, den er wiederholt mahnte, schrieb ihm einmal auf einer Postkarte: „Halt's Maul, Sklave!“ M. trug diese Karte, die den Poststempel „Dresden“ aufweist, stets bei sich, und er zeigte sie mir. Seine Antwort auf diese Beschimpfung bestand darin, daß er die Fortsetzung des begonnenen Romans unterließ, um den rohen Burschen in Verlegenheit zu bringen. Das gelang ihm jedoch nicht, denn der Roman erschien weiter und war von weiß Gott wem vollendet worden. Auch über sein schlechtes Gehör klagte M. Wie gerne ginge er manchmal in ein Theater! Aber auf der Galerie höre und sehe er nichts, und die ersten Plätze kosten in Wien ja ein Vermögen. Gingegen lese er sehr viele Theaterstücke, und zwar der Stoffe halber. Daraus schöpfe seine Phantasie immer wieder neue, spannende und auf-

regende Geschniffe. Einer seiner Lieblingswünsche, sagte er, wäre der, die Gesamtausgabe von Grillparzers Werken zu besitzen. Er spare zwar tapfer, aber es reiche noch immer nicht. Tief durchdrungen war M. von dem Gedanken, daß er sich doch noch durch eine vornehmere litterarische Schöpfung euporarbeiten würde. Sein Lustspiel, meinte er, sei vielleicht der Anfang hierzu. Wenn er nur nicht immer Brot erwerben müßte. Ideen zu Besserm hätte er die Menge.

Als ich ihn verließ, war ich tief verstimmt. Daß es solche litterarische Frohnarbeiter gäbe, ahute ich bis dahin nicht. Schon in den nächsten Tagen erkundigte ich mich bei Laube nach dem eingelaufenen Stück. Er antwortete mit einer unjählich wegwerfenden Handbewegung. Seine Tochter aber sagte: „Der Mann hat einen so rührenden Brief an Vater geschrieben!“ Ich bat mir das Stück aus und las es durch. Es war nicht talentlos, aber durchaus verschroben, schrullenhaft, zum Teil verworren. Als ich es zurückbrachte, fragte Laube: „Na, ist Ihre Neugier befriedigt?“ Und ohne meine Antwort abzuwarten, fügte er hinzu: „Ich werde es ihm mit der Begründung zurücksenden, daß ich ja nicht mehr Theaterdirektor sei.“ Das geschah, und ich hörte lange nichts mehr von M. Etwa zwei Jahre später gab er bei mir eine Broschüre ab, die er im Auftrage einer Aktiengesellschaft über ein neues Wasserleitungsprojekt geschrieben, und kurz darauf sandte er mir eine Festschrift, die er gelegentlich einer dynastischen Feier veröffentlicht hatte und in der er in bombastischer Prosa und schwulstigen Versen seinem Patriotismus die Zügel schießen ließ.

Seitdem waren wieder drei Jahre verfloßen, und der Mann war für mich verschollen. Nun aber, da ich hinableuchten wollte in gewisse Niederungen der Volkslitteratur, erinnerte ich mich wieder an ihn, und ich suchte ihn auf. Er wohnte etwas besser als vor fünf Jahren. Seine Mutter war gestorben, und seine Schwestern, die damals erst begonnen hatten, auf der Nähmaschine thätig zu sein, schienen jetzt in dem Vorzimmer, das zu M. führte, bereits eine ganze Schneiderei eingerichtet zu haben. Hundegebell empfing mich auch diesmal, aber es waren jetzt bloß zwei Köter, die mich in der Küche anführten. Doch als ich bei M. selbst eintrat, bemerkte ich sogleich, daß „seine Familie“ sich nicht verringert, sondern vermehrt hatte. Das ehrwürdige Haupt derselben lag pustend und stinkend auf einem Stuhle neben dem Schreibtisch, die anderen kollerten auf dem Fußboden umher. In der Mitte des Zimmers standen jetzt Blattsplanzen, in einem Fenster sah ich Blumen, im anderen war ein Vogelbauer angebracht, in dem eine ganze Schar von Kanarienvögeln sich tummelte. Blendend weiße Vorhänge verschönten das Ganze. Es war ein Raum, in dem ein idyllisches Gemüt zu hausen schien.

Das Bedürfnis nach Grünem und mehr noch das Zusammenleben mit Hunden und Vögeln, die Herr M. selbst züchtete, hatte etwas Rührendes für mich, der den Gegensatz zwischen der Umgebung dieses Mannes und seiner Thätigkeit empfand. Er saß am Schreibtisch und schrieb, als ich eintrat; erst das Gebell und Gekurr seiner Hunde machte ihn aufmerksam, daß Jemand eingetreten war.

Herr M. sah mich freudig erstaunt an, und er begrüßte mich mit einer Höflichkeit, die mich beschämte. Ich war ja in feindlicher, in heimtückischer Absicht zu ihm gekommen! Ausforschen wollte ich ihn über sein Handwerk, über die Schliche seiner Verleger und die Grundsätze, die ihn selbst leiteten bei seiner Thätigkeit! Ich machte mir jetzt im Stillen die ernstesten Vorwürfe darüber, aber die Klugheit gebot mir Schweigen. Ich wollte über einen Gegenstand schreiben, über den ich mich noch nicht genügend unterrichtet fühlte, und mich belehren zu lassen, war ich gekommen. Dies konnte vielleicht mein Urtheil mildern und mich davor bewahren, ungerecht zu sein gegen Jene, die im Dienste gewissenloser Spekulantens geistige Frohdienste verrichten, um sich das tägliche Brot zu erwerben. Auch konnte ich die angeführte Wahrheit sicherlich nur erfahren, wenn ich Herrn M. nicht erschreckte durch eine Kriegserklärung gegen sein Handwerk, sondern ihn harmlos plaudern ließ. Und das that ich denn auch. Was ich dabei erfuhr, war freilich fast durchwegs persönlicher Art, aber auch das hatte seinen Reiz für mich.

Herr M. zupfte an seiner weißen Halsbinde (ich sah nie eine andere bei ihm) und sagte: „Ihr Besuch beweist mir, daß Sie doch nicht so gering von mir denken, als ich dachte. Und daran thun Sie recht. Wir — ich meine die Verfasser von Kolportage- und Verbrecher-Romanen — sind sozusagen auch Menschen. Mancher von uns hat seine Geschichte wie die großen Herren von der Litteratur, und wir alle waren einmal Idealisten und sind es zum Teil noch.“ Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, und das schien ihn zu verletzen. Über sein bleiches, müdes Gesicht flog ein Schatten, und er würgte augenscheinlich etwas hinab, das ihm auf der Zunge gelegen. Plötzlich stand er auf und reichte mir ein Buch — es war ein Band Grillparzer. „Sehen Sie,“ sprach er lebhaft, „ich hab' ihn nun doch. Und ich lese ihn jährlich zweimal durch. Das erhält frisch. Auch sonst hat meine Bibliothek sich vergrößert.“ Ich trat hinzu und sah manch lesenswertes Buch. Das Bestreben, in guter, geistiger Gesellschaft zu leben, war unverkennbar. „Ich bin kein vollkommenes Genie,“ sagte er, „und an meinen Idealismus dürfen Sie glauben. Ich war als ganz junger Mensch Gemeindefschreiber und Theaterregensent in einer kleinen Stadt und schrieb

damals Tragödien. Eine derselben wurde sogar aufgeführt und beklatscht. Da hieß es von allen Seiten: Du mußt nach Wien! Nur dort kann etwas aus Dir werden! Und ich zog nach Wien. Doch alles schlug fehl, denn die Zeitungen kannten meinen Namen nicht, und die Theater wiesen meine Stücke ab. Das Elend aber kam immer näher. Da fiel mir eines Tages ein Roman in die Hände: ‚Der Doppelgänger von Triest oder das Verbrechen um Mitternacht‘. Das Buch war scheußlich geschrieben, und in edlem Horn warf ich es von mir. So etwas dem Volk? Das muß anders werden, ich selbst will es besser machen! rief ich aus und ging an die Arbeit. Ich war so arm, daß ein Freund mir das Papier schenken mußte, das ich beschreiben wollte. Aber ich hatte Glück, der Verleger des ‚Doppelgänger von Triest‘ nahm meinen Roman an, nachdem er die ersten Kapitel gelesen. Ich sparte mir das Honorar zusammen, um mich nach Vollendung dieses Kolportageromans wieder einer edleren Arbeit zuwenden zu können, aber diese edlere Arbeit fand, wie alle früheren, keinen Beifall. Der Hunger trieb mich zum zweiten Kolportageroman, und nach ganz demselben Zwischenspiel schrieb ich den dritten, dann den vierten, und so kämpfte ich Schritt für Schritt darum, mein besseres Selbst in meinen Schriften bethätigen zu können — aber es war Alles umsonst, ich mußte mich völlig dem Handwerk widmen, wenn ich mich nicht in Kränkungen und Enttäuschungen verzehren wollte. Ganz ergehen habe ich mich freilich noch immer nicht. Da ist z. B. mein Lustspiel . . .“

Hier warf ich rasch die Frage ein: „Haben Sie viel gearbeitet in den letzten fünf Jahren?“

„Mindestens tausend Druckbogen,“ entgegnete er gelassen.

„Also in zehn Jahren mehr als zweitausend Bogen! Wie fangen Sie das an?“

Er zuckte die Achseln und sprach: „Ich komme jetzt zwar oft in die Lage, ganze Seiten aus meinem eigenen alten Romane abschreiben zu müssen, weil meine Phantasie ermattet, aber im Allgemeinen geht es noch immer. Freilich giebt es Tage, an denen ich ganz blödsinnig bin . . . Wenn Unfereiner beschreiben und psychologische Haarspalterei treiben dürfte, wär’ es leicht; das Stoffliche, das wir fort und fort erfinden müssen, das heßt unsere Phantasie so sehr ab. Länger als zehn Jahre haben es noch Wenige bei diesem Handwerk ausgehalten, und ich bin jeden Tag darauf gefaßt, mein bißchen Verstand zu verlieren.“

„Und wie bethätigt sich bei solchen Arbeiten Ihr Idealismus?“ fragte ich nach einer kleinen Weile. „Es wäre mir sehr erwünscht, das zu wissen.“

„Rein Idealismus? In erster Linie darin, daß ich noch nie eine neue Schurkenthät erdonnen habe. Während andere sich abmühen, immer neue Arten von Verbrechen auszuküßeln, lasse ich die Verbrecher selbst für mich dichten. Ich begnüge mich mit dem, was das Leben zeugt; mein erster Blick in die Zeitungen gilt daher immer dem ‚Gerichtssaal.‘“

„Sind Sie denn im Ernste der Meinung . . .“

„Daß das Volk nur aufgeregt und nicht unterhalten sein will? Nicht ganz, obwohl der Held in meinem Roman ‚Carmen, die Zigeunerbraut‘, wie ich jüngst entdeckte, vierzehn Tage nicht schläft, nicht isst und nicht trinkt und ihm zu keiner menschlichen Verrichtung Zeit übrig bleibt. Aber die Verleger sind dieser Ansicht, und sie bestellen sich eben das, was sie für wirksam, für packend halten. Ich suche ihren Wünschen zu entsprechen, doch haben sie an meinen Niederschriften immer zu ändern und zu vergrößern.“

„Dürfen sie denn das?“

Herr R. lächelte: „Ich überreiche meinem Verleger mit der einen Hand einige Bogen Manuskript, und die andere halte ich hin, um das Geld dafür in Empfang zu nehmen. Das Manuskript wandert entweder sogleich in die Druckerei oder in die eiserne Kasse — ich sehe es nie wieder und habe keine Rechte mehr daran. Es ist das Geschäft in seiner rohesten Form, und keiner traut dem anderen. Ich verachte ihn, und er mißachtet mich. Er grüßt mich kaum, den Verfasser des Romans, aber er zerfließt in Höflichkeit vor jedem Kolporteur, der diesen Roman verbreitet.“

Ich schwieg, und er fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Als ich einmal einen Wiener Kolportageverleger, der mir das Honorar schuldig blieb, mahnte, schrie er mich vor seinen Leuten an: „Sie sind der Letzte, an den ich denke! Den Titel des Romans gab ich Ihnen, und die Brüche dazu kann im Notfalle mein Ladjunge auch machen, wenn Sie etwa strifen wollen!“ Ich ging wie ein begossener Pudel von dannen, gab aber nie wieder ein Blatt Manuskript aus den Händen ohne Bezahlung.“

„Giebt denn der Verleger stets das Thema an?“

„Meistens. Erst jüngst erlebte ich in bezug darauf etwas recht Heiteres. Ein Kolportageverleger berief mich zu sich. Geheimnisvoll öffnete er die eiserne Kasse und holte ein Blatt daraus hervor. „Ich werde Ihnen einen glänzenden Titel geben,“ sagte er feierlich, „schreiben Sie mir dazu den Roman.“ Ich nahm das Blatt und las: „Der Findling von St. Stefan.“ Das war das große Geheimnis. Und nun entspann sich eine ernste Debatte darüber, in welcher Form dem Erzbischof von Wien der Findling ins Haus gebracht werden sollte. Der Buchhalter des Verlegers fand endlich die eigenartigste Form dafür: der Findling sollte dem Erzbischof als Post-

paket zugestellt werden, sagte er. „Das war noch nicht da, das wäre neu!“ rief der Chef begeistert. Ich habe den verrückten Auftrag abgelehnt, aber ein anderer wird ihn gewiß übernehmen. Ebenso wies ich seiner Zeit die Zumutung, den Roman „Hugo Schenk“ zu schreiben, entschieden zurück. Eine mir befreundete Dame, die mich für den Verfasser dieses Romans hielt und mir dies eines Tages an einem öffentlichen Orte sagte, grüßte ich seit jener Stunde nicht mehr.“

Diese Bemerkungen nötigten mich unwillkürlich Achtung ab und ich reichte ihm die Hand. Er drückte sie fest und sprach: „Ihr Besuch that mir sehr wohl. Endlich konnte ich mich gegenüber einem Manne aussprechen, der mich achtet. Ich danke Ihnen.“

Ich fragte ihn noch um Verschiedenes, und er sprach sich über alles freimütig aus, nur über die schwindelhafte Geschäftsgebarung seiner Verleger schwieg er, denn er hatte meine Absichten bereits durchschaut. Mit Vorliebe verweilte er bei dem größten Erfolg seiner mehr als zehnjährigen Frohnarbeit. Sein Roman „Die Rose von Belgrad“ wurde in mehrere Sprachen übersetzt, und der Verleger selbst gestand ihm, daß er 50 000 Exemplare gedruckt habe. Nach drei Jahren fand Herr M. diesen seinen Roman in einem Wiener Tagesblatt wieder — aber er war „nach dem Englischen bearbeitet“ worden!

„Und was trug Ihnen dieser Roman?“

„Er ist hundertfünfzig Druckbogen stark (wie fast alle Kolportageromane); dafür erhielt ich etwa 1200 Mark. Der Verleger freilich ist wohlhabend davon geworden. . . Als ich an diesem Roman arbeitete, sagte mir der Arzt eines Tages: Wenn Sie nicht augenblicklich die Feder weglegen und einige Tage feiern, trifft Sie der Schlag am Schreibtisch. Ich mußte aber weiter arbeiten, denn die Meinen wollten leben, und ich hätte den Roman vielleicht von einem — Ladenjungen fortsetzen lassen müssen, wenn ich krank geworden wäre. So erhielt ich mich denn gewaltsam aufrecht, bis die Arbeit fertiggestellt war. . . Als ich dann krank wurde, bekam ich von keinem Kolportage-Verleger auch nur eine Mark Vorschuß — sie glaubten wahrscheinlich, es sei zu Ende mit mir. Aber das war es nicht, und Sie werden sehen, es wird mir doch noch gelingen, in die Höhe zu kommen. Heinrich Laube wies mein Lustspiel nur zurück, weil er nicht mehr Theaterdirektor war. Ich kam eben zu spät, wie so oft im Leben.“

Ich erhob mich und ging. Seine letzten Worte waren: „Geben Sie mir die Muße eines Jahres und einen anständigen Verleger, und ich schreibe Ihnen einen Volksroman, wie wir nicht viele haben.“

Unter dem Material für meine Schrift über „Die Lektüre des Volkes“

fanden sich auch Romane von Herrn M. Ich habe keinen derselben genannt oder verhöhnt, denn sie sind thatsächlich die besten dieser verwerflichen Gattung von Volksliteratur, und ihr Verfasser könnte vielleicht Brauchbares schreiben, wenn er die Muße dazu fände. Auch trat ich in meiner Schrift mit keinem Worte den Verfassern jener Schundliteratur zu nahe, die ich bekämpfte. Um des einen Gerechten willen schonte ich tausend Ungerechte.



Über Modellwesen

in der Kunst, besonders im Roman.

Von G. Christaller.

Es dürfte wohl mancher in Verlegenheit kommen, wenn er sofort erklären sollte, was er unter Modell versteht.

„Etwas Wirkliches, das dem Künstler bei seinem Schaffen zum Vorbild dient?“

Aber ist nicht Alles in der Kunst, ihr gesamter Inhalt, der Wirklichkeit entnommen? Ist nicht Alles Nachbild nach dem Natur-Vorbild, selbst der abgezogenste, weltfremdeste, überirdischste Gedanke?

„Wohl der Künstler, und selbst der freieste derselben, der dichtende Geist, hat alle seine Vorstellungen aus der Wirklichkeit; aber er verarbeitet sie in seinem Kopf, sie vergären zusammen und liegen lange darin auf Lager, wenn er dann den Wein seines Genies verzapft, so weiß meist kein Mensch mehr, den Urheber selbst eingeschlossen, woher die einzelnen Schönheiten stammen, welches Wirkliche es war, das zu Diesem und Jenem den Anstoß gab. Wo es aber der Künstler noch weiß, oder der Kritiker es nachweisen kann, da haben wir es mit Modell zu thun.“

Modell wäre also nur dasjenige Wirkliche, welches der Künstler beim Schaffen mit der bewußten, manchmal wohl auch unbewußten Absicht, es zu benutzen, eigens vor sich hinstellt, sei es in greifbarer Wirklichkeit, sei es als Erinnerungsbild? Man könnte diese Definition wohl gelten lassen, allein der übliche Sprachgebrauch erfordert noch einige Einschränkungen.

Wenn z. B. Alberti das Berliner oder Conrad das Münchener Leben, also ein Stück Wirklichkeit zum Vorwurf für Romane nehmen, sind sie dann auch nur Modellabschreiber? (Ich sage „nur“, denn man hat doch, und zwar nicht ganz mit Unrecht, das Gefühl, daß das Modellbenutzen im all-

gemeinen das Verdienst des Schaffens schmälert, wemgleich das Werk selbst dabei oft besser gedeihen mag.) Der Sprachgebrauch verbietet es wohl, eine ganze Stadt ein Modell zu nennen.

Also nur wer Einzelercheinungen, Menschen, Tiere u. s. w. zum Zweck künstlerischer Darstellungen vornimmt, benutzt ein Modell.

Wenn nun aber diese Einzelercheinungen historische Persönlichkeiten sind, ein Wallenstein, Napoleon, deren Leben der Dichter in künstlerischer Absicht studiert?

Es wäre gewiß nicht widersinnig, da von Modell zu sprechen; indes der Sprachgebrauch ist es anders gewöhnt und so müssen wir ihm den Gefallen thun und unserer Definition noch das Merkmal des Gegenwärtigen beifügen, dabei jedoch eingedenk bleiben, daß alles, was in ästhetischer und moralischer Hinsicht über Modellwesen zu bemerken ist, mit entsprechenden Abänderungen auch von den historischen Modellen (wenn der Ausdruck erlaubt ist) Giltigkeit hat.

Noch einen Akt der Gefälligkeit können wir nicht vermeiden gegen die Frau Kommerzienrat, die sich malen läßt, „um die Kunst zu unterstützen“. Sie möchte sich bedanken, für solche Herablassung unter die Modelle gezählt zu werden. In der That, wir gedenken auch nur von reinkünstlerischen Modellen zu reden; Absonderung eines gewöhnlichen Menschen aber ist doch mehr in das Gebiet des Kunstgewerbes zu verweisen, bei welchem der praktische Zweck ja die Hauptfache und künstlerische Ausführung das dem Zweck untergeordnete Element ist. Und so verstehen wir also unter Modell: jeden Einzelgegenstand der zeitgenössischen Wirklichkeit, von welchem ein Künstler viele oder wenige Züge für die Darstellung eines Werks der freien Phantasie direkt entlehnt.

Wie kommen die Künstler dazu, in solcher Weise Wirkliches in ihr Kunstwerk herüber zu nehmen? In den meisten Fällen gewiß zu dem Zweck, um einer Unzulänglichkeit ihres Könnens nachzuhelfen. So besonders in der bildenden Kunst. Wenn man es genau bedenkt, ist die ausgedehnte Modellbenützung der Maler eigentlich eine verwunderliche Sache. Selten daß eine menschliche Gestalt, eine Landschaft u. s. w. ganz ohne Vorlage aus der Wirklichkeit gemalt wird. Was würde man von einem Dichter denken, der nur dichten könnte was ein paar Schauspieler ihm vormachten, oder was er sonst wirklich geschehen sieht? Der Vergleich hinkt, aber das Zutreffende daran wird man auch nicht verkennen, nämlich: daß der Dichter im allgemeinen seiner Kunst mehr gewachsen ist als der Maler der seinigen. Ihren Grund hat diese Erscheinung vor allem darin, daß der Gegenstand der Malerei, nämlich die sinnlich wahrnehmbare Welt der Formen, dem

künstlerischen Subjekt fremder ist als der weitaus hauptsächlichste Gegenstand der Dichtung, nämlich der Menschengestalt selbst mit seinen vielfachen Ausprägungen. Der Dichter kennt den Kern seines Gegenstandes a priori, denn dieser Kern ist seine eigene Individualität, welche Proteus-ähnlich in fast allen Geschöpfen seiner Einbildungskraft wiederkehrt (ohne daß dieselben darum eintönig sein müssen, — dafür bürgt eben das Proteuswesen des großen Dichters;) und selbst bei solchen Gestalten, die dem Dichter mehr von außen her, aus der Beobachtung der Außenwelt entstehen, kommt dem Dichter die Verwandtschaft des eigenen Ich mit dem zu Beobachtenden, das „that twam asi“, zum Verständnis sehr zu statten. Dem Maler hingegen ist sein Gegenstand durchaus ein *έτερον*, dessen Gesetze er in einem dreifachen Leben nicht so losbekommen kann wie die des Ich in einem einfachen. Es mag vielleicht paradox klingen, wenn ich sage, daß die Falten des Herzens leichter zu durchschauen sind in ihrer Gesetzmäßigkeit, als der Faltenwurf eines Gewandes; aber für das Genie wenigstens wird der Satz richtig sein, denn Genie ist nichts anderes als innere Klarheit, gleichsam geistiges Tageslicht, worinnen das Ich in seinem Denken und Wollen sich durchsichtig ist.

Diese ungünstige Stellung des Malers im Vergleich zum Dichter wird noch dadurch verschlimmert, daß insbesondere in Sachen der menschlichen Gestalt, eines der hervorragendsten Gegenstände der Malerei, die Phantasie des modernen Menschen schwach und unausgebildet bleibt, da wir das Nackte so gut wie nie zu sehen bekommen. Wie sollte da der bildende Künstler ohne Modell auskommen?

Endlich ist als mildernd für die geringere Souveränität des Malers und Bildhauers in seiner Kunst auch das noch in Rechnung zu ziehen, daß für diese Künstler ihre Technik, nämlich die Formengebung in Farben, Stein u. s. w. bedeutend schwerer zu erlernen ist, als für den Dichter die feinige, da letzterer auf seinem Instrument, der Sprache, sich schon von Kindesbeinen an in ausgiebigster Weise übt; ein Umstand, der freilich in anderer Hinsicht der Dichtkunst verderblich wird, indem er ihr ein größeres und gefährlicheres schmarozendes Stümperheer zuführt.

Übrigens ist nicht den bildenden Künstlern allein, sondern oft genug auch den Schriftstellern das Modellwesen ein willkommener Deckmantel für eine gewisse Unzulänglichkeit. Wie mancher jener klugen Dichthandwerker in den Familienblättern, dessen Werke man weder loben noch tadeln kann, — so musterhaft mittelmäßig sind sie, — mag seine fruchtbare Beliebtheit und beliebte Fruchtbarkeit einer pfiffigen Modellbenutzung verdanken. Nämlich, die Phantasie ist zu schwach, zu unmännlich, in freier Aktivität

Charaktere zu zeugen; hingegen romanhafte Begebenheiten zu dichten, ist sehr leicht; nun gut, dichte man solche, denke den Hinz und den Kunz, deren Käusper- und Spuckmanier man ja kennt, in die Romanverhältnisse hinein und man wird sogar einen ganz anständig charakterisierten Roman erhalten, der alle Hünze und Kunze entzündt; ja, vielleicht erhält man aus Kritiker- und Mund noch obendrein das Zeugnis realistisch, das ja wohl bereits Mode zu werden beginnt.

Rein, es kann nichts Bedeutendes herauskommen, wenn man zu viel Modellen nachläuft. Ein rechter Kerl steht am liebsten sich selbst Modell, wenn ich so sagen darf, steckt sein eigenes Geistwesen in die poetischen Masken, wobei freilich dieses sowohl bedeutend, als vielseitig genug sein muß.

Natürlich würde man aber ganz fehlgehen, wollte man hinter jeder Modellbenutzung eine schwache haltbedürftige Gestaltungskraft vermuten. Nimmt nicht der realistische Künstler Anregungen aus der Wirklichkeit, bei modernen Stoffen sogar so direkt als nur möglich? Und kann da der Fall ausbleiben, daß die Wirklichkeit ihm auch solche Einzelercheinungen darbietet, die seinen künstlerischen Zwecken gerade so, wie sie sind, entsprechen. Der Schauspieler hat z. B. einen Tartüff darzustellen, — er kennt einen im Leben, warum sollte er nicht dem Tartüff des Schauspiels die Züge, die Sprechweise u. s. w. jenes wirklichen geben. Oder der Dichter braucht einen ungebildeten Geldprosen, einen Fressbambiten, einen intriganten Großhändler der Wissenschaft oder sonst einen Parasiten idealer Menschheitsgüter und dergleichen — warum sollte man solche Typen aus der Wirklichkeit nicht mit Haut und Haar in ein Kunstwerk versetzen? Dann ist das Geschmeiß doch wenigstens etwas nütze. Also herein, allerlei reines und unreines Getier in den Kunstkasten. Warum auch nicht?

Ja warum nicht? Diese Frage so ohne weiteres als eine, die sich selbst beantwortet, abzuthun, wäre voreilig. Muß nicht, rein ästhetisch betrachtet, die Thatsache der Modellbenutzung auf das Werden des Kunstwerks von großem Einfluß sein, dessen vorteilhafte oder nachteilige Beschaffenheit wohl der Untersuchung wert ist. Und nun gar der moralisch-juristische Gesichtspunkt, die Beleidigungsmöglichkeiten und was alles sonst noch bei dieser Carambolage von Kunst und Daseinswirklichkeit entstehen kann. Also untersuchen wir. Aber jene beiden Gesichtspunkte, der ästhetische und der moralisch-juristische müssen durchaus streng getrennt gehalten werden, wenn etwas Veruünftiges herauskommen soll.

Ästhetisch betrachtet, könnte es zwar manchem völlig gleichgültig erscheinen, ob ein Werk mit oder ohne Modell zustande gekommen. Einzig

und allein das fertig vorliegende Kunstwerk, könnte man sagen, kommt in Frage; sämtliches Handwerkszeug ist weggelegt und ist hinfort weniger als Nebensache. Gewiß; allein in dem Vorliegenden steckt eben der günstige oder unheilvolle Einfluß der Modellbenutzung drin, und diesem analysierend nachzugehen, ist die Aufgabe. Hierbei wird man nun ohne Zweifel in vielen Fällen finden, daß das Modell nur einen günstigen Einfluß geübt hat, daß die entsprechende Dichterfigur nur um so plastischer, sprechender geworden ist, dank der genialen Mitarbeiterin Natur. Vielleicht aber in ebensovielen Fällen wird man finden, daß der Dichter an verborgenen Klippen gescheitert ist.

Nehmen wir beispielsweise an: der Dichter wollte einen geistreichen Frauencharakter zeichnen; er wußte ein Modell dazu, das er sich zu Nutze machte und da hat sich nun in seinem Geist mit dem Reden und Handeln seines Phantasiegebildes unwillkürlich das wohlbekannte geistreiche Lächeln, das vielfagende Auge des schönen Modells verschmolzen, — die Damen können ja oft mit Blick und Lächeln so viel geistreicher sein als mit Worten; begreiflich, daß unser schaffender Dichter sich höchst geistreich angeweht fühlt; der Leser hingegen, der von den bewußten schönen Augen keine Ahnung hat, und nur die Worte liest, die dastehen, fühlt sich vielleicht von schwerer Langleiwe angeedet, an derselben Stelle, bei der der Dichter sich daß bewundert hat. Ohne Zweifel ist in vielen Fällen, wo ein Dichter durch die laue Annahme eines vermeintlich vorzüglichen Wertes enttäuscht wird, etwas derartiges mit im Spiel. Allerdings kann es ja dem Dichter unter allen Umständen begegnen, daß er weniger darstellt, als er sich vorstellt; aber ganz besonders leicht geschieht dies, wenn er mit Modell arbeitet. Denn wer modellfrei schafft, der schafft, ganz von selbst, seiner speziellen Kunst (Dichtung Malerei u. s. w.) Angemessenes, d. h. er imaginiert unwillkürlich nur solche Züge, welche für seine Kunst darstellbar sind; (also der Dichter im obigen Beispiel geistreiche Nebewendungen, nicht aber geistreiches Lächeln). Hingegen, wer nach Modell arbeitet, der hat eine volle Wirklichkeit vor sich, die er erst für seine spezielle Kunst präparieren mußte, indem er die für seine Kunst darstellbaren Züge in den Vordergrund seines Vorstellens schiebt und die nicht (oder wenigstens nicht unmittelbar) darstellbaren fallen läßt; aber von einem solchen Präparieren haben die gerne ästhetisch naiven Kunstschaffenden vielfach keine Ahnung, scheitern daher an besagter Klippe.

Schlimmer jedoch ist eine andere Gefahr des Modellwesens, welche damit zusammenhängt, daß der Urheber des Kunstwerks gern reale Zwecke, persönlicher und auch höherer Art, dem rein künstlerischen beimengt; z. B. persönliche Rache oder Schmeichelei, politische oder andere allgemeine Be-

strebungen. Nun glaube ich, daß ein solches Hereinziehen des Realen, wenn es in der richtigen Weise geschieht, keineswegs zu tadeln, unter Umständen sogar sehr zu loben ist, da kulturelle Tendenzen und Wirkungen ein Werk oft sozusagen in den Abelsstand erheben. Selbst reinpersönliche Zwecke in einem Kunstwerk möchte ich an sich noch nicht verwerflich finden; denn das Leben ist nun einmal ein Kampf, in dem jedes Geschöpf seine eigenen Waffen hat, der Stier sein Horn, der Elefant Rüssel und Turmfüße, der Reiche sein Geld, der Schriftsteller seine spitze Feder. Er wäre ein Narr, solche nur zum Vergnügen seiner Mitmenschen zu verwenden und nicht auch zur Sicherung seiner eigenen Haut. Aber eine Bedingung muß er dabei erfüllen, widrigenfalls er mit Recht vom Publikum und Kritik verurteilt wird: seine persönlichen und höheren realen Zwecke dürfen nicht aufdringlich sein, nirgends darf man sie sehen müssen, darf man sozusagen mit der Nase darauf hingestoßen werden, — denn sonst hat der Schriftsteller kein Kunstwerk, sondern ein Tendenzwerk oder gar ein Werk pro domo geschrieben. Das Kunstwerk soll ein vollkommen in sich und für sich abgeschlossenes Ganze sein, soll, obwohl es die Welt bedeutet und wiederpiegelt, doch von dem realen Weltzusammenhang insofern losgelöst sein, daß die Gedanken des Lesers oder Beschauers während der ganzen Betrachtung des Kunstwerks nie aus dem bestimmt umschriebenen Kreis desselben herausgerissen werden, mit andern Worten daß die Illusion nie gestört wird. Das ist einfach eine Forderung der geistigen Keinlichkeit. Wie ein gelblicher Fleck in einem weißen Buch ärgerlich ist, während gegen eine gelbliche Färbung des ganzen Papiers gar nichts einzuwenden wäre, so will man auch aus einem Werk der freien Phantasie keine kunstfremden Absichten des Urhebers herausriechen müssen, während man gegen ein ganz solches Absichten gewidmetes Ding, eine Partei- oder Streitschrift und dergleichen gar nichts einzuwenden hätte. Es ist wohl wahr, daß das große Publikum in diesem Punkte gar nicht heikel ist, daß manches Kunstwerk gerade durch solche Unreinlichkeit Glück gemacht hat. Man sagt z. B. von einem Roman, daß darin bekannte Persönlichkeiten porträtiert seien, — flugs muß ihn jeder Flachkopf und Salonged gelesen haben, um darüber mitreden zu können. Oder dort ist ein Gemälde, dessen Modell einen Skandal gehabt, — wer möchte die Schande wagen, dieses Bild nicht gesehen zu haben? Verwunderlich ist dieses Verhalten der meisten Menschen natürlich nicht; wie sollten diese ein Herausgerissenwerden aus der reinen Illusion übel empfinden, da sie doch gar nie darinnen sind? Ist nicht ihr Kopf bei jeder Kunstbetrachtung immer voll Alotria? Ein stetiges Feuer entzündet die Kunst ihnen nie, nur ein wirres Funken- und Flackerwerk; einer Versenkung des eigenen Ich, einer

Andacht, kurz irgend einer Ganzheit sind diese schwabbligen Geister gar nicht fähig. Wer also für solche schreibt, thut gut daran, recht viel porträtieren, — natürlich boshaft, skandalös, denn das ist das Allerbeste, um den Mob für die zugemutete Langeweile einer Kunstbetrachtung zu entschädigen. Auch wird der Verfasser zum Besten minder spürkräftiger Leser nicht verfehlen, vermittelt der Benennung und dergleichen die nötigen Fingerzeige beizufügen, damit man gewiß weiß, wer gemeint ist; nur nicht gar zu deutlich, juristische Evidenz muß vermieden werden, auch erhöht ein bischen Raten den Reiz. Kurz für Schlaulöpfe ein schönes Feld.

Der höherdenkende Künstler aber, der sein Werk liebt und darum jede gemeine d. h. unkünstlerische Betrachtung von demselben fernzuhalten sucht, wird viel eher bemüht sein, alle Hindeutungen auf das absonterteite Reale zu verwischen und so die Nabelschnur gründlich abzubinden, mit der das Werk an der Welt der Wirklichkeit hängt. Hierbei wird der oben erwähnte Grundsatz, daß das Außerkünstlerische nie aufdringlich werden dürfe, eine sichere Richtschnur sein. Aufdringlich ist es nicht dann, wenn man ein Modell in dem Werk erkennen kann, denn da stünde es schlimm, sintemal eine gewisse Sorte von Kritik in ihrer Erpichtheit, Modellbezeichnungen aus großen Dichtungen herauszuschneffeln, oft große Erfolge erzielt (siehe die Goetheschneffler), sondern aufdringlich ist es nur dann, wenn man an das Modell denken muß, z. B. wenn die nur leicht verkehrten Namen oder sonst bekannte kleine Eigentümlichkeiten das Urbild verraten müssen, ferner wenn augenscheinliche Ungerechtigkeiten, seien es Beherrschungen oder Anschwärzungen, eine entsprechende unkünstlerische Absicht des Künstlers offenbaren; vor allem aber, wenn solche persönliche Nebenzwecke den künstlerischen Hauptzweck, nämlich die plastische runde Darstellung von Charakteren und Szenen, schädigen. Man begegnet oft in solchen Tendenzwerken einer erstaunlich oberflächlichen Charakterzeichnung, die ich mir so erkläre: der Autor war gar nicht dichterisch angeregt, schaute kein psychologisch rundes Menschenwesen, das er darstellen wollte, sondern es war ihm nur darum zu thun, einem bestimmten Namen öffentlich etwas anzuhängen, ein Klatschgeschichtchen, eine Schlechtigkeit, eine Lächerlichkeit und dergleichen; ist ihm das gelungen, so hat er seinen Zweck erreicht und ist fertig; die befriedigte Nachsicht verwechselt er mit der künstlerischen Befriedigung.

Das sind Gefahren der Modellbenutzung, aber Gefahren, in denen man ja nicht umzukommen braucht. Wem es gelingt, nach irgend einer Vorlage einen vollwichtigen Charakter, eine lebensvolle Szene darzustellen, ohne daß eine unbefangene künstlerische Auffassung des Dargebotenen unmöglich wird, dem kann eine ästhetische Beurteilung gar nichts anhaben, seine Nebenzwecke

mögen dabei sein, welche sie immer wollen. Allein nun meldet sich eine andere Betrachtungsweise, die moralische.

Man hört zwar oft, die Moral habe in der Kunst zu schweigen, das seien zwei ganz verschiedene Gebiete, die nichts miteinander zu thun haben. — Man müßte sich über diese ganz verkehrte Ansicht sehr verwundern, wenn man nicht wüßte, woher sie kommt. Die, welche jene Behauptung aufstellen, denken dabei nur an die geschlechtliche Moral und wollen sagen, die Kunst soll nicht durch Prüderie borniert werden, welches auch richtig ist, aber nicht, weil die Kunst etwa moralisfrei wäre, sondern weil Prüderie nicht Moral ist. In der That muß der moralische Gesichtspunkt auf alles ausgedehnt werden was Menschenthun ist, ohne Ausnahme, somit auch auf die Kunst. Oder sollte es etwa frei stehen, durch diese zu lügen, zu verläumben, zu betrügen — was alles durch das Realistischerwerden der Kunst, d. h. durch ihre nähere Verbindung mit dem wirklichen Leben ermöglicht wird — sollte das freistehen? Davon kann gar nicht die Rede sein. Kurz, was im Leben moralisch verwerflich ist, das ist es immer auch dann, wenn es in Ausübung irgend einer Kunstthätigkeit geschieht. „Wenn es geschieht,“ sagen wir ausdrücklich, nicht: wenn es dargestellt wird, — was eine überaus kindische Ansicht wäre, die man aber merkwürdigerweise bei Manchem antrifft, der sonst kein vollkommener Dummkopf ist.

Übrigens wäre es nutzlos, das Modellwesen, und was damit zusammenhängt, vom moralischen Gesichtspunkte noch weiter ins Einzelne zu betrachten; denn die moralische Betrachtung spielt eine zu kleine Rolle in der Welt. Sie würde eine Rolle spielen, wenn sie reale Folgen hätte, wie die juristische in Gestalt der gerichtlichen Strafen beachtenswerte Folgen hat. Was sind aber die moralischen Strafen? Verachtung und damit zusammenhängende reale Nachteile? Dem Namen nach, ja. Thatsächlich dagegen kommt diese Strafe (die ja nicht von einer verpflichteten und verantwortlichen Behörde, sondern von jedem Einzelnen direkt ausgeübt werden müßte), so oft nicht zum Vollzug und wird andererseits auch so oft mit Unrecht angewendet in Form von heuchlerischer pseudomoralischer Entrüstung, daß wir wirklich sagen müssen, eine weitere moralische Untersuchung wäre unfruchtbar, nur, wie man sagt, akademischer Natur. Als gute Realisten gehen wir daher gleich weiter zur juristischen Betrachtungsweise, welche nicht nur akademischer Natur ist.

Daß Kunst und Rechtspflege ziemlich gut miteinander bekannt sind, ist eine wenig erfreuliche Thatsache; sie kennen einander wie der Gesangene und der Kerkermeister; — wobei man nicht sowohl an die allerdings wenig thatsächlich werdenden gerichtlichen Beurteilungen zu denken hat, sondern

an den lähmenden Zwang, beim Schaffen immer nach dem Strafgesetze zu scheitern, ob man nicht von einem Paragraphen desselben aufs Korn genommen wird. Man kennt Gräfs Bild von der verfolgten Phantasie, und es ist gewiß außer der von Gräfs wohl zunächst gemeinten amtlichen und unamtlichen Moralkücherei noch manches andere, was die künstlerische Phantasie fesseln möchte, allerhand politische, religiöse und private Empfindlichkeiten, die den Schutz des Gesetzes gegen die Kunst in Anspruch nehmen. Denn der Durchschnittsmensch ist nun einmal borniert genug, allen Ernstes zu meinen, nicht allein seine werthe Persönlichkeit, sondern auch seine Ansichten und Meinungen müßten von sämtlichen Mitmenschen durchaus hochgeachtet werden, und wenn einer seiner politischen, religiösen und sonstigen Glaubenssätze oder Heiligen etwas derb angefaßt werde, so müsse ihm, dem Michel und seinen Mitmicheln zu lieb Polizei und Strafgesetz dreinsfahren. Sind nicht vor kurzem Äußerungen über den seit vierthhalb Jahrhunderten vermoderten Luther vor den Strafrichter gezogen worden? und andererseits wurde ein Schauspiel wegen einer für katholische Ohren zu aufregenden Verherrlichung desselben Luther gemahregelt. Den Gerichten ist dafür wohl kaum ein Vorwurf zu machen, sondern der schändlichen Nervosität und Unvernunft des Publikums, welches keine Ahnung davon hat, daß es naturnotwendig geistige Antipoden giebt, die sich gegenseitig in ihrem Wesen und ihren Ansichten mißfallen müssen, daß somit, wenn Einer über des Andern Heiligen lacht oder schimpft, sich nur ein unschädliches und nebenbei recht unterhaltames Naturgesetz erfüllt. Noch viel weniger natürlich kann dieses Publikum die etwas schwierige Wahrheit finden und verdauen, daß auch die eigene Person notwendig einer Anzahl von Menschen weniger angenehm und achtungswert erscheint, als man selbst beanspruchen zu können glaubt. Der einigermassen weise Mensch nimmt sich solches zum Voraus im Etat seines Ehrgeizes unter den Passiven in Rechnung und bleibt, wenn es nun eintrifft, ebenso kühl dabei, wie der große Kaufherr beim Eintreten der als wahrscheinlich berechneten Verluste. Frühere Menschen sind hierinnen philosophischer gewesen. Wie würde es heute z. B. einem Aristophanes ergehen? Wie hätte der Staatsanwalt über ihn zu schreiben! und der kluge Sokrates, — denn heute wäre er nicht mehr weise, sondern nur klug, — liese zum Strafrichter.

Die Gerechtigkeit verlangt übrigens zu erwähnen, daß dieser Unterschied zwischen Einst und Jetzt nicht nur in der Nervosität, zu Deutsch Überempfindlichkeit, sondern auch in einem für die Heutigen rühmlicheren Umstand seinen Grund hat, nämlich in der hohen Entwicklung aller sozialen Dinge. Heute, bei der viel größeren Betwickeltheit, dem viel engeren

und mehrfältigen Zusammenhang aller Interessen, hat die öffentliche Meinung einen größeren Einfluß auf die ganze Existenz des Einzelnen; daher die größere Empfindlichkeit gegen alles was die öffentliche Meinung zu Ungunsten beeinflussen könnte; daher auch (zum großen Teil wenigstens) die Heuchelei, die vielleicht nie größer war, als in unsrer Zeit und die natürlich dem wahrheitsliebenden Sitten- und Menschenschilderer nach Möglichkeit, Feindschaft und Prozesse widmet.

Was nun die gesetzlich thatfächliche Strafbarkeit der in Ausübung der Kunst und besonders durch Modellabbildung begangenen Beleidigungen betrifft, so ist zunächst selbstverständlich, daß wissenschaftliche Verläumdungen, d. h. Darstellungen, welche augenscheinlich einer bestimmten Person einen Makel anhängen sollen, dessen Unthatfächlichkeit dem Künstler bekannt ist, unter allen Umständen, wie § 187 des Reichsstrafgesetzbuchs bestimmt, strafbar sein müssen. Denn für Gemeinheiten ist die Ausübung der Kunst kein Freibrief.

In allen andern Fällen aber scheint mir für Beleidigungen in Ausübung der Kunst der § 193 des R.-St.-G.-B. in Anwendung kommen zu müssen, wengleich der Kunst nicht namentlich in demselben Erwähnung geschieht. Das zu Grund liegende Prinzip desselben lautet nämlich ungefähr: das höhere Interesse überwindet im Kollisionsfall das niedere, in der Weise, daß die in Verfolgung des ersten unvermeidliche Verletzung des zweiten an und für sich straflos bleibt. Von solchen, gegenüber dem Ehrgefühl des Einzelnen, höheren Interessen sind genannt: wissenschaftliche, künstlerische und gewerbliche Kritik, Ausführung und Verteidigung von Rechten, Wahrnehmung berechtigter Interessen, Vorhaltungen und Rügen der Vorgesetzten gegen ihre Untergebenen, dienstliche Anzeigen oder Urteile von seiten eines Beamten „und ähnliche Fälle“. Zu diesen ähnlichen Fällen muß auch die Ausübung der Kunst gehören, denn diese ist unzweifelhaft eines der höchsten Interessen, wohl noch höher, als die Kunstkritik und ebenso hoch als die Wissenschaft. Insbesondere die realistische Dichtung und Kunst überhaupt, welche die Wirklichkeit darstellen will wie sie ist, muß direkt unter die im Gesetz angeführte Klasse des zur Wahrnehmung berechtigter Interessen Unternehmen gezählt werden; so gut der Zeitungsschreiber, welcher kraft seines Berufs öffentliche Schäden ans Licht zieht, zur Wahrung berechtigter Interessen redet, so gut auch der realistische Dichter, der ja nicht nur unterhalten und ergötzen, sondern, wie z. B. Alberti im 5. seiner 12 Artikel des Realismus sagt, die menschliche Kultur fördern und fortbilden will, oft sogar ganz bestimmte gemeinnützige Interessen verfolgt.

Diese, wie ich glaube, vollkommen berechnigte Einrechnung künstlerischer Darstellungen in den Schutz des § 193 würde, mit Ausnahme der wissen-

sichen Verläumdung, alle in Ausübung der Kunst, also auch bei Benutzung von Modellen, gemachter Darstellungen und Äußerungen an sich straffrei machen, ohne die Last des Wahrheitsbeweises. Nur zwei Umstände könnten einen Strafantrag begründen: wenn nämlich das Vorhandensein einer Beleidigung 1. „aus der Form der Äußerung“, oder 2. „aus den Umständen, unter welchen sie geschah“ hervorgeht. Hinsichtlich des Erstgenannten nun ist es selbstverständlich, daß die um der höheren Sache willen gestattete Äußerung auch in der Form gestattet sein muß, die der Sache angemessen ist (worüber im Zweifelsfall Sachverständige zu befragen wären); und nur was über das sachlich Notwendige hinausgeht und augenscheinlich persönliche Gehässigkeit verrät, wäre strafbar. Aus den Umständen aber, unter welchen die Äußerung geschah, kann natürlich nicht schon dann eine Beleidigung erschlossen werden, wenn unangenehme Beziehungen zu dem Modell vorliegen, denn man kann ja gerecht genug sein, auch seine Feinde sachlich zu behandeln; sondern nur dann, wenn ein Zusammenhang zwischen der Feindschaft und der künstlerischen Gestaltung irgendwie nachgewiesen wird, z. B. wenn der Schriftsteller im Zorn erklärt hat (wie es ja öfters zu geschehen scheint): der kommt in meinen nächsten Roman!

Es ist wahr: diesen beiden Beschränkungen der künstlerischen Gestaltungsfreiheit sich zu entziehen und dennoch persönliche Rache zu üben, ist sehr leicht; und mancher könnte über die ausgedehnte Kunstfreiheit, die sich aus obiger Auslegung des § 193 ergibt, erschrecken, so wünschenswert sie auch andererseits ist.

Wünschenswert ist sie, weil sonst die Kunst, zumal die realistische, in manchen Dingen vollkommen gekübelte wäre. Nehmen wir an, es will einer in einem Berliner Roman auch das Hochschulwesen hereinziehen; in diesem liegen doch wohl auch, wie in anderen Gebieten, sehr viele Fauligkeiten verborgen, deren ungehämte Darstellung zweifellos „beleidigend“ wäre; und zugleich ist die Zahl der Professoren, vollends der führenden Persönlichkeiten unter ihnen eine so kleine, daß geradezu notwendigerweise bestimmte Persönlichkeiten sich betroffen, „beleidigt“ fühlen werden. Nun kann allerdings der durch § 193 nicht geschützte Schriftsteller, wenn er verklagt wird, den Wahrheitsbeweis antreten, um nach § 186 strafflos zu bleiben; und das Modell, welches solchen Wahrheitsbeweis fürchtet, wird sich hüten zu klagen. Allein wie viele Dinge giebt's, die niemals juristisch beweisbar sind, sei es an sich schon, wie Gefinnung und dergleichen, sei es der Verhältnisse wegen, sofern man es in der Kunst, sich nicht zu kompromittieren, d. h. unbeweisbar zu schufeln, bekanntlich heutzutage weit gebracht hat. Ähnliche Schwierigkeiten erheben sich in allen den Fällen, wo Personen eine hinreichend hervor-

ragende oder gar singuläre Stellung einnehmen, so daß sie sofort als Modell erkannt werden müssen. Kurz, es ist offenbar: entweder die Kunst ist in vielen Dingen ungerecht genebelt, oder sie genießt den Schutz des § 193.

Andererseits, sagten wir, könnte man über solche Freiheit der Kunst erschrecken. Wie definiert man denn Kunst? Wer ist Künstler und wer nicht? Soll jeder Schuft hergehen können, sein Gift und Galle novellistisch einkleiden, einen Verleger bezahlen und sich ins Fäustchen lachen? Nun so arg wäre es nicht; es gehören auch Leser dazu. Aber allerdings, ein Übelstand und vielleicht ein Hinderniß, daß unser Paragraph thatsächlich auch auf den Kunstbetrieb angewendet wird, liegt darin, daß man zur Zeit zwischen Künstler und Nichtkünstler nicht objektiv zu unterscheiden versteht. All die andern im Gesetz erwähnten Fälle sind leidlich fest umgrenzt, nur hier wäre Kautschuk. Es scheint aber, daß man jene Unterschiede zu machen noch wird lernen müssen, denn die Ursachen, die auf einen innungsartigen Zusammenschluß der Künstler hintreiben, sind, wie entsprechend auf andern Gebieten, zu zahlreich, als daß nicht schließlich etwas Derartiges zustande kommen müßte; nicht etwa eine Innung, außerhalb deren alles Schriftstellern, Malern u. s. w. verboten wäre, sondern eine solche, die ihren Mitgliedern gewisse Rechte und Vorteile verschaffen würde, teilweise in der Verfassung der französischen Akademie, nur viel zahlreicher.

Auch so noch, wenn die Beleidigungsfreiheit nur wirklichen Künstlern in Ausübung ihres Berufes zukäme, könnte mancher Bedenken tragen, sie zu billigen, da hierdurch nicht die Kunst allein, sondern auch die Privatleidenchaften des Künstlers ein Privileg erhielten. Immerhin; vollkommene Gesetze giebt es eben nicht, auch sonst nicht; es fragt sich nur, mit welcher Gestalt des Gesetzes das kleinere Übel verbunden ist, und mich dünkt, Knebelung der Kunst sei ein größeres Übel, als wenn ein Künstler etlichemal ungestraft über die Schnur haut. Soll etwa nur der Handelsfreiheit zulieb das Gesetz zu weite Maschen stricken, daß der Börsenjobber und Seinesgleichen mit ihrem zehnmal verwerflicheren und verderblicheren Thun durchschlüpfen können? warum nicht auch der Kunstfreiheit zulieb solche, durch die dann und wann einer von der viel edleren Klasse der Künstler der eigentlich verdienten Strafe entwischt?



Über die Nemesis-Idee. *)

Von Prof. M. Goldschmidt in Kopenhagen.

Deutsch von Emil Jonas.

(Berlin.)

I.

Den Begriff „Nemesis“ nach heutigem Sprachgebrauch in einer kurzen Abhandlung zu erklären, ist sehr schwer, und die Hauptschwierigkeit liegt gerade im Anfange, nämlich darin, daß durch den ungünstigen Einfluß der Zeiten das Wort Nemesis in der Vorstellung der Völker mit einem düsteren und mystischen koboldartigen oder einem unbestimmten, doch aushorrenden Verhängnis verbunden wurde. Schon in den Worten „Einfluß der Zeiten“ liegt eine lange Geschichte, hier möge es aber genügen, daran zu erinnern, daß neben aller Bewunderung, welche man für das Altertum hegt, eine gewissermaßen ererbte Feindschaft oder Geringschätzung gegen dasselbe sich geltend macht, weil es seelisch von uns getrennt, heidnisch und „dämonisch“ und zugleich in vielen Beziehungen unbekannt ist. Die Verkünder des Christentums mußten selbstverständlich schonungslos gegen Bilder und Bildsäulen auftreten, die in heidnischer Art angebetet wurden. Es fehlte ihnen die Zeit, der Wille und die höhere Bildung, um wissenschaftlich und objektiv zu ergründen, welche poetisch religiöse Schönheit und Wahrheit aus ferner Vergangenheit in diesen Bildern verborgen war. In dieser Hinsicht sank das Altertum in seinem wesentlichsten Teil in Schutt und Asche, während eine unsichere Tradition erzählte, daß eine Seele unter dem Schutte begraben, und ist nun seit Jahrhunderten, — seit der Renaissance des fünfzehnten Jahrhunderts — das Bestreben eingetreten, die Aschenhülle zu beseitigen und über die Tradition Klarheit zu gewinnen. Das war ein Streben und eine Arbeit, welche von Einigen mit Begeisterung und hohen Hoffnungen aufgenommen, von Anderen mit Mißtrauen und wenig gutem Willen betrachtet wurde.

Man wird es daher ganz natürlich finden, daß gerade die Nemesis unter einer solchen „Ungunst der Zeiten“ besonders leiden mußte; denn das Wort stand in Verbindung mit Gerechtigkeit; sie (die Nemesis) eignete sich besonders dazu, mit etwas einseitiger Auffassung antiker Sprüche und Citate, etwas Hartes, Unbarmherziges, Rächendes zu bezeichnen, worüber hinaus das Altertum seine Weltanschauung nicht zu erheben vermochte, oder — wenn

*) Diese deutsche Übertragung hat dem Verfasser vorgelegen.

man meinte, sehr objektiv zu sein, — bezeichnete die Nemesis auch eine von griechischen Künstlern geschaffene „Göttin der rechten Begrenzung.“

Mit einem solchen Charakter ist „Nemesis“ durch die Schulen und durch die Litteratur von Geschlecht zu Geschlecht gewandert, ist in Reden und Schriften der korrekste Ausdruck für etwas Mystisches, das man in seinem Innern trug, geworden; und wenn man nun erkannt hat, daß dies fehlerhaft ist, daß dem Worte weit schönere und herrlichere Vorstellungen entsprechen, dann hat man gegen das Ererbte anzukämpfen, und man muß bei der bloßen Nennung des Wortes Nemesis schon eine kleine Rede halten ungefähr wie folgt: „Gehrter Leser, habe die Güte Dich einer kleinen Anstrengung zu unterziehen, die damit verbunden ist, daß Du gegen die bisherige Gewohnheit denkst: Nemesis bedeutet keineswegs nur Rache, Strafe oder Vergleichen, sondern das ganze Lebende in der Gesamtheit der Natur und der Dinge, die ehrliche und gesetzmäßige Weltordnung und eine dieser entsprechende Eigenschaft als Macht in den Menschen: das Gewissen in der Gesellschaft und bei dem Einzelnen ‚der Gotteshauch‘.“

Dann könnte der Leser — wenn er ein Interesse für die Sache besitzt, ausrufen: Aber wie sind Sie darauf gekommen? Woher wissen Sie das? Mit welchem Rechte sagen Sie das? — Ganz einfach: Ich habe gründlich untersucht, wie griechische Autoren dieses Wort wirklich gebraucht und wie griechische Künstler die Nemesis gestaltet haben. Ich habe dann das Resultat verglichen mit den neuen Aufschlüssen, welche in unserer Zeit dadurch gewonnen wurden, daß man in „ein Altertum hinter dem Altertum“ eingebracht ist, dessen Sprache lernte, sowie die Bilder und Zeichen deutete, welche man bisher als unlesbar oder unverständlich betrachtet hatte, kurz indem man jenem lebendig begrabenen Altertum näher gerückt ist.

Von den Beweisen für die „Nemesis-Idee“, welche man so zu gewinnen imstande ist, werde ich das Folgende erwähnen. Das Wort Nemesis wird in der ältesten griechischen Poesie gebraucht, um teils eine seltsamere oder tiefere Ordnung zu bezeichnen, die mit alltäglichem Blick erfaßt wird; teils das im Menschen liegende Mitwissen oder Bewußtsein von der Ordnung und dem Rechte: — das Gewissen.

Und da das Gewissen in seinem Wesen sowohl vorausblickend-beruhigend oder „gut“ und zurückschauend-peinigend oder „böse“ ist, kann Nemesis als in doppelter Bedeutung aufgefaßt werden.

Das Wort erstreckte sich auch auf die Weltordnung, das Weltwesen, das Weltgewissen, namentlich insofern als das, was man in seinem tiefen Gefühl für Recht ansah, siegen und der Widerstand vernichtet werden mußte.

Auf diese Weise wurde Nemesis nicht bloß der Name für eine Eigen-

schaft oder Kraft, sondern für die personifizierte Kraft und Macht, eine Göttin, welche diejenigen liebte, die es verdienten, und schrecklich für alle anderen war. In dem Gefühle, daß der Sieg bei Marathon infolge der höchsten moralischen Gerechtigkeit gewonnen war, errichtete man in der Nähe des Wahlsplatzes eine Nemesisstatue, welche Ähnlichkeit mit der Gestalt hatte, die man gewöhnlich der Aphrodite-Urania, der himmlischen Liebe, gab.

Eine Hymne nennt Nemesis: die „Keine, Heilige, Gnädige, die Einzige, welche sich über Gerechtigkeit freut“. — An einer anderen Stelle ist hinzugefügt, daß Nemesis eine Macht ist, die uns über Schicksal und Zufall erhebt.

Nemesis, auch Adrasteia genannt, wird von Plato als Geseß bezeichnet, als das Wesen, welches für Seelen und deren Kampf und Streben das Geseß aufgestellt hat.

Ein Bild zeigt die Nemesis als Schutz-Göttin der Stadt, wenn die Stadt eine gerechte ist, und im Einklange hiermit findet man einen Segen des Inhalts ausgesprochen, daß Nemesis, die Jungfrau, die Wissende denjenigen beschützen werde, der es nicht versucht sie zu täuschen. In weiterer Übereinstimmung wird Nemesis die Forschende genannt und man sieht sie auf einem Bilde als Genius der forschenden Selbstkritik, der Selbstbeurteilung; nämlich als eine beflügelte Frauengestalt, die sich selbst in den Bufen blickt.

Ein drittes und viertes Bild zeigt die Gestalt mit einem Zweige des Baumes, der die Frucht des Lebens trägt oder mit einer Schale, in welcher der Saft der Frucht ausgepreßt ist. Nemesis ist hier die Gesundheit nach dem Tode übertragen, sie reicht den Seelen der Gestorbenen den Saft der Gnade, den Trank der Erneuerung, der sie stärkt, indem sie zum Urtheil gehen.

Und endlich, — nicht als letzte der Bedeutungen, sondern als Schlußstein dieser Übersicht, besitzen wir Bilder und Äußerungen, welche die Idee ausdrücken, daß Nemesis die vernünftige, feste, schöne Ordnung der Welt, und dadurch entstanden ist, daß Gott sie in die Welt eingehaucht, oder, wie es auch in der Bildersprache heißt, sich mit der Welt vernäht hat.

Aus der Thatfache, daß solche Ideen in einem sehr fernem Altertum vorhanden gewesen sind, folgt keineswegs, daß das tägliche Leben in jenen Zeiten unschuldiger, paradiesischer oder geistvoller als jetzt gewesen sein müsse. Das wäre eine sehr unhistorische Art, die Sache zu betrachten. In der Form der soeben angeführten Äußerungen selbst kann man ja das Gefährliche und Mißliche herausfühlen, das vorhanden war, indem die schönen Ideen zu Bildern und Gestalten, und diese zu Bildsäulen wurden, die das

Volk auf äußere Weise in geistlosem Kultus anbetete. Gegenüber der Nemesis, deren Kleidung mit Sternen besät ist, und welche sich auf ein Ruder stützt, mit einem Zweige in der Hand und der Mauerkrone auf dem Haupte, oder mit einer Schale und dem Füllhorn, oder mit anderen Zeichen, auf die wir später noch kommen werden, und ferner mit der hinzugefügten Sage, daß Nemesis ein Vogel gewesen sei, sogar eine Gans, daß sie die Tochter der Nacht war, daß sie mit Rad und Füßeln dahin schritt, kam es in Bergessenheit, was diese Zeichen und Sagen ursprünglich bedeuteten. Man betete die Gestalt an mit dunkler Hoffnung und dunkler Furcht, und die Gelehrten späterer Zeiten, weche diese Bilder-Welt, ohne Mittel, dieselben zu deuten, studierten, stellten sie als sonderbare, zum Teil geist- und geschmacklose Phantasien einer abgestorbenen Zeit ohne wahre, lebendige Bedeutung für uns als Menschen hin. Aber wenn nun jemand in unseren Tagen nach Neapel kommt und Zeuge des Mirakels mit dem Blut des heil. Januarius wird, oder einen Lazaroni sieht, der sein Heiligenbild geißelt, weil ihm der Heilige nicht zu einem Gewinn in der Lotterie verholfen hat, — soll das etwa als ein Beweis dienen, daß die Religion, welche dahinter verborgen liegt, unreinen Wesens sei. Trotz all der Abgötterei, welche der Natur der Verhältnisse nach üppig emporspross, sehen wir jene vorstehenden klaren, großen Ideen an das Wort Nemesis geknüpft. Es leuchtet aus der Bilder-Sprache, wenn sie gedeutet wird, eine ideale Lebensanschauung, eine gedankentiefe Religiosität hervor, welche aus schwachen oder feinen Keimen durch glücklich organisierte Statuen sich entwickeln, die Patriarchen einer Urzeit müssen wir letztere deshalb nennen — und ist es auch deshalb ganz richtig gewesen, daß ich in der Einleitung meines größeren Werks das Wort Nemesis übersezt habe als die „früheste Vorstellung des Menschengeschlechts über die Welt als schöne Einrichtung, über das Leben als zuverlässig, streng und majestätisch durchdrungen von einem heiligen Geiste“, und es bezeichnet ferner: das „feine, umfassende Nichtsverhältnis, worin der Mensch zu der natürlichen Magie, welche das Leben ist, zu stehen meint“. Denn es ist natürlich und zugleich wunderbar, daß, während wir uns selbst nicht das Leben und dessen Bedingungen gegeben haben, tragen wir doch in großem Umfange die Verantwortung dafür, wollen wir die Verantwortung dafür haben und finden unsere Herrlichkeit und unsere Qual darin. Es ist einfach und natürlich und zugleich wunderbar, daß wir in das Dasein gestellt sind und als unruhige Wesen, welche Unordnung hervorrufen, und doch zugleich von außen her und im Innern uns mahnt, die Ordnung zu erkennen und ihren Gesetzen zu folgen. Und dieses feierliche Mahnende, das zu verlassen das Unglück des Lebens ausmacht, wie sich demselben zu nähern dessen

Glückseligkeit ist, dieses magisch Führende im Lebenskampfe, bei dem wir alle beteiligt und verantwortliche Werkzeuge sind für und gegeneinander, trug, wie gesagt, mit einem alten Worte den Namen Nemesis.

II.

Es giebt kein Beispiel, daß Nemesis als solche sich hier oder dort gleichsam offenbaret haben sollte oder hin und wieder wie die große Seeschlange gesehen worden sei, wohingegen alles, was geschieht, was lebt und sich bewegt, sich unter der Nemesis, unter der lebendigen Ordnung in den Dingen bewegt und auf sie hinführen läßt. Nehmen wir in dieser Bedeutung ein Beispiel, nicht eins der großen aus dem deutsch-französischen Kriege, Louis Napoleons Steigen oder Fall, oder die Wiederfindung Alt-Agyptens, sondern ein ganz kleines Beispiel, und wir werden dann sehen, wohin es führt, wenn der Gedanke bis auf jene Spitze getrieben wird.

Denken wir uns, daß Ich oder N. N. —, es ist ja gleichgültig, wer das „Ich“ ist — einmal einen Menschen mit etwas Talent mißfallen oder beleidigt habe, und daß dieser, wenn die Gelegenheit sich darbietet, alle seine Fähigkeiten anbietet, um alle Fehler oder schwachen Seiten bei mir oder bei dem, was ich schaffe, hervorzuheben, und das Tüchtige, das wirklich in demselben vorhanden sein kann, in Schatten zu stellen. Werde ich darüber böse, nicht bloß im Zorn oder im Unwillen eines Augenblicks bemächtigt sich meiner vielmehr der Zorn in dem Grade, daß ich an Vergeltung denke, dann stehen er und ich einander gegenüber gleich zwei Stieren, die sich mit den Hörnern angreifen. Wir befinden uns dann unter „dem blinden Geschick“, das heißt, unter der Gewalt, die uns in unsere Blindheit führte. Gelingt es mir dagegen, die leitenden, natürlichen Fäden zu sehen, mein erstes Unrecht und dessen Zusammenhang mit meinem Charakter in wahrenm Lichte zu erblicken, milder im Urteil zu werden und ruhigen Sinnes darauf zu sehen, wie viel Recht und Wahrheit in seinem vom Hass geschärften Urteil vorhanden sein mag, und mache ich mir das zunuße mit einer gewissen Anerkennung meines Gegners, als eines Werkzeuges gegen mich, um mich zu etwas Gutem zu führen, dann bin ich von dem blinden Geschick befreit und bewege mich unter der Nemesis, in der klaren Ordnung, im Gange der Welt. —

Dieses Beispiel ist soweit in antikem Stil gehalten, als es jenem angeführten Worte entspricht, welches die Nemesis über das Schicksal erhebt. Aber man kann eine Begebenheit oder den Ausdruck der Vorstellungen, mit denen eine solche in der antiken Welt betrachtet wurde, hinzufügen und wir

wollen dies der Schilderung des Ajax in Sophokles' Tragödie entnehmen: Als Ajax, den Tod vor Augen, seine Rechnung mit dem Leben abschließt und zur Selbstbetrachtung und zur Erkenntnis seiner Fehler gelangt und namentlich seines Übergriffs gegen diejenigen, die er für seine Feinde hielt, erkennt er, daß man demütig werden und Ehrfurcht vor den großen Richtern in der Gesellschaft besitzen müsse, und seine Feinde nur soweit hassen könne, daß ihnen die Liebe zu uns nicht ganz verloren gehen dürfe. O, wird man vielleicht anrufen, das haben wir auf ganz anderm Wege und viel besser gelernt, denn uns ist gesagt, daß wir unsere Feinde lieben sollen. Sehr wahr. Es herrscht gar kein Zweifel darüber, daß gewisse Ideen vollkommener und inniger verkündet worden sind, — unter dem Gesichtspunkte der Remesis darf man sagen: Durch die Stärke des göttlichen Hauches in dem menschlichen Dasein, auf lateinisch auch Inspiration genannt.

Es mag ferner auch wahr sein, daß man auf dieses Gebot nicht stolz ist wie auf ein schönes Buch im Bücherstreck, daß es vielmehr lebt und atmet, dann hat man aber das Recht, zu fragen: Wie kann man diesem Gebote nachleben? Ist dies möglich ohne Hilfe aller zusammenfließenden Umstände, wozu eine Vorbereitung schon bei der Geburt und Erziehung gehört? Und die entscheidenden Umstände würden dennoch von ungewöhnlicher Art sein; denn seine Feinde zu lieben ist, — wenn die Sache als vollkommener Ernst in jeder Beziehung genommen wird, — eine That, zu der man nicht heiteren Sinnes schreitet, wie der Soldat unter den Klängen der Kriegsmusik. Es würde psychologisch gedacht, notwendig sein, daß man gleichsam in sich selbst zurückgeworfen sei, sich selbst in den Busen mit der tiefsten, mit einer fast tödenden Demut sehe, nach welcher die Dinge der Welt anders ausseh'n und das Gemüt auf eine andere Weise als bisher lebt und lauscht. Und welchen Namen trägt das Wirkende in allen diesen Umständen, die Macht, welche von außenher eingewirkt und die Macht im Innern, welche die Einwirkung empfangen und verarbeitet hat? Infolge der ganzen vorhergehenden Erklärung ist es der Name Remesis, wenn man nicht gerade denselben verwirft, weil es ein ungetauftes Wort ist.

Ja, Remesis ist ein heidnisches Wort, obschon man in Ägypten zu der Gottheit „Num oder Nem“, zu dem auf die Urgewässer hauchenden, in der That getauft oder geweiht wurde. Ich überlasse es anderen, ein besseres, ernsteres Wort zu gebrauchen, das nicht zur Phrase herabsinkt und hinter dem man sich nicht vertiechen kann.

Ich gebrauche das Wort Remesis und halte an demselben fest, nicht aus Feindschaft gegen irgend ein anderes Wort, sondern, weil dies in seiner richtig erfaßten Bedeutung aus der Erklärung der Bildersprache alter Zeiten,

als Ausdruck einer mit unserm Geschlecht geborenen, aus der Morgendämmerung der Zeiten hervorgewachsenen Religiosität hervortritt, als Ausdruck für ein frohes und schmerzliches Betrachten des Daseins, als lebendige und gottdurchhauchte Ordnung und Vernunft, — eine Betrachtung, welche in höchster Potenz die Persönlichkeit zu ihrem Ideal, zu Gott emporhebt. —

„Tho! es giebt keinen Gott!“ hörte ich eines Tages zu meiner Überraschung einen Jungen ausrufen, als er zugleich mit vier anderen Knaben aus der Volksschule kam, und der Ruf war an ein paar fein gekleidete Knaben gerichtet, welche ihnen auf der Straße auszuweichen suchten. Das waren höchst auffallende Worte. Woher hatte sie der Knabe? Hatte er sie in der Schule oder in seinem Heim gehört? Es schien freilich etwas weniger der Ausdruck einer bewußten Verleugnung, als des sozialen Hasses zu sein. Aus Unmut gegen diejenigen, welche glücklicher, begünstigter erscheinen, als man selbst ist, wendet man sich gegen den „Gott“, zu dem Jene sich bekennen, an den sie sich um Hilfe wenden und welcher schuld an der Unordnung ist, daß es arme und schlecht gekleidete Kinder giebt. Ganz so geht es im großen Stil zu.

Die nordamerikanische Zeitschrift „Atlantic Monthly“ hat zu Tausenden Schilderungen der eingewanderten Deutschen enthalten, welche leidenschaftlich auf Hankels und Buchners Atheismus schwören aus Haß gegen weltliche und geistige Verhältnisse in ihrer alten Heimat, aus Haß gegen Personen, die sie hassen, da diese im frohen Genuß der Güter der Welt zu leben scheinen.

Der Knabe, welcher jene Worte rief, kann zur Weihnachtszeit an der öffentlichen Mahlzeit teilnehmen, die in Veranlassung der Feier Kindern aus dieser Klasse gegeben wird, und ist der Haß in ihm mit einiger Energie vorhanden, dann wird er es als ein Unrecht betrachten, daß er dort als Empfangender und nicht als Gebender sitzen muß, daß die Reichen auch diesen Vorzug, diese Gewalt über ihn besitzen sollen. Er geht zur Konfirmation, und der Richtung seines Gemüts gemäß wird er weniger die Liebe, welche dort verkündet wird, in sich aufnehmen, als den Unwillen gegen Andersgläubige, welcher gelegentlich hervorbrechen kann. Dann geht er in das Leben hinaus und dort sind viele Wege offen für ihn, und für das, was in ihm lebt. Er kann z. B. ein harter, rachsüchtiger Kämpfer gegen wirkliches oder vermeintliches Unrecht werden; kann aber Verhältnissen und Menschen begegnen, welche in hohem Grade auf seine leidenschaftliche Phantasie einwirken, einen Rückschlag hervorrufen und ihn ebenso mystisch für „Gott“ stimmen, wie er früher wider ihn war; oder er kann dertart auf etwas und auf jemanden stoßen, daß er die Ordnung der Dinge und seinen

Platz darin wahrnimmt; oder es kann geschehen, daß das, was in ihn lebt und was er sucht, ihn in eine Unordnung versetzt, in der er untergeht.

Und dieses Zufällige, Kalte oder Grausame, wird man ausrufen, ist also Nemesis! — Ja, man kann das sagen, insoweit man meint, daß die verborgene Ordnung, welche man in der unüberschaulichen Vielsichtigkeit oder wirkenden Umstände nicht sieht, Zufall ist, oder insoweit man die Unordnung, welche täglich vor unseren Augen aus Unordnung folgt, die Wirkung eines harten oder grausamen Waltens nennt. Aber jedenfalls ist Nemesis zugleich in der Gemütsbewegung oder den verschiedenen Gemütsbewegungen, welche die Leser fühlen mögen bei dem Gedanken an jenen Knaben, der hinausgeht und vielleicht untergeht. Nemesis ist in dem Worte, womit ich dieses Bild vor das Gemüt des Lesers bringe, und Nemesis ist in der Thatsache, daß sämtliche menschliche Kreise undeutlich oder deutlich ihre Wohlfahrt daran ahnen, daß jemand gerettet oder nicht gerettet werde — welcher Art Nemesis zur Solidarität der Gesellschaft gehört, auf die wir später noch kommen werden.

Indessen wachsen jene beiden feingekleideten Knaben empor, besuchen das Gymnasium oder die Realschule, werden Studenten, Polytechniker oder dergleichen, machen Bekanntschaft mit einer Lehre, welche auf Naturforschung beruht. Aus einer oder der anderen Ursache entweder, weil auch sie von der Ungleichheit verletzt, oder weil sie durch Studien dahin gelangt sind und ihre Natur durch dieselben ergriffen wird, nehmen sie diese Lehre an, geben dem Knaben aus der Volksschule Recht darin, daß es keinen Gott giebt, stellen dies aber auf erhabene wissenschaftliche Weise dar, mit der Begründung, daß die Welt ein mechanisch-physischer Apparat sei, der von selbst seinen ewigen unveränderlichen Gang geht und dessen vermeintliche Geheimnisse sich von der Wissenschaft immer deutlicher erfassen lassen. Und in dem Unwissen, den sie gegen „Mystik und Heuchelei“ hegen, in der Befriedigung zugleich sich im Klaren zu wissen und das Dasein durchsichtig zu gestalten im starken intellektuellen Selbstgefühl sagen sie, daß dies die freiste, höchste, geistvollste Lebensbetrachtung, und daß die Kultur eines Volkes danach zu beurteilen sei, wie weit es sich diese angeeignet habe.

Diese Lehre wird von Hädel, einem der vornehmsten Träger desselben, Monismus genannt, das heißt die Lehre von der Welt als Einheit, im Gegensatz zum Dualismus, der Lehre von Gott und der Welt; und die monistische Anschauung wird ferner auf folgende Weise erklärt: Es giebt ein ewiges Eins oder eine ewige Einheit von Stoff und Kraft. In dieser Einheit hat keine Sonderung begonnen, denn das Beginnen würde einen Beginner, einen Schöpfer voraussetzen, — sonderu alles ist auf eine unerklärte Weise entstanden, wodurch eine „beständig wachsende mächtige Zufälligkeit in

Wirksamkeit getreten ist“. Diese mächtige Zufälligkeit hat die erste Zelle hervorgebracht und von dort aus die Lebensbewegung wachsen lassen, sodas endlich die Muskeln das Gehirn, das Gehirn die Sprache und die Sprache die Vernunft hervorgebracht haben. Es wird ausdrücklich verboten, zu meinen, daß die Vernunft unseres Gehirns, mit einer Vernunft im Universum zu thun habe oder aus einer Vernunft hervorgegangen sei. „Zweckmäßig wirkende Organe entstehen aus zwecklosen und mechanisch wirkenden Ursachen“, und wer außerhalb uns selbst Vernunft, Plan, Gedanken sehen will, wird, wenn er auch selbst Darwin wäre, ein Mystiker genannt. — Das sind die letzten Worte der Geistesfreiheit bis zum heutigen Tage.

Wenn jemand von seiten des Bibelglaubens Einwendungen machen und sagen würde, daß dies ganz und gar gegen die Offenbarung streitet, dann weist man ihn lächelnd damit ab, daß solch ein Kinderglaube ebenso tot ist, wie die Gläubigen behaupten, daß die Mythen es seien.

Von dem Gesichtspunkte der Remesis aus ist nur einzuwenden, daß diese Lehre kaum geistvoll zu nennen ist, indem sie die Forderungen der Geister einem weiterklärenden Satze gegenüber nicht befriedigt. Denn diese Männer übersehen, daß sie in ihrer leidenschaftlichen Sehnsucht nach Licht zu etwas unvermeidlich Dunklem und Unerklärlichem geführt werden. Sie sprechen von dem ewigen Stoffe, — einige sprechen auch von den ewigen Gesetzen, die sich selbst gesetzt haben, — und legen dadurch der Welt eine Eigenschaft bei, oder räumen ein, daß die Welt eine solide Eigenschaft habe, die keine Wissenschaft zu begreifen vermag: die Ewigkeit. Dies ist ein völlig gedankenüberwältigendes Wort, ein Mysterium nicht bloß in der Bedeutung, in welcher David Strauß das Wort nimmt, nämlich in der einer unergründlichen Tiefe, sondern in der Bedeutung eines bodenlosen oder unerforschlichen Geheimnisses. Würde es aber nicht eben so geistvoll sein, statt über diese Ewigkeit leicht hinwegzugleiten, dieselbe als unvermeidlich mit in die Anschauung aufzunehmen und ihr die übergreifende Macht und Kraft, welche man der Sonderung oder der Zufälligkeit beilegt, einzuräumen? Der Gott, den sie als wohnungslos — aus dem Himmel gejagt mit dem forschenden Teleskope annehmen, kann dann seine Wohnung in der Ewigkeit haben und hier nahe und dort fern sein, wo er von der Persönlichkeit mit Hilfe der lebendigen Weltordnung und mit dem Gewissen, welches beides Remesis (Abraestia) ist, gefunden werden kann.



Ernst von Wildenbruch.

Eine litterarische Studie von Ernst Wechsler.

(Berlin.)

Aus der Flut der Begrüßungsartikel, welche die Berliner Presse dem österreichischen Kaiser anlässlich seines Besuches in Berlin widmete, ragte weit sichtbar ein Gedicht von Ernst von Wildenbruch empor: es erschien an der Spitze der „Norddeutschen allgemeinen Zeitung“ und wurde binnen wenigen Tagen beinahe von allen deutschen Blättern nachgedruckt. Die beiden Thatfachen, daß ein hochpolitisches Blatt die Strophen eines Dichters an erster Stelle bringt und daß sich die ganze deutsche Presse beeilt, dieselben ihren Lesern mitzuteilen, eröffnen einen weiten Ausblick über die Bedeutung und Stellung Wildenbruchs in der gegenwärtigen Litteratur. Was die Kritiker auch immer an seinen Werken auszusprechen haben mögen, sie müssen dankbar zu ihm emporblicken, denn in einer Zeit, wo das erste Streben dem Anprall der leichteren Streber zu unterliegen droht, hat Ernst von Wildenbruch mit einem heldenhaften Mut die Anerkennung der Welt sich errungen, er hat allen Verlockungen, die Vorbeern eines wohlthätigen Erfolges zu pflücken, widerstanden, er ist nicht zum Publikum hinabgestiegen, aber er hat es zu sich emporgezogen mit der Riesenstärke eines echten, gottbegnadeten Künstlertums. Inmitten der dichten Scharen von theatralischen Spähemachern, raffinierten Französlingen und glatten Wippsolden ist er Vertreter, Verkörperer des ernstesten Kunstprinzips; er schützt die Kunst wie ein fester, breiter Damm gegen die anbrandenden Wogen unserer litterarischen Sintflut, welche hereingebrochen ist, eine finstere, elementare Gewalt der Notwendigkeit, um zu zerstören, was den Untergang, die Vergessenheit verdient.

In der verfloffenen Spielzeit war es Ernst von Wildenbruch, der mit seinem großartigen Drama „Die Enigows“ die Ehre, das Ansehen der deutschen Kunst rettete; der unerhörte Erfolg, den das Stück verdienstermaßen erntete, warf mit einem Schlage alle die bunten Nichtigkeiten, die sich auf die Bühne wägen, in das Dunkel zurück, aus dem sie emporgestiegen. Auch dieses Drama ist charakteristisch für die Stellung des Dichters: der Kaiser ließ sich dasselbe zweimal vorspielen und ordnete an, daß an seinem Geburtstag eine Gratis-Vorstellung der Berliner Jugend gegeben werde. Der Beherrscher des Landes hält also die Schöpfung des Dichters für würdig, daß sie sich den Weg zum Herzen des Volkes bahne, die Jugend, für welche das Beste gerade gut genug ist, begeistere, mit einem Worte: den glorreichsten Triumph, den der Volkstümlichkeit, erringe.

Wenn wir den Ursachen des Erfolges der Wildenbruch'schen Dramen nachspüren, so kommen wir zu dem Resultat, daß derselbe in überraschendstem Gegensatz zu der Stimmung der Zeit steht: Wildenbruch's Dramen gehören in erster Linie einer Kunstströmung an, von der das Publikum absolut nichts mehr wissen will, und wenn sie nun doch einen Erfolg errungen, mit dem sich kein anderer auf dramatischem Gebiet vergleichen kann, so müssen eben diesen Werken blendende Eigenschaften innewohnen, welche das Vorurteil, die Abneigung des Publikums besiegten. Wir sehen hieraus, daß ein Kunstgenre nur dann keine Beachtung findet, wenn es von unfähigen oder ungeschickten Leuten gepflegt wird, von dem Moment an, wo sich eine echte Kraft seiner annimmt, kommt es wieder zu Geltung und Ansehen. Wer vor einem Jahrzehnt eine historische Zambentragödie schrieb, wurde einfach ausgelacht, und selbst die besten Zambentragödien modernten in den Theaterkanzleien, weil kein Direktor es wagte, sie aufzuführen. Da kam nun Ernst von Wildenbruch mit seinen „Harold“, „Karolingern“, „Neuen Gebot“ und man jubelte ihm zu; allerdings wurde es ihm nicht leicht gemacht, seine Stücke zur Aufführung zu bringen, es dauerte lange, bis er den Wall der Vorurteile, der Schwierigkeiten, der sich ihm entgegenstellte, durchbrach.

Was Wildenbruch vor allem ausgezeichnet, das ist die glühende Liebe zum Vaterlande, die Verherrlichung des deutschen Wesens. Wo er kann, stimmt er ein Lied zum Lob der Freiheit und des Vaterlandes an. Ein mächtiges Echo fand seine Poesie im Herzen der Studentenschaft; seit Schefffel hat kein deutscher Dichter der Gegenwart sich so sehr ins Herz der studierenden Jugend hineingefungen, wird so sehr von ihr umjubelt als Wildenbruch; ich habe vor längerer Zeit ihn einmal aus diesem Grunde den Schefffel der Bühne genannt, und, wie ich glaube, nicht mit Unrecht, haben doch diese beiden Dichter trotz ihrer verschiedenen Individualität viele Punkte in ihrem Denken und Fühlen, wo sie sich begegnen. Dazu kommt, daß Ernst von Wildenbruch ein eminent moderner Dichter ist, der selbst in der Gestaltung und inneren Durchbildung weit abliegender historischer Stoffe sein modernes Wesen nicht verleugnet, und gerade Dinge, die scheinbar nichts mit der Gegenwart zu thun haben, durch tausend Gedankenfäden mit der Gegenwart verknüpft und so in überraschender Weise sein Publikum gewinnt und festhält. Zur näheren Erläuterung dieser Zeilen möchte ich eine kurze Stelle aus meinem ausführlichen Essay über Wildenbruch anführen. Man hat ihn oft in seinem litterarischen Charakter als eine Doppelnatur, von der die eine Hälfte an Shakespeare, die andere an Schiller gemahnt, hingestellt. Dieser Vergleich hat manches für sich, namentlich in Bezug auf Schiller:

mit diesem hat er das Pathos, die Freiheitsliebe und die Bühnenkenntnis gemein. Und doch wäre es weit gefehlt, wollte man Wildenbruch in die Rubrik von Schillers Nachkömmlingen einreihen: durch ein Element unterscheidet er sich mehr von Schiller, als er eigentlich mit ihm dichterisch verwandt ist, und das ist der moderne Zug an seinen sämtlichen Werken. Ich behaupte, und werde allerdings vielen Widerspruch erwecken, daß Wildenbruch als Dramatiker eine sehr große Ähnlichkeit mit Spielhagen als Romancier besitzt. Das Überschwängliche, Schäumende der Sprache, das Abenteuerliche, Gewalttame der Situation, die sich rud- und sprungweise vorwärts bewegt, haben beide an sich. Man verstehe mich wohl, was ich meine: die Eigenschaften, namentlich äußerer Natur, womit Spielhagen in seinen Romanen uns begeistert und Wildenbruch in seinen Dramen uns hinreißt, laufen in einem den beiden Dichtern gemeinschaftlichen Punkte zusammen. Und das ist eben das moderne, gleißende, nervös-heftige Element, das wie mit elektrischem Licht die Szenerie taghell erleuchtet, und wie ein genialer Mechaniker im Nu die schwersten Kulissenwunder vollbringt. Und dieses gemeinsame Element ist es, welches Spielhagen auf ein Feld drängt, das allerdings ziemlich entfernt von seinem liegt — das Drama; dieses Element ist es, das Wildenbruch zur Novelle führt, welche die engste Nachbarin des Dramas auf dem künstlerischen Gebiete ist. Spielhagens Romane glänzen von dramatischem Leben, und es war für ihn ein künstlerisches Bedürfnis, die Bühne zu betreten, wie es für Wildenbruch eine Notwendigkeit ist, Novellen zu schreiben, eine Notwendigkeit, die für seine Leser eine Quelle der größten Genüsse wurde. Der Beifall, der ihm im stillen Kämmerlein vom einsamen Leser bei seinen packenden, mardigen Novellen zuteil wurde, ist nach meiner Überzeugung nicht minder herzlich und warm als der tosende Applaus, mit dem ihn ein begeistertes Theaterpublikum erfreute. Ich für mein Teil habe den Novellisten Wildenbruch höher gestellt als den Dramatiker — erst seine Quixots haben mich eines besseren belehrt, denn sie überragen an Wert und Wirkung nicht nur seine übrigen Dramen, sondern auch alle seine Novellen.

Nicht allein als Dramatiker und Novellist hat Wildenbruch seine siefreiche Begabung gezeigt, zahlreiche lyrische Gedichte, Balladen, einige epische Schlachtgefänge schenkte er seinem Volke und auch in letzteren Erzeugnissen spricht er zu uns als vollgiltiger, echter Dichter. In der Geschichte des modernen deutschen Realismus wird er eine besonders ehrenvolle Stellung einnehmen, seine „Quixots“ bedeuten sogar einen Wendepunkt desselben, denn in keinem modernen Drama findet sich eine so originelle, glänzende Vermischung von höchstem Pathos mit drastischer, derber, volkstümlicher

Sprache, ohne daß je das Gefühl des Hörers verletzt wird. Er hat da ein Genre, das viele Ästhetiker für unmöglich, für unausführbar halten, unwiderlegbar dichterisch beglaubigt und so den alten Satz, daß der Dichter alles können müsse, daß es für ihn keine Schwierigkeiten geben dürfte, wieder bewahrheitet. Wildenbruch ist verhältnismäßig spät vor die Öffentlichkeit getreten; der Zeit nach seines ersten Erscheinens auf der Bildfläche des litterarischen Lebens gehört er zu den jüngsten deutschen Dichtern, daß er ungefähr in einem Jahrzehnt sich unter den deutschen Dramatikern die erste Stelle errungen, ist ein freudiges, stolzes Dichtersschicksal in unserer politischen, der Poesie abgewandten Zeit, bei unserer unlitterarischen Nation überhaupt, dem man schwer ein anderes an die Seite setzen könnte. Die Anzahl seiner Werke ist bereits eine stattliche: kein Wunder, wenn ein fertiger Mann Werk um Werk hervorbringt, Erfolg um Erfolg erringt. Wildenbruch hat bisher folgende Werke geschrieben. „Opfer um Opfer“ (Schauspiel), erste Aufführung: Hannover, 14. Oktober 1882. — „Die Herrin ihrer Hand“ (Schauspiel). — „Christoph Marlow“ (Trauerspiel), erste Aufführung: Hannover, 6. Mai 1884. — „Harold“ (Trauerspiel), erste Aufführung: Hannover, 7. Mai 1882. — „Der Menonit“ (Trauerspiel), erste Aufführung: Frankfurt a. M., 29. November 1881. — „Die Karolinger“ (Trauerspiel), erste Aufführung: Weiningen, 6. März 1881. — „Väter und Söhne“ (Schauspiel), erste Aufführung: Breslau, 15. November 1881. — „Das neue Gebot“ (Schauspiel), erste Aufführung: Frankfurt a. M., 28. Mai 1886. — „Der Fürst von Verona“ (Trauerspiel), erste Aufführung: Hannover, 28. Oktober 1886. — „Die Quijovs“ (Schauspiel), erste Aufführung: Berlin, 9. November 1888. — „Die Söhne der Sibyllen und Kernen“ (Dichtung). — „Biouville“ (ein Heldenlied). — „Sedan“ (ein Heldenlied). — „Lieder und Balladen“. — „Der Meister von Tanagra“ (Novellen). — „Novellen“: „Franceska von Rimini“. „Vor den Schranken“. „Brunhilde“. — „Neue Novellen“: „Das Riechbüschchen“. „Die Danaide“. „Die heilige Frau“. — „Humoresken“: „Das Märchen von den zwei Rosen“. „Bergnügen auf dem Lande“. „Mein Onkel aus Pommern“. „Schlaflose Nacht“. „Mein nervöser Onkel“. „Ein Opfer des Berufs“. — „Kinderthänen“ (zwei Novellen). — „Der Astronom“ (Erzählung). Sämtliche Werke erschienen im Verlage von Freund & Jedel in Berlin. Es ist mir leider im Rahmen einer kleinen Skizze unmöglich, auf alle diese Werke näher einzugehen, den Reichtum an Poesie, der sich in ihnen vorfindet, kritisch zu beleuchten. Zu meinem demnächst erscheinenden Buche „Berliner Autoren“ will ich versuchen, eine genaue Analyse von Wildenbruchs Schaffen zu

geben, hier muß ich mich nur darauf beschränken, die Kontouren seiner literarischen Individualität zu ziehen. Wenn es wirklich das sicherste Kriterium einer großen Dichterkraft ist, daß sie sich ihre eigene Welt baut, aus welcher wir die unfrige, aber in anderes, seltsames Licht getaucht, erkennen, dann haben wir in Ernst von Wildenbruch einen schöpferischen „Meherer“ des deutschen Schrifttums zu begrüßen. Die von ihm geschaffene Weltkugel schwebt in unermesslich raschen Drehungen durch den Sternenhimmel der Litteratur; die Atmosphäre, die sie umgibt, ist eine schwere, dichtgeballte; die Menschen, die auf ihr leben, sind größer und stärker als wir, um gewissermaßen den ungeheuren Luftdruck ertragen zu können, um nicht vom Wirbelwind der Luftschichten erdrückt und niedergeworfen zu werden; sie haben auch eine viel stärkere Lunge als wir, denn ihre Stimme klingt wie der Donner und ihre Reden, selbst in gleichgültigsten Momenten, strömen im sonoren Pathos, im vollsten Pomp einer schweren und bildreichen Sprache dahin. Was wir allmähliche Entwicklung und feinere Linien eines psychologischen Übergangs nennen, ist bei seinen Menschen selten zu finden, denn sie leben viel rascher als wir, ihr Geschick erfüllt sich binnen schrecklich, kurzer Zeit, die Ereignisse brechen plötzlich und brutal herein. Rasch wendet sich Glück und Unglück, alles ist dort oben schwer, wuchtig, pathetisch, gewaltig. Und doch giebt es auch oben schwache, träumerische Männer im Gegensatz zu manchen energischen, kraftvoll angelegten Frauen, aber die fehlende körperliche Kraft scheint jenen ungeschickten, zart konstruierten Männern in anderer Weise ersetzt worden zu sein: von ihren Augen geht ein merkwürdiger Glanz aus, eine seltsam betäubende, ja hypnotisierende Wirkung, und das Weib, das von dem Strahl eines solchen Auges getroffen, muß in bitterer, unsäglicher Liebe sterben. Erinnerungen werden bei den Leuten auf Wildenbruchs Welt zu greifbaren Visionen, die uns erzittern machen, und Totgegläubte treten plötzlich ins Zimmer. Lassen wir die Dramen, so heißt es in meinem ausführlichen Essay in den „Berliner Autoren“, mit denen uns Wildenbruch beschenkte, Neue passieren, so haftet unser Auge sofort an den in riesigen Contouren entworfenen historischen Weltgemälden: Der Vorwurf überall ein liefer, ergreifender, der Vorgang, wie bereits gesagt, ein tumultuöser und gewaltsamer, die Menschen teils von einer Muskulatur, als hätte sie Michel Angelo gebildet, teils mit dem komplizierten seelischen Räderwerk des modernen Herzens ausgestattet. Alle diese Dramen haben eines gemeinsam: den glänzenden, meisterhaften ersten Akt. Mit bewunderungswürdiger Sicherheit macht uns Wildenbruch die Situation klar, entwickelt den Charakter der Hauptpersonen und deutet die nahen Konflikte an. Die folgenden Akte sind ebenfalls mit größtem Geschick und

mit einer verschwenderischen Fülle von großartigen Theatereffekten aufgebaut, aber die Wirkung spaltet sich oft und geht mit dem fünften Akt verloren. Daß dennoch seine Stücke unermesslichen Beifall fanden, beweist nur, wie verschwindend klein die Mängel den Vorzügen gegenüber erscheinen.

Mit seinem Erstlingswerk „Harold“ springt Wildenbruch als reifer und trotz der Fehler des Stücks als scharf ausgeprägter Dramatiker in die Litteratur ein. Der erste Akt dieses, die Kämpfe der Normannen mit den Angelsachsen behandelnden Stückes gehört zum wirksamsten und vollendetsten, was Wildenbruch je geschrieben. Noch gewaltigere Töne schlägt er im „Neuen Gebot“ an, die Einführung des Eölibats dient hier zum Angelpunkt eines erschütternden menschlichen Konfliktes eines Priesters mit der kirchlichen Gewalt. Im „Fürsten von Verona“ und den „Karolingern“ entfaltet sich Wildenbruchs Begabung zu imponierender Größe: reich an malerischen, oft erotischen, leidenschaftsloodernden, ergreifenden Szenen sind beide Stücke, und wenn auch der Kritiker manches an ihnen auszusetzen hat, er muß die größte Achtung vor dem ernstern, den höchsten Zielen zugewandten Streben des Dichters empfinden. Vaterländische Stoffe gestaltete er im „Menoit“, in „Väter und Söhne“ und den „Cuijows“. Der „Menoit“ ist technisch außerordentlich gelungen, ich persönlich konnte mich mit diesem Stücke weniger befreunden, um so mehr mit „Väter und Söhne“, trotz der Doppelteilung, die das Werk spaltet. Die Lieder eines Arndt und Herwegh können die Jugend nicht mehr entflammen als „Väter und Söhne“ und die „Cuijows“, das ich für weitaus die beste Leistung Wildenbruchs halte. Über dieses, wie über alle Dramen Wildenbruchs ist bereits so viel geschrieben worden, daß ich die Kenntnis des Inhalts derselben bei dem Publikum der „Gesellschaft“ voraussetze. Die „Cuijows“ werden in ihrer Art die gleiche Stellung in der Weltlitteratur einnehmen als „König Ottokars Glück und Ende“ von Grillparzer.*) Hat der Österreicher die Anfänge der Habsburgischen Herrschaft zu einem Drama gestaltet, das mit höchster Kunst das österreichische Herrschergeschlecht glorifiziert, so hat mit nicht geringerer Kunst Ernst von Wildenbruch den Hohenzollern eine poetische Huldigung dargebracht. Unmittelbar nach den „Cuijows“ ist für mein Gefühl „Christoph Marlow“ zu nennen. Dieses Stück hat mich unendlich ergriffen, der erste Akt hingegriffen wie wenige dichterische Schöpfungen. Von seinen beiden modernen Stücken: „Opfer um Opfer“ und „Die Herrin ihrer Hand“ hat mir das

*) Vor einiger Zeit erschien in der „Gesellschaft“ eine Besprechung der „Cuijows“, mit welcher ich gar nicht einverstanden war. Ich spreche meine gegenseitige Ansicht um so entschiedener aus, da mir die Objektivität der Redaktion: die verschiedensten Meinungen zu Worte kommen zu lassen, bekannt ist.

erste wegen seiner Rührseligkeit nicht gefallen, das zweite aber trotz mancher Unwahrscheinlichkeiten und hastiger Charakteristik einige sehr angenehme Stunden bereitet. Das Gebahren der Liebe und des Ehrgeizes in harten Proben und bis in ihre letzten Konsequenzen führt uns Wildenbruch an einem trefflichen Beispiel vor. Doch noch einen andern Zweck hat dieses Drama: Johanna und Edmund bilden in ihrem Charakter leuchtende Gegensätze zu den jetzigen Männern und Frauen, denen Wildenbruch einen scharfgeschliffenen Spiegel vorhält: „Ja, diese jungen Männer unserer Zeit, diese sogenannten jungen Männer, sie sind ein Geschlecht ohne Phantasie, ohne Überzeugung, ohne Glauben an eine andere Macht als die des Geldes, ohne Sehnsucht nach etwas anderem als dem rauhen Genuß; finstere Streber vom Augenblick an, da sie zu lernen beginnen, rücksichtslosie Stellenjäger vom Augenblick an, da sie zu lernen aufhören; kalt geworden und nüchtern, ohne je warm geworden zu sein; hohnlachend über die schöne Trunkenheit, mit der ein begeisternder Gedanke das Herz des Menschen erfüllt.“ Welch' tiefe Wahrheit liegt in diesen scharfen Worten!

Aus der Zahl seiner novellistischen Schöpfungen ragen drei weit sichtbar hervor: „Die heilige Frau“, „Der Meister von Tanagra“ und „Kinderttränen“. Während in der „heiligen Frau“ der Gegensatz zwischen nord- und süddeutschem Wesen an einem ergreifenden Problem zum Ausdruck gelangt, verstand es Wildenbruch im „Meister von Tanagra“, einem antiken Stoff moderne Schönheit zu verleihen, ohne ihm den sinnig heitren Charakter des Klassischen zu rauben, und in den „Kinderttränen“ enthüllt uns der Autor sein edles Gemüt von seiner lichtesten, herrlichsten Seite. Auch die „Danaide“, eine mächtige Tragödie in novellistischer Form, gehört zu den künstlerisch vollendetsten Prosadichtungen des Autors. „Franziska von Rimini“ wird manches zarte Gemüt zu Thränen rühren, für mich besitz die Novelle an vielen Stellen etwas Exaltiertes, das in mir keine reine Wirkung aufkommen ließ. Kraß in der Handlung, aber hervorragend durch Charakteristik und Darstellung erscheint das großzügige Nachtgemälde „Vor den Schranken“, noch gewaltiger, oft übernatürliche Dimensionen erreichend, stürmt die wildphantasische Novelle „Brunnhilde“ auf den Leser ein. Diese Novelle geht auch in die Tiefe, sie sucht die geheimsten Abgründe der Seele mit der Fadel der Poesie zu erleuchten. In der von dramatischem Leben durchpulsten Erzählung „Der Astronom“ begiebt sich Wildenbruch auf den Boden des energischen, jede Prüderie einfach verachtenden Realismus, und hier bietet sich auch dem Dichter überreichliche Gelegenheit, seine ungestüme Kraft ungezügelt walten und wirken zu lassen. Neben dem Sinn für die tiefste und erschütterndste Tragik besitzt Wildenbruch den Blick für die komischen

Seiten des Lebens. In seinen „Humoresken“ lernen wir den kernigen, drastischen, behäbigen Humor, über den er souverän verfügt, zur Genüge kennen. In diesem Buche findet sich auch ein „Märchen von den zwei Rosen“, das durch seine Grazie besonders anmutet.

Die Heldengefänge Wildenbruchs „Bionville“ und „Seban“ enthalten eine Fülle poetischer Schönheiten, aber ich konnte mich trotzdem nicht mit ihnen befreunden. So sehr ich auch die Sprachgewalt, die Lautmalerei bewundere, mit der der Dichter den Gang der Schlachten schildert, ich bin doch nur selten warm dabei geworden. Umso mehr wirkten die „Lieder und Balladen“, von denen der Leser in diesem Heft Proben findet, auf mich ein. Die alte Erfahrung, daß jeder bedeutende Dichter auch eine bedeutende lyrische Ader besitze, erfüllt sich in glänzender Weise an Ernst von Wildenbruch. Seine Lyrik ist martig und doch entbehrt sie nicht der zarten, innigen Töne; sie ist einfach, aber in ihrer Einfachheit großartig. Die Höhe seines lyrischen Könnens erreicht er in den Balladen und poetischen Erzählungen. Hier ringt er, oft mit Erfolg, mit den ersten deutschen Balladendichtern Uhland, Bürger, Fontane um den Preis. Wer kennt nicht sein herrliches, hinreißendes „Hegenslied“? Hätte Wildenbruch in seinem Leben nur dies eine Gedicht geschrieben, es würde hinreichen, ihm unter den Versdichtern einen ersten Rang anzudeuten.

Diese wenigen, dürftigen Seiten geben dem Leser nur einen schwachen Begriff von der Größe, der Gewalt, dem Glanz, der Mannigfaltigkeit, mit der Wildenbruchs Begabung sich äußert. Er ist eine der bedeutendsten, markantesten Erscheinungen der deutschen Litteratur, aus welcher sein Name nicht verschwinden kann. Was Großes und Schönes auch immer er uns noch spenden wird, das Eine hat sein bisheriges Schaffen schon erreicht, daß er die deutsche Dramatik dem Auslande gegenüber in würdiger Weise vertritt und wir ihm mit freudigem Stolz das Erbe Heinrich von Kleists zurechnen.



Kritik.

Romane und Novellen.

Gottlieb Steger, durch seine epischen Dichtungen „Ein Cäsar“ und „Kolf“ (Leipzig, W. Friedrich) bereits rühmlichst bekannt, tritt jetzt mit einem humoristischen Epos, das sich den besten

Erzeugnissen dieser Art ebenbürtig zur Seite stellt, vor das Publikum. Das neue Werk ist im Verlage von Christianen & Dollmann in Hufum erschienen und führt den Titel: „Blasiert“. Es schildert in vortrefflichen Versen den Le-

benäuf eines modernen Don Juans, der nach einem vielbewegten Leben in Blasiertheit endet. Von den einzelnen Episoden heben wir als ganz besonders gelungen die Szene im Zirkus und die Bilder aus den Jaubergefilben Stambul hervor. Mit energischen Strichen gezeichnet ist das wilde Steppenkind, die spätere Zirkuskönigin „Cora“, von elegischem Hauch umflossen die zarte Gestalt Angelitas, die Pflegerin Eugen von Stratenz (so der Name des Helden), als er, von seinen Dienern verlassen, in Konstantinopel pestkrank darniederliegt. Wir können die Dichtung angelegentlich empfehlen. Sie ist allerdings nur für reifere Leser berechnet und kein Lesestoff für Bachfische. Der junge Dichter Gottlieb Steger ist mit Franz Held, dem Verfasser der „Gorgonenhäupter“ und des „Paffen Don Juan“ (Verlag von W. Friedrich) einer der schneidigsten Vertreter unserer modernen realistischen Kunst im Vers-Epos. Kennt man die besten Namen der neuen Schule, wird der des Doktors Steger (Medizinmann im bürgerlichen Berufe) nicht fehlen.

Junker.

„Guenn“ — Eine Welle am Strande der Bretagne — von Blanche Willis Howard. Übersetzt von H. Stern und W. Jacobi (Stuttgart, Robert Lutz).

Es wird dormalen in Deutschland so viel ausländischer Schund importiert, daß man mit berechtigtem Mißtrauen eine Übersetzung in die Hand nimmt. Das vorliegende Werk aber, aus der Feder einer hochbegabten Amerikanerin, verdient in jeder Beziehung, bei uns literarische Gastfreundschaft zu genießen. Wäre das Buch nicht an einigen Stellen zu breit angelegt und zu weiterschweifig ausgeführt, müßten wir dasselbe zu den bedeutendsten Erscheinungen der modernen Belletristik rechnen. Aber auch in vor-

liegender Gestalt wird es eine tiefe, anhaltende, echte Wirkung auf den Leser ausüben. Die Erzählung glänzt in allen Farben der realistischen Kunst und berichtet uns von interessanten Menschen, die wir nicht so bald vergessen. Die Heldin selber ist ein entzückendes junges Bauernmädchen, dem die Liebe zu einem egoistischen jungen Künstler ein trauriges Ende bereitet. B.

„Große Welt“. Eine Novelle in zwei Tänden von Graf W. A. Solloghub (Dresden, Piercon).

Die Deutschen hätten keinen Verlust erlitten, wenn dieser russische Doppelstanz nicht übersetzt worden wäre. Der Verfasser macht uns mit einem armen, unerfahrenen Offizier bekannt, den die Liebe zu einer raffinierten Dame verführt, sich in den Strudel der vornehmen Welt zu stürzen, wo er dann seine trüben Enttäuschungen erleidet. Nicht ohne Talent, Stimmung und Seelenkenntnis; aber in der ganzen Geschichte liegt etwas Unmännliches, Winselndes und Sentimental-Knochenloses, das sie einem schließlich widerwärtig wird. B.

„Nach der Natur“. Skizzen in Prosa von Sophie von Schuenberg (Graz, Franz Beckel).

Die jugendliche Verfasserin ist uns keine Fremde: sie hat sich vor einigen Jahren mit einem Bändchen Lyrik: „Frost und Flammen“ ungeniebt vorteilhaft in die Litteratur eingeführt. In diesem Bändchen befandete sie zarte, echte Empfindung, ein feines Formgefühl und vor allem jenes unerklärliche Etwas, das den Verfemacher vom Talent unterscheidet. In vorliegendem Buche überträgt sie mit Glück und Geschick ihre lyrische Darstellungskunst auf die Prosa. „Nach der Natur“ enthält eine Reihe allertliebster, zierlicher kleiner Skizzen voll bunt wechselnder Stimmung, voll Laune und Ge-

müth. Auch ein anerkannteswertes Fabuliertalent tritt angenehm und bestechend hervor. Das Buch der reich begabten Dichterin wird sich viele dankbare Freunde erwerben, und das soll ihr ein Sporn sein zu weiterem erspriesslichen Schaffen.

W.

„Unter dem Nordlicht“. Norwegische Erzählungen von Martha Kumbauer (Berlin, Adolf Landsberger).

Es wäre ungerecht, über diese drei harmlosen, lebenswürdigen Novellen ein abschreckendes Urtheil zu fällen. Sie geben sich als keine Meisterwerke aus und wollen auch nicht als solche kritisiert werden. Wer sich aber an frischen, hübsch dargestellten, von wirklicher Empfindung besetzten, und nicht äbel erfundenen Geschichten für ein Stündchen erfreuen will, der greife zu diesem Buche. Es enthält drei Piecen: die erste ist die schwächste, die zweite viel besser und die dritte macht sogar einen sehr guten Eindruck. Indem uns die Verfasserin mit einer verheißungsvollen Leistung entläßt, rufen wir ihr „auf baldiges Wiedersehen“ zu.

W.

Bibliothek der Gesamt-Litteratur des In- und Auslandes. Unter diesem Titel erscheint seit einigen Jahren ein Konkurrenzunternehmen zu der bekannten Reclam'schen Universalbibliothek. Erstere zeigt sowohl ein vortheilhafteres Gewand, was Format, Papier, Druck anbetrifft, als sie auch den Vorzug hat, daß jede Nummer mit einem Porträt geschmückt und mit einer oft sehr gut einführenden Einleitung versehen ist. Es ist unzweifelhaft, daß durch die Billigkeit der einzelnen Nummern (à 25 Pf.) eine weite Ausbreitung der litterarischen Erzeugnisse möglich ist. Daher sind ähnliche Unternehmungen in ihrem kulturellen Wert und in ihrem Verdienst um Popularisierung der schönen Litteratur nicht

zu unterschätzen. Von neuen Erscheinungen liegen mir vor: Nr. 309—312 Gedichte von Wilhelm Müller. Gesamtausgabe 1 M., eleg. geb. 2 M. Der durch die „schöne Müllerin“ (Schubert, Franz) bekannte griechenfreundliche Dichter wird hier zuerst in einer hübsigen Gesamtausgabe allgemein zugänglich gemacht; Nr. 306—308 Wilde Rosen von M. G. Saphir, einst viel gelesen, jetzt nur von ironischem Wert für den Historiker, der eine Psychologie der Liebeslyrik schreiben will; Nr. 324—325 Catull's Buch der Lieder, gut, doch manchmal schwerfällig, übersezt von Hermann Griebenow. Den harmlosen Hieb auf das jüngste Deutschland (Einl. S. VIII) quittiere ich hiermit lächelnd als empfangen; Nr. 327—328 Federzeichnungen eines Jägers Bd. 1 von J. Turgenjew, fließend übersezt von Alexis Marlow; Nr. 330—331 Klopstock's Oden und Epigramme in guter Auswahl, eingeleitet von Prof. Dr. B. Grosse. Ein Verzeichnis der ganzen Bibliothek sendet die Verlagsbuchhandlung gratis und franko.

L. J.—i.

Sol und andere Novellen von Eufemia Gräfin Balkeström (Wiesbaden, Nechtold & Comp.). Dieser neueste Band der beliebten Erzählerin wird dem großen Kreis ihrer Verehrer willkommen sein. Er enthält vier Erzählungen, die von dem lebenswürdigen Talent der Verfasserin bestes Zeugnis ablegen.

Marine-Novellen von Johannes Wilda. Zweite vermehrte und überarbeitete Auflage (Schleswig, Druck und Verlag von Julius Bergas). Diese frisch und lebendig geschriebenen Geschichten werden überall gern gelesen werden; mit ihrem seemännischen Inhalt sind sie ganz danach angethan, das Interesse für unsere junge Marine zu stärken und die rasch notwendig gewordene zweite

Auflage giebt Kunde, daß der junge Autor sich rasch einen Leser- und Freundeskreis geschaffen hat.

Dichtungen.

Gedichte von Detlev von Liliencron (Leipzig, Friedrich).

In vorzüglicher Ausstattung bietet hier der realistische Lyriker par excellence, der eigentliche Gründer einer realistischen Lyrik, die zweite größere Sammlung seiner Skizzen und Tagebücher in Versen. Als ich mir 1884 die „Adjutantenritte“ zufällig in einem Buchladen kaufte und meiner Ekstase darüber in der „Gesellschaft“ die Jäger schießen ließ, meinte ein gewisser kritischer Messias: das sei ja ganz frisch, ganz nett, wie es von Vielen heißen könne. Heute bei veränderten Schiebungen würde es mich nicht wundern, demnächst eine begeisterte Lobhudelei über Liliencrons aus jener unparteilichen Feder zu lesen.

Was in jener ersten Sammlung unbewußt geblieben war, scheint jetzt mit Bewußtsein herausgearbeitet. Darunter mußte zwar einerseits die anspruchslose Unmittelbarkeit naiver Hingabe an die Empfindung leiden, andererseits verstärkte sich aber die reifere Künstlerschaft in plastischer Lebensnachbildung. Gleich auf S. 6 finden wir ein wahres Meisterwerk „Rückbild“. Fast auf gleicher Höhe, trotz einiger geschraubter Wendungen, steht „Jawfenstreich“ und tief ergreift die Innigkeit des Gedankens „Eine Kose (an Theobald Röhlig)“. Niemals kam das spezifische Soldatentum in der Lyrik zu so einschmeichelnder Geltung. Von verschiedenem Werte sind die darauf folgenden Stimmungslandschaften mit erotischer Staffage. Es finden sich wundervolle Stücke darunter, wie „April“ (würde Burns Ehre machen), „An Phyllis“ (in Goetheschem Stil), „Am Waldeausgang“, „In einem Frühlinggarten“, „Bergisch die Wähe nicht“. Manche langatmige

Verse hätte man freilich hier streichen können — die Knappheit Heines, die heut von einigen nachweisen Klugschwärmern als Schneiderellen-Technik betrachtet zu werden scheint, erfordert eben viel Selbstverleugnung. Wie versteht es z. B. Naber, in drei Strophen eine Welt zusammenzubringen! — Anderes wie „Ringelgedichte“ (nebst verschiedenen ähnlichen Stücken dieses Landes einst von mir im „Magazin“ abgedruckt), will mir gar nicht behagen. Was soll eine so leichte Reimerei wie „Ein Handfuß“? Gar nicht befreunden kann ich mich mit den „Sicilianen“, wo Formspielerei in Schwulst ausartet, und den Versuchen in Ottave Rime, wo große Dinge angestrebt werden, aber die Bilderjagd oft in Phrasen ausartet. Mäßig danken mich die bitterbösen Ausfälle „Aus der Zukunft“; zur Satire taugt Liliencrons Muse nicht. Der letzte Abschnitt bringt dafür noch Fortreffliches. So „Vincinatus“, worin die prächtigen Verse:

„Der Geier des Ehrgeizes richtet den Schnabel
Nur immer gegen den eignen Knebel
Und frisst sich leicht in den Eingewirbeln.“

Jawohl, wir sind allzumal Sänder und Jeder will gern der Erste sein, auch wenn man über den Ehrgeiz schimpft. — „Die neue Eisenbahn“, als Symbol klassisch, könnte in der Form etwas von der absichtlichen Nachlässigkeit missen. Das letztere gilt auch von „Die Troffel“, so eigen diese selbsterlebte Lazarett-Phantasie auch packt. Meisterlich rundet sich hingegen „Abendgang“ ab. Den höchsten Phantasieen (diesem bedeutenden Farbenvirtuosen, über den ich Liliencrons Urteil teile) hat er eine Extra-Hymne gewidmet „Rache der Rajaden“, „Sündenbunten“, „Schwertlilie“ zeigen uns die malende Bildkraft dieses feinstarken Lyrikmeisters auf ihrer Höhe, während das geheimnisvolle Erhaschen des Unmerklichen und Unertklärlichen in „Un-sichtbarcr Anmarsch“ uns feine nervöse

Stimmungsfeinheit bewundern läßt. Die royalistische Loyalität „In einer Winternacht“ gereicht dem Offizier und Edelmann zum Lobe. Anderes in diesem Abschnitt ist wieder schwächer, auch die Anfingerei seiner Dichterliebtinge Kessler, Meyer, Kleiß, Storn.

„Wohl trifft es sich, daß laut und polternd wirft
Ein herrlich Lichterherz mit rohem Gold,
Und kann es nimmer zwingen zum Gerät.

Um steht die Künstlerhand, die wurde sie.“

O ja, oft trifft es sich, daß elegant herausgeputzte Alfenide höher im Preise steht, als lauterer und gelötetes Silber, daß glänzender Messing wie Gold glänzt. In „An Goethe“ heißt es verächtlich: „Die Deutschen lieben Schiller, Bilderschüler jeder Art . . .“ Ich meine die Goethe-Narren sind pietätlose Beschimpfer des Mannes, der doch wenigstens allein unter allen Deutschen wußte, was ein Drama war. Dafür citiert Villenron auch pietätvoll den großen Dichter Trojan. — Lassen wir übrigens nur das ewige Fluchen auf Heuchelei, Undank und Reid. „Wohl hast Du an dir selber noch zu rügen genug,“ ruft Hilbrand dem schimpfenden Hagen im Niebelungenliede zu. — Nach dieser beiläufigen Glosse wollen wir mit erneuerter Freude uns an dem herrlichen Cyltus „Schmetterlinge“ erbauen und schließen mit dem entzückenden Lebensjünger „Im Trabe“.

„Und immerfort, der Hader zu,
Dem Thorjählich der ewigen Ruh,
Im Trabe, Trabe, Trabe.“

Ein genialer Kerl, dieser holsteinische Junter; das bleibt bestehen für und für. Charlottenburg. Carl Heibtreu.

Lichter und Schatten. Gedichte von Theobald Nöthig. 4. Auflage. (Bredlau, R. Dornward.)

Über diese vortreffliche Sammlung habe ich schon früher mehrfach berichtet; sie will mit Villenron schon deshalb zusammen besprochen werden, weil beide Dichter als frühere Kameraden des Kriegerlebens Luß und Leid genossen. —

Besticht in Villenron das ungleich kräftigere Talent, so erwärmt uns dafür Nöthigs gefestigtere reinere Natur. Ja in der That, hier spricht ein echter deutscher Mann, keiner jener Schein-Viedermaier, deren wahres Gesicht nur Schmeichler und Wimpel nicht erkennen. Da giebt's kein Schielen nach rechts und nach links und nach oben, ob nicht ein Brosame abfalle, da blickt das ehrliche Auge gradaus, wohin seine Mannesüberzeugung zielt. Während Villenron erklärt: „Soll ich beten: Rimm mir meinen Besitz, teil ihn unter die Elenden und Enterbten? Rein! Rein ist diese Scholle“, — steht solchem Selbstgenuß die milde vornehme Besinnung Nöthigs gegenüber, der nicht sein altiges Herz durch Selbstmitleid, sondern durch herzlichem Erbarmen mit allen Leidenden befundet. In einem Villenron gewidmeten Gedicht singt er: „Als Trost giebst du Natur, den Jüngern wieder die Lerche, die sich streift beim Morgengrauen des Nachtaus Perlen singend vom Gefieder.“ Hier tönt die eine Grundmelodie der Nöthigischen Poesie: die sehnfüchtige Liebe zur Natur wieder. Die wichtigere Seite dieser Menschenphysiognomie aber enthält sich in dem Gedicht (Carl Heibtreu gewidmet) „Zukunftspoesie“:

„Verweilt, doch Gottes Geist euch treibt,
Wog er die Mäher und begehret,
Der Reue Tadel sammend schreibt,
Wog er als Gott der Liebe segnet.
Beschreibt den Gott in eurer Brust,
Doch löst ihn uns als Menschen schauen.
Der mitempfindet Leid und Lust
Und unsern Ader küßt dedouen.
Dem Gott, der nur im Himmel thronet,
Sollt ihr nicht eure Lieder weihen,
Rein freiet den, der in uns wohnt,
Der durch die That uns wird befreien.
Stillt nicht die Gebuhrt unsrer Zeit,
Die noch dem Trostwort neuer Sidel
Und noch dem neuen Heilond schreit
Durch Märchen aus der Kinderzeit!“

Eine heilige Mahnung, welcher wir eingedenk bleiben wollen.

Carl Heibtreu.

Ludwig Kub und Herman Thom. Gnomen und Kobolde. Aphorismen und Epigramme. Leipzig, Bouman 1889. 62 S. Wir Deutschen haben wenig gute Epigrammatiker, noch weniger gute Aphoristiker. Vielleicht liegt die Begründung dieser augenfälligen Erscheinung in der Thatfache, daß wir lieber einen schönen neuen Gedanken auf einigen Seiten breittreten und ein Duzendmal herumdrehen, als daß wir ihm eine kurze, scharfe Fassung geben. Unser deutscher Witz zeigte immer gemüthliche Weitschweifigkeit, aber nicht schneidige Kürze; er zerfloß lieber, als daß er sich krystallisierte. Die kleine Litteratur des Epigramms hat nur eine hervorragende Leistung in neuerer Zeit hervorgebracht: Ernst Ziel's Epigramme; das Gebiet des deutschen Aphorismus ist das jüngste und eigentlich, wenn ich von Lichtenberg absehe, erst von dem tief sinnig-baroden, mich immer an Hamann erinnernden Friedrich Riefische angebaut worden. Eine Bereicherung beider Gebiete ist immer willkommen, aber eine solche ist das Büchlein von Kub-Thom nicht. — Die erste Hälfte, deren Autor L. Kub ist, zeigt nichts von epigrammatischer Kürze und Pointierung und ist ohne jede Ideen-eigenart. Meistens witzlose oder witzgezwungene Vierzeiler über alles Mögliche und Unmögliche. Hier und da kristet ein einsamer Witz sein Dasein von der leichten Waare des Wortwizes oder des Kneipfaluwers, wie z. B.:

Ein Abzählungsgeßchäft ist ein Stabensänger von Hammetn. (S. 3.)
Frauenszimmer, die zu viel lesen, werden leicht litterarhistorisch. (S. 11.) Im Knielegen seid frisch und munter, legt ihr nichts aus, so geh' ich unter, legt ein Pampgenie bei ihm.

Noch tiefer steht die Gattung seiner litterarischen Vierzeiler, z. B.:

Felix Dahn.

Du bist im Handeiegelsch verflucht,
Ein Kenner der deutschen Geschichte,
Haß die Völkerveränderungzeit studiert,
Wachst gute deutsche Gedichte.

Was soll man zu folgendem „Aphorismus“ (?) sagen: „Es ist unlogisch, wenn Antisemiten in ihrer heßfreien Zeit schönen Judennädchen den Hof machen.“ (S. 24.) Selbstverständlich zieht er als echter Dilettant wader über Dilettanten her, in folgendem Vers z. B., den ich auch für L. Kub in Anspruch nehme:

„Das Bretzelgingel maßet uns vorans:
Ein dichterher Schlingel! Wecket ihm aus!“

Entschieden höher, aber auch nicht sehr viel, steht Herman Thom. Aber er ist wenigstens nicht Dilettant schlechtweg, wenn auch mehr als die Hälfte seiner Verse nicht die Truderschwärze verdient. Auch bei ihm finden wir wenig Vier- oder Zweizeiler, die den Begriff „Epigramm“ streng ausfällen, dagegen ganz hübsche Aphorismen, namentlich boshafte über Frauenliebe, und hin und wieder niedliche Spruchwahrheiten, wie:

„Eine Stunde Sonnenschein
Trochset manche Blüthe ein.“ (S. 35.)

„Nicht man auch alles — eines nur
Haß nie: Die eigne Unnahr.“ (S. 44.)

Für den hübschen Vers S. 50, mit der Pointe, daß bei der Sündflut die Flut sich verlaufen und die Sünde geblieben, ist als Vorbild der bekannte Vierzeiler Goethe's auf den Krastapostel Kaufmann heranzuziehen, auf den „Gottespurchund“, bei dem sich die „Gottespurch“ verlaufen und nur der „Hund“ übrig geblieben ist. Ebenso haben noch manche andere Sprüche ihre litterarhistorischen Stammbaum. (S. 53, 56.) Wie urkomisch wirkt der Vers S. 48, der die Welt für einen Aschenbecher, die Menschen für Zigarrenkumpfe erklärt, und:

„Vielleicht, daß einst mich armen Schächer
Der Ew'ge noch ein bißchen raucht.“

Der zweite Teil des Büchleins von H. Thom zeigt sich demnach als ein sonderbares Gemisch von Können und Nichtkönnen, von Geist und Geisteslosigkeit, von Witz und Qualwitz, aber er weist

nicht das auf, was zu den Hauptanforderungen der Kunstgattung des Epigramms und des Aphorismus gehört, Eigenart der Gedanken und Gedrungenheit der Form. Ludwig Jacobowski.

Dramen.

„Der Alte am Meere“. Schauspiel (in acht Akten oder Bildern) von Wilhelm Tappenberg. (Altenburg, Druck von Oskar Bonde.) — Nach den gräßlichen Erfahrungen, die man jüngst in Berlin mit Schauspielern-Stücken gemacht hat, ist es Niemandem zu verdenken, wenn er mit schauerndem Zagen an die Uektüre eines Dramas geht, dessen Verfasser zum Stande der Rimen rechnet. Diese Herren pflegen beim „Dichten“ nicht über die Schaffung von Rollen und Mitschiffen hinauszutommen. Der äußerliche Kummer ist ihnen allzuberühlich im Inneren juckt, jene beständig zum Publikum, der großen Applausherbe schielende Eitelkeit, macht ein wahrhaftiges, lähmes, freies Dichten erst recht unmöglich. Um so lebhafter muß man es anerkennen, wenn ein schreibender Schauspieler wenigstens den Versuch macht, sich von der groben Kulissenmalerei seiner Kollegen fern zu halten, wie es beim Verfasser dieses „Schauspiels in acht Akten“ der Fall ist. Der Trieb nach Wahrheit und Leben bekundet sich freilich nur in vereinzelt Anläufen, welche in einem Wust von Deklamation und theatralischem Humpen versteckt liegen, aber diese realistischen Einzelheiten sind von einer ungenierten Kraft der Beobachtung sowohl als der Wiedergabe, daß man dem Verfasser wohl zutrauen darf, er werde zur Schaffung vollwertiger Dramen realistischer Prägung sicherlich

fähig sein, wenn er den Mut zur rücksichtslosen Abstreifung all des Theaterplunders einmal finden wird, der bis jetzt allen seinen Gestalten mit Ausnahme der aus dem derbegewöhnlichen Volke genommenen nachschleift. Alles was in diesem Stücke auf den ungeschlachten Holzschuhen der Nordseefischer austritt, atmet eine ganz löbliche, herbe Naturtreue, während die etwas grazidier beschuhten Personen auch in ihrem ganzen geistigen Habitus stark konventionell angekränkt sind. Aber auch an ihnen spürt man bei genauerem Hinsehen den Versuch zu natürlicher Charakterisierung in Sprache und Handeln. So ist der Bürgermeister ein ganz anerkennenswerter Typus des überall zu Kompromissen bereiten, zahlungsfähigen Bourgeois, und auch in dem katholischen Priester, der beständig harte „Wahrheit“ zu üben hat, steckt ein wenig Wahrheit — ich möchte beinahe lieber sagen Wahrheitlichkeit. — Das Schwächste an dem Ganzen ist die Handlung, in welcher ein psychologischer Kern versteckt ist, der allzuschwach und dunkel angedeutet wurde, als daß man ihn deutlich erschen und begreifen könnte. Hat der Verfasser hier auf ibleischen Bahnen wandeln und eine ganz besondere Seele schildern wollen in diesem „Alten am Meere“, der mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit seinen Namen und eine große Kiste mit Geld versteckt? Dann müßte er über eine viel, viel größere Kraft der psychologischen Beleuchtung verfügen, als er sie thatsächlich bis jetzt sein eigen nennt, denn so, wie sich der deklamierende Greis gebildet, läßt er kein anderes Urteil zu, als: Wie schade, daß der alte, gute, würdige Herr sich so unbegreifliche Ruden ins Hirn gesetzt hat! Und die einfache Unbegreiflichkeit, der man mühsam erst nachspüren muß, um sie schließlich als solche zu konstatieren, ist doch noch nicht genug, um den Mittelpunkt eines Schau-

spiels in acht Akten abzugeben. — Das Stück wurde im Altenburger Hoftheater, derselben Bühne, welche vor Jahren Liliencron's „Knut der Herr“ brachte, recht gut aufgeführt. Das Publikum, welches im Lande des Ziegellases so ist wie überall, amüsierte sich vorwiegend über das ungewohnte Klappern der dörrperlichen Holzschuhe.

D. J. Bierbaum.

Wir sind nicht reich an kleinen patriotischen Festspielen, welche ebenso entfernt von der schauerhaft byzantinischen Schönklägerei wie von der nächsternen Nache gewerbmäßiger Gelegenheitsdichtung wahres Gefühl und noble Gesinnung mit feiner litterarischer Darstellungskunst verbinden. Um so erfreulicher ist es uns daher, von Zeit zu Zeit auf diesem Gebiete einer Gabe zu begegnen, welche man mit gutem Gewissen weiteren Kreisen, die an patriotischen Festspielen Lust finden, empfehlen darf. Eine solche empfehlenswerte Gabe spendet uns unsere geschätzte Mitarbeiterin Frau Johanna Balß in dem bereits vielfach mit Begeisterung aufgeführten Festspiele „Das echte Gold“. (Leipzig, F. Bädeler. Preis 1 Mark.) Die Dichtung, welche in feinsinniger Weise die Entwicklung der Kunst unter den Hohenzollern schildert, ist so eingerichtet, daß Deklamation mit lebenden Bildern abwechselte. Von der nämlichen Verfasserin ist soeben für ähnliche Zwecke die schwungvolle Dichtung „Der Engel der Barmherzigkeit“ (Münster, Schöningh, 75 Pf.) erschienen.

G.

Von dem gesinnungs- und gewissenlosen Treiben, das die meisten Theaterzeitungen zu Revolver- und Reklameblättern macht, bildet das von Julius Schaumberger in München geleitete „Theater-Journal“ eine rühmliche Ausnahme. In seiner jehigen erweiterten Gestalt bringt es objektive, ehrliche

und sachliche Berichte aus dem Theater- und Litteraturleben der größeren Städte Deutschlands. Außer verschiedenen interessanten Korrespondenzen bietet es noch Novellen, dramaturgische Essays und Miscellen. Wir wünschen dem, seiner Ehrlichkeit wegen noch zu wenig beachteten Blatte alles Gedeihen.

Dermisches.

Neuer Kosmos. Familienblatt für die schenwissenschaftliche Litteratur aller Völker. 1. Jahrgang, Heft 1. Norwegisches Fest. Münster in Westfalen, Selbstverlag. Herausgeber Friedrich v. Khavnach und Ludwig Stein. 106 Seiten Text in Lexikonostav, mit Bildnissen Björnson's und Dies. Preis des Einzelheftes Mk. 1,50. — Inhalt: Staub, Erzählung von Björnson, Glückspiel aus dem Meere, Erzählung von Die; Zum bevorstehenden Kriege, Satire von Freiherr von * (Khanach) und norwegische, russische und katalanische Lieder; zwei Prosaanfänge von Stein und Paulus Cassel; zwei Theaterbriefe von Julius Elias und Leo Berg; Besprechungen und Urtheile, Notizen, Korrespondenz. — Wie das erste Heft den Norwegern, so soll das zweite Heft den Russen gewidmet sein. Also vorerst lauter Übersetzungslitteratur, nichts Deutsch-Originale. Da mögen sich zunächst die Ausländer bei den Herren Herausgebern bedanken, deren Fremdmanneseifer unserem ohnehin schwer bedrängten, vaterländischen Schrifttum nicht zum Segen gereichen wird. Hätte jedes Heft neben einer fremden eine bedeutende deutsche Arbeit gebracht, so hätte die Sache ein besseres Gesicht.

G.

Rauch und Goethe. Urkundliche Mitteilungen von Karl Eggers. Mit 6 Lichtdrucktafeln; Berlin, F. Fontane. — Auf die Beziehungen zwischen Goethe und Rauch werfen diese neu mitgetheilten Briefe

ein interessantes Licht. Aber nicht nur die Beziehungen zwischen den beiden großen Männern treten deutlich in dem Werte hervor, sondern daselbe enthält auch viele interessante Mitteilungen über die damaligen Kunstzustände. Das Wert ist in gleicher Weise eine Ergänzung zu den Werken Goethes — in der Ausstattung schließt es sich daher auch der jetzt erscheinenden großen Goethe-Ausgabe an — als eine solche zu der großen Rauch-Biographie von Eggers. Die Lichtdrucke stellen die auf Goethe bezüglichen Arbeiten Rauchs dar.

Das Christentum und seine Gegner. Eine wissenschaftliche Untersuchung von Otto Fleischmann (Leipzig, F. Richter). — „Hat das Christentum noch einen Wert für die Menschheit oder ist es ein in wissenschaftlicher wie in sittlicher Beziehung überwundener Standpunkt?“ Die heftigen Angriffe, die in neuerer Zeit gegen die christliche Religion gerichtet werden, veranlaßten den Autor obige Frage aufzuwerfen, um durch eine wissenschaftliche Untersuchung die entscheidende Antwort herbeizuführen; in welchem Sinne diese Antwort ausfällt, ist bei dem Standpunkt Fleischmanns, der sich im Vorwort selbst als Theologe bezeichnet, vorauszusehen, gleichwohl wird auch der Anderdenkende das geistvolle Buch mit Interesse und Nutzen lesen.

Aus dem früheren Frankreich. Kleine Abhandlungen von Theodor Wehl (Minden i. W., J. C. C. Fruns). — Die sieben lesenswerten Studien, aus denen der Band besteht, sind ein schätzenswerter Beitrag zur französischen Literatur- und Kulturgeschichte und seien unsern Lesern bestens empfohlen.

„Das Schöne“ von Professor Dr. Christian Nuff, Direktor eines königlichen Gymnasiums u. s. w. Das Buch ist idealistische Windmäherei, materialistische Geldmäherei; ein Ab-

klatsch aus Kant und Schiller. Solche abgestandene Schlagworte und Phrasen sollten doch heute nicht mehr nachgedruckt werden. Wenn einer nichts Neues weiß, und nichts Gutes popularisiert, soll er das Maul halten; der Verfasser entschuldigt sich im voraus „wenn das Buch so glücklich sein sollte, einen scharfen Beurteiler zu finden, daß es ja nur gedruckte Vorträge sind“. Unserem Urteil nach sind es bloße Studienzerperte, wie sie jeder Studiosus liberarum artium nachstenographiert. Dr. Robert Plöhn.

Die Geistesfähigkeit des Menschen und die mechanischen Bedingungen der bewußten Empfindungsäußerung auf Grund einer einheitlichen Weltanschauung. Vorträge von J. G. Vogt. Leipzig, W. A. Schmidt.

Nicht als Produkte, als Prozesse betrachtet die Wissenschaft die Gegebenheiten und Begebenheiten des „Tatsins“. Die transcendente metaphysische Anschauungsweise hat sich längst überlebt und bloß die physikalische und physiologische Betrachtung hat Bestand und Haltung. Dabei aber blieben zwischen den Resultaten der „Natur“ und „Geisteswissenschaften“ Lücken und Widersprüche bestehen. J. G. Vogt hat es nun versucht, seine empirischen Beobachtungen der Natur auf die Erkenntnis des Geistes zu übertragen, und hat auf diese Weise nicht nur eine Theorie voll Glück, sondern auch voll Erfolg aufgestellt, welche uns in der That als die einzig mögliche Weltklärung zu sein scheint. Indem Vogt uns zuerst vorführt, wie wir uns die Weltmonas vorzustellen haben gelangt er auf die Idee eines kontinuierlichen Verdichtungscentrums, dessen Spannungsgrade die Empfindungsskala bilden. Analoges, nicht identischer Weise ist ihm der Denkvorgang der Gehirnzellen, der „Orientierungsorgane“. Und nun legt Vogt die Mechanik der Vorstellungen-

operationen, die Molekular- und Massenbewegung des Geistes klar aber nicht wie Herbart in toter formalistischer Weise, sondern indem er die verschiedenen Bilder, Reihen und Ketten zeigt, faßt er die Vorstellung als Coordinationsystem auf, die von der oder jener Hauptkomponente geführt, dies oder jenes Resultat erzielen. Immer auf der Basis exakter Forschung und Beobachtung stehend, weist Vogt mit überzeugender Klarheit darauf hin, wie jeder cerebrale Vorgang, jeder intellektuelle Akt auf optische Reize zurückgeführt werden muß. Im Gegensatz zu vielen Philosophen ruft er „vor zu den Naturwissenschaften“ und nicht: „zurück zu Kant!“

Es ist im Ganzen eine ausgezeichnete Arbeit, die nur einen Fehler hat, daß sie zu kurz ist. Freilich enthält die Schrift nur „Vorträge“. Hoffen wir, daß Vogt sich zu einem größeren, weiter ausgeführten Werk entschließen wird, wenn auch das 140 Seiten zählende Bändchen niemand unbeachtet lassen darf, der sich mit Philosophie beschäftigt.

Dr. Robert Völsch.

Was die Bäckerei erzählt. Litterarische Essays von Ferdinand Groß. Leipzig, W. Friedrich. 308 S. Der stattliche Band enthält vierzehn Essays. Über die Hälfte beschäftigt sich mit dem französischen und französisierenden Schrifttum, namentlich dem modernen. Mit außerordentlicher Liebe zur Sache und seinem Verständnis in der Ferdinand Groß eignen verständlich sich einschmeichelnden Sprache geschrieben, hat der Essayist mit dieser wirksamen Reklame für das ohnehin schon übermäßig verhömmelte und von dem Weltpublikum bevorzugte litterarische Franzosentum unserem hart um Dasein und Anerkennung ringenden vaterländischen Schrifttum eigentlich einen schlechten Dienst erwiesen. Am besten hätte er auch die drei Essays, die sich mit

deutschen Litteraturdingen beschäftigen, aus dieser Sammlung ausgeschlossen (Goethes Faust in Frankreich, Eduard Bauernfeld, Der Wiener Wip), denn sie werden quantitativ und qualitativ zu schwer von dem breit und eindringlich behandelten Franzosentum gedrückt. Als rein französische Essays-Sammlung würde der Band einen weit befriedigerenden Eindruck machen und dem deutschen Leser das Gefühl der Beschämung über die Zurücksetzung seiner eigenen Litteratur ersparen. Immer und immer wieder von den französischen Herrlichkeiten singen und sagen zu hören, ich weiß nicht, es wirkt um so unangenehmer, je mehr man vom Glück und der Gabe der Franzosen überzeugt ist. Fangen wir doch einmal an, ein wenig mehr Staat mit dem Vaterländischen zu machen!

W. G. Conrad.

Nich. v. Meerheimb: Vom Kidelhahn bis zum Broden und Kyffhäuser. Thüringen und Harz in Ernst, Scherz, Lied und Fremden-Spruch. — Drei Prologe zum Wettiner-Fest. (Dresden, Ferdin. Lehmann.)

Dr. Ernst Henrici, Die Congo-Gesellschaft und das deutsche Congo-Gebiet. Von einem vielgereisten praktischen Landwirt (Chr. Krüger). Berlin, Karl Siegmund.

Platons Phädon philosophisch erklärt und durch die späteren Beweise für die Unsterblichkeit ergänzt. Von Prof. Dr. J. Baumann. (Gotha, Fr. Andr. Perthes.)

Onkel Friens Testament. Von Wilhelm Senn. Ein Wink zur Erziehung unseres Geschlechts auf Grund des Lessingschen Gedankens über die Wiedergeburt des Menschen. Durch die Jury der August Jenau-Stiftung mit einem Anerkennungspreise bedacht. (Leipzig, Neßberg'sche Buchhandlung.)

Sinnen und Denken. Gesammelte Abhandlungen und Vorträge aus den Gebieten der Litteratur, Philosophie und Pädagogik sowie ihrer Geschichte von Dr. J. H. Witte, Professor der Philosophie und Pädagogik in Bonn. Verlag von C. E. W. Pfeffer (H. Stricker) in Halle a/S.

Mit diesen Abhandlungen und Vorträgen wendet sich der den philosophischen und pädagogischen Fachmännern längst bekannte Verfasser an weitere Kreise der Gebildeten. Er hofft, durch dasselbe in erster Linie das Verständnis derselben zu erwecken für ein Nachdenken, dessen Form deshalb ein recht wissenschaftliches Gepräge hat, weil es sich stets an einen durch Anschauung erfahrungsgemäß gegebenen Inhalt hält, denselben aber überdies methodisch durch eine dem Sinnen und dem Denken in gleicher Weise zugewendete Kritik verarbeitet.

Ein Spaziergang um die Welt (Amerika, Japan, China) von Graf Alexander von Hübner (ehemal. K. K. österreich. Votschafter in Paris und am päpstlichen Hofe). Mit 324 prachtvollen Illustrationen. 2. unveränderte Auflage. 28.—30. Lieferung. 50 Pfennige. — Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.

In diesen Lieferungen lernen wir Shanghai und das hochinteressante Peking kennen. Dann begleiten wir den Verfasser auf seiner Reise nach der chinesischen Mauer, und in den kaiserlichen Sommerpalast. Auch gelingt es Graf von Hübner, eine Audienz beim Prinzen von Kung zu erlangen. Von den Textillustrationen und Holzbildern erwähnen wir folgende: Shanghai, vom Eintrittsthore des öffentlichen Gartens ausgenommen. Die Bai von Nagasaki (Holzbild). Reiseschnitten in China. Die Pagode von Sü-Kia-Wei. Opiumraucher. Das Zerstoßen des Thees, das Sieben des Thees, das Wiegen des Thees, das Kasten des Thees. Das Hol-

amt von Shanghai (Holzbild). Ufer des Pei-Ho, Plan von Peking, die Ringmauer von Peking (Holzbild). Beamte der Pompes funébres. Ein Leichenbegängnis in Peking (Holzbild). Kamele aus dem nördlichen China. Porzellanturm in Peking etc.

Historische Nachricht von den merkwürdigen Ceremonien der Altenburgischen Bauern 1703. Vom Magister Friedrich Friesle, weiland Konrektor am Friedrichs-Gymnasium in Altenburg. (Schmölln, Reinh. Bauer.)

Philosophia divina. Gottes Dreieinigkeit, bewiesen an Kraft, Raum und Zeit von Julius Föderlein. (Erlangen, Ed. Besold.)

Der Hypnotismus, seine Stellung zum Aberglauben und zur Wissenschaft von Dr. Eugen Dreher. (Neuwied, Louis Neuser.)

Das Kriegswesen Cäsars von Dr. Franz Fröhlich. I. Th. Schaffung und Gestaltung der Kriegsmittel. (Zürich, F. Schulthess.)

Neue literarische Volkshefte. Nr. 4. Kritik der Kritik. Litteraturbriefe von einem deutschen Marine-Lieutenant in Ost-Afrika. (Berlin, Richard Edstein Nachfolger.)

Rußland und der Dreisund. (Berlin, Richard Edstein Nachfolger.)

Wie denkt das Volk über die Sprache? Gemeinverständliche Beiträge zur Beantwortung dieser Frage von Dr. Friedrich Polle (Leipzig, B. G. Teubner).

F. Korschmann, Ideale Liebe (Tresden, E. Pierfons Verlag). Auch diese neuen Gedichte legen von dem frischen Talent des schon durch frühere Dichtungen bekannten österreichischen Poeten breites Zeugnis ab.

Reclams Universal-Bibliothek bringt in den jüngst erschienenen Bänden (2571/80) Gesetz betreffend die Invaliditäts- und Altersversicherung vom 22. Juni 1889. Herausgegeben von H. Krause (2571). — Erinnerungen aus dem deutsch-französischen Krieg von einem Griechen in preussischen Diensten. Autoris. Übers. aus dem Griechischen von Hans Müller (2572). — Der Kurier des Czaren. Ausstattungsschauspiel nach Jules Verne's Roman: „Michael Strogoff“ von R. Etcho (2573). — Macanlay's kritische und historische Aufsätze, deutsch von J. Moellenhoff. VI. Bd. Lord Bacon (2574/5). — Mädchenaugen, Lustspiel von Francis Stahl (2576). — Die Nadel der Kleopatra und andere Humoresken von Max Viola (2577). — Litterarische Salzörner. Gesammelt von R. Küber (2578/80). — Geschichten aus der Wienerstadt von Jul. Löwy (Wien, Verlag von A. Bauer). Der Verfasser will mit seinem anspruchlos auftretenden Buche nur „einen Stein herbeitragen zu dem großen Bau, in dem die Erinnerungen an Alt-Wien aufgeschichtet werden“. In den Geschichten und Skizzen, aus denen sich der hübsch ausgestattete mit Illustrationen geschmückte Band zusammensetzt, spiegelt sich das alte Wien mit seinem gemütlichen Volksleben; es sind anheimelnde Erinnerungen aus der Jugendzeit, die auch für den Nicht-Wiener von reizvollster Wirkung sind.

Einleitung in die englische Philosophie unserer Zeit. Von Dr. Harald Hössling. Autoris. Übersetzung von Dr. H. Kurella (Leipzig, Verlag von Theodor Thomas). Das Buch ist die erste Darstellung der modernen englischen Philosophie in deutscher Sprache und stammt gleichzeitig aus der Feder eines Mannes, dessen Name sich durch vorher-

gegangene philosophische Arbeiten auch bei uns einen guten Klang erworben hat. Sein hier vorliegendes Werk, das musterhaft verdeutscht ist, fügt seinem Ruhmeskranz ein neues Blatt bei und fällt zudem eine fühlbare Lücke in wünschenswerthester Weise aus.

Von der bereits von uns erwähnten „Geschichte der deutschen Post“ von B. E. Crole (Verlag von J. Neumeister, Eisenach) sind nunmehr die Schlußlieferungen erschienen und liegt das komplette Werk, das ein ausführliches Bild der Entwicklung unseres Postwesens entrollt, jetzt abgeschlossen vor. Das Buch enthält eine reiche Fülle von kulturhistorisch wertvollem Material und ist schon deshalb von hoher Bedeutung, abgesehen davon bietet es aber auch des Interessanten genug, um auch für milder anspruchsvolle Leser eine reizvolle Lektüre zu bilden.

Die Schauspielkunst ein Kapitel der Seelenkunde. Von Ernst Theinert-Widkeu. (München, J. Lindauer'sche Buchhandlung).

Die Klassegegensätze von 1789. Zum 100jähr. Gedenktag der großen Revolution von Karl Kautsky (Stuttgart, J. F. W. Dietz).

Münchener Künstlernovellen von Friß Freese (München, Fr. W. Adermann). Sechs Novellen für „Salon und Waggon“, die diesen auf dem Titel genannten Zwecken auch bestens dienen werden.

Die Kunststadt München zeigt auf dem Gebiete des Zeitschriftenwesens gegen früher eine überraschende Belebung des Unternehmertumsgestes. Herr Friedrich Graf hat eine große „Münchener Stadtzeitung“ gegründet, die, allwöchentlich in elegantester Ausstattung erscheinend, für die großstädtische Entwicklung Münchens mit ebensowiel Verständnis

als Schneidigkeit ins Zeug geht. Der Unterhaltungsteil, der an Mannigfaltigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, schließt sich der besseren Familienliteratur an. — Die „Neuen Poetischen Blätter“, früher in Mainz und Frankfurt von Dr. Westenberger herausgegeben, sind nach München übergesiedelt und werden unter der energischen Leitung des Dichters Ernst Kreowski um die Gunst der weitesten Leserkreise. — Herr Heinrich Leher, als geschmackvoller Feuilletonist geschätzt, wird von Neujahr an im Oldenbourg'schen Verlage unter dem Titel „Bayerland“ eine illustrierte Wochenschrift herausgeben, die sich, unterstützt von einem glänzenden Stabe gelehrter Mitarbeiter, die Pflege der bayerischen Landeskunde zum Ziele setzt. — Der Künstler und Schriftsteller F. E. v. Berlepsch ist an die Spitze eines neuen Unternehmens des Hanshängl'schen Verlages getreten, dessen Absichten auf eine breitere und reichere publizistische Pflege der modernen Kunstbestrebungen gehen. M. G. Conrad.

Englische Litteratur.

Novellen.

„Tales from Blackwood“. Third Series. Edinburgh and London. Blackwood and Sons.

„Bourgoneff“, die erste der Novellen ist, wenn auch nicht originell, doch ziemlich gut geschrieben; inhaltlich gehört sie in das Sensationsgebiet. Da die Novelle bereits 1884 in einer Zeitschrift (Maga) erschien, so ist es ein zufälliges Zusammentreffen, daß die Nordthaten, mit denen der einst von einem Weibe betrogene „geheimnisvolle Mörder“ sich an dem ganzen Geschlecht rächt, den im Sommer und Herbst 1888 in Whitechapel begangenen Morden auf ein Haar gleichen, wodurch für sensationshungrige Leser die Aktualität nicht wenig erhöht wird.

„The Brigands Bride“ (Die Räuberbraut) ist trotz des schlecht gewählten

Titels (hieße es lieber: „Valeria und ich“ oder sonstwie, nur nicht so wie es betitelt ist!) die beste der in dem Bande vereinigten Short-stories. Sie stammt noch aus der Feder des verstorbenen Diplomaten und Reisenden Laurence Oliphant, welcher seine eigenen Erlebnisse in Reisebeschreibung, Kriegsbericht und Novelle so interessant und lebensvoll zu gestalten wußte. Wir erinnern an „The Russian shores of the Black Sea“ (1856); „Minnesota and the Far West“ (1885); „Patriots and Filibusters: incidents of Travel“ und besonders an „Piccadilly, a Fragment of Contemporaneous Biography“ (1870) zc. Auch die vorliegende Erzählung zeigt alle Vorzüge seiner Schreibart und seines Stils; sie ist zudem höchst überraschend und thatächlich erlebt, denn Mr. Oliphant bestand die darin erzählten Abenteuer 1862 in Kalabrien, nachdem er kaum von der schweren Verwundung wiederhergestellt war, die ihm in Japan, wo er als Chargé d'affaires gewirkt hatte, Mörder beigebracht. Er bemerkt selbst: „Die erste Frage, die ich mir vorlegte, war die, ob ich mehr Genuß davon haben würde, wenn ich mich den Briganten selbst anschließe oder den zu ihrer Niederwerfung ausgesandten Truppen.“ Seinen Entschluß wollen wir jedoch nicht verraten. Die Geschichte sprudelt von Leben und Laune.

Die übrigen Novellen sind kürzer und weniger interessant.

Novellen, Amerikanische Sammlung. (Jährlich 24 mal ausgegeben zu 0,5 Dollars der Band).

Inhalt: „His two wives“, by Mary Clemmer. „The Desmond Hundred“ by Jane Austin (Author of a nameless nobleman). „Under Green Apple Boughs“ by Helen Campbell. „A Woman of Honor“ by H. C. Bunner. „Forced Acquaintances“ by Edith Robinson. (Boston, Ticknor & Co. 1889).

Die Romane sind sämtlich von ganz respectablem Schlag; ein anerkannter, realistischer Zug ist ihnen allen eigen, und so nimmt man das manchmal etwas seltsame Englisch wohl oder übel in Kauf, da sie sonst lesenswert sind; eine treue Schilderung häuslicher Szenen und amerikanischer Sitten ist für uns um so interessanter, als wir uns damit noch nicht sehr den Magen überladen haben, als mit französischen und englischen Life und Highlife.

Von den fünf Romanen sind vier von Damen geschrieben und die fünfte, welche die geringwertigste des ganzen Bandes ist, hat einen Mann zum Verfasser. Das giebt zu denken, besonders da es ganz zu dem Leitmotiv stimmt, das in allen moduliert und variiert wird: daß nämlich die Herrschaft des „verworfenen“ Mannes ihrem Ende nahe, daß in kurzem auch in den äußern Angelegenheiten des Lebens die Frauen bestimmt seien, die Jügel aufzunehmen, welche zu führen der Mann sich so unfähig gezeigt habe. (?)

Diese Idee zieht sich wie ein roter Faden durch die erste Novelle: „His two wives.“ In der That ist der Held eine traurige Kreatur; die beiden Frauen, zwischen denen er haltlos hin und her schwankt, sind ihm allerdings, die eine in ihrer Tugend, die andere in ihrer phantastischen Leichtfertigkeit, sehr bedeutend überlegen. Er selbst aber in seiner Jämmerlichkeit ist, so unsympathisch er erscheint, nicht die schlechteste Charakterzeichnung in der Erzählung.

Auch in „The Desmond Hundred“ predominiert das Weib. Honoria Desmond ist wahrhaftig das Prachtstück einer Heldin, wenn auch ihre Herrscherin-Allüren etwas stark übertrieben sind. Halb irischer, halb spanischer Abstammung, eine blendende Schönheit und steinreiche Erbin, herrscht sie wie eine souveräne Königin über ihr weites Gebiet. Komisch wirkt die Metapher von dem Hermelin, der auf

ihren Schultern „schmachtet“ und die Schilderung ihrer Augen, welche danach zu den interessantesten naturwissenschaftlichen Phänomenen gehören würden; sie besaßen nämlich die Fähigkeit, „ihren herausfordernden Saphirglanz in ein feuchtes Violett zu verändern“. — Trotzdem ist Honoria eine edle Natur und vor allem — ihre Geschichte interessieren uns.

Auch ist die landschaftliche Schilderung von lebhafter Farbengebung, zumal da die Heldin es für gut befindet, mit ihrem ganzen verliebten Erfolge einen kleinen Abstecker nach den Bahamas zu machen, natürlich doch nur, um der Verfasserin die gewünschte Gelegenheit zu einigen farbenprächtigen tropischen Szenen zu bieten.

Die übrigen drei Erzählungen sind weniger ansprechend.

Karl Wiesendahl.

Guildroy. Roman von Luida. (Tauchnitz Edition.) Dieser Dame schulde ich eine Ehrenpflicht. Denn ich habe in meiner englischen Literaturgeschichte ihrer nur kurz und oberflächlich gedacht, oberflächlich und etwas wegwerfend, weil ich nur einen Teil ihrer Werke kannte. Und doch, neben so verschrobenen Produkten wie den heutigen englischen Roman-Phantasmen (ich nenne nur Disants, „Masbollah“, Philipps „Adventures of Lucy Smith“, und ähnliches) wirkt die Luidasche Muse nämlich ernst und gehaltvoll. In eigenartiger Mischung quillt in ihr eine phantastisch-romantische Ader neben dem Grundelement satirisch-bitterer Weltanschauung. „Maremma“ und „Folle Farine“ bezeichnen den Höhepunkt und die Reife ihrer rein poetischen Anschauung; das sind keine Romane, sondern episch-lyrische Gesänge in Prosa, die Herrlichkeit der Natur und der Frauenseele feiern. Die italienische, doch auch jede andere Landschaft (so z. B. die tyrolische in „Banda“) hat in dieser Corinna einen far-

benberauschten Schönheitsdrunkenen Vater gefunden und ich kenne weniged, was sich an stilvoller Größe der allgemeinen Linien wie an intimer Belaufung des einzelnen mit Luidas Naturbildern vergleichen ließe. Und dieselbe Prosa-Pyriterin entwarf einige Porträts, die sich getroffen mit dem besten Thaderays und Balzac's messen können, so in Prinzen Zuroff und Lady Tolly in „Aboths“, Prinzess Napragine in ihrem gleichnamigen und besten Roman, Mr. Chaloner in „Friendship“, ihrem abgerundesten Buche. In anderen Werken wie „Chandos“, „Held in bondage“, „Puck“ stört das allzu unvermittelte Durcheinander von Realistil und Phantastil, welsch letztere noch ganz in ihren Jugendwerten „Idalia“ und „Strathmore“, überwiegt. Doch packt überall eine besondere Begabung für rein epische Massenszenen, die ihren höchsten Triumph feiert in dem abenteuerlichen „Under two flags“, wo die Schilderung des Derby-Wettrennens und algerischer Lager Szenen von virtuoser Meisterschaft zeugt. Schwächer wirken die lose aneinandergereihten Bilder italienischen Volkslebens wie „Pascarel“ und „Ariadne“, bei denen kein rechter Eindruck aufkommen will, während in „A house-party“ ihre gründliche Kenntnis der verlogenen englischen Gesellschaft (nicht als ob die deutsche minder verlogene wäre, im Gegenteil) wiederum offenbar wird. — Dies gilt auch von vorliegendem neuesten Roman, welcher jedoch dem Gesamtbild der Dichterin leider keinen neuen Zug hinzufügt und wie einige ihrer früheren Werke an dem Fehler leidet, daß auf zwei Bände verzettelt wird, was recht wohl in einem Bande hätte gesagt werden können, zumal sich die Handlung unter so wenigen Personen abspielt. Vortrefflich ist die von satirischen Schlaglichtern umspielte Charge „Lady Sunburg“ hingezeichnet, die anderen Hauptfiguren scheinen jedoch im Ganzen liebe

Bekannte aus alten Luidaschen Romanen, auch die beiden gegenübergestellten Adels-Typen des frivolten Grandseigneurs und des pflichttreuen Patrioten. Die Dichterin verbreitet sich nämlich in diesem neuesten Produkt besonders eifrig über ihr Lieblingssthema: Das Hereinbrechen der demokratischen Revolution in England und die Niedrigkeit des neidischen Nobls neben der Anständigkeit des Adels — desselben Adels, den sie aus ihrer sehr intimen Kenntnis heraus so bitter geißelt. Denn wie klar und unvoreingenommen ihr Auge blieb, beweist die Gestalt der Blanche in „Othmar“ und der Herzogin de Sonnag in „Aboths“ im Gegensatz zu der Herzogsvornehmheit der vorlauten plebejischen Amerikanerin, deren „praktische“ Koketterie es bis zur Herzogin bringt: Shoddy-Parvenü noch anständiger als Ancienne Kokette! — Wir fürchten, die national-ökonomischen Studien der Dame Luida, deren unsfassendes Wissen wir im übrigen bewundern, stehen auf schwachen Füßen. Ahnt sie die inneren Zustände der vereinigten Inseln, wo 8 Prozent der Bevölkerung aus öffentlichen Mitteln unterstüßt werden müssen? Die Armenzustände in London haben sich zusehends verschlechtert, der Pauperismus stieg durchgehends. Der Handelsverkehr zeigt eine bedeutende Abnahme. Der Wert der Einfuhr hat sich um 16, der Ausfuhr um 20 Millionen Pfund durchschnittlich vermindert, nachdem schon 1882—84 der Anteil am Welthandel um ca. 600 Millionen Mark abgenommen. Eisenindustrie und Landwirtschaft liegen darnieder. Zusammen beträgt das Nationalvermögen nach Angabe englischer Statistiker 3000 Millionen Pfund, ungesähr das Zwicindzwanzigfache des preussischen Nationalvermögens. Gegenüber dem Pauperismus geschieht ja manches. 1849 wandte man auf jeden Pauper durchschnittlich nur 5 Pfund an, 1884 volle 11 Pfund — wobei allerdings Statistiker, die auf

solche Angaben übermäßigen Wert legen, den Unterschied im Geldwert von damals und jetzt berechnen mögen. Alles umsonst. Nirgends wuchert die Latifundier-Wirtschaft so schwer. Eine unerhörte Taxation hat es so weit gebracht, daß die geringfügigen Staats- und Gemeindesteuern, die am Bodenbesitz haften, obendrein von den Pächtern bezahlt werden. Der normannische Landraub vererbte sich bis auf den heutigen Tag. Daher der drohende Titel jener Liga, die sich einfach gewalttätige Land-Rückherstellung (land-restoration) zur Aufgabe stellt und sich im Irischen „Boycotting“ praktisch in die Tat überträgt. „Drei Äcker und eine Kuh für den englischen Tagelöhner“, fordert der Unterstaatssekretär Chamberlain zur Lösung der agrarischen Frage. Fromme Wünsche! 12 — sage zwölf — Personen besitzen 70 Prozent des schottischen, 5000 Personen 55 Prozent des englischen, 300 Personen die Hälfte des irischen Bodens! Man zählt 2 Million arbeitsfähiger Arbeitsloser, die Hülfsvereine und Unterstützungskassen machen jährlich Pleite, und die berühmten Trades Unions mußten schon die Hälfte ihrer Einlagen, 9 Million Pfund, an Arbeitslose weggeben. Dazu die selbstverschuldete Miswirtschaft in Indien (siehe darüber das treffliche Werk Petris) und die konsequente Verneinung des Gesamtstaates durch die Parnellites und Rabitals. — Welch ein tröstliches Gesamtbild, vielleicht für die Zukunft.

Karl Bleibtreu.

Know Thyself or Psychology for the people. By A. W. Holmes-Forbes. (Dublin, Hodges, Figgis and Co.)

Oceania. Linguistic and Anthropological by The Rev. D. Macdonald, with seven Illustrations and a Comparative Table of alphabetic Characters. (Melbourne, M. L. Hutchinson.)

Französische Literatur.

Der Verleger Alphonse Lemerre hat in jüngster Zeit verschiedene interessante Werke herausgegeben. Kennen wir zuerst Mademoiselle Jauffre von Marcel Prévost, ein Buch, das gut geschrieben, doch besser noch gedacht ist. Der Roman erzählt uns das Schicksal eines jungen Mädchens, das, mütterlos, nur von seinem Vater erzogen wird. Dieser, Arzt und Gelehrter, bildet, die physisch-moralische Seite der Erziehung gänzlich aus dem Auge lassend oder fast geflissentlich übersehend, nur die physischen Anlagen der schönen Tochter aus. Durch Umstände bedingt, die, hier anzuführen, zu weit führen würde, durch ihre sinnlich und Liebe reise Natur fast bedingt, wird Camille von einem Offizier mit Gewalt bezwungen, dann bei der Nachricht einer möglichen Schwangerschaft, roh verlassen. Er reist nach Algier, wo er stirbt. Camille jedoch, noch immer in der Ungewißheit ihres Zustandes, heiratet einen Jugendgefährten, den sie wahrhaft liebt, der aber nach einigen Monaten einer glücklichen Ehe über die Ursache ihres, jetzt nicht mehr zu verbergenden Zustandes unterrichtet, sie gebrochenen Herzens bei ihrem Vater zurückläßt. Das Hauptinteresse des Buches gipfelt jetzt einerseits in dem Konflikt, der sich zwischen Stolz und Liebe in dem Herzen des jungen Gatten abspielt, anderseits in dem, der zwischen starrem Ehrgefühl, zu spät gewedtem Bewußtsein verfehlter Pflicht und falsch aufgefaßten wissenschaftlichen Dogmen in der Seele des Vaters ausbricht. Als sein Schwiegersohn Louis Shotte und dessen Freund, der Arzt Robert Glaeys bei ihm eintraten, begreift er den Zweck ihres Besuches durchaus nicht, auch als letzterer ihm angeklagt, Louis wolle seine Gattin zurücknehmen. Hier heißt es: „Und der Arzt neigte sich dem Stuhl, auf dem Louis zusammengesunken war; er legte seine

Hand auf die Lehne und, sich vorbeugend, sprach er ganz leise wie zu einem Kranken: Nein, Louis, es ist nicht möglich, sage, daß es nicht wahr ist . . . Wenn Du einen Augenblick den Gedanken gehabt, diese Freigiebt zu begehen, sage mir, daß sie Dir jetzt widersteht, und daß Du von hier entleiben wirst, ohne die Frau wiedergelehen zu haben, die Dich entehrt . . . Lasse mich mit ihr, mein Kind . . . Sie und ich sind aus der Welt geschieden, nicht mehr unter den Lebenden. Verlasse uns rasch oder — Du wirst hier das Recht, Dich selbst zu achten, verlieren . . .

Louis Schotte richtete seine stehenden Augen auf seinen Schwiegervater.

Vater, verurteilen Sie mich nicht . . . Ich habe viel gekämpft . . . doch, ich liebe sie zu sehr . . . Ich muß ihr verzeihen. . . Jauffre drückte die beiden fiebernden Hände des jungen Mannes; die ganze Härlichkeit für dieses auserwählte Wesen hob ihm die Brust. Er murmelte:

Erinnere Dich, mein Kind, mein Sohn, des Tages, da wir unseres Unglücks gewahr wurden . . . damals warst Du was Du sein mußt: ein mutiger Mann, der das Glibd abzuschneiden vermag, an das sich der Brand gesetzt. Du selbst, Deine freiwillige Kraft, haben mir meine Pflicht vorgegeschrieben. Ich habe Camille aus meinem Herzen gerissen, weil ich gesehen, daß Du sie aus dem Deinigen verbannt. Glaube mir, solche Beschlässe ändert man nicht . . . Doch ich weiß, Du leidest. Besser leiden, als feige sein. Keine Dual ist schrecklicher, als sich selbst fallen sehen. Hat der Wille nur einmal gefehlt, so hat man kein Vertrauen mehr zu ihm . . . Er ist ein schlechter Diener, den man bei einem Verrat ertappt . . .

Louis schüttelte den Kopf. Wo ist sie, ich will sie wiedersehen!

Ab! Freigiebt! rief Jauffre, die Hand seines Schwiegerjohnes loslassend. Sind Sie's, sagte er, sich gegen Robert wen-

dend, hinzu, der das gethan, was ich sehe? Sind es Ihre Raitschläge, die diesen Zusammensturz verursacht, so muß ich Ihnen Glück wünschen; Sie sind ein guter Arbeiter der Demoralisation.

Robert erwiderte kalt:

Mein Herr, ich versichere Sie, daß, wäre hier nicht das Leben des Mannes im Spiel, den ich am meisten liebe, so würde ich Sie sprechen und handeln sehen mit wirklicher Neugierde. Sie sind ein außergewöhnliches Beispiel von der Macht metaphysischer Gedanken, die, von einem gebieterischen Geist als Dogmen angenommen, denselben unwiderruflich verfinstern. Sie sprechen hier wie eine Art von Priester; sie fordern von Louis eine Entfugung, die keine Religion verlangen würde; sie sprechen fast einen Bannfluch über ihn aus, weil er Ihnen widersteht und vergessen, daß die einzige Person, die kein Recht hat, seinen Entschluß zu beeinflussen, gerade Sie sind.

Louis hatte sich erhoben und folgte den Worten seines Freundes mit ängstlicher Aufmerksamkeit. Jauffre murmelte erstaunt! Ja . . . kein Recht. Ich verstehe Sie nicht . . .

Das sehe ich wohl, erwiderte Robert, und das ist's gerade, was mich staunen macht. Denken Sie doch nach, erinnern Sie sich der Vergangenheit, forschen Sie den Ursachen der Krisis nach und sagen Sie mir, wer der Schuldige ist.

Der Schuldige, wiederholte Jauffre, der Schuldige . . . wir kennen ihn ja alle. Er ist nicht mehr strassfähig, er ist tot. Was wollen Sie sagen?

Nein, erwiderte Robert mit Kraft, der zuerst Schuldige ist nicht tot . . . er ist hier in diesem Zimmer und er ist's, der die Wirkung des durch ihn verursachten Bösen noch vergrößern will. Der Schuldige sind Sie!

Jauffre machte eine jähe Bewegung, die Claeys, ihm die Hand auf den Arm legend, lähnte.

Sie sind es, sage ich Ihnen, und, da Sie aufrichtig sind, werden Sie mit mir übereinstimmen. Sie hatten eine Tochter, und die Umstände wollten es, daß Sie allein über sie zu wachen hatten; Sie trugen die ganze Verantwortung. Haben Sie sie erzogen wie Louis oder ich oder sonst jemand, milder begabt, als Sie es gethan? Durchaus nicht. Getränkt von ich weiß nicht welchen Ideen über die untergeordnete Stellung der Frau, über die Verbollkommnungsunfähigkeit ihres Willens, haben Sie sie dem Zufall überlassen, sich damit begnügend, ihren Körper auszubilden. Vor dem Wendepunkt ihrer Entfaltung lagen Sie fast auf den Knien, an einem andern, mit diesem Schritt haltenden Aufblühen lag Ihnen nichts. Ich denke mir nichts aus, nicht wahr? Sie selbst haben mir das Alles gesagt? So wenig durch Erziehung verteidigt, haben Sie sie mindestens überwacht? Auch nicht. Sie haben damit begonnen, sie dem Begehren eines sonderbaren Venerabers auszuliefern, der sie, es ist wahr, aus Dummheit oder Ehrlichkeit gekohnt. Ein anderer Mann ist gekommen, der, weniger gewissenhaft, das arme Kind fast unter ihren Augen mit Gewalt genommen . . . Und Sie haben nichts gesehen! Sie, Arzt, haben sie schwanger verheiratet!

Zauffre unterdrückte ihn verwirrt: Aber ich wußte nicht.

Das ist's ja gerade, was ich Ihnen vorwerfe, erwiderte Glaeys. Sie tanneten das ganze moralische Leben Ihrer Tochter nicht, weil Ihnen dasselbe bar schien alles Interesses. Ihre Pflicht war es, sich damit zu beschäftigen. Ist das, was ich Ihnen sage, nicht klar und muß man nicht durch nutzlose Spekulationen verblendet sein, um es sich sagen zu lassen?

Glaeys schwieg. Mit gesenkten Augen antwortete Zauffre nichts. Er entfernte sich ein wenig und setzte sich auf einen Stuhl. Dieses Schweigen herrschte im

Gemach. An einander gelehnt, betrachteten Robert und Louis den unter der Wucht seiner Verantwortung zusammengebrochenen Kreis. Gerührt, wollte Louis auf ihn zueilien, doch Zauffre hielt ihn mit einem Zeichen zurück und reichte Glaeys die Hand:

Mein Herr, sagte er ihm, Sie sind ein ehrlicher Mensch und ich weiß Ihnen Dank, so wie Sie es gethan, zu mir gesprochen zu haben. Ist es wahr, daß ich geirrt, daß ich die erste Ursache des Übels gewesen? Vielleicht. Der einzige Gedanke an eine Möglichkeit trifft mich, wie Sie sehen, schmerzlich. Doch, wenn meine Schuld mir das Recht der Entscheidung nimmt, so lassen Sie mich zu gunsten der Wahrheit und Würde reden. Welches auch das Übel sei, es ist da. Louis hat ein gefallenes Weib geheiratet. Dieses Weib ist heute Mutter. Glauben Sie, ich frage Ihre Vernunft und Ihr Herz, glauben Sie, daß ein solcher Flecken sich verwischen läßt und daß man, wenn man darüber hinweg sieht, sich nicht selbst bedeckt. Sprechen Sie, Sie, der bis hiezu sich nichts vorzuwerfen hat?

Mit einer gewissen Feiertlichkeit in der Stimme, die ihm sonst nicht eigen war, antwortete Glaeys:

Bei meiner Ehre, ich glaube, daß Louis, ohne sich zu erniedrigen, seiner Frau verzeihen kann. Ich glaube es, weil die Schmach nur ihren Körper, nicht aber ihre Seele erreicht hat. Die Schandflecken des Körpers aber verwischen sich thatsächlich; das sind physische Flecken, die physische Mittel vernichten. Die einzigen Schandflecken, die nicht verschwunden, sind die der Seele; die Seele hat keine Oberfläche, sie ist nur Wesen und alles, was sie bedeckt, verändert sie auch. Nun frage ich Sie, hat dieses arme Kind, dessen Leib Gewalt angethan, jemals einen schlechten oder niedrigen Gedanken gehabt? Sie hat Vertrauen gehabt zu einem Elenden, der sie betrogen. Sie

hat aus Liebe zu Louis und in einem Augenblick, da sie der Wahrheit noch nicht gewiß war, über den Betrug, dem sie zum Opfer gefallen, geschwiegen. Bei einer Frau, die liebt, wäre freilich das Gegenteil Heroismus gewesen. Wir nun, die wir die physiologischen Gesetze kennen, wissen, daß dieser geschändete Leib nicht mehr derselbe ist, daß er keine Parzelle mehr enthält, die der Liebhaber besessen. Die Seele bleibt, doch diese Seele, mein teurer Louis, ist ja ganz Dein, Dein und ganz wie Du sie bei einem leuschen Weibe besessen. . . Deshalb sage ich Dir, nimm dieses Weib zu Dir.

Louis, mit Thränen in den Augen, warf sich dem Freunde um den Hals: O Robert, wie ich Dich liebe, wie gut und gerecht Du bist! Und sich an den Doktor wendend: Mein Vater, wollen Sie mir Ihre Tochter wieder geben?

Jaufre antwortete: Nimm sie zurück, wenn Tu ihr vergebst. In sich selbst aber sagte er: Wo ist die Pflicht, wo das Recht, wo die Wahrheit. . .

Trotz mancher Unwahrscheinlichkeit gefällt mir dieser Roman. Man findet hier etwas neues, Ideen, einen Geist, der sucht und strebt. Auch ist Jauffre eine Persönlichkeit, ein Charakter, der vom Autor mit großer Meisterschaft gezeichnet worden.

Bei Lemerre sind gleichfalls erschienen „Pastels von Bourget“. Der Pariser Frauenliebhaber und Psychologe ist auch hierin seinem Ruf gerecht geworden, doch scheint uns, daß Bourgets Persönlichkeiten, so wahr sie manchmal scheinen, mehr psychologische Phantasiebilder als gelebte Persönlichkeiten sind. Seine Frauengestalten besonders haben erst eine Umgestaltung zu erfahren, bevor sie in den Rahmen seines Bildes passen. Reich, vornehm oder de la haute cocoterie, werden sie in Bourgets Romanen physisch und physisch erst ent- und dann erst bekleidet. Das ist künstlerische Raffinerie, wenn man will, doch keine, oder nur sehr ein-

seitige Psychologie, die man auch sehr wohl erotische Pathologie nennen könnte. Die Frau nach einer gewissen Klasse von Frauen beurteilen, nur in der sogenannten „Welt“ suchen zu wollen, wäre doch ein falsches Bild von ihr entworfen. Dieses falsche Bild schien mir schon sich in dem in diesem Winter im „Vaudeville“ gegebenen Drama „Mensonges“ zu reflektieren. Die einzig wahre, imponierende Gestalt war der Baron Desjorges, nicht die Heldin Madame Moraines.

Nehmen wir deshalb „Pastels“ als das was sie sind, Pastelbildchen, die hübsch gedacht und sorgfältig, oft mit wahren Gefühl entworfen sind. „Simone“ z. B. legt Zeugnis davon ab. Der Graf d'Espèvede hat sein junges, geliebtes Weib, zu dem er blindes Vertrauen gehabt, verloren. Zwei Knaben und ein Mädchen, das er ganz besonders liebt, sind ihm geblieben. Da befehrt ihn ein aufgefundenen Brief, daß dieses Kind gerade die Frucht eines Verhältnisses mit einem Baron d'Arde ist. Seine Gattin hat ihn betrogen, Simone ist nicht sein! Von nun an entzieht der Graf seinem nicht ahnenden Kinde alle Liebe und, einer Fremden gleich, schleicht das verlassene Mädchen im stillen Schloß einher. Da, zur Weihnachtszeit, vermag das kleine Herz den großen Kummer nicht mehr allein zu tragen. Simone entschließt sich, der verstorbenen Mutter zu schreiben und den Brief, der Sitte gemäß, am Weihnachtsabend in den Schuh des Vaters zu stecken. Hier findet ihn der Graf und liebt:

Meine teure Mutter. Ich schreibe Dir, um Dir meine schöne Handschrift zu zeigen und Dir zu sagen, daß ich, seitdem Tu fort bist, sehr artig bin. Doch gehe ich nicht mehr in den Salon. Papa sagt, die kleinen Mädchen müßten bei Mademoiselle bleiben. Mademoiselle ist sehr lieb, aber Renée, die große Puppe,

die Du mir gegeben, langweilt mich, und die anderen Spielsachen ebenfalls. Nichts erfreut mich, seitdem Du nicht mehr da bist.

Armands Noden sind abgeschnitten und ich habe ein schwarzes Kleid und einen Kamm wie Du ihn nicht liebt. Pierre hat ganz lange Hofen und er neckt mich, wenn ich weine. Armand jedoch verteidigt mich und sagt, es sei häßlich von ihm. Mademoiselle sagt mir, Du seist im Himmel und glücklich. Warum hast Du mich nicht mitgenommen; ich wäre so artig gewesen.

Da Du im Himmel bist, bitte doch den kleinen Jesus, der alles kann, daß Papa mich ebenso liebe als da Du warst. Er stößt mich von sich, wenn ich ihn küsse. Pierre und Armand sind nach ihren Lehrstunden immer bei ihm, mich aber schickt er zu Mademoiselle, wo ich keinen Lärm mache. Ich wage es nicht, ihn anzusehen; seine Augen machen mir Angst. Dennoch beteuere ich, daß ich nicht gelogen.

Jeden Abend küßt er meine Brüder. Ich höre die Thür schließen. Ich mache als schlief ich und warte, die Hände fest aneinanderschließend; er aber kommt nicht, niemals mehr und ich weine um einzuschlafen.

Mein Mütterchen, Du, die mich noch liebt, sage dem kleinen Jesus, daß Papa mich nicht mehr haben will und daß ich gern sterben möchte. Und ich küsse Dich von ganzem Herzen; es ist recht schwer.

Deine Simone, die Dich so sehr liebt.

Der Graf liebt, bricht in Thränen aus, liebt das Kind nach wie vor und erschießt den Baron Hyde in einem Duell.

Paul Bourget's neuestes, ganz kürzlich und ebenfalls im Verlag von Lemerte erschienenes Werk „Le Disciple“ ist ein Buch, das einer ganzen Abhandlung bedarf um analysiert zu werden. Hierin hat der Autor sein ganzes psychologisch-philosophisches Glaubensbekenntnis in

Form eines langen Vorworts und dann in einem, dem großen Philosophen und Psychologen Adrien Sixte von einem jungen Adepten, Robert Oreslou, geweihten Tagebuch niedergelegt. Auf Gefahr, Begrenztheit und Ohnmacht der Psychologie als Wissenschaft hinweisend, scheint er die geheimsten Wünsche der Psychologie in dem Ausspruch Oreslous auszusprechen: die psychologischen Experimente so viel als möglich vervielfältigen. Dieser Wunsch jedoch fährt Robert, der zum Wunsch die That gesetzt und seine psychologischen Thesen und Hypothesen nach genauer Erforschung eines Mädchencharakters, auf denselben angewandt, ihm angepaßt, ausgedrückt, um das Mädchen zu Liebe und Hingabe zu bewegen — zu einem moralischen Morde. Charlotte Zusatz, die Robert in einem Augenblick, da er des Kampfes und seiner ziellosen Experimente müde, Gift nehmen will, aufsucht, gesteht ihm ihre Liebe und giebt sich ihm unter der Bedingung, das Gift gemeinsam nehmen zu wollen, hin. Doch mit genossenem Glück erwacht in Oreslou die alte Lebenslust, vielleicht auch die alte Leidenschaft an Weiter-Experimentieren, das Bewußtsein der Verantwortung, — kurz er weigert sich. „Feigling“, ruft ihm Charlotte zu, in der die Liebe zu Robert sich in Verachtung verwandelt. In ihrem Glauben an den Geliebten erschüttert, ihren Bräutigam, einem Marquis und Ehrenmann untreu, klärt sie endlich Roberts Tagebuch, das sie sucht und findet, vollends über seinen Charakter und das Ziel seiner Wünsche auf. Sie war ihm nur ein „Experiment“ gewesen, wie viel aber sich zur Lüge die Wahrheit gestellt, wie viel der junge Mann von seinem eigenen Herzen mit verloren, dazu gegeben, — das ließ sie ihr tief verletzter Stolz nicht sehen. Sie mocht ihrem Leben ein Ende und vergiftet sich. Am Totenbette Oreslous aber, der vom Bruder Charlottens erschossen

worden, sitzt der „Meister“, Adrien Sixte, der Meister, der von der Familie Juffat, von der Mutter Grestlous, ja vom Gericht angeklagt worden, durch seine Werke den Geist des jungen, begabten Schülers verfinstert, seine Seele vergiftet zu haben, — und verfinstertbildet den Saß Pascais: „Und als die Mutter sich erhob, sah sie ihn weinen“ . . .

Es ist mit dem Werk Bourgets wie mit dem Roman Grestlous: dieser baute auf seine psychologischen Hypothesen ein Liebesverhältnis an, jener ein Buch. Beides ist interessant, weil — gedacht. Und wenn Bourget eine Warnung für jugendliche Geister verkörpern wollte, so ist ihm das zum Teil wenigstens gelungen. Dieses Aufbauen und dann Selbst-Zerstören, der kalte, unsaßbare Nihilismus, der einem gesunden Geist nichts Haltbares zu verleihen vermag, hinterläßt ein Gefühl der Leere, des Unbehagens und der Trauer. Wie aber ist es mit der bereits durch „Experimentieren“, durch Skepticismus angekränkelten Seele des modernen Menschen? Die verbotene Frucht wird ihm hier in der Hülle Bourget'schen Talents gereicht und jene, einerseits angefeindete „künstliche“ Psychologie, andererseits so künstlich eingedöhnt, daß es Bourget gehen könnte wie Adrien Sixte, der, ohne es zu wollen und zu ahnen, aus seinem Schüler einen Mörder gemacht. Welch ein Meister der Buch-Psychologie Bourget ist, das hat ja sein neuestes Werk, das mir sein bedeutendstes scheint, auf glänzende Weise dargethan! Er schiebt seine Persönlichkeiten auf seinem psychologischen Schachbrett wie er will hin und her und bleibt von ihnen als „Persönlichkeiten“, eben weil sie nicht gelebt, nicht gar zu viel nach, so bleibt doch — das Wort. Und wahrlich ein glänzendes Wort! . . .

André Theuriet's, bei Lemerre erschienenen Roman „Deux soeurs“ ist ein Erfolg mehr für den bereits so beliebten

Autor. Eine, in dem Herzen eines jungen Professors zweifach aufblühende Liebe zu einem Schwesternpaar fährt hier den Konflikt herbei: Françoise, die er nur mit den Seinen liebt, wird in einem Augenblick der Schwachheit und des Vergessens seine Maitresse, während Claudia die, jetzt noch heißersehnte Erwählte seines Herzens bleibt. Doch das Verhältnis mit Françoise hat schwerwiegende Folgen; Claudia, die von der Schwester selbst aufgeklärt wird, opfert ihre Liebe zum Angetreuen, verlobt sich mit dem treuen aber ungeliebten Rabel, erzwingt dadurch die Erlaubnis ihrer Mutter zur Heirat der Schwester mit dem Professor und sucht in Erfüllung ihrer Pflicht das Glück, das ihr genommen worden. Sehr viel wahres Gefühl und Feinheit in der Charakterzeichnung.

Von François Coppé hat uns Lemerre einen gefühlvollen, einfachen Roman gebracht. Ein junger Mann und ein Mädchen lieben sich; ersterer ist der mit großer Sorgfalt erzogene Sohn einer Gräfin, letztere ist Näherin. Die Mutter, durch einen Brief in Kenntnis gesetzt über das Verhältnis, versucht es umsonst dasselbe zu zerstören, doch der Tod, der den jungen Mann in einem typhösen Fieber zu sich nimmt, beschließt das Werk. Der Haß der Mutter zu Henriette verschärft sich nur noch, besonders, da sie neben den ihrigen, stets frische Blumen auf dem Grabe des Sohnes findet, die nur von Henriette stammen können. Endlich bleiben die Blumen aus. Die Mutter triumphiert: Sie hat ihn vergessen! In einem Augenblick jedoch, da sich ihr eigener Schmerz um den verlorenen Sohn bereits gemildert und sie einem, von ihr früher abgewiesenen Bewerber ihre Hand versprochen, erhält sie von der sterbenden Henriette einen rührenden Brief. Gebrochen durch den Verlust ihres Geliebten, stirbt das Mädchen im Hospital, die Mutter um Verzeihung und darum bittend, ihren

Blumen stets auch für sie welche beizufügen.

„Sie hat ihn besser geliebt als ich!“ ruft sich die Gräfin gedemüthigt zu.

A. Reuher.

Etude sur la vie et les Oeuvres de Hans Sachs. Par Ch. Schweitzer (Paris, Berger-Levrault & Co.). Eine französisch geschriebene Arbeit über unsern Hans Sachs ist an sich schon von nicht geringem Interesse, die hier vorliegende Studie über das Leben und die Werke Hans Sachs ist zudem eine so gründliche, auf emliges Quellenstudium sich stützende Arbeit, daß sie als wichtiger Beitrag zur Geschichte des deutschen literarischen Lebens im XVI. Jahrh. auf eingehendste Beachtung Anspruch machen kann.

B. Cherbuliez: Profils étrangers (Paris, Hachette) 1889.

Offenbar eine Sammlung von Zeitungsartikeln, aber eine höchst übersäffige. Das Buch ist interessant, insofern es den Beweis liefert, daß die verächtliche Buchmacherei selbst bei namhaften Schriftstellern in Frankreich gerade so blüht wie bei uns. Das hier über Hegel, W. v. Humboldt, Bismard, Kaiser Friedrich, Crispi, Rante u. a. gesagt wird, ist der trassigste Dilettantismus, das öddeste Kaffeehausgewächs, dabei in einer Sprache vorgetragen, die sich nie über die Höhe des Leitartikels erhebt. Keine Spur von psychologischem Eindringen, von allgemeinen Gesichtspunkten, von neuen Gedanken. Bismard ist natürlich der übliche französische Popanz, ein brutaler Tyrann, unter dessen eiserner Faust Deutschland seufzt, der sich ungerufen in die Verhältnisse aller fremder Staaten mischt — Crispi ist ein Undankbarer, ein Verräter, ein Elender, ein Verbrecher an Frankreich u. s. w. Kurz, das kindische Gemäch der Pariser Boulevardblätter,

auf die heut kein Mensch in Europa mehr achtet. Der Verfasser hat keine Ahnung davon, daß Rantes Art und Methode in Deutschland schon längst als überwunden gilt, daß man jetzt Gottlob bei uns zu der Erkenntnis gekommen ist. Hofgeschichte ist nicht Weltgeschichte, und der Fortschritt der Menschheit ist unabhängig von den Verhandlungen der Diplomaten. Um die Pariser mit der neueren deutschen Litteratur und zugleich dem modernen Berlin bekannt zu machen, wählt er — risum tenentis, amici — die „Familie Buchholz!“ Und warum? Weil der unilliterarischste aller Menschen, Fürst Bismard, dem jede ästhetische Urteilskraft fehlt, das Buch gelobt hat! Hat der große Litteraturkenner Herr Cherbuliez der nun etwas von Max Kreher gehört, oder von Theodor Fontane? Cherbuliez ist Erbkaiser, er entstammt einem Rischvolk, das zeigt sich deutlich an diesem Buche: denn er vereint die Unwissenheit und Leichtfertigkeit des Franzosen mit der Langweiligkeit und Schwerfälligkeit der Deutschen. C. A.—i.

Italienische Litteratur.

Il Secolo Tartuffo di E. Mantegazza (Milano, Treves). Seinem letzten Werk „Estasi umane“ hat der gefeierte Physiologe ziemlich rasch dies neue kleinere Opus folgen lassen „Das Heuchler-Zeitalter!“ Er glaubt sich zu dem Nichtspruch berechtigt, daß Heuchelei und Verlogenheit nie so schrankenlos herrschten wie heut. Und wir werden ihm nach reiflichem Erwägen wohl recht geben müssen, wenn wir bedenken, daß die Französische Revolution und später die moderne Naturwissenschaft eine Reihe von moralischen und intellektuellen Dogmen zum Gesetz aller Gebildeten erhoben, welche doch der ganzen heut noch bestehenden Gesellschaftsordnung, Strafrechtspflege und Kirche schnurstracks widersprechen. Aus diesem Widerspruch er-

giebt sich denn ein unerquickliches Hin- und Herkaufeln, das notwendig innere und äußere Unwahrhaftigkeit mit sich führt. — Wir verweisen auf Lektüre des Mantegazzaschen Buches selbst und wollen nur besonders seine ergöbliche Verhöhnung der heuchlerischen Monumentomanie hervorheben. — Im Leben ärgern wir mit hämischem kleinlichen Reid jeden Bedeutenden zu Tode; dann aber vergießen wir Krokodilstränen und setzen den Bildhauer in Arbeit. Mantegazza hätte hier Schopenhauer citieren können: „Daher es kommt, daß jedes Bessere nur mühsam sich durchdrängt, das Edle und Weiße nur selten zur Erscheinung gelangt und Wirksamkeit oder Gehör findet, aber das Absurde und Verkehrte im Reiche des Denkens, das Blatte und Abgeschmackte im Reiche der Kunst, das Böse und Hinterlistige im Reiche der Thaten die Herrschaft behaupten; hingegen das Treffliche jeder Art... nachdem es den Groll seiner Zeitgenossen überlebt hat, isoliert dasteht, aufbewahrt wird gleich einem Meteorstein, aus einer andern Ordnung der Dinge entsprungen.“ (Band I S. 379 ff.) Aus diesem Allen entspringt naturgemäß jene große Lüge, welche in der menschlichen Gesellschaft umgeht. — Die von judenalischer Geißel Gepeitschten schreien immer Ach und Waih und verlangen exemplarische Bestrafung, auf daß dem Mißthäter seine srtlose Geißelung gleichnerischer Lüge gründlich verleidet werde. — Mantegazzas Secolo Tartuffo ist dem Denkenden, über der leichteren Masse stehenden Leser eifrig zu empfehlen.

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.

Russische Litteratur.

„In der Dämmerkunde“ (W ssmirkach) von Anton F. Tschekow.

Vor einiger Zeit erschien das erste Werk Anton Tschekows unter dem Titel: — „Bunte Erzählungen“, ohne daß es dem Autor jedoch gelungen wäre, sofort

die Aufmerksamkeit des Publikums und der Kritik auf sich zu ziehen, theils deswegen, weil sein Erzeugniß sich noch nicht auf der Höhe seiner Aufgabe erwies und an Unvollständigkeit litt, andrerseits aber auch deshalb, weil, mit wenigen Ausnahmen, den Inhalt dieses Buches nur eine Reihe von höchst alltäglichen Etizzen bildete. Obgleich dieselben fließend und anziehend geschrieben sind und von scharfer Beobachtungsgabe zeugen, so macht es doch den Eindruck, als ob der Verfasser noch im Dunkeln umhergetappt sei, und nur zu oft verwechselt er dabei die beliebte Form der Erzählung mit einer anekdotischen Wiedergabe der ersten besten ihm aufgehoßenen Fata. In seinen ersten Erzählungen scheint Tschekow, indem er das der Litteratur fremde Gebiet der Anekdote betritt, gleichsam den Beschluß gefaßt zu haben, den Leser um jeden Preis zu amüsieren und ihn zu zerstreuen, zu welchem Zwecke er sich denn auch manchmal vollständig unmögliche, aber immerhin kuriose, erheiternde Themata zur Bearbeitung genommen. Als Resultat erscheint in Folge dessen einfach nur eine erkünstelte Komik, die die erhoffte Wirkung verfehlt, denn man merkt die Absicht und man wird verstimmt. Die übrigen Erzählungen behandeln theils ganz gewöhnliche, alltägliche Fälle oder auf Effekt berechnete Ereignisse, wie sie zuweilen das Feuilleton irgend einer Zeitung schmücken. Als am gelungensten erscheinen uns die Etizzen, in denen Sittengemälde gezeichnet werden; hier tritt die Fähigkeit des Verfassers, frisch und lebenswahr, ohne jede Nährseligkeit und falsche Sentimentalität, zu schildern, erst in das rechte Licht. In den drei oder vier Erzählungen dieser Art giebt Tschekow seinem Talente volle Freiheit, gleichsam als ob er die ihn beengenden Fesseln von sich gestreift hätte und nun erst imstande sei, seine eigenen sympathischen und mäch-

tigen Kräfte zu verwerten. Eben diese Erzählungen — „Vetäubender Schlaf“, — „Der Bogabund“ und „Kummer,“ — die wir für die besten in der ganzen Sammlung halten, atmen Wahrheit und Jungkeit und machen durch ihre tiefe und genaue psychische Analyse einen gewaltigen Eindruck auf den Leser. — Die zweite Sammlung von Erzählungen, die gleich darauf unter dem Titel: „In der Dämmerstunde“ erschien und vor Kurzem von der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg des halben Buchkinpreises für würdig befunden wurde, enthält eine Reihe von durchaus künstlerisch gebildeten Erzählungen und wenn wir auch darin auf zwei oder drei Skizzen stoßen, die wie in der ersten Sammlung, bloße Wiedergabe von alltäglichen Ereignissen zum Vorwurf haben, so erscheinen dieselben uns aber hier in bereits feinerer und ansprechenderer Form. So ist z. B. in der Erzählung: „Eine schlechte That“ unsere Aufmerksamkeit nicht nur von dem gewandten Betrage des Diebes, der sich auf den Friedhof begiebt, um die Kirche zu bestehlen, in Anspruch genommen, als vielmehr durch die fesselnde Beschreibung der stillen, dunkeln Nacht und den Humor, der in der Unterhaltung des Betrügers mit dem Wächter des Kirchhofes zum Ausdruck kommt. In der Erzählung: „Ein bloßer Zufall“ treten hinter der Beschreibung eines Jagdausfluges, in hellen Contouren die Gestalten eines, Paul seines „comme il faut“ ruinierten und bis zur Dummheit ebrlichen Fürsten, und einer hoffnungslos in ihn verliebten und seiner harrenden reichen Witwe hervor. „Vor Gericht“ führt uns einen, in der Criminalpraxis ungewöhnlichen Fall vor: ein alter Bauer ist angeklagt, seine Frau ermordet zu haben; die Untersuchung wird äußerst nachlässig geführt und es erweist sich, daß mehrere Zeugen gar nicht befragt worden seien. Der

Angeklagte leugnet hartnäckig seine Schuld ab und stützt sich besonders auf den Umstand, daß er gar kein Beil besessen habe und daß jenes Beil, mit dem die Alte erschlagen worden sei, nicht ihm gehöre; sein eignes Beil habe vor ungefähr zwei Jahren sein Sohn verloren. Der Zweifler, mit dem seine Erklärungen aufgenommen werden, ärgert den alten Bauern: — „So wahr ein Gott lebt!“ — rief er aus, indem er den Hals vorstreckte, — „wenn Ihr es nicht glaubt, befragt meinen Sohn Prochor. — Prochor, wo ist mein Beil? — fragte er plötzlich mit rauher Stimme, indem er sich kurz an den ihn bewachenden Soldaten wandte. — Sage, wo ist es geblieben? — Es war dies ein schwerer Augenblick! Alle lauschten erwartungsvoll, das Haupt gelenkt . . . Niemand vermochte in der unterdessen eingetretenen Dunkelheit die Fänge des Wacheoldaten zu unterscheiden, und ein lautloser Schrecken schwebte durch den weiten Saal.“ — Alle scheint der Gedanke zu peinigen, daß hier ein verhängnisvoller Irrtum, vielleicht ein Justizmord, vorliegen könnte. Der den Gefangenen bewachende Soldat wird natürlich sofort abgelöst und Alles geht seinen regelmäßigen Gang weiter. — „Alle Anwesenden erhoben wieder ihre Köpfe und der Prozeß nahm, als ob nichts gewesen wäre, ungehört seinen Fortgang.“ — Einer der Vorgesänge dieser Erzählung besteht in der durchaus wahrheitsgetreuen Schilderung der schläfrigen, nachlässigen Gleichgültigkeit und der fast mechanischen Zeitnahmlosigkeit, die vor Gericht dem Angeklagten gegenüber leider nur zu oft in Anwendung kommt. — In einigen seiner Erzählungen hat sich der Verfasser ein umfangreicheres Sujet erwählt und bemüht sich in den engen Rahmen einer Erzählung solche komplizierte psychische Erscheinungen zu pressen, die, soll ihre Klarheit und Vollständigkeit nicht darunter leiden, einen bei weitem

größeren Raum verlangen. Daher verlieren diese Erzählungen trotz vieler recht hübscher Einzelheiten und erscheinen gezwungen und unvollständig, während die in demselben uns vorgeführten Charaktere den Eindruck des Unklaren und Unbestimmten zurücklassen. So läßt z. B. der Verfasser in „Verotščika“ die Titelheldin eine Liebeserklärung einem Manne gegenüber machen, der dieselbe grob von sich weist; was Wera dazu bewogen, ihr Herz einem Manne zu entdecken, von dessen Zuneigung sie nicht überzeugt ist und was Ognjew veranlaßt, die Liebe dieses Mädchens, das ihm übrigens durchaus sympathisch ist, zu fliehen, — darüber erhält der Leser keine Aufklärung; das Sujet paßt offenbar nicht in diesen allzu engen Rahmen hinein. Im „Unglück“ bleiben wir im Unklaren darüber, welches die Gründe gewesen sein könnten, die den Fall einer ehrbaren verheirateten Frau zu Wege gebracht, während in der Erzählung: „Auf dem Wege“ die Rechte des Wanderrers, der beständig nach dem rechten Glauben an alles ihn Umgebende dürftet, für uns vollständig nebelhaft geblieben ist. — Trotz ihrer einzelnen Mängel sind diese Erzählungen reich an Gefühl und verraten meist eine rosige Lebensauffassung des Verfassers, wobei die Ausführung derselben eine durchweg glänzende ist und hätten wir sonst nichts an ihnen zu tadeln, als die Ungleichheit zwischen Form und Inhalt. Sobald sich der Verfasser jedoch an die Darstellung des Geisteslebens macht, — haben wir einen Künstler und Dichter im wahren Sinne des Wortes vor uns. Hierbei gelingt es ihm besonders, mit einigen wenigen Strichen ein farbenreiches Gemälde hinzuzaubern und vollständig das Leben der von ihm gebildeten Personen durch die Reproduktion ihres Geisteslebens zu erhellen. Daher zeichnet sich auch der größte Teil seiner Erzählungen durch genaue Durchführung

und wahrheitsgetreue Schilderung der Charaktere aus. — Wir wollen Tschchow nicht im mindesten einen Vorwurf darin machen, daß er die Form von kleinen Erzählungen gewählt hat, denn wer würde wohl den Werth litterarischer Erzeugnisse nach der Länge messen wollen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die alte französische Behauptung: — „Un sonnet sans défaut vaut seul un long poëme“, — auch auf die Prosa anzuwenden möglich ist, d. h. daß selbst die kleinste Skizze hohen künstlerischen Wert haben kann. Die Wahl des Stoffes für seine Erzählungen läßt die Vermutung aufkommen, daß Tschchow auch zu Novellen und Romanen überzugehen gedenke und würden wir uns aufrichtig freuen, falls unsere Vermutung in Erfüllung gehen sollte. —

Hellenische Litteratur.

In Hellas ist vor einigen Monaten ein „Wissenschaftlicher Verein“ (*Επιστημονική Έταιρεία*) zusammengetreten, der erste seiner Art.

Er unterscheidet sich von den „Litterarischen Vereinigungen“ (*φιλολογικοί Σύλλογοι*), die ganz Vortreffliches geleistet haben und noch leisten dadurch, daß er der Pflege der strengen Wissenschaft in ihren Hauptgebieten gewidmet ist und ein Mittelpunkt sein will für alle wichtigen hellenischen Originalarbeiten auf dem Gebiete der Geschichte, Archäologie, Geographie, Mathematik, der Rechtswissenschaft, der Naturwissenschaften in allen ihren Zweigen und vornehmlich der Philosophie und Philologie, insbesondere der lateinischen und griechischen, der letzteren wiederum in ihrem ganzen Umfange von Homer bis auf den heutigen Sprachgebrauch, wenn dieselben darauf gerichtet sind, höhere Gesichtspunkte zu gewinnen, neue Ansichten und Entdeckungen zu prüfen, alte Irrthümer zu berichtigen, Lücken auszufüllen und zur Auffindung der

wahren Erkenntnis auf allen Gebieten beizutragen.

Der Verein ist gebildet von hervorragenden Gelehrten Athens, die den Geschlechtsadel der Nation repräsentieren. Den Vorsitz führt Herr Konst. S. Kóntos, Professor der hellenischen Philologie; als Vizepräsidenten sind befaßt die Herren Eufás Papatoánnis, Professor der Anatomie und Ioánnis Hattsidákis, Professor der Mathematik an der Universität Athen; als Schriftführer der Privatdozent für Geschichte der Philosophie, Herr Margaritis Evangelidis. Von den Mitgliedern seien genannt Herr Spyridon Waffis, Professor der lateinischen Sprachwissenschaft; Panagiótis Kavvabias, Generalinspektor der Altertümer; Níhgas Nikolaídis, Privatdozent für Physiologie, Georgios Papawassiliu, Gymnasialprofessor; als Redakteure des Journalles die Herren Georgios Hattsidákis, Professor der Vergleichenden Sprachwissenschaft, Kypárisfos Stefános, Professor der Mathematik, Spyridon Dekonómidis, Privatdozent für Naturwissenschaften an der Universität Athen; ferner die Herren Antónios Dekonómios, Gymnasialprofessor und Georgios P. Krómion, Professor der Geschichte und Geographie am Warwaleion.

Der Verein hat seine Ziele klar formuliert in dem *πρόλογος* zu dem soeben erschienenen stattlichen ersten Bande seiner Jahrbücher unter dem Titel: *Ἀθηνᾶ, Νέγγραμμα περιοδικὸν τῆς ἐν Ἀθῆναις Ἐπιστημονικῆς Ἑταιρίας, Ἀθήνησι, 1889, gr. 8^{vo} 336* welcher folgende bedeutsame Arbeiten enthält:

1. *Φιλολογικὰ ποικίλα*, ἐπὶ Κ. Σ Κόντων;
2. *Κριτικὰ Παρατηρήσεις*, ἐπὶ Γεω. Α. Παπαβασιλείου:
 - a) ἐπὶ τὰ ἀποσπάσματα τῶν Ἀττικῶν Κομικῶν;

β) ἐπὶ τὰς Ἀκρίφρονος Ἐπιστολάς;

γ) ἐπὶ τὸ Σοῦδα Λεξικόν;

3. *Ζητήματα Ῥωμαϊκά*, ἐπὶ Σαυρ. Βάση;
4. *Περὶ τοικῶν μεταβολῶν ἐν τῇ νιοσίτῃ Ἑλληνικῇ*, ἐπὶ Γ. Ν. Κατζιδάκη;
5. *Ἑτυμολογικὰ σημειώσεις*, von demselben;
6. *Ἐπιγραφαὶ ἐξ Ἐπιδαύρου*, ἐπὶ Η. Στάη;
7. *Γενίσεις τοῦ Θεωρήματος τῶν ἐμβαδῶν*, ἐπὶ Γ. Ν. Κατζιδάκη;
8. *Ἐπανόρθωσις χωρίων τισσάρων καὶ προσθήκη ἐπὶ τὸ ἀ μέρος τῶν Πουκίλων φιλολογικῶν*, ἐπὶ Κ. Σ. Κόντων;
9. *Die Γραμματικά*, von demselben. Zum Schlusse
10. *die αρχαικὰ τῆς Ἑταιρίας* und *Ἀνακοινώσεις*.

Auf einzelne dieser Arbeiten heute einzugehen liegt außerhalb des Füglichen, doch sei es vergnügt, einen der Hauptpunkte aus dem Vorwort hervorzuheben, der an Wichtigkeit und wissenschaftlicher Tragweite nichts zu wünschen übrig läßt. Derselbe handelt einfach von der Sprachform, in welcher das Jahrbuch *Ἀθηνᾶ* sich bewegen soll und wird.

Der Prologos erklärt rund heraus, daß diese eine andere nicht sein kann, als die möglichst reine edle Hochsprache, die — in allen ernstesten Schriften im literarischen wie im staatlichen Verkehr von allen Gebildeten gebraucht — sich anzulehnen hat an die edelsten Formen der alten Sprache, um deren Höheit, Würde und Tiefe möglichst zu erreichen, die aber — dem voll dahinströmenden Leben der Gegenwart Rechnung tragend — aus dem Jungbrunnen der lebenden Volksdialekte alles das an sich ziehen kann, was zum Reichtum, der Klarheit und der Schönheit des Ausdrucks beizutragen geeignet ist.

Der Prologos sagt das selber in vorzüglich schöner und vornehmer Sprache, wie selbige ein Muster sein mag für alle, so da schön und echt idiomatisch hellenisch schreiben möchten. Das ist mit hoher Freude zu begrüssen. Gar mancherlei Unbill hatte der Berichterstatter von vielen Seiten her auf sich zu nehmen, als er im Jahre 1881 in seinem Werke „Die hellenische Sprache der Gegenwart“ x.“ schrieb:

„So ist die Hochsprache als der Mittelpunkt aller Mundarten anzusehen, deren das Hellenische nach Gebirgen, Thälern, Buchten und Inseln gerade so gut hat, wie überhaupt jede lebende Sprache, am meisten vielleicht das Deutsche. Keine dieser Mundarten steht aber der Hochsprache so fern, wie die meisten deutschen Dialekte der ihrigen. Wie beim Hochdeutschen ist es auch hier nicht die Aufgabe der Hochsprache, irgend eine der gesprochenen Mundarten aufzufangen, sondern es liegt — wie bei allen anderen Kultur Sprachen auch — im Wesen der Sprachentwicklung, sich in passender Weise aus ihnen heraus zu erheben. Daß dies wirklich geschieht, kann jeder Unbefangene alle Tage wahrnehmen.

Die Hochsprache aber eines Landes, die in allen Schulen gelehrt, von allen verkanden und für die Nationalsprache angesehen wird, gilt in der ganzen Welt für den alleinigen, berufenen Vertreter der betreffenden Nation.

Von ihr ist die Rede, wenn man vom Deutschen, Französischen, Englischen, Italienischen und Russischen spricht, und nicht vom Schwäbischen, Gascoognischen, Portugiesischen, Sizilianischen, Kleinrussischen x.

In ihr fand das Volk zu allen Zeiten nationaler Erhebung Begeisterung und Todesmut durch ihre Nationalhymnen, sei es nun die „Wacht am Rhein“, die „Marseillaise“, das „Kule Britannia“, das „Бóже царя храни!“ oder das hellenische „*Ἄετέ παίδες τῶν Ἑλλήνων*“.

Sie ist die Sprache des gesamten öffentlichen Verkehrs, das Medium, durch welches ein Volk sich in seiner scharf ausgeprägten Individualität der ganzen Welt gegenüber stellt. Freigeschlossen, organisch d. h. nach unwandelbaren Gesetzen mit Notwendigkeit zu dem Herangewachsen, wozu der Begeistete des Volkes sie gemacht hat, ist sie die unzweideutige Vermittlerin des nationalen Seins, das Organ der Regierung in allen ihren Funktionen nach innen und außen, in Gesetzgebung, Parlamentsverhandlungen, Volksberatungen, Militär- und Zivilverwaltung bis herab zur einfachsten Polizeiverordnung über Straßenreinigung und Marktverlehr; der Kirche und Schule, von der Universität bis zum Lehrbuch der Anfangsgründe für die niedrigste Volksschule, von der Taufweihe bis zur Leichenrede. Sie ist der Träger der gesamten Litteratur, von der Auslegung Pindars und Sophokles' bis zur Wiedergabe der kleinften Anekdote aus den „Liegenden Blättern“; des Theaters und der Journalistik in allen ihren Verzweigungen; des Handels, der Mode, des Telegraphen- und jeglichen Geschäftsverkehrs, vom Bankausweise bis zum Preiszettel des Wurst-, Hut- oder Stiefelmachers und jedes Gewerbetreibenden, Diensthuchenden oder Arbeitgebers; von der Anrede an das Staatsoberhaupt bis zum Aufruf an den Wiederbringer eines verlaufenen Hundes, kurz des ganzen öffentlichen Lebens in Kunst und Wissenschaft, Poesie und Prosa, Verwaltung und Geschäftsbetrieb.

Bei keinem Volke kann das anders sein. Bei den Hellenen aber trat nach der Befreiung vom Türkenjoch die Sprachfrage geradezu als eine brennende in den Vordergrund und nahm alle Kräfte in Anspruch zu ihrer Reinigung von den slavischen, türkischen und italienischen Elementen, die mit der Zeit, wenigstens örtlich, in die Volkssprache sich eingedrängt

hatten. Diese fremden Elemente aber waren um so entbehrlicher, als sie meist nur die Oberfläche des nationalen Lebens berührten und mit Leichtigkeit durch den halbverklungenen aber nie verloren gegangenen Sprachreichtum der Vorzeit ersetzt werden konnten. Das war das Werk der Zeit und berufener Männer, resp. des gesamten Volksgeistes. Heute ist das Werk so weit geleistet, daß Rangabé mit Recht von der Sprache sagen konnte: „Ständen die Alten wieder auf, sie würden unsere Sprache zwar nicht genau so sprechen wie wir, aber sie würden sie ohne jede Nähe verstehen.“ Wie hier gearbeitet wurde, zeigt uns der Metrolog (*Κλειώ*, 878 vom 15. 27. April 1878) auf den berühmten Archäologen und Lexicographen *Σκαρίατος* *Τ. Βυζαντιός*, der einer der letzten jener anopferungsfreudigen Volkslehrer, sagen wir doch lieber Volkshelden war, die, gleich Hohepriestern der Wissenschaft, ihr ganzes Leben freudig hingaben, um der Nation ihren höchsten Schatz zu retten, die Sprache.

Die Richtung, in welcher der offizielle und wissenschaftliche Sprachverkehr bei jedem Volke stattzufinden hat, kann und muß von den Berufenen angegeben werden (Akademien, Behörden); das bloße Lebensbedürfnis nötigt dazu, an Vorbildern fehlt es nicht; auch fallen alle hier einschlägigen Bestrebungen ganz von selber dem Ausdrucksbedürfnis eines Volkes und seiner Presse anheim, die den Ausgleich zwischen Theorie und Praxis aufzufinden haben, da der Zweck beider unmittelbare allseitigste Verständigung über alle idealen und realen Lebensfragen ist.

Eine solche Richtung mag hier und da zeitweise zu hohe Forderungen stellen. Nie und nimmer aber wird von diesen mehr sich erfüllen, als was dem Volksgeiste wirklich entlehnt und seinem Bedürfnis angepaßt ist. Alles andere, noch

so verdienstliche (Zerusprediker für Telephon), geht einer zweifelhaften Zukunft entgegen.

Wenn demnach die hellenische Sprache nach mancherlei Schwankungen in ihrer allmählichen Gestaltung in bezug auf Form und Gehalt der Wörter und Sprachformen, aber stets unter dem drängenden Streben nach gebiegenem Abschluß gerade so geworden ist, wie sie heute ist, so ist dies kein Werk einzelner oder ganzer Körperschaften, sondern vielmehr — kraft der ihr innewohnenden Gestaltungsfähigkeit — das Erzeugnis der ganzen nationalen Thätigkeit auf diesem Gebiete, an dessen Entwicklung jeder stündlich mit seinem ganzen (und in diesem Falle großen) Sprachbedürfnisse mitgewirkt hat, sprachbegabte Männer und erleuchtete Geister natürlich mehr als der simple Bauer, Bürger oder Krieger.“

Heute proklamiert der Gelehrtenverein zu Athen mit seiner wuchtigen Autorität ganz dasselbe und eröffnet durch diesen seinen Prologos einen neuen Abschnitt in der Geschichte der hellenischen Sprache. Dazu sei er beglückwünscht, um so mehr, als er durch seinen Ausdruck dazu beitragen wird, das unbegründete Gerede von dem „babylonischen Sprachwirrwahl“ in sein Nichts aufzulösen und so manchen wadern ausländischen Gelehrten zu veranlassen, nunmehr der herrlichen hellenischen Sprache, die er in ihrer Schriftform schon halb versteht, ohne es zu wissen, näher zu treten und auch ihren allerdings schwierigen demotischen Formen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es wird es gewiß keiner bereuen.

Πρόδος, Σύγγραμμα περιοδικόν μετὰ εικόνων, δις τοῦ μηνὸς ἐκδιδόμενον (14 tägige illustrierte Zeitschrift „der Fortschritt“). Wien, Druck von Ferd. Zäpfer, 1889. Bis jetzt erschienen sind Lieferung 1—6.

Unsere Zeit ist die der Illustration, und zwar mit vollster Berechtigung: Kunstsinne wird durch sie geweckt, Kunstgeschmack gebildet, Kunst- und Sachverständniß gefördert, die Kunst selber in gedeihlichem Fluße erhalten, die ganze Volksbildung auf eine höhere, den Kunstleistungen entsprechendere Stufe emporgehoben.

So ist es nicht zu verwundern, wenn immer neue „Illustrirte Zeitschriften“, auch in Deutschland austauschen, die nicht nur den Wettbewerb mit den bereits bestehenden tapfer aufnehmen, sondern — wie „Univerſum“, „Zur guten Stunde“ u. a. — sogar eine erfpriechliche Entwicklung zeigen, wie das aus fast jeder ihrer Nummern ersichtlich ist.

Auch in Hellas haben bereits mehrere illustrierte Zeitschriften Wurzel faffen und einen dankbaren Leserkreis finden können, wie „*Εσπερος*“, erscheint in Athen; „*Κλειώ*“, erscheint in Leipzig; eine andere in Konstantinopel (die ich aber nicht kenne), „*Τὸ Ἄστυ*“ jeden Sonntag in Athen. Hieher gehören noch die künstlerischen Beilagen und Veranstaltungen der gebiegenen Zeitschrift *Hestia*, wie die *Εκδογραφημένη Ἐπιτομή τῆς Ἑστίας*, 1888—89, die „*Καλλιτεχνικὴ Παναθηναϊκὴ τῆς Ἑστίας*“ u. a., die sich auch durch ihre Texte empfehlen.

Zu allen diesen gesellt sich nun auch die obige, die ihre Werkstätte in Wien aufgeschlagen, um in diesem großen Mittelpunkt geistigen und künstlerischen Schaffens stets das Beste erlangen zu können, was jeweilig geboten werden mag. Und was die *Πρόοδος* bringt an Format, Druck und Papier, an Texten, Illustrationen und technischer Herstellung ist in der That wirklich gut und schön. Auch der Preis ist ein mäßiger.

Da ist selbst in den Rubriken „*Μελέαι*“ zc. nichts Abgeschmacktes, Unnützes, vielmehr ist alles Mitgeteilte frisch, lehrreich und oft in bezug auf Hellas selber,

Die Gesellschaft. V. 10.

sehr wertvoll; der eigentliche Kern der Zeitschrift aber, die Texte in Prosa und in gebundener Rede, mannigfaltig und interessant, wenn auch naturgemäß oft aus fremdsprachiger Ferne herbeigeholt. Die Kunstbeilagen, die die musikalischen Zugaben, zum Teil Originale, sind alle wohl ausgewählt und wacker ausgeführt.

Wäge denn die *Πρόοδος*, die das Zeitwort *Υψηλότερα* (*Excelsior!*) auf ihre Fahne geschrieben, einen recht glücklichen Fortgang nehmen und auch die Nicht-Hellenen — für welche schon in den vorliegenden Hefen die Artikel *Ἀναμνησεις Κεθνικαὶ* und *Ἐθδαμῶν Χῶρα* von besonderem Interesse sein dürften — freundliche Aufnahme finden.

Ἡ Ἑλλάς, περιοδικὸν τοῦ ἐν Ἀμστερδῆμυ φιλελληνικοῦ Συλλόγου, Leiden, E. J. Brill, 1889. Heft II. gr. 8°. von 81—172.

Enthält viele wichtige und interessante Beiträge zur hellenischen Sprach- und Litteraturkunde, deren Titel für den Inhalt zeugen mögen:

1. *L'Italia e la Grecia, discorso inaugurale del corso della lingua Greco-Moderna (Ellenica) nell' Università di Napoli*, von Prof. Andrea F. Farma-copulo, demselben, der unseres berühmten Landsmannes Prof. Dr. L. Bäckers weitverbreitetes Werk „*Kraft und Stoff*“ (16 deutsche Auflagen und zahlreiche Übersetzungen in vielen Auflagen!) ins Hellenische übertragen hat;

2. *Περὶ τῆς προφορᾶς τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης κτλ.*, griechisch von A. J. Flament, Archivar zu Maastricht;

3. Hellenisch, auch als allgemeine Gelehrtensprache. Antrittsrede des Privatdozenten für Hellenische Sprache und Litteratur an der Universität zu Amsterdam, Herru Dr. G. C. Muller;

4. *Ἐς τὴν Ἑλλάδα*, Gedicht von demselben;

5. Is Greek a dead Language? von Prof. Dr. J. E. Bladie, Edinburgh;

6. Litré et la Prononciation du Grec.

7. Λόγοι, 27 Artikel;

8. Des Griechen Vaterland, Gedicht von Hans Müller, Halle a. S.;

9. Vertrauliche Reisebriefe an eine Freundin, von Florentia Fundákli aus Athen. Gedicht in athenischer Gesellschaftsprache; gr. mit deutscher metrischer Übersetzung von Aug. Volk;

10—11. Η' Ελεμμοσύνη und τὸ Ἄστρο, Gedichte in epirotischer Mundart von Ioánnis Bolémis; gr. mit deutscher metrischer Übersetzung von Aug. Volk;

12. Βιβλιογραφία von Aug. Volk: *Βικέλας ἀπὸ Νικοπόλεως εἰς Ὀλυμπίαν* — A. P. *Ραγκασβῆς. Λεξικὸν τῆς Ἑλληνικῆς Ἀρχαιολογίας*; A. N. *Γιάνναρος. Μικρὸς Θησαυρὸς τῆς Ἑλληνικῆς γλώσσης*; — N. Γ. *Πολίτης. Λεξικὸν Ἐγκυκλοπαιδικόν*.

13. Η' Ἰθρναίς τοῦ γαλλικοῦ Σπύργου, ἐπὶ Ὁ. C. Müller;

14. Πρόγραμμα τῆς Ζωγραφικῆς Ἑλληνικῆς Βιβλιοθήκης; — Mitgliederverzeichnis — Kleinere Mitteilungen.

Heft III ist im Trud und wird ein ungemein reichhaltiges Material bringen.

Ἡ Καμπάνα τοῦ χωριοῦ μου (Die Glocke meines Dorfes), ἐπὶ Ἰωακείμ Βαλαβάνη, ἐν Ἀθήναις, 1888.

Ἡ Ἀλληλογραφία παρὸ τοῖς Μικρασιατοῖς (Die Briefbeförderung bei den Kleinasiaten, von demselben, Athen 1889).

Beide Schriften sind Vorträge, welche der Verfasser im Pötitarischen Verein (Σπύργος) Farnassós zu Athen gehalten hat; beide haben das Verdienst, über die wenig bekannten Zustände der heidnischen Gemeinden im Innern Kleinasiens genauen, wahrheitsgetreuen Bericht zu erstatten, desgleichen auch die Sprachverhältnisse zu berühren, wie solche — besonders in seinem Heimatdorfe Krawáni(ou) augenblicklich sind, dürfen

also das Interesse auch von Nichtheiden in Anspruch nehmen.

Krawánion ist ein Iappadotisches Dorf, unsern vom alten Tuaná (jetzt Kísarar auch Kísé-Ψίfar genannt) an den Gebirgsausläufern zwischen Cilizien und Kapadotien gelegen, woselbst — ebenso wie in den Ortschaften Fárafa, Fertektion, Kárdonos, Delmessós, Místhi, Anaká und einigen pontischen Fleden und Dörfern — ursprünglich heilenische Gemeinden siedeln, die aber unter dem vielhundertjährigen Trude der Türken ihre Sprache und die daran haftenden Traditionen fast völlig eingebüßt haben.

Was sie noch davon besitzen, verdanken sie zumeist dem Einflusse der Kirche an welcher sie, trotz äußerster Erschwernungen, mit seltener Zähigkeit festhalten.

Die erste dieser Schriften liefert ein Beispiel sowohl von diesem Trude — der freilich den Vergewaltigungen gegenüber, wie sie eben jetzt in den baltischen Provinzen gegen die deutschen Protestanten seitens des heiligen christlichen Rußlands verübt werden, als reines Kinderspiel erscheinen — wie auch von dem Sprachbestande in Krawánion.

Die „Glocke“ nämlich ist nichts anderes als das Σήμαντρον, d. i. jene vor jedem Kirchlein aufgehängte Holzplatte oder Platte, gegen welche im türkischen Gebiete nur mit einem hölzernen Schlägel (τοκμάχιον) geschlagen werden durfte, um der Gemeinde das Stattfinden der Liturgie anzukündigen, vorgeblich um die Ruhe der Muesfins zum Gebete nicht zu stören oder zu überdünen. Durch glückliche Fügung nun gelang es dem Patriarchen vom jetzigen milden Sultane die Erlaubnis zu erwirken, statt der Holztafeln eiserne aufhängen zu dürfen, deren Schall weiter reicht und der an einen Glockenklang einigermassen zu erinnern vermag. Das Aufhängen einer solchen im Dorfe gestaltete sich nun zu einer Feier, wie solche nur unter

solchen Umständen und von so glaubens-
cifrigen Orthodoxen empfunden werden
konnte.

Das Türkische ist als allgemeine Lan-
desprache eben auch hier zur allgemein
herrschenden geworden, deren Kenntnis
niemand sich zu entziehen vermag; doch
hat eine größere Anzahl von griechischen
Ausdrücken im Volksmunde sich erhalten,
die der Verfasser mitteilt und die inter-
essant sind sowohl hinsichtlich ihrer Form
wie ihres Inhaltes. Der Form nach
stimmen sie, im Ganzen, mit denen der
bereits gesammelten kappadotischen und
pontischen Wörterverzeichnisse überein,
betreffs des Inhaltes aber zeigen sie den
Ideenkreis an, innerhalb welchen die
eingeborene Sprachkraft in diesen Lan-
dschaften sich zu erhalten vermocht hat.

Die zweite Schrift schildert die Ein-
zelheiten der Postbeförderungsverhältnisse
in jenen fernen Binnendistrikten, Ver-
hältnisse, die uns, denen die Weltpost-
einrichtungen schon oft zu eng dünken,
getadezu als Fabel erscheinen, die aber
leider nur zu wahr sind.

Beide Schriften sind lesenswert für
Geo-, Glosso-, Ethno- und andere Graphen.

Nicht minder interessant für Genea-
logen und Heraldiker dürfte die Schrift
sein, welche der Grieche Herr Constantos
A. Christomanos in deutscher
Sprache herausgegeben hat unter dem
Titel „Abendländische Geschlechter
im Orient“, im Anschlusse an Du Cange's
Familles d'Outre-Mer, I. Bg. Wien, Carl
Gerolds Sohn, 1889.

Der Verfasser ist uns auf diesem Ge-
biete bereits bekannt (s. Genealogische
Studien, Mag. f. d. Litt. d. Zn- u. Musl.
Nr. 34 von 1887). Er hat auch hier
mit erstaunlichem Fleiße auf fünf großen
Tabellen sich wohl alles zusammengestellt,
was diese schwierigen Fragen berührt,
und zwar umfaßt

A. Das Königreich Jerusalem (die
Herrschaft Jerusalem, Graßch. Tripoli,

Fürstentum Antiochien, Graßch. Ebesa
oder Rohas, Italienische Besitzungen in
Palästina, 3 Tabellen.

B. Das Königreich Cypern (später
Cypern und Jerusalem, von 1291 titulär)
2 Tabellen.

Er hofft „daß dieses mit Mühe aus
den (schon sprachlich) nicht jedermann
leicht zugänglichen Assisen*) von Jeru-
salem und Cypern und den über das
griechische Mittelalter zeitgenössischen
Quellen, Chroniken und Dokumenten, so-
wie neueren Geschichtswerken zusammen-
gestellten Schema imstande sein werde,
dem Leser ein Bild des feudalen
Hellas zu geben und zur besseren Be-
urteilung und zum Verständnis seiner
abendländischen Dynasten zu fähren.“

Die kirchliche Verfassung und die Be-
sitzungen (Kirchenlehen) der abendlän-
dischen Feudalstaaten im Orient, sowie
die Besitzungen der militärischen Orden
werden im Anhang zur vorliegenden
Arbeit dargestellt werden. Der Fort-
setzung dieser hochinteressanten, mühseligen
Arbeit darf mit Interesse entgegengelesen
werden.

*Γεωργίου Α. Πολίτου, Ἐρμούπολις, Ἡμερολόγιον τοῦ 1889 ἔτους, ἐν Ἐρμου-
πόλει, 1889.*

Das Erscheinen dieses Kalenders darf
als ein großer Fortschritt des hellenischen
Schriftwesens bezeichnet werden. Vermu-
tlich einen Kalender, im Sinne unserer

*) Für Freunde der einschlägigen Literatur sei
angeführt, daß die „*Λογία τοῦ Βασιλείου τῶν
Ἱεροσολύμων καὶ τῆς Κύπρου*“, enthaltend
*Κυπριακοὶ Νόμοι, Βεζαντινὰ Νομολόγια,
Κυπριακαὶ Διαθήκαι* enthalten sind als Band VI
der „*Μεσαιωνικὴ Βιβλιοθήκη κτλ.*“ von
K. N. Σάθας, 1877. Paris, Maisonneuve & Co.,
in welchem Werke (*Ἡρόλογος μθ'*) auf die vor-
zähligen Arbeiten über den byzantinischen Titel unseres
berühmten Landmannes, Prof. Dr. Wilhelm Meyer,
Paris, hingewiesen ist („*Romanische Wörter im byzanti-
schen Mittelalter — Il dialetto delle Cronache di
Cipro, Torino, 1878, 88 Seiten*“), die ich aus eigener
Kenntnisnahme gleichfalls empfehlen möchte.

früheren Almanache, mit 26 Original-Dichtungen, größeren und kleineren, poetischen Übersetzungen, darunter einige nach H. Heine, 1 Erzählung, 11 Aufsätze, historischen, biographischen, ethnographischen (besonders Syros betreffenden), hygienischen oder launigen Inhaltes, von zusammen 26 Mitarbeitern, unter welchen nur wenige alte Bekannte, wie δὲ Βιάζης, Μαρτζώκης, H. C. Müller (Amsterdam) und einige andere — das alles ist fast wie ein Märchen, besonders wenn man den oft bedeutsamen Wert der Mitteilungen in Betracht zieht.

Der Herausgeber, selber Dichter, hat mit geschickter Hand hier alles zu vereinigen gewußt, was von dem geistigen Leben der Herakliten, denen das Buch auch gewidmet ist, eine Vorstellung zu geben vermochte, und verdient deshalb die vollste Anerkennung nicht nur von Seiten seiner engeren Landsleute, sondern aller Hellenen und Philhellenen, die hier über das Leben und Wirken, das Denken, Dichten und Sagen der fernsten Insel manche wertvolle Auskunft finden. Es wäre zu wünschen, daß recht viele Insel- und Provinzialstädte dem schönen Beispiele folgten und besonders auf Mitteilung aller alten Sagen, Gebräuche und besonderen Redeweisen und Wörter bedacht wären.

Ἐτίσιον Ἡμερολόγιον χρονολογικόν, φιλολογικόν, γλωσσολογικόν τοῦ ἔτους 1888 (das von 1889 ist uns nicht zugekommen) ἐν Ἀθήναις, 1888.

Dies ist ein ganz vornehmer „Almanach“ in Prachtband mit Golddruck und vielen Litho- und Photographien berühmter Hellenen und zahlreichen Beiträgen der berühmtesten Schriftsteller der Gegenwart, so reich und vielseitig, daß an ein Auszählen derselben nicht zu denken ist. Dies „Keepsake“ kann den besten des Auslandes an die Seite gestellt werden.

Parusstadt.

Aug. Volk.

Spanische Litteratur.

Schon wieder hat Barcelona den Ruhm, die erste Stadt Spaniens zu sein, die ein neues Drama von Echegaray zur Aufführung bringt. Nach den Berichten der spanischen Blätter zu schließen, sind die Rigidos (die Sittenstrengen), die am 20. Juli das Lampenlicht erblickten und den Dichter wieder im schillernden Glanz seiner Verse zeigten, an genialen Jäten reich. Das Blut der Gattin an den Händen, ruft der Gemahl, der fast zum Würder seines Weibes geworden, weil sie ihm ihr Geheimnis nicht entlocken wollte, den Eltern zu, die ihre Tochter verleugnet: „Nehmt euer eigen Blut!“ und von Schmerz und Reue erfaßt stürzen die Eltern in der Tochter Arme. —

In Barcelona ist jetzt auch der zweite Band der katalanischen Gedichte des Joaquim Rubió y Ors (Lo Gayter del Llobregat) erschienen. Er, der sich bescheiden „Indefessadpfeifer vom Llobregat“ nennt, ist der Sänger süßester Minnelieder, der seinen Sang und alles, was ihm sein heimischer Llobregat beut, nicht hingeben möchte für eines Königs Purpurmantel und edelsteinstropfenden Thron. Rubió y Ors hat seinen Namen in strahlenden Lettern in die katalanische Litteratur eingeschrieben: sie hat unter ihm, der in der auch für Kastilianer leicht verständlichen Sprache Barcelonas singt, ihren Triumphzug durch die spanischen Lande gehalten und ist jetzt in zahlreichem Gefolge vortrefflicher Übersetzungen erschienen. Nichts ist anziehender, als das schöne Urbild mit dem überaus ähnlichen schmutzen Konterfei zu vergleichen: kastilianische, galizische, asturianische, baskische, provençalische, französische, italienische, piemontesische, sizilianische, vlämische und deutsche Übersetzungen wechseln mit griechischen und polnischen ab. Wir wan-

dein wie in einem Lustgarten der Poesie voll von würzigen Nelken und duftenden Rosen. —

Der Rose ist jetzt auch in Madrid ein ganzes Büchlein gewidmet: Cultivo de los rosales en macetas. Traducciones hechas por D. Mariano Vergara adicionadas con un prólogo y una antología originales (Madrid, 1889). Bei diesem Buche ist die poetische Blumenlese nur der Anhang, bei einem anderen demnächst in Madrid erscheinenden Werke, welches Juan Perez de Guzman unter dem Titel: La Rosa: manojo de la poesía española formada con las mejores producciones líricas dedicadas á la Reina de las Flores durante los siglos XVI, XVII, XVIII y XIX veröffentlicht wird, ist die Anthologie der Kern. In der Einleitung hat Perez de Guzman auch der Rose in der deutschen Dichtung gedacht. Was könnte er da Schöneres erwähnen, als das Goethe'sche Volkslied: Das Haideröcklein? Der Spanier hat es also wiedergegeben:

La rosa silvestre.

Placentero vió el niño la rosa
la rosa del campo:
como el alba era jóven y hermosa:
y acercóse á admirar sus colores
y admiró con delicia y encanto
la rosa, la rosa, la rosa purpúrea,
la rosa del campo.

Y dijo engreído: — "Yo quiero cogerte,
la rosa del campo": —
y la rosa, en peligro de muerte,
arguyó: — "Si me cojes, te punzo:
que tu herida eterna me daño";
la rosa, la rosa, la rosa purpúrea,
la rosa del campo.

Do se tallo el rapaz fiero corta
la rosa del campo.
Se pinchó en sus espinas; que importa?
La flor débil sufrió resignada:
Resistir y quejarse fué envano,
la rosa, la rosa, la rosa purpúrea,
la rosa del campo.

Johannes Fackentrath.

Scandinavische Literatur.

Ein naturalistisches Reformdrama. Herr August Strindberg ist der energischste Vertreter des Naturalismus in Schweden. Mit seltener Kühnheit versucht er, wie Zola in Frankreich, demselben auch im Drama Eingang zu schaffen. Schon in seinem „Vater“ hatte er sich von jeder Bühnenshablone so fern gehalten, hatte im Dialog einen solch' natürlichen Ton angeschlagen, die Handlung mit einer Einfachheit lediglich aus dem Gegensatz der Charaktere herausgearbeitet, daß wir dort allerdings ein staunenerregendes Wirklichkeitsbild voll hässlicher Tragik erhielten. Aber in seinem „Vater“ hatte sich Strindberg wenigstens in den äußeren Formen noch an die alten Theater sitten gebunden, in seiner „Fröken Julie“^{*)} („Fräulein Julie“) geht er noch einen Schritt weiter.

Nach der Vorrede, die er diesem Drama voransetzte, muß Herr Strindberg eine sehr hohe Meinung von dem Theaterpublikum haben, da er von demselben glaubt, daß es in stande wäre, ein Stück von 84 Seiten ohne Akt-einteilung, also in einem Zuge heruntergespielt, anzusehen, da er ferner meint, daß unser Theaterpublikum geneigt sei, auf eine bewegte äußere Handlung zu verzichten und der psychologischen Analyse sein Interesse zu schenken. Er übersieht, daß das Theater von der großen Mehrheit als Vergnügungs- und nicht als Kunst-Institut betrachtet wird, daß man nur sehr ungern auf die Zwischenaktpromenaden in den Hörsälen, auf die Betrachtung der im Zuschauerraum Anwesenden und — ihrer Toiletten! verzichten wird. Und der geringe Erfolg der letzten Ibsen'schen Dramen bei dem Theaterpublikum beweist leider, daß

*) Fröken Julie. Ett naturalistiskt sorgespel. Stockholm. Settgmaam. Dänische Uebersetzung von Kathale Larsen. Kjöbenhavn, Schubotke.

für die psychologische Analyse herzlich wenig Interesse und Verständnis vorhanden ist. Von diesem rein praktischen Standpunkt aus dürfte Strindbergs Reformversuch des Theaters also im Ganzen wenig Erfolg haben. Betrachten wir ihn vom theoretischen.

Strindberg will in seiner Tragödie einen philosophisch-naturwissenschaftlichen Satz zur Darstellung bringen. Das solide Leben besteht für ihn in zwei beständigen Bewegungen, in dem Steigen der unteren, stärkeren Klassen und in dem Sinken der oberen, schwächeren. In diesem Wechsel liegt für ihn die Wonne des Daseins, da das Glück in der Wiedergeburt zu suchen ist. Ein Geschlecht muß untergehen, damit ein anderes emporkommen kann. So soll, nach seiner Ansicht, der Untergang eines gleichsam überreifen und daher der Fäulnis entgegen gehenden Menschengeschlechts seinen traurigen, sondern einen frohen, erhebenden Eindruck machen.

Die Vertreterin dieser überreifen Rasse ist Fräulein Julie, eine Gräfinstochter, deren Untergang durch die Leidenschaften einer sittlich verderbten Mutter, durch eine falsche, halb männliche, halb weibliche Erziehung, die ihr ihre Eltern theil werden lassen, durch die eigene Natur und den suggestiven Einfluß ihres früheren Bräutigams auf ihr degeneriertes Hirn herbeigeführt wird. Hierzu kommen als zufällige Umstände: eine momentane Abwesenheit des Vaters, die Feststimmung der Johannisnacht, in der das Drama spielt und die in Scandinavien als großes Volksfest gefeiert wird, die Dämmerung der Nacht unter dem Einfluß der Winternachtssonne, die ausregende Wirkung des Tanzes, und ein Zufall, der sie und den Bedienten Jean zusammen in dessen Zimmer treibt. All' dieses bewirkt — tiefer konnte man ein auf den ersten Blick unwahrscheinliches Ereignis nicht begründen — daß sie

einer Verführung erliegt, nachdem sie ihn selbst gleichsam dazu durch ihr Benehmen herausgefordert hatte.

Sie ist eine komplizierte, zusammengesetzte Natur, wie alle modernen Menschen, und ihre Gestalt ist insofern tragisch, als sich in ihr der Kampf zwischen trugischen Natur und den durch die Erziehung hervorgerufenen Neigungen und Abneigungen vollzieht. Sie haßt die Männer und erliegt doch dem geschlechtlichen Triebe. Sie haßt auch den Verführer und will nach geschehener That doch mit ihm entfliehen, „um das Leben kurze Zeit zu genießen und dann zu sterben.“ Aber Jean will überhaupt noch nicht sterben, sondern reich und angesehen werden; er ist der Vertreter des emporkommenden Geschlechts und hält den Selbstmord für ein Verbrechen gegen die Vorsehung, die uns das Leben gegeben hat.

bleiben aber kann sie nicht, das verbietet ihr Ehrgefühl, das nun einmal das Erb der höheren gesellschaftlichen Abstammung ist. So bleibt ihr nur der sofortige Selbstmord; aber sie selbst hat dazu nicht die moralische Kraft und steht daher Jean an, ihr die That um ihrer Ehre, ihres Namens willen zu besorgen. Und unter seinem suggestiven Einfluß vollzieht sie es denn. Jean, als Vertreter der neuen naturalistischen Richtung, kennt jenes romantische Ehrgefühl nicht; daher kann er ruhig leben bleiben und sein Ziel des Emporkommens weiter verfolgen. Auch er ist eine komplizierte Natur, insofern als er über seinen Stand bereits erhaben ist und seine Sinne weiter und seiner entwidelt sind. Seinesgleichen ist ihm bereits fremd, und doch fürchtet er sie. Er sieht sich selbst als eine Art Aristokrat, ist gesellschaftlich — das heißt, was die äußere Form anbelangt — gebildet und doch roh. Er ist völlig rücksichts- und gefühllos, wenn es sein Interesse ver-

langt. Auch spricht er mehr, was ihm nützlich, als was wahr ist, und sein Knechtinn offenbart sich in einer gewissen Angst vor dem Grafen.

Jean an die Seite gestellt ist die Köchin Christine, die Vertreterin der noch völlig in der Tiefe verharrenden Gesellschaftsschicht, voll Unselbständigkeit und Stumpfsheit, und mit moralischen und religiösen Sätzen vollgepfropft, die zum Deckmantel und Sündenbock dienen müssen. —

Das Ganze hat äußerst wenig Handlung und ist der alleinige Nachdruck auf die Charakterentwicklung und Motivierung der Handlungsweise der Personen gelegt.

Der Verfasser geht von der Anschauung aus, daß seine Dichtung keinen peinlichen und traurigen Eindruck hinterlassen dürfe, da ja das Glück des Daseins in dem Untergang des Alten und Überlebten und dem Emporkommen des Frischen und Natürlichen liege. Ganz richtig; darin würde allerdings etwas Erhebendes liegen, aber dieses Emporkommende müßte auch wirklich etwas Frisches, Gesundes sein, von dem wir eine bessere Zukunft erwarten könnten. Das ist hier aber durchaus nicht der Fall. Wenn das emporkommende Geschlecht diesem Jean glauben sollte, so wäre es eine trostlose Weltentwicklung. Freilich sind seine Sinne, sein Geschmaack entwickelt, freilich hat er in den äußeren Formen das Niveau der höheren Stände erreicht, freilich ist sein Verstand gereift aber sein Geist, sein ideales Streben ist stehen geblieben. Er hat für nichts Sinn und Verständnis als für materiellen Erfolg und materielle Bestrebungen. Bedem Emporkommen eines solchen Geschlechtes müßte Kunst und Wissenschaft alles Schöne und Hohe, was es auf Erden giebt, zugrunde gehen. Und das sollen wir mit Freude und Genugthuung betrachten? Nicht in dem Untergange Juliens liegt das peinliche und traurige,

denn mag sie auch in erster Reihe ein Opfer der Umstände und ihres durch Vererbung und falsche Erziehung verderbten Charakters sein, immerhin hat sie die Folgen ihrer Handlungsweise zu tragen und ihr Untergang ist nur eine Konsequenz derselben. Der niederdrückende Eindruck, den dieses Drama sicher bei einer Aufführung hervorzurufen würde, entsteht vielmehr daraus, daß ein Schuldiger, ein erbärmlicher Wicht völlig straflos daraus hervorgeht. Über den Sieg der Gemeinheit werden wir immer nur trauern, aber nicht uns dadurch erhoben fühlen.

Was die Ausführung, die technische Durchführung eines Werkes betrifft, so läßt sich gegen dieselbe, wenn man die naturalistischen Bahnen auch für das Drama für angeeignet hält, nichts einwenden. Die Charakteristik ist von seltener Feinheit, Schärfe und Lebensweisheit, die Sprache von wahrhaft verbläffender Natürlichkeit, die Föhrung der Handlung von großer Einfachheit und innerer Folgerichtigkeit. Der Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit, der gegen sie sicher erhoben werden wird, ist unbegründet, da unter diesen Umständen und bei diesen Charakteren alles gerade so vor sich gehen mußte, aber Strindberg wählte, wie er selbst einräumt, in Julie einen Ausnahmeharakter. Mit einem solchen vermögen wir aber weder mitzuföhlen, noch mitzuleiden, da wir eine ähnliche Handlungsweise für uns selbst nicht für möglich halten können. Wir sitzen Juliens Handeln und Schicksal kalt und ohne Interesse gegenüber, höchstens mit dem der Neugier, mit der man eine Mißgeburt in einer Schaubude betrachten geht. Strindberg hat, wie sich das schon in seinem „Vater“ zeigte, eine ungewöhnlich düstere, ja geradezu feindliche Auffassung von dem Wesen des Weibes, so daß er sicher der Ansicht ist, diese Julie ist keine Abnormität, eine Ansicht, die

aber nur wenige seines Publikums teilen werden. Dieser Pessimismus ist es, der Strindberg's in technischer Beziehung und an Gedankensfülle treffliche dramatische Schöpfungen in ihrer Wirkung auf's Schädlichste beeinflusst. Könnte der Dichter sich aus dieser verblissenen Stimmung herauskämpfen! Wir hätten noch großes, nicht nur psychologische Abnormitäten von ihm zu erwarten.

E. Brausewetter.

Böhmische Litteratur.

Nach längerer Pause haben die böhmischen Autoren wieder den Böhmetisch reichlicher beschenkt. Es vergingen seit unserer letzten Berichten lange Wochen, ohne daß in Prag etwas Bemerkenswertes erschienen wäre. Jetzt gegen Weihnachten ist der Verkehr der Verleger mit den Dichtern etwas reger geworden und es wird daher der Verkehr der Dichter mit dem Publikum wieder ein größerer sein. Die Reihe der Weihnachtsbescherer hat Svatoopluk Čech mit einem Band Gedichte „Nové Písne“ (Neue Lieder) eröffnet. Es ist dies der zweite Band Tendenzgedichte in diesem Jahre, den wir von dem berühmten Dichter erhalten. Es hat dieser Band, sowie der ihm vorhergehene Band „Morgenlieder“ in Böhmen große Verbreitung und Liebe gefunden. Kritisiert lobt und tadelt eben Čech ganz rücksichtslos, was in Böhmen vorgeht. Der Tenor seiner Gedichte ruft nach Einigkeit in Böhmen. Von Čech haben wir noch eine Novität zu verzeichnen und zwar „Der neue epochale Ausflug des Herrn Brouček ins XV. Jahrhundert“ (Prag, F. Šmináček). Zu Ende des vorigen Jahres hat Čech (wie in diesen Blättern auch gemeldet wurde) eine ausgezeichnete Satyre auf das böhmische Leben verfaßt und sie „Ein Ausflug des H. Brouček auf den Mond“ benannt. Das Buch hat nun seiner Zeit einen durchschlagenden Erfolg beim Publikum errungen und großen Ab-

saß gefunden. Der Erfolg scheint Dichter und Verleger aufgefordert zu haben, in den Ausflügen des Prager Hausbesizers fortzufahren und so werden wir heuer wieder einen H. Brouček am Weihnachts-tische erblicken. Bisher sind 5 Hefte erschienen und sind ebenso glänzend von B. Oliva illustriert wie die vorjährigen. Jaroslav Brchlický, der zweite gleichbedeutende Beherrscher des böhmischen Parnassus, hat eine Gedichtensammlung „Na domaci půd“ (auf heimatlichem Boden) herausgegeben und damit den Vorwurf zurückgewiesen, daß seine Phantasie das Glück im Fernen suche. In einem großen Teile des neuen Gedichtsbuches schildert Brchlický Prag, und namentlich dessen historisches Viertel der Kleinfeste. Und so eigentümlich düster dieser Stadtteil ist, so düster ist auch der Anstrich der Gedichte, als wollte Brchlický das Historische dadurch präzisieren. — Von Brchlický wird auch demnächst der zweite Band seiner Übersetzung „Des befreiten Jerusalems“ erscheinen lassen. — Julius Jeyer, ein glänzender Epiker, hat ein Drama „Donna Sanda“ veröffentlicht, und damit quasi im Vorhinein gesagt, daß ihm die Aufführung desselben nicht erwünscht ist. Und Jeyer hat Recht. Seine Dichtungen gehören insgesamt zu den Besten, was die böhmische Litteratur aufzuweisen hat, seine Dramen, die er geschrieben, sind ungemein poetisch und führen eine prachtvolle, wohlklingende Sprache, aber — fürs Theater sind sie nicht. Das neueste Drama Julius Jeyers teilt nun wieder alle hier erwähnten Vorzüge, die aber am Theater erst in zweiter Linie beobachtet werden. Das, was in erster Linie stehen soll, das Dramatische, fehlt auch diesem Buchdrama. — Wenn wir schon von Dramen sprechen, wollen wir auch zweier Neuerscheinungen gedenken, die hierher gehören. Es erschienen hier zwei, am böhm. Nationaltheater in Prag heuer aufgeführte Stücke im Trud: F. A.

Schuberts „Praktikus“ und Ladislav Straupežnickýs „Wenzl Hrobdický von Hrobdice“. Das erstere behandelt einen Stoff aus dem politisch-nationalen Leben des böhm. Volkes in den Jahren 1860—1870. Und das ist der Hauptmangel des Stückes auf der Bühne gewesen. Die Gesehnisse von damals sind noch viel zu neu, die darin unter anderen Namen vorkommenden Politiker und Journalisten leben noch, die ganze Handlung ist daher sehr leicht kontrollierbar. Einen weit besseren Eindruck macht das Drama beim Lesen. Es ist zwar in keiner Beziehung gleichwertig mit den früher erschienenen (auch ins Deutsche von E. Grün übersetzten) Dramen desselben Autors „Jan Břrava“ (Jans Bierauer) und „Láska Raffaelova“ (Raffaels Liebe), aber es ist immerhin interessant. Das zweite von uns erwähnte Drama von Stroupežnický, dem Dramaturgen des böhmischen Nationaltheaters — F. A. Schubert ist Direktor desselben — hatte auf der Bühne und nun auch als Buch einen weit größeren Erfolg. Es behandelt den Kampf des konservativen Hochadeligen Hrobdický mit dem nach dem Jahre 1848 freigewordenen Bauer Borba in überaus dramatischer Weise. Stroupežnický gehört unter die Realisten unter den böhmischen Dramatikern. Seine Figuren sind denn auch immer lebenswahr und kräftig, die Handlung seines Stückes überaus spannend und oft ergreifend — kurz es hat den großen Erfolg verdient. Stroupežnický gehört auch sonst zu den besten Genristen der böhmischen Litteratur; und viele seiner Novellen, Charakterzeichnungen aus dem böhm. Dorfleben und Erzählungen sind ins Deutsche übersetzt worden und werden hoffentlich auch in einer Gesamtausgabe erscheinen. — Eduard Jelinek hat wieder einen Band seiner kulturhistorischen Essays auf den Böhertisch gelegt. Es führt den Titel „Slovanaské Erty“ (Slavische Stiggen). Wir haben bereits über

Jelineks Thätigkeit in der böhm. Litteratur auf dieser Stelle eingehender gesprochen und erwähnen heute bloß, daß auch diese „Slavischen Stiggen“ eine besondere Aufmerksamkeit und Würdigung verdienen. In denselben werden wir mit zahlreichen interessanten Persönlichkeiten der übrigen Herrenwelt bekannt gemacht, so z. B. mit dem Fürsten Karl Radziwili (1750), der Fürstin Katharina R. Daret, dem russischen Schauspieler Karatygin zc. zc. Das Buch zielt den heurigen Weihnachtstisch in hervorragender Weise.

F. H.

Ungarische Litteratur.

Das Gestern und Heute. (Ategnapsés ma.) Gedichte von Andor Kozma. Mit einem Vorworte von Ludwig Dógh. Budapest, Singer u. Wolfner. Zeitgedichte von eigentümlichem Reiz und hoher Formvollendung, wie sie selten auf dem ungar. Büchermarkte zu finden ist. Der Verfasser ist ein junger Mann von 26 Jahren (der Sohn des ungar. Oberstaatsanwaltes), der seit beiläufig 10 Jahren die Zeitgedichte im ungarischen Wipblatte „Borss Tem Jankó“ schreibt. In diesem Bändchen hat er seine Gedichte gesammelt und dem ungar. Lesepublikum eine wirklich wertvolle poetische Gabe dargebracht. Andor Kozma ist eine vornehme Dichternatur: edle Besinnung, ein unverfälschter Liberalismus, Begeisterung für alles Edle und Gute, echte Humanität zeichnet diese Dichtungen aus, welche die bewegenden Fragen der Jetztzeit auf allen Gebieten des menschlichen Lebens zum Gegenstande haben. Es sind keine versifigierten Leitartikel, voller platter Phrasen, der jugendliche Dichter weiß alles poetisch zu gestalten. Seine Sprache ist voller Schwung, sein Humor und seine Satyre herzerquickend. Ein vornehmes Bändlein, dessen erste Auflage in einigen Tagen vergriffen war.

Moriz Poissmann.

Neues aus der Pallas-Ausgabe:
E. KAZÁR: A ma holnap nélkül
(Roman).

Turgenev: Bazaroff.

About E.: Le roi des montagnes.

Maria Corelli: Geschichte eines
Gestorbenen.

Ludwig Bösa. Virághullás (Neuere
Gedichte. Gebrüder Endrényi in Szeged).

Der Inhalt dieses kleinen schmucken
Bändchens ist eine Sammlung lyrischer
und kleinerer erzählender Gedichte. Die
Gedichte sind reich an Inhalt, von tiefem
Gefühl durchdrungen. Klangvolle Reime,
schön geordnete Gedanken zieren dieses
vortreffliche Werk, welches durch die fer-
nige Kraft der Sprache das Lob des
Lesers, wie auch des Kritikers zweifel-
ohne verdient.

Gelich Karl: Magyarország függet-
lenségi harca 1848/49—ben. (Ungarns
Freiheitskrieg im Jahre 1848/49). V.
Könyv, Budapest.

Dieses Werk, dessen dritter Band
neuestens erschienen ist, zeichnet sich durch
seine Gründlichkeit und seine historische
Ausarbeitung vor allen diesen ähnlichen
Werken aus. Die Vorgeschichte, sowie
der Hergang dieses Freiheitskrieges und
ein kurzer Überblick der darauf folgenden
Jahre sind hier mit strengen historischen
Kritiken geschildert. Nicht nur der Histo-
riker, alle, die sich für die Geschichte die-
ses tapferen und freiheitsliebenden Volkes
interessieren, finden in diesem vorzüg-
lichen Werke eine feiselnde und gründ-
liche Beschreibung jenes Zeitalters. Ein
Werk, welches ob seiner Gründlichkeit als
eine der ersten Geschichtsquellen sich eignet.

Ohnets neuester Roman: Doktor
Kameau ist in einer guten Übersetzung
von Adalbert Fisi in der Universal-
Romanbibliothek (Egyptomeres regény-.

tár) bei Singer & Wolfner, Budapest
erschienen.

Nochmals Conradi-Oberbreyer.

Auf Herrn Conradi's „Erwiderung“
im Septemberheft sendet uns Herr Ober-
breyer folgende Schlussklärung, mit
deren Veröffentlichung die Angelegenheit
für uns erledigt ist. Der genannte Herr
schreibt: In seiner langatmigen Erwide-
rung auf meine Entgegnung giebt sich
Herr H. Conradi die erdenklichste Mühe
den Vorwurf von sich abzuwälzen, als
habe er in so kindlicher Weise, wie es
geschehen ist, Meister Wieland's Stil
kritikieren wollen. Es ist aber Thatsache,
daß nicht nur der Schluß der Einleitung
zu den „Hetärengesprächen“, wie er
jetzt selbst zugeben muß, sondern auch
das Übrige aus Wieland's Feder stammt.
Nur steht dies an einer andern Stelle
als dort, wo es der „Kritiker“ sucht.
Mag er es weiter suchen! Aber selbst
wenn er es findet — was nützt das?
In seiner Überhebung nimmt Herr Con-
radi ja selbst gegen Wieland „nichts von
dem Gesagten zurück!“ Nun, Conradi's
„Urteil“ kann sowohl Wieland wie mir
so gleichgültig wie möglich sein! — Was
die von ihm an den Haaren herbeigezogene
Angelegenheit einer vor langen Jahren
gelegentlich eines Meininger Gastspiels
in Magdeburg von mir in besonderem
Auftrage und nach überwiesenem
Material lediglich behufs lokaler Re-
klame zusammengestellte Broschüre be-
trifft, so verbieten mir leider Rücksichten
auf höher stehende, verehrungswürdige
Persönlichkeiten darauf näher einzugehen.
Ich habe seinerzeit die Weisung erhalten,
diese Angelegenheit völlig ruhen zu lassen
und diesem Gebote habe ich unbedingt
Folge zu leisten.

Leipzig, im September 1889.

Dr. Max Oberbreyer.

Verantwortliche Leitung: Dr. R. G. Conrad in München.

Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von G. O. Röber in Leipzig.



Dr. Murray Brewster



Die Franzosenherrschaft im neuen Deutschen Reich.

Von M. G. Conrad.

(München.)



Pumpaella an Fantasio:

Wie Franz Dingelstedt, der „Nachtwächter mit den langen Fortschrittsbeinen“, über das Vorurteil dachte, daß deutsche Bühnen von Rang ohne Zufuhr aus Frankreich nicht bestehen können, zeigt ein bisher nicht veröffentlichter Brief von ihm, den E. Babel in der „N.-Z.“ mittheilt. In einer Zeit, als Dingelstedt Leiter des Wiener Burgtheaters war (am 28. Oktober 1878) und die französische Dichtung noch auf ganz anderer Höhe stand als heute, schrieb er an Paul Lindau: „Diesen französischen Asterpoeten liegt gar nichts daran, wo und wie sie aufgeführt werden, auch nicht, wer sie übersetzt. Sie haben nur Sinn für die Prime, die Tantieme. Ich brauche sie alle nicht und halte es tief unter der Würde des Burgtheaters wie gegen mein Gewissen als deutscher Schriftsteller, ihnen nachzulaufen.“

Was vor elf Jahren Dingelstedt, der bekanntlich nichts weniger als ein beschränkter Chauvinist gewesen, als eine Würde- und Gewissenlosigkeit erklärte, ist heute in der deutschen Theater-, Kunst- und Litteraturwirtschaft zu einem unbeanstandeten öffentlichen Gebrauchtume geworden. Die deutschen Reichsbürger von 1889 finden es ganz in der Ordnung, daß ihre Theaterleiter, Kunstaussteller, Buchhändler, Leihbibliothekare und ähnliche Gewerksbekliffene den französischen Theatralikern, Malern, Romanschreibern u. s. w. „nachlaufen“, deren Erzeugnisse um sündheidentheures Geld erstehen, den vaterländischen Künstlern und Dichtern die schamloseste Konkurrenz machen,

den Sinn des Publikums für heimische Kunst und Dichtung ersticken und die Begier nach Ausländischem unablässig reizen.

Man braucht nur einen Blick auf die Spielverzeichnisse der deutschen Schaubühnen, von der Reichshauptstadt angefangen bis zu dem letzten Provinznest mit seinem verklumpten Thespiaskarrenschieber, nur einen Blick auf die Auslagewenster der deutschen Buch- und Kunsthändler, auf die periodischen Kunstausstellungen, auf die Theater-, Kunst- und Litteraturberichte in den größten und verbreitetsten deutschen Tageszeitungen zu werfen, und man wird sich überzeugen, daß die geistige und künstlerische Entdeutschung Deutschlands mit Hochdruck betrieben, die Verpariserung unseres Volkes zum geschäftlichen Prinzip erhoben und die Franzosenherrschaft im Reich der deutschen Dichter und Denker täglich mehr in ein durchgreifendes System gebracht wird.

Und die Fürsten und Hüter unseres Landes sehen dieser Entdeutschung Deutschlands auf den wichtigsten Gebieten des Geistes- und Kulturlebens mit voller Gemütsruhe zu. Und die hohe Obrigkeit gewährt den Franzosen auf unsern Bühnen, in den Singspielhallen, in den Schauspielfestern, in den Kunstausstellungen ein Maß von Freiheit, wie sie es den einheimischen Erzeugern von Geistesprodukten gegenüber niemals erübrigt. Was kein Deutscher dichten, malen, meißeln, aufführen und ausstellen lassen dürfte, ohne sofort polizeilich gerüffelt zu werden, das ist den Franzosen bei uns ohne die geringste Belästigung erlaubt. Stücke von der raffiniertesten Zotenhaftigkeit und Geilerei, Bilder von der ausgeflügeltsten Veredlung auf die niedrigsten Sinnentriebe haben in Deutschland, sobald sie die französische Ursprungsmarke tragen, ungehemmte Bewegung. Pariser Venusknechte dürfen in Wort und Bild sich bei uns Alles erlauben, was einem deutschen Dichter und Maler von der strengen Wahrheitschule, welche selbst das Schlechte in den hehren Dienst des Guten zwingt, als bodenlose Gemeinheit, als schweinißches Wühlen im Schmutze ausgemußt würde. Unsere Sittlichkeitsgendarmerie und Preßkritik hantiert offenbar mit zweierlei Maßstäben; was ihr bei den Franzosen als liebenswürdig-geniale Schwerenötereie gilt, ist ihr bei den Deutschen sträfliche Gemeinheit. Drum wird dem Franzosen der Passierschein ausgefertigt, wo man dem Deutschen den Straßrichter auf den Nacken hegt. Sogar auf deutschen Hofbühnen genießen solche französische Stücke das Gastrecht, in welchen z. B. — man vergleiche den „Attaché“ von Meilhac — deutsche Diplomaten als Ibioten und Schmutziane lächerlich gemacht werden. Wäre ein deutscher Komödientheater ein derartiges Stück an, unsere Hoftheater-Intendanten würden ihm voll Entrüstung die Thür weisen. Ein tragisches Possenwerk, wie die „Fedora“ von Sardou, in wel-

chem die psychologische Dummheit und Aberwitzigkeit Eiffelturmsöhe erreicht, ist an ersten deutschen Bühnen Repertoirestück; wäre es von einem Deutschen verfaßt, hätten es die harthäutigsten Theaterleiter sicherlich als gröbliche Beleidigung des gesunden Menschenverstandes längst in die dunkelste Ecke geschlendert. Eine rührelige Possenreißerei wie der französische „Hüttenbesitzer“, worin auch nicht eine einzige Empfindung echt, nicht ein einziger Ton wahr ist, zieht im Triumph über die deutsche Bühne. Gegen den Verfasser des „Hüttenbesitzers“ ist unsere selige Birchpfeiffer ein wahres Muster von Natürlichkeit. Thut nichts, George Ohnet ist ein Franzose — das genügt, seinen Schwierialien in Deutschland die andauerndste Bewunderung und die fettesten Tantiemen zu sichern.

Wenn unser deutsches Theater auf dem Hund ist, wie gestrenge Kunstliebhaber vermeinen, ist es in erster Linie dem herrschenden Franzosentum zuzuschreiben.

Blumenthal in Berlin setzt auf seinen Theaterbau den Namen des deutschen Kunstreformators Lessing — und erwirbt schleunigst, um ein eintägiges Luststück zu haben, für bare zehntausend Mark den „Fall Elemencaou“ von Dumas, eine Bühnendichterei, die ein Lessing sicherlich nicht geschenkt gemocht hätte. Das Berliner Lessingtheater darf es darum auch nicht krumm nehmen, wenn ihm unser Conrad Alberti den Sinnspruch widmet:

Von Innen Blumenthal — von Außen Lessing:
In silberner Schale Apfel von Lessing.

Die erste deutsche Malerstadt — die „Kunstmetropole“ München, eine Schöpfung des „teutschesten“ Fürsten und Kunstkönigs Ludwig I. — möchte sich nicht von dem reichen, aufblühenden Berlin überflügeln lassen und richtet jährliche Kunstausstellungen ein. Sehr schön. Eine Gelegenheit mehr, der grassierenden Ausländerei ein Paroli zu biegen und der Welt zu zeigen, welche Wunder von Kunstleistungen die deutschen Maler, Bildhauer und Zeichner zu bieten und damit den fremden Wettbewerbern den Rang abzulaufen vermögen, nichtwahr? Gewiß! Allein die erste deutsche Malerstadt br...ht die breiteste Vertretung der Franzosen in ihren Mauern, um das deutsche Publikum zu fixen — also dürfen es die Münchener nicht wie Dingelstedt unter ihrer Würde und gegen ihr Gewissen finden, den Parisern „nachzulaufen“ und ihnen für Werke, die in nichts über die einheimische Leistungsfähigkeit hinausragen, die ersten Medaillen in allen Klassen ehrerbietigt zuvererkennen. Man betrachte sich diese merkwürdige „erste Jahresausstellung“ im königlichen Glaspalast: Franzosenherrschaft und Franzosenverehrung auf der ganzen Linie!

Und der deutsche Michel steht da, die schwere Sturmhaube auf dem Kopf, bewaffnet bis an die Zähne, jeder Zoll ein Held, jeden verfügbaren Pfennig dem Militarismus opfernd — um die Würde und Unantastbarkeit seines Reiches zu schützen! Aber sein Bestes, seinen Geist und sein Gemüt, seine künstlerische und dichterische Eigenart, die ideale Selbstherrlichkeit und Hoheit in allen Angelegenheiten des feinsten Seelenlebens — ja, die giebt er mit Vergnügen den Fremden preis. Willig und unbefonnen, wie der dümmste Junge, zahlt dieser alte Landsturm-Michel mit den höchsten Preisen die fremdländischen Verführungskünstler und ihre einheimischen Stuppler und Gelegenheitsmacher. Kein besseres Geschäft für deutsche Theaterleute, Kunst- und Buchhändler, Zeitungsschreiber und Übersetzer, als im heutigen deutschen Reich den französischen Zutreiber zu machen; das bringt Ehr' und Gewinn in Hülle und Fülle.

Wie die Ausländer, in erster Linie die Franzosen selbst, über diese geistige Fremdherrschaft im Deutschen Reiche denken, lehrt uns ein aufmerksamer Blick in ihre Zeitungen. Namentlich ihre Spezialberichterstatter in Berlin finden nicht Worte des Spottes und Hohnes genug über die Verfranzöserung Deutschlands und besonders der Reichshauptstadt, wo die Sorge für den Militarismus und den Mammonismus mehr und mehr alle ideale Interessen zu ersticken scheint. Einige Berichterstatter ernsthafteren Schlages, die von einem gewissen Wohlwollen für Deutschlands Entwicklung befeelt sind, suchen sich diese unfaßliche Auslandschwärmerci einfach durch die geistige Überlegenheit der Fremden über die Deutschen, durch die Armseligkeit des deutschen Schaffungsvermögens zu erklären!

Von befreundeter Hand erhalte ich soeben aus Rom eine Nummer der Zeitung „La Tribuna“ zugesandt. Ich entfalte das Blatt und finde gleich auf der zweiten Seite einen langen Bericht aus Berlin vom 8. September, überschrieben „Teatri Berlinesi“. Man höre nur die Einleitung:

„Man kann gefiegt, die Militärmacht eines Volkes vernichtet haben und doch gezwungen sein, zwanzig Jahre nach dem Siege noch dem besiegten Volke einen hohen Tribut für dessen geistige Überlegenheit zahlen zu müssen. Dieser Gedanke drängte sich mir auf, als ich einen Rundgang durch die Theater der deutschen Reichshauptstadt machte: im Lessingtheater, im Wallnertheater, im Residenztheater, im Friedrich-Wilhelmstädtischen, im Opernhaus — überall französische Stücke! Wenn doch die guten Deutschen im Jahre 1871 sich als Kriegskontribution statt des Geldes von Paris eine ordentliche Portion jener genialen Eigenschaften hätten schicken lassen, die ihnen so sehr abgehen und die — wenigstens für die fremden Besucher ihrer Städte — nicht durch die sogenannte deutsche Gediegenheit ersetzt werden können!“

Und einige Sätze weiter:

„Man möchte sagen, die guten Berliner hätten, durch die Spärlichkeit ihrer eigenen nationalen Produktion zu dieser großartigen französischen Geistesimportation verdammt . . .“ und so fort!

Also verdammt zur Französelei durch unsere deutsche Geistesarmut!

Kann man sich einen bittereren Hohn auf unsere geistigen und künstlerischen Zustände denken?

Geistesarmut! Spärlichkeit der Produktion! Wo man unsere kräftigsten, begabtesten und schaffenslustigsten Dichter und Künstler knebelt, in die Erde stößt, verlacht, anshungert — während sich die fremden prassend an die Tafel setzen, bejubelt von dem verirrten, verrotteten, verdorbenen deutschen Publikum! Wahrhaftig, diese Ausländer sind zu beneiden. Weniger wegen ihrer Erfolge in Deutschland, als vielmehr weil sie daheim auf dem Boden eines Volkstums stehen, das sich in geistigen Angelegenheiten niemals seines stolzen Selbstbewußtseins, seiner angeborenen Würde und Selbstachtung entäußert und die einheimischen Kunst- und Litteraturschätze dem Import aus der Fremde aufgeopfert hat. Wo finden sich bei uns das empfindliche Nationalgefühl, der mutige Heimatsinn, der heldenhafte Ehrbegriff, Eigenschaften, welche die Franzosen zu allen Zeiten im Kulturwettbewerb mit allen Völkern so bewundernswürdig ausgezeichnet haben? Man schlage doch einmal die deutsche Kulturgeschichte auf! Wie sind da die glänzendsten Blätter mit dem Schmutzflck der Auslandsdienerei besudelt!

Es ist ein ganz furchtbares Gefühl, das diese Zustände in uns wachrufen. Wir stehen da, begeistert für unser altes Volkstum, glühend für die Reinheit, Schönheit und Ursprünglichkeit unserer Volkseele, uns früh und spät mühend am Werkisch — und wir sind machtlos, der grauenhaften Verwüstung zu wehren, machtlos den Schändern und Verderbern unserer vaterländischen Kultur das erbärmliche Handwerk zu legen. Wann wird unserem Volke ein Heiland erstehen, der die Schacherer und Rammonsdiener aus dem Tempel unserer Kunst hinauswirft, daß sie die Hölse brechen? Wann wird unserem Volke ein Held erstehen, der sich an die Spitze des Heerzuges vaterländischer Geister schwingt und der schwachvollen Fremdherrschaft Krieg auf Tod und Leben bringt, die wälschen Schaubuden im Lande niederreißt und Deutschlands Geist zum Herrscher anruft auf Gassen und Plätzen, in Hütten und Palästen?

Frankreich handelt in seinem guten natürlichen Recht, wenn es alle Völker seinem Geiste in Litteratur und Kunst unterthan zu machen strebt; wir aber handeln nicht weniger in unserem guten natürlichen Recht, wenn wir uns gegen die Verknechtung mit allen Kräften wehren und jeden als

einen Judas und Vaterlandsverräter brandmarken, der in Deutschland die Deutschen unterdrücken und die Herrschaft der Ausländer befestigen hilft. Herrgott vom Himmel sieh' darein und schlag' die Schelme nieder! —

Fantasio an Pampauella:

O Du meine Liebe, da hilft weder Fluchen noch Beten. Die Deutschen sind dem guten Herrgott längst zu dumm geworden und da läßt er sie laufen, wie und wohin sie wollen. Ja, sie sind dumm geworden, so dumm, daß sie, abgesehen von ihrer nationalen Eitelkeit zu besonderen Festzwecken, wo sie in entseßlichen patriotischen Phrasen und Zweckessen und Zweckrinten schwelgen, wahrhaftig selbst nicht mehr wissen, worin denn eigentlich ihr „Deutschtum“ bestehe. „Was ist deutsch?“ Diese Frage scheint so schwer zu beantworten zu sein, daß die tief sinnigsten Deutschen, wie Richard Wagner, ganze Abhandlungen darüber geschrieben haben. Niemals würde es den Franzosen einfallen, sich gegenseitig anzufragen: „Was ist französisch?“ oder den Engländern: „Was ist englisch?“ Sie sind in jeder Faßer, das genügt. Aber die Deutschen! Fünzig Jahre lang haben sie in der Welt herumgefungen: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ — — Militarismus und Mammonismus teilen sie mehr oder weniger mit allen Völkern, das ist in ganz Europa nichts mehr Unterscheidendes. Das Unterscheidende für die Deutschen ist also vorläufig dies, daß sie in Kunst und Litteratur die Geschäfte der anderen Völker besorgen, während diese anderen Völker, also die Franzosen, die Russen, die Italiener, die Engländer u. s. w. sich ins Häustchen lachen und zum Dank für die Betriebsamkeit der Deutschen deren Kunst und Litteratur sich möglichst weit vom Leibe halten. Die Franzosen, ja die! Kraft ihres geschlossenen Selbstbewußtseins haben sie schon im vorigen Jahrhundert so gut wie in diesem ihren geistig-schöpferischen Typus unverfehrt erhalten und sich im Großen und Ganzen die Leitung der internationalen Kunstbewegung gesichert. Was die Franzosen jemals von der Litteratur und Kunst des Auslandes nahmen und wie sie es nahmen, geschah nur in der Absicht, für die einheimischen Leistungen einen um so vorteilhafteren Hintergrund zu gewinnen. Im Nuttigen ihrer eigenen Kultur duldeten sie das Fremde nur sozusagen als Schminktplästerchen, um den Glanz ihres Teints zu erhöhen, niemals, um ihre eigene Schönheit zu bestrecken oder in den Schatten zu stellen. Nein, so dumm sind die Franzosen nicht, so dumm sind nur die Deutschen. Diese Dummheit ist das Unterscheidende, das Charakteristische der heutigen Deutschen. Welch' eine Entwürdigung des deutschen Genius! Dummheit ist Deutschtum. Das ist der ganze traurige Witz in drei Worten. —



Julius von Kirchmann

und der neueste philosophische Realismus in Deutschland.*)

Eine Studie von Moritz Brasch.

(Leipzig.)

Seitdem Arthur Schopenhauer seine wenig höflichen Angriffe gegen die „zünftigen“ Philosophen d. h. gegen die vom Staate an den Universitäten angestellten und besoldeten Professoren der Philosophie gerichtet hatte, wurde oft schon die Frage aufgeworfen, ob der Einfluß, den die „nicht-zünftigen“ Denker auf die wissenschaftlichen Strömungen ihrer Zeit wie der Nachwelt ausgeübt haben, mindestens nicht ebenso groß gewesen sei, wie der ihrer „zünftigen“ Kollegen.

Die Frage ist gewiß nicht ganz ohne Berechtigung, wenn man bedenkt, daß, um von den Heroen der antiken Philosophie ganz zu schweigen, der größte Teil der hervortagendsten neuern Denker, wie Bacon, Descartes, Giordano Bruno, Spinoza, Malebranche, Hobbes, Locke, Berkeley, Leibniz,

*) Vgl. des Verfassers Werk: Die Philosophie der Gegenwart. Ihre Richtungen und ihre Hauptvertreter. Für die Gebildeten dargestellt (Leipzig 1888). Dieses Buch bildet den vierten (Schluß-) Band von Brasch' umfassendem Werke: Die Klassiker der Philosophie. Eine gemeinschaftliche historische Darstellung ihrer Weltanschauung. Drei Bände (Bd. I: Das griechisch-römische Altertum; Bd. II: Von der Renaissance bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts; Bd. III: Von Immanuel Kant bis Arthur Schopenhauer). Leipzig 1883 bis 1886. Von den übrigen historisch-philosophischen Publikationen des Verfassers mögen hier genannt sein: Benedict von Spinozas System der Philosophie. Nach der Ethica und den übrigen Traktaten desselben in genetischer Entwicklung dargestellt und mit einer Biographie Spinozas versehen (Berlin 1870). Moses Mendelssohns Schriften zur Philosophie, Ästhetik und Apologetik. Mit Einleitungen, Anmerkungen und einer biographisch-historischen Charakteristik Mendelssohns. Zwei Bände (Bd. I: Schriften zur Metaphysik, Ethik und Religionsphilosophie; Bd. II: Schriften zur Psychologie und Ästhetik) Leipzig 1880. Lichtstrahlen aus M. Mendelssohns Schriften und Briefen. Nebst einer Charakteristik Mendelssohns. Leipzig 1875. Gesammelte Essays und Charakterköpfe zur neuern Philosophie und Litteratur. Zwei Bände (Bd. I: Essays zur Philosophie der Geschichte, Rechtsphilosophie und Ästhetik; Bd. II: Philosophische Studien und Charakterköpfe) Leipzig 1886—87. Wie studiert man Philosophie? Ein Wegweiser für Studierende aller Fakultäten. Leipzig 1888. Die Welt- und Lebensanschauung Friedrich Heberwegs in seinen gesammelten philosophisch-kritischen Abhandlungen. Nebst einer biographisch-historischen Einleitung. Leipzig 1889. Philosophie und Politik. Studien über Ferdinand Lassalle und Johann Jacoby. Leipzig 1890.

Hume, Condillac, Mendelssohn, Charles Bonnet und in neuester Zeit Männer wie Schopenhauer, Feuerbach, Strauß, Lassalle, Hartmann u. a. dieser „unzüftigen“ Klasse von Philosophen angehört haben.

Auch Julius von Kirchmann, ein nicht einflußloser philosophischer Schriftsteller unserer Zeit, gehört dieser Kategorie von Denkern an, welche, ohne je eine Universitätsprofessur bekleidet zu haben, auf die Fortbewegung der philosophischen Ideen in der Gegenwart stark eingewirkt haben. Kirchmann war seinem Berufe nach preussischer Jurist und lange Zeit demokratischer Politiker, und als solcher hatte er sogar die Rolle eines leitenden Parteiführers erlangt. Aber er bekundete darin seine echt philosophische Natur und seinen Veruf zum Denker, daß er, nachdem er seit lange vom politischen Schauplatz zurückgetreten war, in seinen philosophischen Schriften, insbesondere soweit sie auch ethische Probleme behandeln, sich von der Parteischablone soweit zu befreien vermochte, daß er ihr auf die Erörterung ethisch-politischer Fragen keine Einwirkung zugestand. Nicht als wenn er seine politischen Anschauungen verläugnet hätte, sondern darin bewährte er sich als Philosoph, daß er später imstande war, ehemalige Lieblingsvorstellungen über Freiheit, Staat und Gesellschaft nunmehr einer philosophischen Untersuchung zu unterziehen, wobei er zuweilen zu ganz anderen Resultaten gelangte, als diejenigen waren, zu denen er sich früher bekannte. Offenbar hatte unser Philosoph, nachdem er mehr und mehr von seinen früheren politischen Idealen zurückgekommen war, sich der Wirklichkeit genähert und in ihrer unbefangenen und gerechten Beurteilung die Aufgabe seines schriftstellerischen Berufes auch im Bereiche der philosophischen und ethischen Wissenschaften erblickt.

Hier ist der philosophische und gewissermaßen persönliche Grund jenes Realismus seiner Weltanschauung zu finden, welchen er in einer Reihe von philosophischen Schriften entwickelt hat. Von diesen ist nun zu nennen: „Die Philosophie des Wissens“ (1864), ferner „Die Lehre vom Wissen“ (4. Aufl. 1876), „Über des Prinzip des Realismus“ (1881), „Die Grundbegriffe des Rechts und der Moral“ (2. Aufl. 1873), „Katechismus der Philosophie“ (1880), „Die Ästhetik auf realistischer Grundlage“ (1868).

Der Realismus, wie ihn Kirchmann versteht, hat mit derjenigen Weltanschauung, die in neuerer Zeit so genannt wird und ihren Ursprung auf Johann Friedrich Herbart zurückführt, wenig zu thun. Er ist im Grunde Empirismus. „Für die realistische, die beiden Fundamentalsätze (das Wahrgenommene ist oder existiert' und ‚der Widerspruch ist [existiert] nicht') anerkennende Philosophie,“ sagt Kirchmann, „ist alle Philosophie nur Erfahrungswissenschaft, genau so wie alle besonderen Wissenschaften, da

das Denken für sich in keinem Gebiete den Inhalt der Gegenstände erfassen kann, dies vielmehr nur durch die Wahrnehmung des Einzelnen geschieht. Das Denken tritt dann nur hinzu, um durch Aufdeckung der in dem wahrgenommenen Inhalte stehenden Widersprüche denselben davon zu reinigen und um sodann das Allgemeine oder die Gesetze daraus zu sondern und die Wissenschaften zu bilden." Auch Herbart hatte es ja als die Aufgabe aller Metaphysik hingestellt, die Widersprüche, die in den Erfahrungsbegriffen stecken, zu beseitigen, also diese Begriffe denkbar zu machen. Aber nur bis hierher geht die Ähnlichkeit zwischen Herbart und Kirchmann. Denn während jener den Widerspruch und die Beseitigung desselben zum Hauptprinzip seiner Philosophie erhebt, glaubt Kirchmann nicht so weit gehen zu sollen, in allem Wahrgenommenen nichts als Widerspruch zu erblicken. Und wenn Kirchmann die beiden Fundamentalsätze: „Das Wahrgenommene existiert“ und „der Widerspruch existiert nicht“ gewissermaßen neben einander bestehen läßt und nur in Kollisionenfällen den letzteren als den höheren anerkennt, dem der erstere zu weichen habe, so hebt Herbart den ersten durch den zweiten Satz völlig auf. Deshalb steht Herbart dem Idealismus weit näher als Kirchmann, da jenem alles Wahrgenommene nur als ein Schein gilt, hinter welchem das reine Denken die wirkliche Natur der Dinge, das wahre Sein erst zu suchen habe.

Kirchmann teilt das ganze Gebiet des Wissens in zwei Teile, in das des Vorstellens und das des Erkennens. Jenes hat es nur mit den Vorstellungen und mannigfaltigen Thätigkeiten innerhalb des Wissens als solchen zu thun, wo die Frage nach der Wahrheit in diesen Vorstellungen gar nicht in Betracht kommt; das Erkennen dagegen ist von vornherein auf die Gewinnung der Wahrheit mittelst jener Vorstellungen gerichtet.

Unsere Vorstellungen sind zunächst Wahrnehmungsvorstellungen, d. h. solche, welche aus den Sinneswahrnehmungen entstanden sind. Alle haben das mit einander gemeinsam, daß sie ihren Inhalt 1) als seiend setzen; 2) als außerhalb der noch vorhandenen Seele; 3) als gegeben und nicht etwa von der vorhandenen Seele erzeugt; 4) als einen ewigen, in dem die Unterschiede erst später hervortreten. Jede Wahrnehmungsvorstellung, mag der Vorgang in den Sinnesorganen auch seinen zeitlichen Verlauf haben und einen komplizierten Prozeß enthalten, zeigt sich doch in ihrem Endergebnis als eine plötzliche, ferner als ein einfaches Geschehen und als notwendiges Geschehen. Außer den Sinnesorganen giebt es keine Mittel, ein Wissen von der äußeren, körperlichen Welt zu erlangen. Der Inhalt der Sinnesorgane ist also für uns der Inhalt der äußeren Körperwelt. Wenn man aber den Inhalt der Sinneswahrnehmungen untersucht, so ergibt sich,

daß gewisse Bestimmungen rein materialer Art sind. Dieses gilt z. B. von der Farbe des Gesichtssinnes, dem Ton für den Gehörsinn, der Temperatur, der Glätte und der Rauigkeit für den reinen Gefühlsinn, ferner von dem Druck der Bewegungen für das thätige Fühlen, endlich dem Geruch und dem Geschmack, welche von dem Willen erregten motorischen Nerven und Muskeln vermittelt werden. Zu den materialen Bestimmungen rechnet Kirchnermann aber noch den Grad oder die unterscheidende Stärke dieser Bewegungen.

Dem stehen gegenüber die formalen Bestimmungen, welche mit dem Raum und der Zeit zusammenhängen. Es sind dies die räumliche Größe, die räumliche Gestalt, die Richtung im Raume, die zeitliche Größe, die zeitliche Veränderung und die Bewegung. An jeder dieser Bestimmungen sind die Sinneswerkzeuge in anderer Kombination beteiligt. Die materialen Bestimmungen in der Qualität, die formalen in der Quantität der äußeren Körperwelt. Doch verhehlt sich Kirchnermann nicht, daß beide nicht so streng von einander geschieden werden können, da z. B. auch der Grad einer Qualität zur Quantität und umgekehrt die Gestalt, die Bewegung und Veränderung zur Qualität gezählt werden können. Wie weit die Körperwelt außer diesen wahrnehmbaren, formalen und materialen Bestimmungen noch andere, für uns nicht wahrnehmbare enthält, wie etwa z. B. die Atome und den Lichtäther, welchen wir erst durch das kombinierende Denken als vorhanden setzen, muß dahin gestellt bleiben und gehört in das Gebiet der mehr- oder minderwertigen Hypothesen, welche die Wissenschaft behufs Erklärung gewisser Erscheinungen adoptiert. Bei alledem hebt aber die durch unsere verbesserten Hilfsmittel bewirkte Vergrößerung oder Verkleinerung der Objekte ihre Eigenschaften als Gegenstände sinnlicher Wahrnehmung nicht auf. Überhaupt vermag die bloße quantitative Veränderung der Form und Größe der Welt, wie sie sich die kühnste Phantasie des Dichters oder die scharfsinnigste Denkkraft des Philosophen ermöglicht, niemals eine andere Körperwelt setzen, als die vorhandene mit diesen quantitativen und qualitativen Bestimmungen der wirklichen Welt.

Eine Art inneres Gegenbild der äußeren Sinneswahrnehmung sieht Kirchnermann in der Selbstwahrnehmung, deren Objekt die eigene Seele des Wahrnehmenden ist. Die Seele besitzt keine Organe für ihre Selbstwahrnehmung, wie der Körper für die Wahrnehmung der Außenwelt. Dagegen setzt auch die Selbstwahrnehmung ihren Inhalt als seiend, als gegeben und als einen, ebenso wie die einzelne Selbstwahrnehmung ein plötzlicher, einfacher, unvermittelter Vorgang ist, durch den das Sein eines wahrgenommenen Inhaltes mit Notwendigkeit gesetzt wird.

Der Inhalt der Selbstwahrnehmung ist freilich verschieden von dem der äußeren Wahrnehmung: es sind Zustände des Wissens, des Gefühls und des Begehrens. Es sind dies die materiellen Bestimmungen der Seele im Gegensatz zu den formalen: diese sind der Grad oder die Stärke, die Zeitgröße oder Dauer und die zeitliche Veränderung. Aber die genannten formalen und materialen Bestimmungen verbinden sich immer zu einem Zustande und sind nur in dieser Einheit wahrnehmbar.

Nach diesen Voraussetzungen widmet Kirchmann dem fundamentalen Unterschiede von Sein und Wissen ein besonderes Kapitel. Alles Wissen hat insofern formale Bestimmungen des Grades, der Zeitdauer und der Veränderung an sich, als es an der Natur der seienden Seele Theil nimmt. Aber davon abgesehen, erscheint es als der stärkste Gegensatz zum Sein. Kirchmann hält den Unterschied beider für einen unendlichen und unjagbaren und er ist bemüht, diesen Gegensatz möglichst ins Licht zu stellen. „Das Wissen,“ sagt er, „ist bloß der Spiegel des Seienden; das Wissen will nichts für sich sein, sondern nur ein anderes, das Seiende, bieten; das Wissen ist durchaus selbstlos; seine Vollkommenheit besteht darin, daß es als ein Selbst verschwindet gegen das andere, was es bietet, wie ein Spiegel um so vollkommener ist, je mehr nicht er selbst, sondern nur das gespiegelte Andere in ihm gesehen wird. Das Seiende dagegen ist der gerade Gegensatz dieser Selbstlosigkeit; es ist nur es selbst, es spiegelt kein Anderes und sein Ziel und Wesen ist, zu sein und nicht in einem anderen zu verschwinden, das Seiende ist deshalb unabhängig vom Wissen: es kann bestehen, ohne daß es gewußt wird.“

Dieses Verhältnis von Sein und Wissen deutet hier schon an, wie Kirchmann später das erkenntnistheoretische Problem auffaßt. Zunächst jedoch widmet er dem übrigen Seeleninhalt, soweit derselbe in Form von Gefühl und Begehren erscheint, eine weitere Untersuchung. Kirchmann nennt Gefühl und Begehren im Gegensatz zum Wissen seiende Zustände der Seele, insofern sie nicht das Bild eines andern bieten, sondern ein Eigenes, Seiendes sind. Wir wissen von den Gefühlen und den Begehrenungen unserer Seele nur durch Selbstwahrnehmung; aber als seiende Seelenzustände können sie da sein, auch ohne daß sie wahrgenommen oder gewußt werden. Hier streift er das weite Gebiet des Unbewußten.

Das Reich der Gefühle sondert sich in zwei große Gebiete, in die Gefühle der Lust und der Unlust einerseits und der Achtung und Verachtung andererseits. Zu den letzteren gehören auch die religiösen und sittlichen Gefühle. In den Lust- und Unlustgefühlen erfährt das Ich die höchste Steigerung, in denen der Achtung und Verachtung geht es in ein

erhabenes Anderes auf und insofern es in diesem Aufgehen sich als ein Teil eines Erhabenen fühlt, erhält es hierdurch eine außerordentliche Kräftigung und innere Steigerung. Daß alle Gefühle einen Grad, eine Zeitdauer und eine Veränderungsfähigkeit besitzen, ist schon oben bemerkt worden.

Das Begehren teilt sich nicht in verschiedene Klassen, sondern ist immer dasselbe. Nur in dem Ziele ist es verschieden. Die Ursachen des Begehrens liegen in den Vorstellungen von den Gefühlen. Kirchmann schließt sich hier der Affektenlehre Spinozas an, insofern er durch die Vorstellung einer erreichbaren Ursache zur Lust das Begehren nach dieser Ursache erwecken läßt, sowie er auch annimmt, daß die Vorstellung des Gebots eines erhabenen Willens das Begehren nach seiner Erfüllung weckt. In dem letzteren Gedanken liegt die psychologische Wurzel für die ethische Grundanschauung Kirchmanns. „Da das Handeln des Menschen,“ sagt er, „von dem Wollen bedingt ist und dieses von den Gefühlen, da auch die Bewegung innerhalb des Wissens der Seele im letzten Grunde von der verschiedenen Stärke der davon erregten Gefühle abhängig ist, so erhellt, daß der Kern des Menschen, der Mittelpunkt, um den sich bei ihm alles dreht, das Maß, auf dem alle Werthschätzung beruht, seine Gefühle sind und zwar beide Arten, die der Lust wie die der Achtung mit ihren Gegensätzen. Alles was der Mensch unternimmt, geschieht nur im Hinblick auf seine Gefühle und um ihrer willen; alles andere, selbst das höchste Wissen ist nur Mittel; die Gefühle sind allein nur der Zweck, das Letzte, über das hinaus der Mensch nicht einmal kann; selbst wenn er auch wollte; denn selbst das Wollen regt sich nur durch die Gefühle.“

Das ist als ethische Anschauung offenbar der stärkste Ausdruck des eudämonistischen Sensualismus. Aber Kirchmanns psychologische Begründung desselben ist nicht einleuchtend. Denn wenn, wie oben dargelegt wurde, die Vorstellung des Gefühls ein Begehren nach letzterem weckt, so ist nicht so wohl das Gefühl der Motor, sondern die Vorstellung ist das Primäre in der Seele. Mit Recht fordert zwar Kirchmann für jede philosophische Sittenlehre eine psychologische Grundlegung. Aber seine eigene Begründung ist weder lückenlos noch von zwingender Überzeugung.

Die gesamte Lehre vom Wissen teilt sich nach Kirchmann in zwei Abteilungen: in die Lehre Vorstellen und vom Erkennen, das Vorstellen zerfällt wiederum in Wahrnehmen, welches teils Sinneswahrnehmung, teils Selbstwahrnehmung ist und in Denken.

Das Denken entfaltet sich nach Kirchmann in vier Richtungen: das bloße Vorstellen, das trennende Denken, das verbindende Denken, und das beziehende Denken und hieraus teilt Kirchmann vier Unterarten von Vor-

stellungen ab. Die Vorstellung deckt sich nicht mit dem Sein des vorgestellten Gegenstandes, wie die Wahrnehmung: Das bloß vorgestellte Sein bleibt von dem wahrgenommenen Sein durchaus verschieden. Der Inhalt des durch eine Wahrnehmung gegebenen Seins ist ein wirkliches Sein, der Inhalt des durch eine Vorstellung vermittelten Seins ein Dasein. Daß die Entstehung und der Verlauf der Vorstellungen nicht regellos und zufällig, sondern an bestimmte Gesetze gebunden ist, zeigen die Gesetze der Ideen-Association, nach denen von solchen Vorstellungen, welche zugleich oder nacheinander aufgetreten sind, beim Wiederauftreten der einen, auch schon die andere hervorgerufen wird. Diese Wirkungen können durch Wiederholungen gekräftigt oder durch andere Momente gehemmt werden. Das Gesetz der Ideen-Association bildet ein wichtiges Kapitel der empirischen Psychologie. Nicht minder wichtig sind die hierher gehörenden Seelenvermögen des Gedächtnisses und der Erinnerung, welche in der Wiedererweckung von Vorstellungen überhaupt besteht. Auch das Erinnerungsvermögen kann durch Übung und Wiederholung gekräftigt und durch gewisse hemmende Momente geschwächt werden. Die neuerdings zur methodischen Übung des Gedächtnisses erfundenen künstlichen Methoden (Mnemotechnik) entbehren gänzlich der wissenschaftlichen Begründung, aber nicht minder des praktischen Wertes.

Die zweite Vorstellungsart besteht in dem trennenden Denken, von dem Kirchmann eine sehr ausführliche Erörterung giebt. Wie überall sind in Kirchmanns Schriften diese Erörterungen ebensogut psychologisch als erkenntnistheoretisch, d. h. die seelischen Vorgänge und Funktionen werden sowohl nach ihrer Entstehung und ihrem inneren gesetzmäßigen Verlaufe als auch nach ihrem Werte als geistige Abbilder eines äußeren oder inneren Seins, also nach ihrem Erkenntniswert betrachtet. Kirchmann zieht aber noch manche andere wissenschaftliche Zweige hier hinein, z. B. die Logik und die Sprachphilosophie und der ganze Abschnitt ist sehr reich an feinen und treffenden Bemerkungen und scharfsinnigen Analysen. Hierbei tritt nun das Bestreben Kirchmanns hervor, überall, so z. B. in der Lehre von der Begriffstrennung und Begriffsbildung seiner realistischen Grundanschauung den unzweideutigsten Ausdruck zu geben. Er geht hierbei mit einer Kühnheit vor, die an den scholastischen Realismus des Thomas von Aquino (*universalia in re*) erinnert. „Das Begriffskind,“ sagt er, „hat am Gegenstande nicht bloß ein Sein, wie dieser selbst, sondern ist auch schon in der Wahrnehmung mit enthalten und wird mit wahrgenommen. Die Begriffe bezeichnen deshalb nicht bloß ein Seiendes, sondern dieses Begrifflich-Seiende ist auch wahrnehmbar, wie der ganze Gegenstand es ist.“

Kirchmanns Realismus, der im stärksten Gegensatz zu Kant, Schopenhauer und dem ganzen neuern „Nominalismus“ steht, berührt sich daher vielfach mit den Auffassungen Platons und Hegels. Und wie fern er letzterm auch aus metaphysischen Gründen steht, so kann er doch nicht umhin, anzuerkennen, daß es Hegels Verdienst sei, dieser hier dargelegten d. h. realistisch aufgefaßten Natur der Begriffe zuerst wieder Bahn gebrochen zu haben. Bekanntlich hatte Hegel die Begriffe „objektive Gedanken“ und die ihnen entsprechenden seelischen Vorstellungsgebilde „subjektive Begriffe“ genannt. Vier Unterarten trennenden Denkens unterscheidet Kirchmann, und jeder derselben widmet er eine eingehende Erörterung, wobei die verschiedenen Gebiete, wie die Natur und das innere Leben, als besondere Gebiete, auf das jenes trennende Denken gerichtet ist, betrachtet werden.

Funktionell verschieden von dem trennenden Denken ist nun das verbindende Denken. Es bildet den Gegensatz zu jenem, insofern es Vorstellungen kombiniert. Auch hier werden vier Arten kombinierenden Denkens unterschieden, je nachdem seine Funktion dahin geht, Teilvorstellungen oder eigenschaftliche Vorstellungen, oder elementare Vorstellungen oder Begriffe mit ihren „bildlichen Reizen“ zu verbinden. Alle Einbildungskraft und Phantasie beruht auf verbindendem Denken und alle poetische und künstlerische Produktion basiert zum Teil auf Gefegen, welche im verbindenden Denken ihre Erklärung finden. Hier tritt uns nun jene unübersichtbare Fülle von Kombinationsformen des Denkens in allen Gebieten des Lebens, der Kunst und der Wissenschaft entgegen.

Wie im früheren Abschnitt verfährt Kirchmann auch hier wiederum psychologisch und logisch-erkenntnistheoretisch zugleich. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß diese beide Gebiete zugleich verbindende Betrachtungsweise mancherlei für sich hat, aber doch muß sie zugleich vom Standpunkte der strengerer wissenschaftlichen Methodik großes Bedenken erregen, wiewohl Kirchmann hier auf einen berühmten Vorgänger hinweisen könnte, auf Hegel, der in seiner „Phänomenologie des Geistes“ ja einen ähnlichen und noch viel komplizierteren kombinatorischen Weg eingeschlagen hat, indem er eine und dieselbe Sache, nämlich die Genesis des individuellen Bewußtseins, psychologisch, metaphysisch und geschichtsphilosophisch zugleich entwickelt.

Der wichtigste Abschnitt in diesem ganzen ersten Teile der Philosophie des Wissens ist nun Kirchmanns Lehre vom beziehenden Denken: Sie ist so zu sagen ein Teil seiner eigentlichen Metaphysik. Doch können wir uns hier auf eine Analyse dieses Teils nicht einlassen und verweisen unsere Leser auf die kurz zusammengefaßte Darstellung dieser Theorie in Kirchmanns „Lehre vom Wissen als Einleitung in das Studium philosophischer

Werte" (4. Aufl. Heidelberg 1886 als Heft I. der „Philosophischen Bibliothek“). Dagegen müssen wir noch einigen anderen wichtigen Punkten der Kirchmannschen Erkenntnistheorie unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Den zweiten Hauptteil der „Philosophie des Wissens“ bildet die Lehre vom Erkennen. Das Erkennen ist ein Vorstellen, insofern es die Erreichung der Wahrheit zum Ziele hat. Was ist Wahrheit? Die älteste, tiefste und ehrwürdigste aller Fragen kann heute im Wesentlichen noch so beantwortet werden, wie in der griechischen Philosophie: Die Wahrheit ist die Übereinstimmung der Vorstellung mit ihrem Gegenstande. Diese Definition setzt eine Trennung des Seins und des Wissens voraus. Die Übereinstimmung der Vorstellung mit ihrem Gegenstande ist soviel als die Gleichheit derselben. Im Sein und Wissen ist also ein Identisches gesetzt, was dadurch zu einem Gleichen wird, daß zu beiden Seiten ein Unterschiedenes hinzutritt. Das Identische ist der Inhalt, das Unterschiedene die Form. Man kann also sagen: Sein und Wissen sind ihrem Inhalte nach identisch und nur in der Form, in welcher dieser Inhalt erscheint, verschieden. Ist dieses aber nicht der Grundgedanke des Schelling-Hegelschen Identitätssystems? Allerdings! Die Differenz zwischen dem Realisten Kirchmann und jenen Identitätsphilosophen besteht nur darin, daß diese bei aller Anerkennung des Unterschiedes beider Seiten, doch denselben als etwas Unwesentliches und Gleichgültiges setzten, und daß sie jene Identität und den Unterschied zugleich in die Dinge verlegten, während Kirchmann das Identische des Inhalts und den Unterschied der Form streng sondert. Und hierin besteht das Wesen und der Kern seiner realistischen Metaphysik.

Aber wenn „der Unterschied beider in der Form, das Identische in dem Inhalte liegt“, so folgt, daß die Seinsform nicht in das Wissen mit eingeht, sondern dem Wissen unfassbar bleibt. Das Sein, von welchem die Wahrnehmung Kunde giebt, ist nach Kirchmann nur als Grenze am Identischen, wo das Überfließende aufhört; es wird nur empfunden und ist für das Wissen nur eine Verneinung oder das Nicht-Wißbare. Wenn man es als ein Widerstehendes, Sprödes, Nichtüberfließendes bezeichnet, so sollen dies nur Versuche sein, das Sein sich bejahend vorzustellen, welche aber nicht weiter führen. An dieser spröden Form habe alles Seiende, sowohl Körperliches wie feilisches, seine Festigkeit, welche es vor dem Verschwinden mit dem Wissen bei seiner Wahrnehmung schützt.

Die ausschließliche Vermittlerin zwischen Sein und Wissen ist die Wahrnehmung. Diese allein leitet den Inhalt des Seienden in das Wissen über. Das Denken dagegen ist nur eine „höhere“ Form des wahrgenommenen Inhalts, sei es als Wiederholen, Trennen, Verbinden oder eine Beziehung

des wahrgenommenen Inhalts. Alle diese Formen gehören allerdings dem menschlichen Intellekt an, geben aber kein Bild des Seienden. Nur im Wahrnehmen kommen wir dem Sein nahe, nicht im Denken. Ja, selbst die Vorstellung des Seins ist ein Resultat des Wahrnehmens, nicht des Denkens. In der Wahrnehmung allein sind wir dem Sein eines Gegenstandes unendlich nahe, insofern durch den Akt der Wahrnehmung eine „Identität seines seienden und unseres gewußten Inhalts“ erzeugt werde.

Kirchmann erörtert hierauf die Art, wie der Inhalt des Seins durch die Wahrnehmung ins Wissen überfließt und gelangt zu dem Resultate, daß dieser Prozeß der Selbstwahrnehmung uns vollständig entzogen ist und uns nicht einmal vorstellbar ist und zwar aus dem Grunde, weil jeder Versuch, des Seinsinhalts für sich, also ohne die Wissensform und außerhalb derselben bewußt zu werden, unmöglich ist. Hier stellt sich nun der Kirchmannsche Realismus freilich in den stärksten Gegensatz zu aller idealistischer Metaphysik, welche ein solches unmittelbares Überfließen des Seinsinhalts durch die Wahrnehmung von ihrem Standpunkte aus verwirft und mit Recht, da der Idealismus an der dualistischen Auffassung von Sein und Ich festhält und aus der total differenten Natur beider die Undenkbarkeit und die Unmöglichkeit eines solchen Überfließens schließt. Aber Kirchmann entgegnet: „Die Einwürfe fallen weg, wenn es sich nur um den Inhalt beider für sich handelt; sein Übergang und seine Identität im Sein und Wissen kann weder durch die räumliche Entfernung, noch durch die Körperlichkeit, noch die Undurchdringlichkeit widerlegt werden, da diese Bestimmungen nur in der Seinsform als hinderlich erscheinen. Dieser reine Inhalt alles Seienden, frei von der Form des Seins oder Wissens kann als Gott in seiner erhabensten Bedeutung gelten; als der Gott, welcher in allem Sein und Wissen der Kern Spinozas „Substanz“ ist, welcher die ganze Welt erhält und dennoch nicht diese selbst ist, d. h. als der in allem Sein und Wissen gegenwärtige und doch für sich unsichtbare Gott.“

Kirchmann hat diese Art von immanenter Transzendenz Gottes nicht weiter begründet und durchgeführt. Er hat sich mit derartigen Andeutungen begnügt, wie überhaupt Untersuchungen, welche das Gebiet der Religionsphilosophie streifen, ihm gänzlich fern lagen.

Aus den Untersuchungen über das Verhältnis von Sein und Denken ergeben sich nun für unsern Forscher jene zwei Fundamentalsätze der Wahrheit: 1) „Das Wahrgenommene ist (existiert); 2) der Widerspruch ist nicht.“ Wo beide Sätze miteinander in Kollision geraten, gilt der zweite als der höhere, dem der erste zu weichen hat. Dieses folgt z. B. aus den Sinnestäuschungen. Hier werden die Wahrnehmungen nicht als der Ausdruck

eines Seins angehen, sobald ihre Aussagen als sich widersprechend erkannt wurden. Demnach kann die Wahrheit nur durch eine Kombination von Wahrnehmen und Denken erreicht werden, d. h. das Wahrgenommene bedarf der Prüfung des Denkens.

Von diesem Standpunkte aus faßt nun Kirchmann sein Verhältnis zu den übrigen philosophischen Weltanschauungen unserer Zeit auf. Hier ist es nun von allem der transcendente Idealismus, wie er in Form eines neufantigen Phänomenalismus (Lange, Bona Meyer, Bergmann u. a.) auftritt und der naturwissenschaftliche Materialismus (Moleschott, Büchner, Vogt u. a.), gegen die er Front macht.

Was will der Idealismus? Sein Hauptargument gegen den Realismus ist, daß das Wissen niemals aus sich heraus könne und deshalb der wahrgenommene Gegenstand im Grunde nichts als eine Vorstellung sei. Hiergegen wendet Kirchmann ein: In der Seele kann eine Einheit von Sein und Wissen bestehen, welche nur empfunden, aber nicht an sich selbst erkannt werden kann. „Deshalb ist z. B. die Wahrnehmung sich gleich; oder bei der Selbstwahrnehmung des Schmerzes bleibt nach Abzug des zur Wahrnehmung Gehörenden noch der Schmerz übrig, während bei der Wahrnehmung z. B. des Wassers nach Abzug der Wahrnehmung ein Weiteres fehlt.“

Auch in der heutigen Naturwissenschaft hat das Bestreben, alle Qualität in Quantität aufzulösen, um sie so der Rechnung zu unterwerfen, ein Stück Idealismus erzeugt, der alle materialen Eigenschaften wie Farbe, Ton, Wärme, Geschmack u. s. w. in Vorstellungen auflösen möchte, denen in der Außenwelt nichts Analogisches entspricht. Denn die Moleküle und Atome mit ihren Bewegungen, Schwingungen, Gestalten und Formen haben an sich mit den als Farbe, Geschmack, Ton u. s. w. uns erscheinenden Eigenschaften der Körperwelt gar keine Ähnlichkeit. Wie Kirchmann einerseits gegen diese Ideatisierung der Natur polemisiert, so wendet er sich andererseits auch gegen die Materialisierung des Geistes, welche in ihren neuesten Vertretern so beredte Verteidigung gefunden hat. Der Materialismus habe es jedoch bis jetzt noch nicht über den Satz gebracht, daß das Wissen identisch sei mit den Vibrationen und Zuständen der Gehirn- und Nerven-Moleküle und daß der ganze Unterschied gewisser materialer und seelischer Prozesse darin bestehe, daß bei den letzteren die Verbindung der Elemente eine besonders komplizierte, obgleich bis jetzt noch unerkannte sei. Hiergegen macht Kirchmann geltend, daß, wenn man dieses Prinzip acceptieren wollte, dasselbe nach seinem philosophischen Erkenntniswerte völlig unfruchtbar wäre, da durch dasselbe keine einzige der mannig-

faltigen Unterschiede und Eigentümlichkeiten des Seelenlebens erklärt werde. Höchstens könne man eine Wechselbeziehung und Wechselwirkung zwischen Gehirn und Seelenthätigkeit (oder wie Kirchmann sagt: „Wissen“) annehmen, aber keineswegs eine Identität. Denn bei dem totalen Gegensatz von Sein und Wissen bliebe es völlig unfassbar, wie etwa die Umwandlung von Stößen und gegenseitigen Anziehungen von Molekülen in Vorstellungen möglich sei.

Auf diesen Grundlagen hat Kirchmann eine Art philosophischer Methodologie der Wissenszweige aufgestellt, die er in drei Kapiteln (1. „die Erkenntnis des Einzelnen“, 2. „die Erkenntnis des Allgemeinen“ und 3. „die Philosophie“) behandelt. Die letztere ist ihm die höchste der Wissenschaften. Er teilt sie ein in die Philosophie des Wissens und die Philosophie des Seienden. Zu jener gehört die Logik, ein Teil der alten (vorkantischen) Metaphysik und die Sprachphilosophie. Dieser Teil der alten Metaphysik ist das, was Kant die Erkenntnis-kritik, Fichte die Wissenschaftslehre, Hegel die Logik genannt hat. Zur Philosophie des Wissens zählt Kirchmann auch die Philosophie des Glaubens oder Religionsphilosophie. Die Philosophie des Seienden teilt sich in die der Natur, der Seele und des Handelns: also Naturphilosophie, Psychologie und Ethik. Diese letztere zerfällt aber wiederum in die Technik (höhere Rational- und Sozialökonomie), philosophische Sittenlehre, Rechtsphilosophie und Ästhetik. Hierzu kommt die neuerdings besonders eifrig kultivierte Philosophie der Geschichte.



Von allen diesen Gebieten der Philosophie hat Kirchmann freilich nur einige wenige bearbeitet. Außer der Philosophie des Wissens und der „Lehre vom Wissen“, welche eine in gedrängter Form gehaltene Prinzipienlehre seines Realismus geben, hat er eigentlich nur die Ethik, und zwar ebenfalls nur in gedrängtester Form und die Philosophie des Schönen bearbeitet.

Kirchmanns Ethik („die Grundbegriffe des Rechts und der Moral als Einleitung in das Studium rechtsphilosophischer Werke“, 2. Aufl. 1873) ist eine besondere Anwendung der in der „Lehre vom Wissen“ entwickelten Erkenntnisprinzipien und zwar auf die Gebiete der sittlichen Welt, aber ihre Methode ist eine andere als die der theoretischen Philosophie. Die Ethik beginnt mit der Beobachtung der Zustände und Verhältnisse der vorhandenen sittlichen Welt (der Sitte, des Rechts, der Gesellschaft, des Völklerlebens u. s. w.) und sucht auf dem Wege begrifflichen Trennens und durch Induktion zu allgemeinen Gesetzen zu gelangen und die Ergebnisse in eine übersichtliche

Ordnung zu bringen. Aber von den zahllosen Untersuchungen in den Einzelgebieten der sittlichen Welt kann die Ethik nur die feststehenden und wissenschaftlich gesicherten Resultate in sich aufnehmen. Sie wird aber auch auf die prinzipielle Auffassung in diesen Einzelgebieten nicht ohne Einfluß sein, wenn sie ihre höhere, überschauende Stellung mit Selbstbewußtsein, aber ohne Selbstüberhebung gegenüber den historischen, juristischen und sozialen Wissenschaften zu wahren versteht. Auf diesem Wege wird die philosophische Ethik ein Wechselverhältnis zu den Einzeldisziplinen des sittlichen Lebens aufrecht erhalten, das nach Kirchmanns Ansicht für beide Seiten von höchst befruchtender Wirkung werden muß.

Die „Grundbegriffe des Rechts und der Moral“ teilt er in acht Kapitel ein, welche die einzelnen Teile der philosophischen Moral- und Rechtslehre behandeln (I. das Handeln; II. die Gefühle der Lust und der Unlust; III. die Gefühle der Achtung; IV. die Freiheit; V. die Verbindungen des Handelns; VI. die Gestaltung der sittlichen Welt; VII. die Wissenschaft des Sittlichen; VIII. die geschichtliche Bewegung im Sittlichen).

Kirchmanns Moral- und Rechtsphilosophie, der er in seiner Lehre von den Gefühlen eine psychologische Basis zu geben sucht, hat durch seine Theorie von den „Autoritäten“ einen maßvoll konservativen, ja hier und dort fast reaktionären Grundzug, wie man ja, wenn Kirchmann z. B. von dem „sogenannten“ Parlamentarismus spricht (S. 67), schwerlich in ihm den ehemaligen Steuervertweigerer der zweiten preussischen Kammer und den Herausgeber der „Demokratischen Blätter“ wiedererkennen wird.

Kirchmann tritt auch in der Begründung des Ethischen in den denkbar schärfsten Gegensatz zum hohen sittlichen Idealismus Kants. „Alles Sittliche,“ sagt er, „ist sachlich grundlos: es ist sittlich, eben weil die Autorität es gebietet. So lange die Autoritäten ihre Macht bewahren, können ihre Gebote wechseln, da sie nur aus ihrer Lust hervorgehen. Aber wo die Macht aufhört, sind die Persönlichkeiten nicht mehr Quelle des Sittlichen. Deshalb haben die Gebote, welche der Vater an seine erwachsenen Kinder erläßt, für diese keine sittliche Bedeutung mehr. Der Fürst steht über dem Sittengesetz: denn er setzt und ändert es nach Belieben.“ Glaubt man hier nicht einen Thomas Hobbes oder Joseph de Maistre, Adam Müller oder Julius Stahl zu hören? Aber sonderbar! Kirchmann hat selbst das Gefühl, daß diese seine Autoritäten-Theorie besonders aber beim gesunden, natürlichen Menschenverstand (den er ja selbst sehr hoch stellt) Anstoß erregen möchte. „Diese hier versuchte Gründung des Sittlichen auf die bloße Macht der Autoritäten,“ sagt er, „diese Ableitung des sittlichen Inhalts und seiner Wirksamkeit auf den Willen aus einer Wirkung dieser Macht auf die Schwachen findet not-

wendig an dem sittlichen Gefühle eines jeden unbefangenen Menschen einen heftigen Gegner. Je lebhafter dies sittliche Gefühl entwickelt ist, desto stärker wird es sich von dieser Auffassung verletzt fühlen.“ Und dennoch dieser Aufwand von Argumenten, um die sog. „Autoritäten“, gleichgültig, was auch der Inhalt ihrer Ge- und Verbote sei, als die Quelle des Sittlichen hinzustellen?! — — —

Kirchmanns Ethik, obwohl scheinbar auf psychologischer Grundlage erbaut, hat doch wenig Beachtung gefunden, mehr Aufmerksamkeit erregte seine „Ästhetik auf realistischer Grundlage“ (1868), ein Werk, welches unter den neuesten systematischen Darstellungen der philosophischen Schönheitslehre sich eine geachtete Stellung errungen hat. Natürlich tritt er auch hier den idealistischen Systemen Kants, Schellings, Hegels, Weißes, Bichers, Carriers u. a., welche das Schöne aus der Idee ableiten, schroff entgegen, indem sein Versuch auch hier wieder darauf ausgeht, die Sinnes- und Selbstwahrnehmung als Quelle für das Schöne zu gewinnen. Das Schöne wird definiert als das „idealisierte sinnlich angenehme Bild eines seelenvollen Realen“. Die Gefühle sind nach Kirchmann das Seeliche im Realen: Lust und Schmerz. Wenn diese nicht durch die Realität, sondern durch das Bild von Lust- und Schmerzgefühlen geweckt werden, so liegt eine ästhetische Wirkung vor. Den Gegensatz zu den Lust- und Unlustgefühlen bilden die Gefühle der Achtung oder Verachtung, und ihre Steigerungen der Bewunderung, der Anbetung, der Verehrung einerseits und des Widerwillens, der Abscheu und des Entsetzens andererseits. Während dort das Ich in seinem „Für-sich-sein“ genieße, wolle es hier in der Macht und Majestät eines Anderen untergehen. Jenes sind die ästhetischen, diese die sittlichen Gefühle. Kirchmann ist bemüht, im Gebiete der Ästhetik beide Gebiete möglichst von einander zu trennen und einer ästhetischen Auffassung Bahn zu brechen, die den Geltungsbereich des Schönen und der Kunst möglichst scheiden möchte vom Gebiete des Sittlichen. In Kirchmanns Kunstlehre, die den zweiten Teil der „Ästhetik“ bildet, findet man eine Fülle anregender und treffender Bemerkungen über das Wesen und das Wechselverhältnis der Künste.

Wenn wir oben von einem gewissen Einfluß Kirchmanns auf die heutige philosophische Bewegung in Deutschland sprachen, so ist derselbe weniger seinen eigenen philosophischen Werken zuzuschreiben, in denen sich Kirchmann als ein zwar etwas nüchterner und schwungloser, aber höchst klarer und scharfsinniger Denker bekundet, als vielmehr jenem bekannten literarischen Unternehmen, welches er unter dem Namen der „Philosophischen Bibliothek“ (1868 fg.) publiziert hat. Diese fast hundert Bände umfassende Publikation, welche die bedeutendsten Schriften der antiken und modernen

Philosophie teils in Neudrucken teils in Übersetzungen zu verhältnismäßig billigen Preisen darbietet, hat nicht wenig dazu beigetragen, in unserer der Philosophie nicht gerade sehr günstigen Zeit die Kenntnis der philosophischen Litteratur zu verbreiten. Kirchmann hat auch zu den meisten dieser Neuausgaben erläuternde Bemerkungen verfaßt. Aber so willkommen ein so fortlaufender Kommentar für die Werke der großen Denker Vielen auch sein mag, so hat doch der durchweg festgehaltene realistische Standpunkt Kirchmanns bei der Erklärung und Beurteilung der betreffenden Werke etwas arg Störendes, ja hier und da etwas Aufdringliches. Wenn man jedoch hiervon absieht, wird man das Verdienstliche der „Philosophischen Bibliothek“ nicht verkennen dürfen.

Außer diesen größeren Publikationen hat Kirchmann noch eine Reihe kleinerer Schriften philosophischen Inhalts veröffentlicht, welche teils in Form von Vorträgen einzelne Probleme behandeln, teils eine Verteidigung seines Realismus anstreben, vielfach aber gegen andere Auffassungen polemisieren: „Über den Kommunismus in der Natur“ (2. Aufl. 1872), „Über die Prinzipien des Realismus“ (Leipzig 1875), „Die Bedeutung der Philosophie“ (1876), „Über den Streit der Systeme innerhalb der Philosophie“ (1879), „Über die Wahrscheinlichkeit“ (1880), und „Über die Gegenständlichkeit der in den Sinneswahrnehmungen enthaltenen Eigenschaften“ (1881). Einer früheren Zeit gehört die kleine Schrift an: „Die besondere Natur des öffentlichen Rechts“.

Von allen kritischen Angriffen, deren Objekt diese realistische Weltanschauung gewesen ist, dürfte Ed. von Hartmanns Schrift: „Julius von Kirchmanns erkenntnistheoretischer Realismus“ (1878) die bedeutendste sein. Auch möchten wir hier auf das verweisen, was Hartmann schon früher in seiner „Kritischen Grundlegung des transszendentalen Realismus“*) und in seinem neuesten Werke „Grundproblem der Erkenntnistheorie“ (I. „Der naive Realismus“ S. 1—40)**) entwickelt hat. Aber auch andere Forscher haben Kirchmanns Realismus einer eingehenden Beurteilung unterzogen, z. B. Wilhelm Wundt. „Fast noch fehlerhafter,“ sagt Wundt (Logik, Bd. I. Erkenntnislehre, S. 376), „ist es, wenn man die sinnliche Wahrnehmung als die Quelle der unmittelbaren Gewißheit bezeichnet. Schon das gemeine Leben lehrte die Wahrnehmung als eine Quelle so mannigfaltiger Täuschungen kennen, daß die wissenschaftliche Forschung die Wahrnehmung stets als ein Hilfsmittel ansieht, durch welches man sich zunächst nur Meinungen über die Dinge bildet,

*) Leipzig 1865, W. Friedrich.

***) Leipzig 1890, W. Friedrich.

die aber einer mannigfachen Kontrolle und Berichtigung unterworfen werden müssen, bevor sie sich der Gewißheit nähern. Wenn ich den Himmel als ein blaues, halbkugelförmiges Gewölbe erblicke, so sind nur die Empfindungen gewiß, die diese Wahrnehmung zusammensetzen und auch sie sind nur als subjektive Thatfachen meines Bewußtseins . . . Nicht bloß darin hat die antike Skepsis Recht, daß sie die Empfindungen oder, allgemeiner gesprochen, die elementaren Thatfachen des Bewußtseins für das Einzige ansieht, was uns unmittelbar gewiß ist, sondern auch darin, daß sie diesen Thatfachen nur eine subjektive Gewißheit zugestehet . . . Nun ist die subjektive Thatfache an sich von geringem Werte. Sie führt niemals hinaus über das erkennende Subjekt, ja sie ist stets beschränkt auf einen gegebenen Moment. Die subjektive Empfindung hat daher überhaupt nur insofern einen Wert, als sie die Grundlage ist, von der alle subjektive Gewißheit ausgeht. Diese aber, welche allein die Grundlage im wissenschaftlichen Sinne ausmacht, ist stets schon ein Resultat der Bearbeitung unmittelbar gegebener Thatfachen des Bewußtseins durch das Denken."

Gegen eine andere Seite der Grundlegung des Kirchmannschen Realismus wendet sich ein anderer heutiger Erkenntnistheoretiker Engelbert Lorenz Fischer in seinem neuesten Werke: „Die Grundlage der Erkenntnistheorie.“*) „Fassen wir die Sache,“ sagt Fischer (S. 333), „genauer ins Auge, so dürfte sich wohl uns ergeben, daß die Wahrnehmung oder die Erfahrung für sich allein ohne das Denken gar nicht eine, oder gar die einzige Quelle der Wahrheit ist, so wenig als das bloße Denken ohne die Wahrnehmung. Zwar stellt K. von Kirchmann als unbeweisbares, aber dennoch unumstößliches Axiom an die Spitze: ‚Das Wahrgenommene ist (existiert)‘, d. h. die Wahrnehmung bietet uns das Seiende. Aber, fragen wir, ist dieser Satz in dieser seiner Allgemeinheit wirklich ganz sicher und wahr, so daß er als ein unumstößliches Axiom gelten kann? Wenn wir keinen Beweis, wie Kirchmann sagt, für ihn geben können, was für eine Garantie haben wir wenigstens für seine Richtigkeit? Darauf erwidert er mit der Bewußtseinsthatfache, daß jedes Wahrnehmen seinen Inhalt als ein außerhalb seiner selbst Bestehendes und damit als ein Seiendes im Gegensatz zu dem Bewußtsein setze und daß die Setzung für den Wahrnehmenden eine notwendige sei. Allein dagegen ist zu bemerken: wenn dem wirklich so wäre, wie Kirchmann behauptet, daß das Wahrnehmen seinen Inhalt als ein außerhalb seiner selbst Bestehendes mit Notwendigkeit setze, so wäre dies noch keine hinreichende Bürgschaft für die objektive

*) Freiburg 1888.

Realität des Wahrnehmungsinhalts . . . Aber Kirchmanns Behauptung trifft auch nicht zu; denn das Wahrnehmen selbst ‚setzt‘ nichts, noch auch das wahrnehmende Subjekt . . . Ferner widerspricht Kirchmann seinem eignen ersten Prinzip, wenn er sagt, daß in dem Wahrnehmungsinhalte sich mannigfache Widersprüche finden, welche in der Objektivität nicht existieren, weshalb er es für notwendig erachtete, als zweiten Fundamentalsatz aufzustellen: ‚Das sich Widersprechende ist (existiert) nicht.‘ Wenn wirklich das Wahrgenommene derartige Widersprüche involviert, welche in Wahrheit nicht einmal existieren, dann ist es auch nicht allgemein richtig, daß das „Wahrgenommene ist“ . . . Was sodann den dritten prinzipialen Satz Kirchmanns betrifft, daß der Wahrnehmungsinhalt und der objektive Seinsinhalt identisch seien, so läßt sich auch dieser auf seinem Standpunkte nicht wohl aufrecht halten. Denn wenn diese Identität wirklich besteht, dann muß der Inhalt der Wahrnehmungen und der Inhalt der objektiven Dinge sich durchaus decken. Wenn dagegen die objektiven Dinge mehr oder weniger Inhalt in sich schließen als ihre entsprechenden Wahrnehmungsvorstellungen, so kann offenbar von einer Identität beider keine Rede sein. Nun aber sagt Kirchmann: ‚Der Inhalt des Seienden ist für die Wahrnehmung unerschöpflich; nicht bloß als Inhalt der Welt, sondern auch als Inhalt des einzelnen konkreten Gegenstandes‘ (Prinzip des Realismus, S. 9). Sonach deckt sich auch nicht vollständig der Wahrnehmungs- und Seinsinhalt und folglich besteht keine Identität zwischen beiden.“

Die Widerlegung dieses Arguments dürfte Kirchmann, wenn er noch lebte, bei all seinem nüchternen Scharfsinn und seiner außerordentlichen dialektischen Gewandtheit, doch einige Schwierigkeiten bereitet haben.

Vor uns liegt ein langes, arbeitsreiches Leben, das eine zeitlang und während des kräftigsten Mannesalter dem Kampfe um die höchsten politischen Ideale der deutschen Nation hingegeben, später aber mit den beginnenden Greisenjahren den ersten Interessen der Wissenschaft und der Wahrheit geweiht war.

Kirchmann wurde am 5. November 1802 in Schäßstädt bei Merseburg geboren. Obwohl der Sohn eines Offiziers, schlug er doch, nicht wie es in den preussischen Offiziersfamilien traditioneller Brauch ist, die Militärfarriere ein, sondern ergriff die juristische Laufbahn. Er erhielt seine Gymnasialbildung auf dem Gymnasium zu Merseburg. Nach absolviertem Rechtsstudium auf den Universitäten Halle und Leipzig wurde er Assessor beim Oberlandesgericht in Raumburg (1829). Ein tüchtiger Kriminalist, wurde er sehr bald (1834) Richter in Halle, dann Gerichtsdirektor in Greifswald und später (1840) in Torgau. Nachdem im Kriminalprozeß

das mündliche Strafverfahren eingeführt wurde, wurde Kirchmann 1846 als erster Staatsanwalt an dem Berliner Kriminalgericht, im Jahre 1848 am Kammergericht daselbst ernannt. In dieser Stellung hatte er durch die Energie und Gradheit, die Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit, mit der er sein schwieriges Amt verwaltete und auch der Regierung gegenüber vertrat, die Aufmerksamkeit der leitenden Kreise der damaligen demokratischen Bewegung erregt, so daß, als das Revolutionsjahr hereinbrach und die preussische Nationalversammlung gewählt werden sollte, Kirchmann von den Berliner Wählern in diese erste preussische Volksvertretung gewählt wurde. Hier nahm er seinen Platz neben Walbeck, Jacoby, Ziegler u. s. w. in den Reihen der demokratischen Linken. Doch wußte die Regierung den oppositionellen Staatsanwalt bald aus der Volksvertretung zu entfernen, indem sie ihn zum Vizepräsidenten des Oberlandesgerichts zu Ratibor ernannte, wodurch er seines Mandats verlustig ging. Indes wurde er noch in demselben Jahre 1848 von einem ostpreussischen Wahlkreise (Tilsit) wiederum in die Nationalversammlung gewählt. Kirchmann wurde nun sehr bald einer der Führer der demokratischen Linken. Bei dem wichtigen und entscheidenden Antrage auf Steuerverweigerung fungierte er als Berichterstatter. Im Jahre 1849 war Kirchmann auch Mitglied der zweiten preussischen Kammer bis zu deren Auflösung. Natürlich wurde von nun ab der oppositionelle Gerichtspräsident in Ratibor scharf bewacht und als er 1850 in den Hochverratsprozeß gegen den Grafen von Reichenbach wegen der Teilnahme des letztern am Stuttgarter Rumpfparlament mit den Anschauungen des Justizministers in Konflikt geriet, wurde ihm eine dreimonatliche Amtsuspension dekretiert. Nach Ablauf dieser Strafzeit übernahm Kirchmann zwar wieder den Vorsitz des Appellationsgerichts zu Ratibor; doch war er fortan seitens der reaktionären Regierung Gegenstand ununterbrochener Veragtionen. Unter solchen Umständen hielt er es für geraten, um einen Urlaub von fünf Jahren zu ersuchen, der ihm auch bewilligt wurde.

Er kaufte sich in der Nähe von Dresden an und lebte hier lange Zeit zurückgezogen, ausschließlich wissenschaftlichen Arbeiten ergeben. Es war dies die Zeit der Reaktion in Deutschland. Die gesamte Demokratie hatte es, nachdem ihre politischen Ideale gescheitert waren, für angezeigt gehalten, sich vom öffentlichen Schauplatz zurückzuziehen. Erst mit dem Wiederbeginne der liberalen Ära in Preußen brach sie ihr Schweigen und fast alle Männer von 1848, soweit sie nicht in der Verbannung waren, im Gefängnisse schmachteten oder vom Alles erlösenden Tode abberufen waren, kehrten frischen Muts in die politische Arena zurück. Auch Kirchmann ließ sich 1861 in das preussische Abgeordnetenhaus wählen. Hier schloß er sich bald

der Fortschrittspartei an und galt in der Folgezeit, auch während des großen Militär- und Verfassungskonflikts als einer ihrer bedeutendsten Führer. Kurz darauf hatte er nach Ablauf des bis 1863 verlängerten Urlaubs seine Stellung als Vizepräsident in Ratibor wieder angetreten.

Mit dem durch den Verfassungskonflikt verschärften Mißtrauen gegen die liberalen Führer ging das Bestreben der preussischen Regierung Hand in Hand, dieselben möglichst aus ihren amtlichen Stellungen zu beseitigen. Doch war dies richterlichen Beamten gegenüber bei den geltenden Bestimmungen der preussischen Verfassung nicht so leicht. Es mußte also zu anderen Mitteln gegriffen werden. Bekannt ist das Vorgehen gegen Männer wie Walbeck, Twesten u. A. Gegen Kirchmann war ebenfalls bald ein Mittel gefunden. Dieser hatte im Berliner Arbeiterverein einen Vortrag gehalten: „Über den Kommunismus in der Natur“, worin er die damals durch das Auftreten Lassalles schon brennend gewordene Arbeiterfrage im Zusammenhange mit den Ergebnissen der Bevölkerungsstatistik erörterte und den Wert des sogen. „Zweikindersystems“ des englischen Nationalökonom Thomas Robert Malthus mit Bezug auf die Lösung der sozialen Frage behandelte. Hierin sah nun die Regierung ein Verhalten, das eines preussischen Richters unwürdig sei und er wurde, nachdem der vom Disziplinargerichtshof gegen ihn eingeleitete Prozeß zu seinen Ungunsten entschieden worden war, im Jahre 1867 einfach d. h. ohne jeden Anspruch auf die ihm zustehende Pension seines richterlichen Amtes entsetzt.

Seitdem nahm Kirchmann seinen dauernden Wohnsitz in Berlin, wo er in bescheidenen Verhältnissen lebend, ausschließlich wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten oblag. Er pflegte vielfach Umgang mit jüngeren Gelehrten, welche an den etwas streng catonischen und puritanischen Mann, der so viel Interessantes aus seinem reichen und bewegten Leben zu erzählen wußte, sich gern angeschlossen. Insbesondere war es die Berliner „Philosophische Gesellschaft“, welche früher das ausschließliche Sanctuarium für die in Berlin lebenden Hegelianer gewesen war, und als deren Vorsitzender er mehrere Jahre hindurch fungierte, wo der ebenso ehrwürdige als persönlich liebenswürdige Greis stets einen großen Kreis von jüngeren Denkern und Gelehrten um sich sammelte. Hier war es auch, wo er einen großen Teil seiner oben genannten Vorträge hielt. Kirchmann starb am 20. Oktober 1884 im Alter von 82 Jahren.

Eine eigentliche Schule hat Kirchmann nicht begründet. Dazu besaß weder das Prinzip seines empirischen Realismus genug Tiefe und Originalität, noch auch hat er je versucht, dasselbe durch das ganze System der philosophischen Wissenschaften durchzuführen, noch endlich besaß er diejenigen

schriftstellerischen Vorzüge, welche geeignet gewesen wären, seiner Welt- und Lebensanschauung einen großen Kreis von Anhängern zu gewinnen. Kirchmann hatte die Eigenschaften eines tüchtigen Denkers: nüchternen Scharfsinn, klare Auffassung und ernste Wahrheitsliebe. Aber zum großen Philosophen fehlte ihm doch eindringender Tiefsinn, wie der Schwung spekulativer Denkraft.



Die treue Adele.

Eine verzeßliche Geschichte von Hermann Bahr.

(Paris.)

Ja, gleich um die Ecke! Rechts, wenn man hinuntergeht, neben dem Gewürzkrämer, der Kaserne, gerade dem Fenster gegenüber, wo die vier nassen Zwilchhosen hängen. In diesem schmalen, finsternen, aschgrauen, verwitterten und verwaschenen Laughause mit den zwei unheimlichen, grinsenden, dottergelben Flecken über dem Thor, unter dem grasgrünen Schild der alten Kuhleimann. Dort, wo die Laterne mit der zerbrochenen Scheibe ist. Es wird immerfort Drehorgel gespielt, in dem feuchten, engen, winkligen Hof mit den vielen Karren und der langen, von dampfender Wäsche belasteten Leine, den ganzen Tag. Ja, da wohnt sie. Wer ihr einmal nachgestiegen ist, weiß es. Das ganze Quartier weiß es.

Übrigens, das ist nicht so einfach, ihr nachzusteigen. Jeder Platz ist besetzt in dem Kondukt, von ständigen Abonnenten. Immer den ganzen langen Weg bis zu dem großen Galanteriegeschäft in der breiten Straße, in dem sie die reichen, mattgelben, schwedischen Handschuhe verkauft und die braunen, fleckigen Rohre mit den dicken, goldenen Kugeln am Ende. Früh und spätmorgens, wenn sie mit hastig zusammengegriffen Kleidern, die Hutnadel verbogen, den Gul lose und schief, an dem zierlichen Stiefelchen den dritten Knopf ins fünfte Loch verirrt, daß sich das Leder ächzend sträubt, das spitze, in einen Widerhaken ausgebogene Mäuschen, auf dessen hellstaumige Wurzel die blonden Flocken der widerspenstigen Stirnlocke niederbaumeln, kröselnd in die kispelnde Schmeichelei der grünlich weißen Voa vergraben, allen Grinsen blind und jeden Augenblick in einen ahnungslosen Wanderer veriraunt, atemlos und immer verspätet wie ein kleiner Schraubendampfer dahinkuckt; abends, wenn sie mit zierlich glatter Taille, den Armel mit weißer Sorgfalt ein wenig zurückgeschlagen, daß sich das Armbeud zeigt, die runden Wangen leicht mit Puder eingestäubt, den roßigen Schleier tolett

auf die kirchliche Oberlippe gezogen, mit schweifendem Blicke, vor jedem Schaufenster ihre Neugierde anhaltend, jeder vorwitzigen Bewunderung mit einem glücklichen Lächeln dankbar, lässig und gemächlich, wie ein selbstgefälliges Segelschiff in sommerlichem Winde, nach Hause trottet.

Eine kuriose Menagerie, diese Abkommen der Begleitung, die die kleine Tierbändigerin alle Tage hinter sich herschleppt! Da ist der klapperbeinige Lieutenant von den blauen Dragonern mit dem fuchsröthen Schnurrbart und den ziegelrothen Wangen und der weilschwarzen Nase, ein brennender Dornbusch auf Stelzen, der immer sagt: Man muß die Pflänzchen, die der liebe Gott gepflanzt hat, begießen, sonst verkümmern sie. Dann der dicke Assessor mit dem glänzenden Gesicht, der eigentlich „prinzipiell die Wittwen vorzieht“, aber doch nicht bloß Prinzipienreiter ist. Der junge Mann der alten Kuhle-mann, der Hebamme, mit dem fetten, faltigen, schwarzen Kandidatenrock, ein dürrer, finsterner, behender Schatten, mit zwei unheimlichen, gierig lodern den Feuerballen in dem verfohlten und ausgezogenen Gesicht, der aus England her die heiligen Traktälein und nach England hin die unheiligen Mägdelein besorgt, ein ergiebiger Tauschhandel. Dann der eilige Rechtsanwält, der immer alle Hände voll zu thun hat, mit fuchtelnden Armen und zapelnden Beinen, und im Schnee noch schwitzt, aber doch, so oft er die Kleine sieht, „Donnerwetter“ sagt und seinen überstürzten Galopp einen Augenblick anhält, den Überschuß seiner bewegten Seele in ein großes feuerrotes Tuch auszuhaubend, auf welchem die ganze Schlacht bei Wörth gemalt ist mit dem Kronprinzen zu Pferd, den Degen blank und hochgeschwungen. Dann der blonde August, der Agent, mit dem strohgelben, stacheligen Schnurrbart, die Liebe aller Kellnerinnen, weil er die besten Plätze in den Kneipen zu vergeben hat, und er weiß auch so schön zu thun und erzählt immer die schaurigsten Geschichten, der sie nicht anschauen kann, ohne einen schmerzlichen Seufzer: „schade! jammerschade!“, und es immer wieder aufs neue versucht; denn er treibt sein Geschäft nicht bloß um Gewinn, sondern aus Neigung, mit Leidenschaft, wie ein Blumenzüchter. Und wenn es regnet, da ist dann noch überdies der ehrwürdige, alte Maler, der die wunderschönen, bleichen Madonnen malt, mit dem wehmütigen Lächeln und der frommen Himmelssehnsucht im schwachtenden Auge; aber nur wenn es regnet, daß man nur auf den Zehenspitzen über die Straße trippelt, mit angewandter Vorsicht — denn er will etwas sehen, etwas gediegenes und etwas reelles.

Am besten hatte es entschieden der dritte Doktor. Doktor aus Höflichkeit der Leute nämlich, nicht eigentlich vor den Behörden, die immer gleich was Schriftliches verlangen. Und er zog auch schon lange genug auf den

Hochschulen umher, daß er es wohl verdiente, und überall, in ganz Deutschland, jedes Halbjahr wo anders, Nord und Süd.

Die Mediziner sind überhaupt glücklich daran, mit den Frauen. Sie sind so verwendbar. Sie wissen allerhand Rat und, wie man das vermeidet und wie man sich da heraushilft; wenn man es auch gerade nicht braucht, so weiß man doch nie, was einem nicht noch irgend einmal passiert. Und dann, es ist mit ihnen wie mit dem Pfarrer: da braucht man sich nicht zu genieren. Und natürlich, sie sich auch nicht. „Du unserm Berufe!“ sagen sie mit Würde und machen das ernste Gesicht zu den lustigsten Sachen.

Und dann kann man lange nach Einem suchen, mit dem man sich so prächtig amüsiert! Er schnarrte von Schnurren, wie eine Rakete, der Doktor. Er wußte immer das Neueste und es war immer zum Totlachen. Er hatte auch immer Zeit, wenn man wollte. Und immer fiel ihm wieder was ein. Und Geschichten hatte er erlebt, uein, Geschichten! Wenn einer so in der Welt herumkommt, der erfährt es erst, was mit ihnen los ist, mit diesen vornehmen Damen. Ja wohl! Und das will noch hochmütig sein, am Ende. Und dann war er so aufmerksam, wirklich nett. Gleich als er eingezogen war, das erste Mal, da sie sich auf der Treppe begegneten, hatte er ihr schon den Puls gefühlt, ob sie nicht krank sei. Ohne daß es was gekostet hätte. Und dann meinte er, sie hätte vielleicht einen kleinen Herzfehler. Und so drang er immer tiefer. Und zum Kaffee hatte er immer vorzüglichen Kuchen, mit Schlagahne.

Dahingegen der lange Friedrich! Er war zur nämlichen Zeit eingezogen wie der Doktor: auch ganz oben, im vierten Stocke, unter dem Dache, die Stube nebenan. Sie sah ihn kaum mehr an. Es war nichts los mit dem; und überdies trug er die Haare auf der Seite geschheitelt, und nicht einmal durchgezogen. Solche Leute läßt man einfach links liegen, sagte sie mit der zuversichtlichen Entschlossenheit desjenigen, der genau weiß, was er zu thun und was er zu lassen hat.

Er hatte ein besonderes Pech mit ihr, der lange Friedrich mit den roten Händen und den kurzen Hosen, abgestoßen und ausgefranst am Ende, mit wegstehenden Fäden. Er liebte sie.

Er liebte sie, wie man mit siebzehn Jahren liebt, wenn man in einer kleinen Stadt unter großen Büchern aufgewachsen ist, in Träumen, und alte Philologie studiert. Er hatte lange das Bedürfnis nach Liebe: ein Bedürfnis nicht nur des erwachenden Herzens, ein Bedürfnis des reisenden Geistes, um seine Bildung zu ergänzen und seinen Klassikern gerecht zu werden. Nun hatte er die Liebe. Seit dem ersten Tage, da er sie das erste Mal gesehen, wußte er's.

Was nun? Zunächst machte er Gedichte. Einen Monat lang, andert-halb. Dann wurde er verwegen. Seine Begierde warf die Zügel ab. Er dachte sogar daran, sie einmal anzureden.

Au diesem Tage, nachdem er lange mit sich gekämpft, wagte er es. Als er ihr begegnete, unten auf dem Treppenabfah, zögerte er einen Augenblick, sah sich nochmals nach allen Seiten um, ob sie auch wirklich allein wären, von keinem Verräter belauscht, und indem er sich rasch einige Beispiele heroischen Mutes aus der Geschichte zu Hilfe rief, wagte er es: mit einer linkschen Geberde zog er den Hut, sagte stammelnd: „Guten Tag, Fräulein,“ und bis in die Schläfen hinein erröthend, indem er mit einem stolpernden Satze gleich vier Stufen auf einmal nahm, war er atemlos um das Thor verschwunden.

Was thun? Was thun? Schreiben! Sagen würde er es ihr doch nie können.

Also schreiben! Er schrieb. Wieder einen Monat lang, anderthalb. Auf wunderschönem, schneeweißem Papier, Bergischmännchen oben in der Ecke, mit einer ganz spizen Feder, feingestochene Buchstaben. Aber zuerst fand er keinen Anfang und dann fand er kein Ende und niemals hätte er den Mut gefunden, es ihr wirklich zu senden. Schreiben, das war leicht gesagt. Aber, was schreiben? Daß er sie liebte, ja — und? Es war doch ein braves Mädchen und er war doch kein Lump. Konnte er sie denn heiraten, jetzt, wo er noch drei Jahre bis zur Prüfung hatte? Wovon denn, womit denn? Und wollte er sie denn betrügen, ins Unglück bringen, zur Schande? Konnte er denn mit Redlichkeit vor sie hintreten, klipp und klar: ich will dich zur Frau, in vierzehn Tagen soll Hochzeit sein — wie's einem ehrlichen Burschen gebührt? So gingen seine Gedanken im Kreise herum, ohne Ausweg.

Die nächste Zeit verbrachte er hauptsächlich auf der Treppe, der Himmelsleiter, darauf sein Engel auf und nieder stieg; wenn irgend eine Hoffnung war, sie zu treffen. Seine Einbildung, mit Wunsch gebüngt, war fruchtbar an solcher Hoffnung: sie konnte ja ihr Taschentuch vergessen oder Nasenbluten bekommen haben und es war auch möglich, daß das Geschäft einmal niederbrannte, plötzlich. Bloß um sie zu sehen, recht oft zu sehen, wann es nur möglich, ohne andere Gedanken. Immer treppauf, treppab, mit fliegendem Atem und brennender Stirn, den laugen Hals laufend vorgebengt wie ein englischer Renner, den Blick von den Nachbarn gesenkt, nach der Mauer gedreht; denn er zweifelte nicht, daß sie sein verwerfliches Treiben längst durchschaut haben müssen, und wer im Hause lachte, lachte über ihn, offenbar. Und nun erst, wenn sie nun wirklich kam, gar

vor ihr selber, völlig kopfverloren, in unbändiger Flucht wie vor einem Gespenst, in dieser heillosen Angst, sich zu verraten und daß sie, beleidigt in ihrem Stolge und an ihrer Ehre verwundet, wenn sie einmal das finstere Verbrechen von seiner Wange gelesen, ihm ihr ganzes Leben nicht wieder vergeihen könnte. So jagte ihn den ganzen Tag, wie wilder Fieberdurst, diese einzige Sehnsucht nach ihrer Begegnung; und wenn sich die stürmende Begierde endlich erfüllte, in der Befriedigung gerade litt er die schlimmste Höllepein, einen blutigen Rutenlauf des Gewissens und wie aus Todesgefahr atmete er auf, wenn das Entsetzliche endlich vorüber. Dann ging die Geschichte wieder von vorne los, ein erfreulicher Lebenswandel, manchem Jüngling vertraut.

Sie hatte das bald heraus, daß da irgend etwas nicht in Ordnung war, mit dem schlanken Jungen. Er mißfiel ihr nicht. Sie ließ es sich merken. Das Lächeln, das seinem hastigen Gruße dankte, aus ihrem purpurnen Munde emporflatternd wie ein Schmetterling aus dem Kelche der Pfingstrose, verweilte in den von milchigem Flaum erhellten Grübchen. Sie blieb stehen. Sie redete ihn an. Sie richtete ihr Strumpfband. Sie bat ihn um kleine Gefälligkeiten. Einmal, da in dem Romane des Abendblattes, gerade wie die anderen Hindernisse von dem siegreichen Helden endlich glücklich bezwungen waren, was französische vorkam, das sie nicht verstand, stieg sie sogar in seine Kammer hinauf, sich Rat zu holen, abends.

Nun war es ganz aus. Welches teuflische Ungeheuer hätte er nicht sein müssen, so viel Arglosigkeit und Vertrauen zu mißbrauchen! Offenbar: die Taube ahnte den Falke gar nicht, den gierigen Stohlfalke in seiner Seele! Er erschauerte vor sich selbst. Welch ein Abgrund!

Ja, in vier Jahren, wenn er ein kleines Lehramt hoffen durfte! Aber zum Welken sollte diese Lilie nicht gebrochen werden, niemals! Er ward noch kintlicher und selbst sein Blick verstummte.

Sie ärgerte sich. So etwas war ihr noch nicht vorgekommen. Was hatte er denn eigentlich? Warum denn nicht? Übrigens — sein Schade, nur sein eigener Schade! Sie hatte es nicht nötig — Gott sei Dank! Und sie zuckte die runden Schultern und warf die krause Oberlippe auf. Von der Sorte — mehr als ein Dugend, Gott sei Dank!

Offenbar: nun hatte sie es endlich doch gemerkt. Oh, wie er mit sich haberte, sich mit stacheliger Reue geißelte! Sie achtete jetzt kaum mehr auf seinen Gruß und ihr Blick slog über ihn weg. Wie sie, in ihrer Reinheit und Herzenseinfalt, wie sie ihn hassen mußte, verachten, verabscheuen! Abbitte, auf den Knien abbitte — aber er würde es nie wagen und würde sie ihn denn hören? Nein, das war alles dahin, unwiederbringlich dahin.

Es gab keine Gemeinschaft mehr zwischen ihnen, wie es keine Gemeinschaft giebt zwischen der Tugend und dem Laster, zwischen der Sonne und der Nacht.

In jener Zeit fing die kleine Adele an, wahrzunehmen, daß der lange Friedrich den Scheitel auf der Seite trug und nicht einmal durchgezogen; und seit jener Zeit pflegte die kleine Adele zu sagen, mit dieser zielbewußten Entschlossenheit: Solche Leute läßt man einfach links liegen.

Da, in der größten Not, packte ihn das Glück am Schopfe und zog ihn heraus. Es war aber nicht das gewöhnliche Glück, die schlaute Tänzerin auf der rollenden Kugel mit dem zierlichen Knöchel. Es war ein besonderes und hatte die Gestalt eines wohlgenährten Kurfürsten von neun Jahren, jußt an der Schwelle der Flegelrei, mit ölig glänzenden Wangen, pfliffigen Schlipaugen und großen, weit abstehenden, durchscheinenden Ohren, die er bewegen konnte, auf und ab, und wenn er die Stirne recht runzelte, selbst nach der Seite, wie ein Pferd. Das war aber auch das einzige, was er konnte, und darum brauchte er einen Hofmeister, für die anderen Lebenskünste, was einen Haufen Geld kostete und alle Augenblicke eine neue Annonce in der Zeitung: denn keiner hielt es lange aus und so kam die Reihe zuletzt an den Friedrich.

Er mußte weg aus der kleinen Kammer neben dem dicken Doktor, der übrigens zur nämlichen Zeit die Stadt verließ, um wieder eine andere Hochschule mit seiner Gegenwart zu beglücken, ein rastloser Wanderbursche der Wissenschaft. Es war nämlich die Bedingung gestellt, daß er gleich in der Nähe seines Schülers wohnen mußte, nur wenige Häuser davon. Sonst endete es immer mit Unzulänglichkeiten: eine ganze halbe Stunde hatte sich der vorige Hauslehrer einmal verspätet.

Er hatte ein gutes Leben da. Der Junge war ein Lausbub'. Aber die Herrschaft war gütig und ließ dem Gesinde nichts abgehen: zwei Sonntage im Monat hatte die Köchin Ausgang, er einen.

An einem solchen Sonntage, nach dem Essen — ein Jahr mochte vergangen sein — wanderte er einmal nach der Haide hinaus, zur Belustigung. Der Frühling schwamm in der Luft. Es tanzte ihm das Herz im Leibe und die Thaler in der Tasche. Seine Genußsucht schweifte aus. Er betrachtete die Kieselndame, mit anhaltender Bewunderung, für drei Groschen; er zeigte seine Schießkunst; und von dem Mädchen mit den weißen Haaren und den roten Augen konnte er sich gar nicht trennen. Immer aber, wenn er aus der Bude heraustrat, hielt er ein wenig an und, den Kopf leicht zurückgebengt, mit hochgestreckten Armen sog er langsam den balsamischen Duft ein, den in sanften Wellen ein lauer Wind von dem nahen Walde herüberpülte, einträumend und buhlerisch.

Er verweilte vor der Kutschbahn. Sehr vergnüglich, wie der Karren vorüberfauchte, wie aus einer Kanone geschossen. Die Weiber freischend durcheinander gerüttelt, eine über der anderen, mit fliegenden Röden, die Hände krampfhaft an den Hüten, die sich gegen den Strom des Windes aufstellten, ferngerade emporgesträubt. Und vorüber wie der Blitz, nurmehr ein dumpfes Grollen, in der Ferne verhallend. Als ob Regel geschoben würde mit Menschenleibern.

Trollig. Er mußte das auch versuchen. Aber da, gerade wie er die Treppe hinaufwollte, stand sie auf einmal vor ihm, wie aus der Erde heraus. Es fuhr ihm ein Stoß ins Herz. Er taumelte.

„Schan!“ sagte sie. „Du bist's. Sieht man Dich auch wieder einmal? Ich glaube Dich gar nicht mehr hier.“

Er kniff sich in die Lenden, zweimal, um den Traum davonzujagen, die Augen auseinandergerissen, die Brauen aufgerollt wie die Stachel eines Igel's. Sie lachte. Sie schritt die drei Stufen herunter, geradewegs auf ihn zu, und indem sie die Arme langausgestreckt auf seine Schultern legte und mit zärtlichen Fingern ihn leise an beiden Ohrfläppchen zupfte, versetzte sie ihn, nachdem sie ihre Wange eine Weile sanft an seiner Brust gerieben, langsam ihre Lippen auf die seinen schiebend, einen vollen, saftigen Kuß. Er empfing ihn wie ein heiliges Wunder, wortlos, zitternd. Er erwartete jetzt nur noch, daß sie ihn in die Arme nehmen und mit ihm fortfliegen würde, von der Erde weg, in die Ewigkeit.

Und sie lachte noch immer. „Ja freilich! Hast geglaubt, daß ich Dich nicht mehr kenne, weil es schon ein Jahr her ist! Aber ich bin nicht von denen, die so leicht vergessen. Oh! Ich bin treu!“ Und sie wurde ganz rot vor Stolz, aufgebläht vor Befriedigung wie eine Taube, die gurgelnd die Federn sträubt. „Ich bin treu. Was ich einmal liebe, das vergesse ich nicht wieder.“

Ihm dampfte der Kopf. Er tappte mit den Händen vor sich hin wie ein Gehlender. Es brodelten ihm die Sinne. Über ihm jagten sich die kleinen, runden Wolken, in fiebertweißen Wolljäckchen mit ausgezupften Ärmeln, flohen und gefellten sich. In ihm wirbelten verwegen Hoffnungen, überschlugen und purzelbäumten sich, stellten sich auf die Nase und trillerten mit den Zehen. Es war ein einziger reißender Strudel, in dem alles verschwand, oben und unten, innen und außen, ein heißer, fieberisch gaulender Tanz, in dessen stäubendem Wicht Himmel und Erde versank.

„Wenn's Dir recht ist, bleiben wir zusammen heute. Ich habe ohnedies keinen.“ Sie nahm seinen Arm. Er wankte dahin wie ein Trunkener. Er wußte nichts, verstand gar nichts. Ihm war, als würde er auf schwel-

lenden Rosenkissen, von Jasmin geschleht, in den Äther emporgetragen, höher und höher, wohin keine Kunde der Erde mehr dringt, von verzückten Engelschören umringt mit süßen, jauchzenden Schalmeyen aus großen, goldenen, gewundenen Hörnern, und ihm schwände die Besinnung.

„Wo wohnst Du jetzt eigentlich?“ fragte sie, als sie nach der Stadt heimkehrten, abends, Arm in Arm, während er Visionen stammelte. Er nannte die Straße. „Donnerwetter! Da habe ich einen schönen Weg nach Hause. Aber nicht wahr, Du zahlst mir eine Droschke, gelt? . . . Und weißt Du, auf was ich mich am meisten freue? Was glaubst Du, rate einmal!“ Er erriet es aber nicht, gar nichts.

„Herrgott! Bist Du ungeschickt,“ sagte sie ärgerlich, als ihm das dritte Zündhölzchen versagte. „Und ich bin schon so neugierig darauf!“

„Aber wo ist es denn nur? Und sie schnupperte mit dem Blick in allen Winkeln herum, wie ein Hund, der einen Brocken fallen gehört hat, aber nicht sieht. „Wo hast Du es denn nur?“

Er begriff kein Wort. Er bat sie, es ihm zu erklären. „Ah, Schlingel!“ freischte sie. Du hast es verjeht! Wahrscheinlich! . . . Oh, oh! Und ich hatte mich so gefreut darauf!“

Er wiederholte die Bitte, dringlicher. „Ah, thu doch nicht so!“ sagte sie unmutig und gab ihm einen Klaps. „Du weißt schon — wir haben uns immer so amüsiert damit. Es war auch zu drollig . . . das Skelett!“

Nun gab es ihm einen Kuck und plötzlich stand er wieder auf der Erde, mit beiden Füßen. Es war aus mit der Himmelfahrt. Er erinnerte sich. Der dicke Doktor, in der Ecke der Kammer, hatte ein männliches Skelett, einen gelben Fez auf dem Totenschädel, eine lange Pfeife mit blauen Quaisten zwischen den zahnlosen Kiefern, ein lächerlicher und schauriger Anblick. Er hatte es oft gesehen, mit Ekel und Furcht. Er erblicte.

„Das war der Doktor! Ich bin Friedrich, der Philologe!“ Mehr brachte er nicht heraus.

Sie rieb sich das Näschchen an der Fensterscheibe, ein wenig verlegen. Dann, indem sie flink auf den Absäßen herumwippte, lachte sie desto ausgelassener. „Nein, nein! . . . Richtig, ja! Das war der Doktor! Nein, wie ich euch verwechseln konnte — er war doch dick, mit einem großmächtigen Bauch, oh, ich erinnere mich jetzt ganz genau . . . Übrigens, da ich doch einmal da bin . . .“

Sie sperkte die Augen weit auf, durch Verwunderung vergrößert. Er hatte sich über den Tisch geworfen, das Gesicht in den Händen vergraben, und weinte und weinte, bitterlich.

„Richtig, richtig!“ murmelte sie. „Der lange Friedrich! Ich erinnere mich jetzt . . . Es kam mir immer nicht recht richtig vor . . . Und jetzt sieht man es ja!“

Und leise, auf den Zehenspitzen, schlich sie hinaus, ohne ein Wort, wie eine Kaze, und war froh, wie sie draußen war.

Am anderen Morgen geschah es, daß sich auch der neue Hauslehrer um eine ganze halbe Stunde verspätete. Er war sehr bleich und hatte dicke schwarze Ringe um die Augen. „Die Leute haben kein Pflichtgefühl mehr,“ sagte der Vater traurig zu der Mutter, „sondern Käusche.“ Und sie zogen es ihm am Gehalt ab.

„Das darfst Du nun nicht so tragisch nehmen, mein Lieber,“ sagte sein Freund Konrad, als er es ihm erzählte. Er war um drei Jahre älter, schon ganze zwanzig; da hat man keine Illusionen mehr. „Was willst Du? Die Weiber!“ Er machte eine verächtliche Geberde. „Sie sind einmal so, ein vergeßliches Geschlecht, eine wie die andere. Das macht — sie haben um so viel weniger Gehirn, weißt Du?“

„Aber ich habe sie so geliebt!“ schluchzte der lange Friedrich.

„Ja, das darf man halt nicht! Das darf man halt nicht!“



Briefe eines gebildeten dummen Jungen.

Moderne Tragikomödie von Arthur Gutheil.

(Lamburg.)

Liebster, bester Freund!

Weißt Du noch, daß ich vor Jahren, als wir noch zusammen studierten, oft, wenn wir nachts nach Hause gingen, Dir mancherlei erzählte, das ich einzig und allein Dir anvertrauen zu können meinte, und das, bei Licht betrachtet, gar nichts so ganz Außergewöhnliches war? Du wirst Dich dieser Nächte noch so gut erinnern wie ich. Alle paar Tage oder Wochen fühlte ich das Bedürfnis, gerade mit Dir einmal wieder ganz allein zu sein, weil ich wußte, daß Deine liebe- und rücksichtsvolle Freundschaft für mich alles über sich ergehen ließ, womit sie zu beschweren ich für unumgänglich nötig halten mochte.

Was für Schmerzen hatte ich damals, wie oft mußtest Du mich trösten und — wie kindisch war ich oft in jener Zeit!

Ich bin immer sanguinisch gewesen; ich hielt alles, was mir als etwas mir Neues zusieß, für außergewöhnlich. Ich habe mehrfach eingesehen, daß ich oft sehr unreif und thöricht Andern gegenüber erschienen sein muß. Aber ob ich mich, wenn ich auch fünf Jahre älter geworden, merkbar verbessert habe? Du mußt das besser beurteilen können als ich. Auch das war ein Zeichen meiner Unerfahrenheit und Subjektivität, daß ich mir einbildete, mich weit besser und genauer zu kennen, als andre dies vermöchten. Diese anmaßende Ansicht habe ich glücklicherweise verloren, dennoch —

Ich fühle, daß ich Dich langweile.

Und Du fühlst, daß ich Dir etwas Außergewöhnliches, in diesem Fall thatsächlich etwas Außergewöhnliches, mitzuteilen habe, und daß ich gleich der bekannten Kage um den bekannten heißen Drei herumlaufe, weil ich den richtigen Anfang nicht finden kann oder nicht zu finden wage.

Soll ich gar nichts sagen?

Du lächelst, da Du mich wieder einmal für albern hältst.

Lieber, ich bin es nicht, ich bin auch nicht verliebt, aber —

Glaube mir, daß Du Dir keinen Begriff von ihrem Außern machen kannst.

Das ist nicht denkbar.

Solch ein Weib muß man sehen, denken kann man es nicht.

Und was habe ich gesehen, wie habe ich es gesehen!

Jeder Soll eine Königin!

Dieses sich üppig drängende Haar, diese großen, feuchten, glänzenden Augen von unbestimmter Farbe, diese vornehm-vollen Gesichtszüge, die Hände, schneeweiß, die rosig überhauchten Fingernägel, diese — nicht Juno, nein, Venusgestalt!

Ja, eine Venus, die Göttin des Liebestausches, schön wie Pandora, durch jede Bewegung entflammend, sinnverwirrend ihr Blick, süße Schauer erregend ihr leichter Händedruck. —

O Gott, Mensch, ich weiß nicht was ich eigentlich denke, sage und thue.

Und ich bin nicht verliebt, ich schwöre Dir's, ich bin nicht verliebt, hassen könnte ich, hassen möchte und will ich dies verführerische, verlockende, dies so unnahbar stolze Weib.

Ja hassen, aber das Schreckliche, Furchterliche ist ja die Gewißheit, die ich in mir fühle, die Gewißheit, daß ich dies Weib, diese wahrste Venus, die je existiert hat, bis zum Selbstmord lieben werde, und zwar bald, in wenig Tagen, vielleicht morgen, vielleicht gar schon heute — heute! —

Wie sie schön ist! Und so jung!

Man versichert mich, sie sei keine vierundzwanzig Jahre alt.

Würde man mich fragen, für wie alt ich sie halte, ich könnte nichts sagen; solche Frauen haben kein Alter.

Und ihr Mann — selbstverständlich, daß sie verheiratet ist — wenn man dies Paar sieht — er noch einen halben Kopf größer als sie, breit-schultrig, mit vollem Haar und Bart, der Typus der Kraft, ein Mann von Eisen — die beiden zusammen ein Anblick, der zur Bewunderung hinreißt!

Und ich — achtundzwanzig Jahre alt, nicht verheiratet, nicht verlobt, nicht verliebt — begreißt Du, was das heißt?

Ich darf nicht weiter schreiben, ich werde sonst, glaub' ich, verrückt!

Schreib mir nicht, ich muß erst wissen, ob ich noch Ich bin.

Lieber Freund!

Was ich vorausgeahnt, gewußt, ist eingetroffen.

Ich liebe sie!

Und wie liebe ich sie!

Ich kann nichts andres denken als sie — ich sehe nichts andres als sie, ich höre keine andre Stimme als die ihrige, ich verspüre fortwährend den stauraubenden weichen Dusch, der aus ihrem Haar, aus ihren Kleidern strömt.

Was ich thun, wie ich mich ihr und ihrem Gatten gegenüber verhalten soll?

Ich weiß es nicht, unschlüssig, kraft- und widerstandslos stehe ich einer unbeflegbaren Macht gegenüber, kraft- und widerstandslos werde ich dieser fürchterlich süßen Macht zum Opfer fallen.

Sprich mir von Mannestugend, Energie, sittlichem Selbstgefühl — wie leerer Hand zieht das alles an meinem Ohr vorüber — dies Weib gesehen haben und dann noch mit sich selbst ohne dasselbe fertig werden wollen ist ein Verlangen, das zu erfüllen es weit, weit mehr als menschlicher und männlicher Kraft bedarf.

Was sind wir sogenannten Herren der Schöpfung doch für jämmerliche machtlose Kreaturen der Krone der Schöpfung gegenüber!

Du hast mir geschrieben, trotz meiner Bitte, es zu unterlassen.

Du kamtest mich wieder einmal besser als ich mich selbst, denn Du thatest Recht daran, mir zu schreiben. Dein Brief hat mir wohlgethan, hat mich wenigstens für eine kurze Spanne Zeit über mich selbst zu täuschen vermocht, mich zu einer, wenn auch nur äußerlichen Ruhe gebracht. Das hat es mir möglich gemacht, einmal nachzudenken, was nun eigentlich werden soll.

Und ich habe nachgedacht.

Was dabei herausgekommen ist?

Selbstverständlich nur der eine Gedanke: Du mußt diese Frau fliehen, Du mußt unverzüglich fort, weit fort, irgend wohin, von wo Dir die Rückkehr möglichst erschwert ist, z. B. nach Amerika oder nach dem Nordpol.

Ich war nahe daran, diesen Gedanken zum festen, unumstößlichen Entschluß zu machen, da erhielt ich eine Einladung ihres Mannes zu einer Abendgesellschaft!

Allen guten Vorsätzen tritt der Teufel entgegen und weiß ihre Ausführung unmöglich zu machen.

Ich habe ihren Gatten, den Freiherrn Karl von Siegen, Majoratsherr auf Klingendorf und Ministerialbeamter außer Diensten, durch Vermittlung eines uns beiden bekannten Offiziers kennen gelernt. Er mochte Gefallen an mir finden, denn er hat mich, ihn und seine Gattin durch meinen Besuch zu erfreuen. Junge Ärzte, zumal wenn sie durch Unterstützung durch hochgestellte „Kollegen“ eine Laufbahn vor sich haben, wie sie mir zu winken scheint, sind ja auch in adligen Kreisen bisweilen nicht ungern gesehene Auhängfel.

Übrigens muß ich dem Freiherrn volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; er ist Kavaliervom Scheitel bis zur Sohle, hochgebildet, liebenswürdig und in der Unterhaltung ungemein anregend.

Das ist's ja, was den Aufruhr in mir noch schürt. Wäre er ein unbedeutender und blasierter Mensch, ich würde mich den Teufel um ihn kümmern. Aber er ist ein Mann, vor dessen Wissen und Charakter ich die größte Hochachtung haben muß, was viel sagen will, weil wir Mediziner, vertraut mit unserer so äußerst schwierigen, in so hohem Maße den ganzen Menschen für sich fordernden Wissenschaft, nur zu leicht geneigt sind an Andre zu hohe Anforderungen zu stellen.

Dafß alle Überlegung, alle Vorsätze wie ein Windhauch verschwunden waren, als ich die Einladung erhielt, wirst Du mir ohne Weiteres glauben.

Morgen ist der große Tag. Ich zähle die Stunden, die Minuten. Meine ärztliche Thätigkeit ist mir eine Laal; was mögen meine Patienten von ihrem sonst so ruhigen und sachlichen Berater denken.

Liebster, einziger Freund!

Es ist zwei Uhr nachts. Ich komme graden Wegs von ihr. Wie ich den Weg nach Hause gefunden und daß ich ihn überhaupt gefunden, ist mir ein Rätsel. Ich war mit einigen Offizieren und Juristen noch in einem

Kaffeehaus. Wir haben Champagner getrunken, um die Brüderschaft zu besiegeln, welche ich mit dem jungen Offizier gemacht, der mich bei Siegens eingeführt. Er ist ein lieber, freundlicher und lustiger Mensch, ich könnte ihm jeden Gefallen thun, wenn er etwas von mir verlangte, so unjählich glücklich hat er mich gemacht, ohne es selbst zu ahnen.

Ich habe viel, sehr viel Sekt getrunken, aber ich bin nicht berauscht, mein Kopf ist leicht, meine Gedanken völlig klar.

Wie hat man mich im Hause des Freiherrn aufgenommen! Nicht wie einen Reuling in jenen Kreisen, nein, wie einen langjährigen Freund, der immer zu ihnen gehört hat.

Der Freiherr wie seine Gattin besitzen jene feine Bildung, die jedem Fremden zu zeigen vermag, daß er, da er ihr Gast ist, ihnen nicht als Fremder gegenübersteht.

Zum ersten Mal war ich mit Melanie zusammen — früher konnte ich den Namen nicht leiden, jetzt klingt er mir wie Sphärenausfall.

Das erste Mal mit ihr zusammen — bei meinem Eintrittsbefuch hatte ich nur ihn getroffen.

Ich habe es mit einer Ängstlichkeit vermieden, mich ihr zu nähern, die, wie ich jetzt glaube, einem anmerkamen Beobachter aufgefallen sein muß, wenn einer dort war. Einmal sah sie mich, dessen Augen unbemerkt von Andern stets auf sie gerichtet waren, mit einem Blick an, der fragend und ermunternd zugleich war. Dann trat sie auf mich zu und fragte, da grade musiziert wurde, ob ich nicht geneigt sei, die Gesellschaft durch den Vortrag einiger Lieder zu erfreuen. Bewirrt entschuldigte ich mich mit Heiserkeit — es wäre mir nicht möglich gewesen auch nur einen Ton ruhig zu singen.

Eine Dame setzte sich an den Flügel und spielte, nein hatte eine Rhapsodie von Liszt herunter. Noch nie hatten die entsetzlichen Dissonanzen, das wüste Durcheinander dieser Kompositionen mein musikalisches Empfinden so roh verlegt, wie heute Abend. Ich zitterte vor innerer Wut und Erregung, ich ging in ein andres Zimmer — da sah ich mich plötzlich der Frau vom Hause gegenüber. Außer uns war niemand in dem kleinen Gemach.

Melanie — verzeih', aber es ist mir nicht möglich, sie in meinen Gedanken anders zu nennen — mochte meine augenblickliche Verwirrung bemerken, denn sie sagte in sehr freundlichem Ton sofort: „Es wird Ihnen wohl etwas zu fortschrittlich im Musiksaal, Herr Doktor; mein Geschmack ist Liszt auch nicht; so hoch ich ihn als Virtuosen schätze, für seine Kompositionen habe ich vielleicht kein Verständnis.“

Ich wußte nichts zu antworten; was waren mir alle Komponisten, ich hätte über so gleichgültige Dinge nicht sprechen können.

Aber wie fein wußte sie meine Unbeholfenheit zu übersehen! Sie fragte mich nach meinen Familienverhältnissen, nach meiner ärztlichen Thätigkeit, ich antwortete, zuerst kurz und zerstreut, und dabei ertappte ich mich ein paar Mal, wie ich sie förmlich anstarrte. Sie mußte das gewahr geworden sein, denn sie wurde ernster und machte Anstalt, das Gespräch mit mir abzubrechen. Ich hörte, daß man sich in den andern Zimmern zum Ausbruch rüstete. Sie erhob sich, ich ebenfalls. Dabei ergriff ich, ohne selbst zu wissen was ich that, ihre Hand und presste einen glühenden Kuß auf dieselbe. Ich war wie von Sinnen.

„Gestatten Sie mir, gnädigste Frau, daß ich mir wieder die Ehre gebe —“

In dem Blick, mit dem sie mich ansah, lag ein verachtender Stolz.

„Es wird meinem Manne und mir angenehm sein, Sie wiederzusehen,“ sagte sie mit eisiger Kälte. — — —

Seit drei Tagen laufe ich umher und weiß nur eins: nicht eine Woche kann es so weiter gehen, ich werde sonst sicher verrückt. Ich habe einen befreundeten Kollegen gebeten, mich für einige Tage zu vertreten, da ich wegen eines körperlichen Unwohlseins unfähig sei, meiner Pflicht nachzukommen.

Noch war ich nicht wieder bei ihr, aber ich muß hin, heut noch. Und ich werde hingehen. Mag geschehen, was da will. Mein Leben ist doch zerstört, ein Wunder müßte geschehen, wenn ich wieder gesund werden sollte.

Gegen meine Krankheit giebt es keinen Arzt; meist hat sie tödtlichen Ausgang zur Folge.

Lebe ich noch, bin ich noch auf der Erde, ist alles, was ich um mich sehe dasselbe, was früher schon da war, oder bin ich in eine fremde Welt versetzt?

Die Erde ist nicht groß genug für mich, überall ist mir so eng, die menschliche Sprache ist zu arm, als daß ich in Worte fassen könnte, was ich fühle.

In meiner Brust lodert und brennt es, mich dürstet, ihr Kuß allein kann die Glut kühlen.

Wir haben Mund an Mund, Auge in Auge nebeneinander gefessen, wir haben uns geküßt, unzählige Male — sie hat also ihre Ehe gebrochen.

Wie gleichgültig mir das ist! Und ihr auch!

Sie liebt mich, sie liebt mich! Wie ein rasender Sturm hat es sie erfaßt, als ich meiner Sinne, meines Willens nicht mächtig vor ihr nieder-

stürzte, Thränen der furchtbarsten Aufregung vergießend, sie um Gnade, um Erhörung anflehte.

Daß ich nicht noch immer an ihrer Seite sitze, sie an mich presse, ihre Lippen, ihre Augen küsse — ich begreife es kaum.

Heut Nachmittag in der Dämmerung war's, als ich zu ihr ging.

Ihr Gatte war auf der Jagd, sie allein zu Hause.

Man führte mich in denselben Salon, in dem ich an jenem Abend mit ihr gefessen. Auf dem Tische stand eine Lampe mit einem rosafarbenen Schleier, es war ganz still und dämmerig in dem verführerisch ausgestatteten kleinen Raum. Als sie hereintrat, lief ein nervöses Zucken durch meinen Körper, ich fühlte, daß ich freideweiß wurde, was ich dann sagte, weiß ich nicht mehr; meine Erinnerung beginnt erst von dem Augenblicke wieder, wo sie mich anshob, wo ich sie an mich riß und ihr den ersten sekundenlangen brennenden Kuß gab.

Mehrere Stunden saßen wir bei einander, ich strich ihr über das Haar, immer wieder preßte ich sie an mich, immer wieder küßte ich sie, küßte sie mich.

Es waren Stunden überirdischer Wonne, die ich verlebt. — —

Die Feder zittert in meiner Hand, ich kann nicht weiter schreiben. Leb' wohl.

Heute Morgen erhielt ich einige Zeilen von ihr. Ihr Mann bleibt acht Tage fort. Ich eilte zu ihr. Wir sprachen wirklich ernst zusammen, aber aus jedem ihrer Worte fast merkte ich, daß in diesem Weibe eine Leidenschaft verborgen ist, die mich erschrecken könnte, wenn ich nicht so glühend liebte. Ihr Mann ist immer gut gegen sie gewesen, ich soll sie daher nicht eher ganz mein nennen dürfen, als bis sie nicht mehr sein Weib ist. Das bringt eine lange Zeit qualvollen Wartens. Aber ich muß mich fügen, sie will es so.

Geliebt hat sie ihren Mann nicht, er war ihr nicht zuwider, sie hatte ihn gern in ihrer Nähe, aber Mann und Weib sind sie vor sich selbst nie gewesen, nur vor der Welt. Er ist über fünfzehn Jahre älter als sie und hat, wie sie meint, ein mehr väterliches Gefühl für sie. Noch weiß er nichts. Sie will ihm auch nichts schreiben, sie will ihm alles sagen. Dazu gehört ein heroischer Mut. Diese Frau hat ihn, sie kann so manchen Mann beschämen.

Die Zurückkunft des Freiherrn verzögert sich. Eigentlich bedauere ich den Mann, und doch, wie gleichgültig ist es mir, was aus ihm wird! Täglich bewundere ich Melanie aufs Neue. Sie hat eine Selbstbeherrschung, wie ich sie bei einem so leidenschaftlichen Wesen nicht für möglich gehalten.

Sie schreibt ihrem Gatten einen Tag um den andern, von allerlei gleichgültigen Dingen, und denkt dabei doch nur an ihre neu erwachte Liebe, an ihre glutvolle, verhaltene Leidenschaft. Auch mir gegenüber sucht sie sich so viel wie möglich zu beherrschen, nur manchmal bricht es mit elementarer Gewalt aus ihr hervor. Wenn sie mich dann umschlingt, mich küßt, daß mir der Atem auszugehen droht — dann wird mir manchmal ganz ängstlich und unheimlich zu Sinne und mir kommen allerlei sonderbare Gedanken. —

Fast drei Wochen sind verlossen und die Ankunft des Freiherrn steht noch nicht zu erwarten. Dagegen ist ein andres Wesen bei Melanie eingezogen, eine Nichte ihres Mannes, ein reizendes, unschuldigcs Kind von achtzehn Jahren, mit blonden Haaren und blauen Augen. Es wundert mich selbst, daß ich so genau weiß, wie das Mädchen aussieht. Ihr Äußeres hat mir wirklich sehr gefallen.

Heute fragte mich Melanie, ob es mein Wunsch wäre, daß sie ihrem Gatten schriftlich alles mitteile; er habe auf seinem Gute verschiedene Unregelmäßigkeiten entdeckt, die sich der Verwalter habe zu Schulden kommen lassen, so daß es noch einige Zeit dauern könne, bis er zurückkehre.

Ich wußte nicht recht, was ich antworten sollte. Ich hat mir bis morgen Bedenkzeit aus, dann würde ich ihr meine Meinung mitteilen. Als ich dies gesagt, sah sie mich so sonderbar an, wußte ich nur, was sie dabei gedacht hat . . .

Heute Mittag traf ich Fräulein Hedwig, Melanies Nichte, in einem Geschäft. Sie ist wirklich eins der lieblichsten jungen Mädchen, die ich je kennen gelernt habe. Ich begleitete sie nach Hause. Dort fragte ich nach der gnädigen Frau; sie war in ihrem Wohnzimmer. Sie kam nicht wieder auf ihre gestrige Frage zurück, ich glaube, ihr Stolz hinderte sie daran. Wir sprachen über allerlei. Sie war auffallend kühl, nur einmal bemerkte ich, daß sie mich forschend ansah und dabei leuchtete und bligte ihr Auge. Vor der Frau könnte ich mich fürchten, wäre sie meine Feindin. Aber wir lieben uns ja.

Endlich sagte ich — ich weiß selbst nicht, weshalb ich es nicht so recht herausbringen konnte — sie möge dem Freiherrn lieber noch nicht schreiben, es würde ihn zu sehr aufregen —

„Wie rücksichtsvoll Du mit einem Mal geworden bist,“ unterbrach sie mich scharf und mit flammendem Blick mich ansehend. „Früher warst Du nicht so.“ —

Plötzlich fühlte ich mich von ihr umschlungen, sie hing an meinem Halse und sagte in steigender Hast:

„Oskar, Oskar, verlaß mich nicht, mir ist so bange, daß ich Dich verlieren könnte — aber es ist ja Einbildung, nicht wahr — o Gott, o Gott — Oskar“ — hier wurde ihre Stimme rauh und drohend — „wenn ich sähe, daß Du von mir gehen wolltest, mich abschütteln — ich würde Dich hassen, viel mehr noch, als ich Dich jetzt liebe.“

Ich suchte sie zu beruhigen, ich streichelte ihr Gesicht, ich konnte aber den alten, unbesangenen Ton nicht wiederfinden.

„Sieh mir ins Auge,“ sagte sie und hob meinen Kopf.

Ich vermochte kaum ihren ernststen Blick zu ertragen.

Ich hörte, daß die Thür geöffnet wurde; ich machte mich los und blickte hin, sah aber nur noch einen Zipfel von Hedwigs Kleid, die sich eilig wieder entfernte.

Verlegen stand ich vor Melanie.

„Hedwig hat uns gesehen,“ sagte ich halbblaut.

„Das schadet nichts,“ erwiderte Melanie, „nun müssen wir um so fester zusammenstehen.“

Es war ein eigentümlicher, mir unbekannter Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden.

Lieber Freund!

Vies zuerst all die einzelnen Blätter, die ich Dir mitschicke, und dann erst diesen Brief.

Als ich heute Morgen in Melanies Haus kam, war sie nicht daheim. Einem plötzlich auftauchenden Gedanken folgend, fragte ich nach Hedwig; ich ließe sie auf das dringendste bitten, mir ein paar Minuten zu schenken.

Sie kam. Wie sie hereintrat, ging eine dunkle Röte über ihr Gesicht.

Ich empfand plötzlich, ich weiß nicht aus welchem Grunde, ein tiefes, inniges Mitleid mit ihr, ich hätte weinen können.

Unwillkürlich fand ich die richtigen Worte, um ihr eine Erklärung dessen zu geben, was sie gestern gesehen. Ich beichtete ihr wie ein reuiger Sünder, ich bat sie um Verzeihung, ich beteuerte ihr, daß ich allein an allem die Schuld trüge, daß Melanie rein von jedem Makel sei, daß ich mich hätte hinreißen lassen und was ich sonst noch sagte.

Ich sah, wie sie sich eine Thräne abwischte.

Dann blickte sie zu mir auf und sagte:

„Ich glaube Ihnen, Herr Doktor; aber, nicht wahr, Sie thun das

nicht wieder, ich könnte meiner Tante ja nicht wieder grade ins Auge sehen. Sie versprechen es mir, nicht wahr?"

Ihr Blick, der Ton ihrer Stimme waren so rührend, daß ich alles vergaß, ihre Hand ergriff und sagte:

„Ich verspreche es Ihnen, mein liebes, teures Fräulein, ich verspreche es Ihnen.“ —

Du weißt also, wie es um mich steht. Die wenigen Worte, die Hedwig zu mir sprach, haben mir die Augen geöffnet. In meinem ersten Briefe schrieb ich Dir, daß ich Melanie nicht liebte; das ist das Wahrste, was ich Dir überhaupt geschrieben. Geliebt habe ich sie niemals. Das weiß ich jetzt, wo ich fühle, was Liebe, wirkliche Liebe ist. Ich war in einem Zauberbann gefangen, ich hatte jedes Ziel, jede Richtung verloren.

Jetzt ist mir alles klar geworden. Aber was geschehen wird und muß, das weiß ich nicht. Du kannst Dir denken, wie es in mir aussieht. Nicht um die Welt kann ich Melanie heiraten. Was bleibt mir übrig?

Vor mir gähnt ein Abgrund, ich muß hinüber und sehe keine Möglichkeit, das fertig zu bringen, keine. Oder ich muß — ah — ich fühle mich so klein, so erbärmlich; ich fürchte mich vor Melanie. Wie kann, wie soll ich ihr sagen, daß es aus ist zwischen uns — — — — —

Drei Tage später.

Liebster, tenetester Freund!

Es ist zu Ende, ganz zu Ende.

Gestern war ich nicht bei Melanie. Als ich heut zu ihr ging, sah ich es ihr sofort an, daß sie alles wußte. Von wem, das ist mir gleichgültig. Ich merkte auch, daß sie schon lange Verdacht gehabt.

Sie wußte alles, aber sie sagte nicht ein Wort darüber.

Sie forderte mich auf, mich niederzusetzen, wir wollten ruhig mit einander plaudern.

Dann ließ sie durch den Diener eine Flasche Champagner bringen.

Wir stießen an, das Glas zitterte mir in der Hand.

„Auf Dein Wohl, mein süßer Schatz,“ sagte sie laut lachend, und trank das Glas auf einen Zug leer.

Ich sprang auf.

„Melanie, wir spielen Komödie,“ rief ich. —

„Ja, nur schade, daß die Komödie so tragisch enden muß.“

Hestig erschreckend sah ich mich um.

Der Freiherr stand im Zimmer.

Mit funkelnden Augen, wie ein Tiger blickte er mich an.

Laut mit den Sporen klirrend und mit der Reitpeitsche durch die Luft schlagend kam er auf mich zu.

„Ich danke Ihnen, mein werter Herr Doktor,“ sagte er heiser, „daß Sie meiner Gemahlin während meiner Abwesenheit mit Ihren Späßen so gut die Zeit vertrieben haben. Sie haben sich gewiß beide ausgezeichnet amüsiert. Wenigstens hat meine Gemahlin mich dessen gestern Abend versichert, wenn ich mich recht erinnere. Aber ich will meinem aufrichtigen Dank Nachdruck verleihen, damit Sie auch dran glauben.“ —

Und pfeifend fuhr die Reitpeitsche durch die Luft und auf mein Gesicht.

Peulend vor Wut stürzte ich auf den Freiherrn zu — da traf mich ein zweiter Schlag. Ich sank ins Knie.

„Und nun hinaus, wenn ich Sie nicht hinauswerfen lassen soll!“

Ich habe dem Freiherrn eine Forderung geschickt.

Ruhig habe ich meine fünf Kugeln auf ihn geschossen, eine davon ist ihm in die Schulter gedrungen. Es soll eine sehr schwere Verwundung sein.

Was liegt mir daran! — — —

Bewahre diese Blätter; später liest Du sie vielleicht einmal wieder durch und denkst an mich als an einen unseligen, verlorenen Menschen, aber, ich fühle es jezt schon, Du wirst dann ohne Groll an mich denken.

Diese Nacht werde ich wach bleiben; ich muß Hedwig schreiben. Gott, wie liebe ich diese süße Unschuld!

Und morgen — morgen — morgen — Leb' wohl!

Unser Dichteralbum.

Wunderliche Stimmung.

Unruhe strömt Dein Bild zu mir herüber,
 Der ich mich — seltsam! — nicht erwehren kann.
 Es raunt, umflüstert mich, wogt auf, schäumt über:
 „Das ist ein echter, ist ein ganzer Mann.“

Ich seh' Dein Auge blühen, Flammen sprühen,
 Ein Wetterleuchten um den stolzen Mund;
 Seh' das Gewitter kommen — mild verglühn!
 — Und fühl' im Auge Thränen ohne Grund. —

Preßburg.

O. Siebenlitz.

Sonette.

I.

Für Wahrheit und Recht!

Du bist Poet! Was kümmern dich die Leute,
 Die — stoßprosaisch und hausbacken nüchtern,
 Doch in der Selbstvergötterung nicht schüchtern —
 Dich belien an, gleich einer rüden Meute!

fielst du der Kästernüchtheit zur Beute,
 Dein Trost: die Zukunft sie gehört den Dichtern,
 Nicht aber jenen, die zu ihren Richtern
 Sich werfen auf und „Krenzigt!“ schreien heute.

Inmitten der Verleumdung halte Stand
 Und stehe fest, wie eine deutsche Eiche,
 Die Heilsbandarte in erhobner Hand;

Zu Boden schlage den mit wucht'gem Streiche,
 Der als gekaufter Jesuitenknicht
 Was wahr und recht zu leugnen sich erfrecht!

II.

Endlicher Sieg.

La fahre drein ein kräftig Donnerwetter!
 Weil er nicht paßt in ihren Schematismus,
 So zerren sie herab den Solaismus
 Und spreizen sich noch gar als Volkserretter!

Es fürchten sich die falschen kleinen Götter
 Nur vor dem Riesengott, dem Realismus,
 Drum nennen lautre „Wahrheit“ sie „Cynismus“,
 So geht's als Kehrreim durch fast alle Blätter.

Ihr „Volkserretter“ ihr! daß ich nicht lache!
 Statt Licht zu spenden auch den weitsten Schichten,
 Ist durch und durch verlogen euer Dichten!

Einst kommt der Tag der würdevollen Rache
 Für das erwachte Volk, und auf den Thron
 Hebt es der Wahrheit gottgeborenen Sohn.

Zöllner Stauffacher.

Wir können die Hochlandsgedichte des auf dem Gebiet der Gebirgsromantik zu einer gewissen Meisterschaft gelangten Verfassers Maximilian Schmidt (speziell einem schweizerischen Leserkreis nicht empfehlen, da sie nur dazu beitragen können, das Interesse am eigenen und auch eigenartigen schweizerischen Gebirgsleben abzustumpfen. . . Wir wollen die literarischen **Sollstranken** auf allen jenen Gebieten errichtet wissen, auf denen Schweizer ihre eigenen Landesprodukte zu schmecken und zu pflegen haben."

Nr. 26 des „Berner Band“ (1889). Dr. J. D. Widmann, geb. (1842 zu Uemsowig in Mähren.)

„Freie Schweizer! Duldet nicht,
Daß der fremde Unterdrücker,
Vollslitteraturzerstücker,
Über eure Grenze bricht!
Manche Tathat gilt's vollbringen
Gegen' fremde Geisteschwinger!
Von dem teuern Väterboden
Gilt's die Werke fortzuroden
All' der Korben — Atilla's —
Dschingiskahne — Pertersehah's —
Die mit mächt'gen Dichterzungen
Schier den Erdenkreis bezwungen.
Gegen alles, was von fern,
Gilt's die Martensschlacht zu schlagen
Mit der Dummheit Morgenstern!
Krieg der Genialität!
Was auf uns'rem eig'neu — Beet
Wächst, nur das taugt unserm Magen!

Wohlgemüthlich ward die Zeit.
friedlich kann man jeden Streit
(Abgesehn von krit'schen Streichen —)
Durch Zollsperrn heut begleichen.
So errichtet Steuerstranken
Gegen alle Hochgedanken.
Stellt auf jede Gletscherjacke
Einen Mann in Zöllnerjacke;
Läßt ihn lügen dort, ob Dichter
(Dagebundhaftes Gesicht!)
Über uns're Grenze streifen,
Wenn sie nicht nach Landsbrauch pfeifen,
Müssen Höhenfeuer flammen!
Eidgenossen allzusammen
Sollen dann ins Stierhorn stoßen,
Daß den frechen Schmugglern graust!
„Kisten auf! Die klein und großen!
Leax — Tartuffe — und Tell — und faust!“

Dichter jeder Völkerrahne
Sollen pilgern zur Douane!
Du dort mit dem Bettelsack!
(O man kennt euch, Lumpenpack!)
Heißest Homer? Ja, stell' dich blind!
Blinde sehn selbst, wer wir sind,
Daß für Geistes-Odysser'n
Hier kein Platz, an Land zu geh'n.
Du dort! her! Wie heißt der Lappen?
Dante — Hölle — dreißig Rappen,
Maximilian Schmidt — Geschichten —
Schnell retour mit solchen Früchten!
Conrad: Was die Jyar raucht?
München? Bah, wird nicht getauscht.
Held: Der Pfaffe Don Juan —?!
Ein Lustmörder! Pakt ihn an!

Name? „Goethe.“ Waare? „Kenien.“
Ist für uns zu attisch-witzig.
Hier wird nie ein Dichter hitzig,
Wenn ein Kritikpaps ihn schmächt,
Bengt sich uns'rer Majestät.
„Herr Revisor! Iphigenien
Kann man doch nicht inhibieren?
Auch Kollege Sophokles
(Jener, der dort sinnend wandelt)
Hat den gleichen Stoff behandelt —“
Pakt euch! Hier wird nig gehandelt!
Denn wir selber produzieren
Griechendramen — Schweizerkä.

Dennoch — hm, im Schweizerland
Sind Sie nicht grad' unbekannt.
faust? Das zeugt unzweifelhaft
Von gewisser Meisterschaft.
Doch welch Knüttelverskolonnen!
Unerträglich ausgeiponnen!

*) Anmerkung des Lesers:

Und den wahrhaft frei'n im Schweizerlande
Darf ein Mähre bluten diese Schande?

Poesie der Bugenscheiben!
 Faust mag uns vom Halse bleiben!
 Scheren Sie sich rückwärts sitz,
 Faustpoet! Sie kennen niz
 Von der Litteraturgeschichte! —
 Denn Sie Ärmster wissen nicht,
 Daß Ich (außer Oratoriz)
 Und manch' andrem Jumbo-Niz
 Daß Ich Selbst (— Sie Stoffe-Diebl —)
 Eine Iphigenie schrieb.
 Und wir brauchten fremden Segen,
 Der in Auslandsstöpsen spukte?!
 Nein! Wir wollen schonen, pflegen
 Unfre eig'nen Kohlprodukte!

„Schont die Schwachen!“ schmunzelt Heine,
 „Schont das Ideale Minnen!
 Schonet die Patrizierinnen!“
 „Produziert doch meinthalb Schweine!“
 Donnert Grabbe — und gekränkt
 Ruft der Mann der Faustgedanken:
 „Wozu braucht der Zoll und Schranken?
 Jeder Zoll an ihm — beschränkt!“

Eine echte Schweizerfuh
 Sah dem Vorgang brummend zu
 Paris.

Hinter ihrem Pfählegitter —
 Näher brummt ein Ungewitter.
 Wie sie brüllend aufbegehrt,
 Als sie Donnermurren hört!
 „Wolke! Schleunigst rückwärts ziehel
 Nur waschächte Schweizerfübe
 Haben hier das Recht, zu blöken —
 Nah dich nicht den Gitterstöcken!“

Und sie stemmt ihr plumpe Horn
 An den Jaun in stumpfem Horn —
 Stampft voll Wut den Wolken Schatten,
 Der hinsegelt auf den Matten;
 Weiter rückt die Wolkenmauer,
 Sendet einen Prasselschauer
 Spottend auf das Fell der Kuh,
 Hebt sich dann den Gipfeln zu,
 Bis zur höchsten Gletscherzacke,
 Bis zum Mann in grüner Jacke.
 Dieser schreit: „He! Eure Namen!“
 Niemand weiß, woher wir kamen,
 „Unser fühner Blizesreigen,
 Allen Völkern ist er eigen.
 Dichterblige, falkenhartig
 Suchteln frei durch alle Welt!
 Schlagen zu reitpeitschenwuchtig,
 Bis der Küge Schild zerschellt!“

Franz Held.

Am Kamin.

Wir saßen beide am Kamin,
 Es sprüht und glänzt des Feuers Glut;
 Durchs Fenster grau die Dämm'ung
 schien; —
 Ich schwieg, mir war so trüb zu Mut.

Ich sah Dich an und wieder an,
 Du warst mein Liebste auf der Welt,
 Und nun ist Dein ein and'rer Mann, —
 Mich Kranken Gram und Kummer quält.

Mein Leib taugt nicht für Weiber-
 küsse,
 für Weiberarme heiß und weich, —
 Mir ist, als ob ich schwinden müßte
 Vergessen, bald, ins Schattenreich.

Ich seh' Dein lockig lockend Haar,
 Ich seh' den wunderfüßen Mund,
 Das große braune Augenpaar —
 Und beinah werde ich gesund.

Da dröhnt ein Schritt: es naht Dein Mann
 — Wie glänzt Dein Blick! Es löscht der Schimmer
 Des Feuers. Dunkel wird es dann — —,
 Und leise schleich' ich aus dem Zimmer. —

Der Glückliche.

Es haucht durch die Lände lieblosende
Luft,
Es flutet und wogt berausender Duft,
Die Vöglein, sie singen in Moll so ent-
zücht,
Die Poeten werden jezt frühlingsverrückt,
Es blühet und sprießet, etcetera:
Der Lenz ist heuer 'mal wieder da —
Und die Menschen, wie sind sie so selig!

Da unten am einsamen Waldessaum,
Da wandeln zwo, wie versunken im
Traum.

Er hält sie, sie blickt ihn an so lang,
Es wird ihnen süß, es wird ihnen bang;
Die Welt liegt ihnen so weit, so weit —,
Sie werden fast traurig vor Glücklichkeit
— Und die Beiden, wie sind sie so selig!

Hamburg.

Am Bach, auf der Wiese, im grünen Gras
Da treiben die Kinder den tollsten Spaß;
Sie prügeln sich, patschen ins Wasser hinein,
Sie jubeln und jauchzen und zanken und
schrein,
Sie schäkern und hegen, wie junge Hunde,
Es ist eine köstliche Mittagsstunde:
— Und die Menschlein, wie sind sie so selig!

Auf dem Fahrwege, auf der andern Seit',
Da giebt man dem Toten das letzte Geleit',
Und hinter dem Sarge waukt traurig allein
Ein gebrechliches, altes Mütterlein.
Die Sonne brennt so glühend heiß,
Der dicke Pfarrer wischt ab den Schweiß;
Etwas betrunken ist der Küster,
Doch die andern Männer blicken recht düster
— Und der tote Mensch: der ist selig!

Fritz Böhl.

Besiegt.

Ich hab' es gebannt, ich bin ihm entflohn,
Dem Bild, das vor Zeit mich verstrickte zu tief —
Ich glaubte, es wäre gestorben schon —
Ich habe geirrt, es schlief nur, es schlief.

Als ich wieder kam zu dem Lindenbaum,
Der in Blüten stand, wie er blüete vor Zeit —
Da kam er zurück, der versunkene Traum,
Der mich einstens berauschte mit Wonne und Eid.

Als ich von ihr ging, wie zürnend allda,
„Auf ewig fahr wohl!“ von den Lippen mir scholl —
Als ich wiederkam und sie weinen sah,
Wo war da mein Jörn, wie verrauschte mein Groll!

Mit der Klage im Herzen so wollte ich nah,
„Du zerriffest mein Herz, warum thatest du das?“ —
Und ich sagte kein Wort, ich blickte es an
Das geliebte Gesicht, so bethrünt und so blaß.

Meinen Frieden kam ich zu heißen zurück,
Und ich sah sie selbst in Leiden und Qual —
Ihr zu Füßen sank ich — „du nahmst mein Glück,
Und willst du, so nimm es zum zweiten Mal.“ —

Berlin.

Ernst von Wildenbruch.

Die Tochter der Berge.

Aus dem Spanischen des Antonio de Suerba.

I.

Dort unten in dem Thale
 Weiß ich ein Hüttchen klein,
 Das hüllen Blütenbäume
 In ihren Schatten ein,
 Und zwischen ihren Zweigen
 Schallt süß der Vöglein Lied,
 Wenn vor dem Glanz des Tages
 Das nächt'ge Dunkel sieht.

Dort neben einem Hüttchen
 Entspringt ein laß'ger Quell,
 So frisch, voll fühler Labung
 Und wie das Silber hell,
 Und zu dem kleinen Fenster
 Kimmst Wind' und Passiflor',
 Auch dunkelgrüner Ephen
 Rankt sich zu ihm empor.

Nur fehlet meinem Hüttchen —
 Ob's je mein Herz erreicht? —
 Ein wunder süßes Antlitz,
 Das ganz dem Deinen gleicht.
 Liebreizend Kind der Berge,
 Verlaß Dein rauhes Heim!
 Kehr' doch zu meiner Hütte
 Und laß' uns selig sein!

II.

Diese blauen Himmelsaugen
 Künden, wunderholdes Kind,
 Daß der Liebe süße Freuden
 Dir gar hoch willkommen sind.
 Folge mir zum stillen Thale!
 Wie erglöh' mein Herz für Dich!
 Was die Liebe kann gewähren,
 Weih' ich Dir, erhö're mich!

Alle Mädchen, die zur Messe
 In der Früh' hinuntergeh'n,
 Werden Dich mit stillem Neide
 Solch ein Glück genießen seh'n.
 Wie gar arm an solchen Freuden
 Ihre rauhen Berge sind,
 Werden sie dann voll erkennen,
 Trantes, aumtsvolles Kind!

Dir gebühret wohl vor Allen
 Hier ein irdisch Paradies;
 Laß es diese Hütte werden,
 Die Dir meine Liebe wies.
 Wunderholdes Kind der Berge,
 Komm, verlaß Dein rauhes Heim,
 Eile schnell in meine Hütte,
 Laß uns beide selig sein!

Sine allein.

Aus dem Spanischen des Antonio de Suerba.

Dein glutholl' Aug' gefällt mir sehr
 Und auch Dein glänzend Haar;
 Dein lieblich' Antlitz schau ich gern,
 Den wonn'gen Leib fürwahr.

An Dir gefällt mir alles sehr
 Vom Wirbel bis zum Fuß,
 Und dennoch lieb ich, Maid, Dich nicht
 Und sagen ich Dir muß:

Wie zwei Gemächer nicht zugleich
 Erhell't der Kerze Schein,*)
 So pocht mein Herz trotz Deinem Reiz
 für Eine nur allein!
 Es sucht mein Aug' das Deine nicht,
 Weil es in andere schaut,
 Ein anderes Mädchen lieb' ich mehr
 Und ich bekenn' es laut:

Güstrow.

Wohin mein Herz sich hat gelenkt,
 Dort weilt mein Sinn allein,
 Um zwei zu lieben ist mein Herz
 Doch wahrlich viel zu klein!
 Wie einer Kerze Schein erhellt
 Zwei Kammern nicht zur Zeit,
 Ist auch mein Herz zwei Herzen nicht
 Zur selben Frist geweiht!

Wm. Fiedler.

Schlaflos.

Schwül war der Tag, und schwüler noch die Nacht,
 Und müde lag ich, schlaflos, abgehzt.
 Die Dornenkrone schien mir aufgesetzt
 Im Traum, und wie am Kreuz hab' ich gewacht!

Die Arme, ausgestreckt nach Tageschlacht,
 Die Füße fühlt' von Nägeln ich verlegt,
 Kein Schwamm mit Essig, der den Gaumen lezt,
 Als Christus hab' im Traum ich mich gedacht!

Die Nägel schlugen Neid und Mißgunst. — Quälen
 Wollt' mich Vertrau'n in Menschen, die's nicht wert —
 Von Vielen kann die Dornenkrön' erzählen!

Verrat hat mit der Lanze mich versehen . . .
 Ich bat: Herr, laß den Kelch vorübergehen!
 „War alles Traum?“ frug ich beim Neuerstehen. —

Berlin.

Alfred Friedmann.

Tagebuch eines Realisten.

Von Johannes Normann.

(Berlin.)

III.

August-September.

„Ganz Berlin ist jetzt auf Reisen“, las ich dieser Tage in einem unserer Klatschblätter. Fast könnte es so scheinen. Die Theater spielen nicht, die Kaffeehäuser sind leer und jene Gesichter, denen man sonst alltäglich zu begegnen gewohnt ist, sind verschwunden. Ist die Saison wirklich tot, wie behauptet wird?

*) Una luz no puede alumbrar dos aposentos. Spanisches Sprichwort.

Zählt doch nach, wie hoch sich die Summe der ständigen Einwohner beläuft, die Berlin augenblicklich fortgegeben hat! Ich wette, ihr werdet keine 10000 zusammen bekommen. Welch verschwindende Summe im Vergleich zu der ungeheuren Kopfszahl der Riesenstadt! Und stehen in Folge der Abwesenheit dieser wenigen Tausende die Fabriken vielleicht still? Schlafen die Räder der Maschinen? Sind die Markthallen geschlossen? Die Geleise der Pferdebahnen verödet? Sind die Kolläden der Geschäfte herabgelassen? O, nichts von alledem. Auf allen Straßen, allen Bauplätzen das gleiche Gewimmel wie früher! In allen Werkstätten unverkürzte Arbeit! Die Wagen überfüllt . . . Alles geht seinen ruhigen, gleichmäßigen Gang, Geschäft und Arbeit, wie im tiefsten Winter — und ihr wollt uns weiß machen, Berlin sei tot, ganz Berlin sei außerhalb seiner Mauern.

Bei Licht betrachtet — woraus besteht denn dieses „ganz Berlin“, welches sich selbst von den Herrn Journalisten bescheidenlich so nehmen läßt? Zerlegt es doch einmal in seine Elemente! Da sind zunächst diese drei Tausend frecher, großmäuliger, bestochener Journalisten selbst, welche die öffentliche Meinung der — Zeitungen beherrschen. Da sind ein paar Hundert Börsebesucher, Kommerzienräte, Makler, Galopins mit lauten, näselnden Stimmen, welche ihre Ansichten der Welt so laut als möglich in die Ohren schreien, und die überbildeten anmaßenden Frauen und Töchter derselben, nach dem neuesten Geschmack der Pariser Kokotten gekleidet, über alle Dinge in der Welt, Politik, Kunst, Personen, witzelnd, absprechend, von keinem andern Gedanken beseelt, als ihre Körper so teuer als möglich zu verkaufen, an Jemanden, der geneigt ist, ihre horrenden Ansprüche auf die materiellsten Genüsse zu erfüllen. Da sind eine Anzahl mit höchstem Raffinement gekleideter Frauenzimmer: Maitressen, unterhaltene Damen, von demselben Bestreben erfüllt, nur daß sie die Beträge auch auf Monate, Wochen, Tage, Stunden abschließen und keine amtliche Formalität verlangen, die doch meist nur eine Form bleibt. Jede dritte Frau ist eine Durchgegangene, eine offenkundige Ehebrecherin, jedes dritte Mädchen eine Gefallene, und die zwei andern stehen keineswegs auf höherer Stufe, denn sie hält von ähnlichem Treiben nur Bequemlichkeit oder Häßlichkeit zurück. Von den meisten verheirateten Frauen weiß jeder offen zu sagen, wen sie vor der Ehe mit ihrer vollen Günst beglückt hatten, sie selbst brüsten sich mit ihren Liebhabern. Da sind 25 reiche Müßiggänger in Schnabelschuhen und roten Kravatten, deren väterliches Vermögen, das sie möglichst schnell durchzubringen suchen, ihnen den Luxus erlaubt, sich ein paar Jahre lang überall zu zeigen, bei Uhl oder Trefsel zu speisen und sich eine als teuer bekannte Maitresse zu halten. Da sind ein paar Tausend berufsmäßige Spieler,

Buchmacher, Pferdejuden, verlumpfte Schriftsteller, ein paar Hundert Schauspieler, die den Rezensenten ins Gesicht klabudeln und hinterm Rücken über sie schimpfen, und Schauspielerinnen, für welche die Kunst nur der Deckmantel ist, ihr eigentliches Gewerbe ohne Störungen und Weiterungen seitens der Polizei zu betreiben. In dieser ganzen Gesellschaft ist nicht ein Mann, der den Begriff der persönlichen Ehre kennt, nicht ein Weib, welches sich nicht verkauft, sobald ihm ein annehmbarer Preis geboten würde, nicht Einer ist unter diesen Allen, der Ehebruch, Bestechung, gewerbsmäßiges Spiel, Schwindel, Verbreitung der größten Unwahrheit nicht für harmlos, erlaubt, förderlich hielte. Nicht einer in dieser Gesellschaft kennt das Wort „Arbeit“, erfahrt den Sinn desselben, nicht einer hat eine ernste, den Geist ausfüllende Thätigkeit, welche thatsächliche, der Menschheit nützliche Werte schafft. Und diese Gesellschaft drängt sich überall herrschend in den Vordergrund, sie belegt die Plätze bei den ersten Aufführungen in den Theatern, sie überflutet die Kaffeehäuser, sie macht sich überall breit, sie drängt durch den Mund der Zeitungen ihre verfaulten Anschauungen der Welt als öffentliche Meinung auf, sie macht jeden Erfolg, sie erhebt auf den Schild, wer ihrer Gemeinheit schmeichelt, ihre Lüsterheit liehelt, und verurteilt Jeden, schweigt ihn tot, verläumdet ihn, der es wagt, ernst und zielbewußt zu arbeiten, große Gedanken auszusprechen, heilige Ideale zu verteidigen. Diese Menschen wollen nur gefügelt sein, nur Zerstreung haben, sie hassen den Gedanken, die Arbeit, den Ernst, die Wahrheit. Und die große Masse, im Fronddienst der Arbeit geknechtet, nimmt sich nicht die Mühe selbst zu prüfen, selbst zu urteilen — auf Tren und Glauben nimmt sie hin, was jenes zusammengelaufene, müßige Gefindel ihr aufnötigt. Das ist die „Gesellschaft“, das ist „ganz Berlin“ — die übrigen 1 490 000 Menschen, deren einziges Lebensziel die Arbeit, das unausgesetzte Schaffen zum Wohl des Vaterlandes und der Menschheit ist — sie existieren nicht für diesen Schwarm von Tagedieben, Lumpen, Dirnen, Schwindlern, sie sind Luft, Krötenzeug, Sandkörner, die man nicht zählt, nicht beachtet. Und ihr glaubt wirklich, daß diese eure Frechheit so ungestört weiter gehen und alles Hohe, Ernste, Fleißige ersticken und erdrücken wird? Ihr glaubt wirklich, daß die Hunderttausende sich ewig die unverkürzte Bevormundung von euch Dinkenden gefallen lassen werden? Ihr irrt euch! Eine einzige mächtige Welle wird euch wie Kehrlicht hinwegspülen, eine Welle, welche der Sturm der Wahrheit aufgewühlt hat. Hört ihr kein Brausen? Über Nacht wird eure ganze Herrlichkeit zersplittert sein, weggeschwemmt, vernichtet!

* * *

Dieser Tage weilte Edison hier. Der Mann, der dem Jahrhundert den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat, dem es gelungen ist, durch sein Genie die ganze alte Kultur umzuwälzen, der mit seiner neuesten Erfindung, dem Phonographen, wieder eine unberechenbare Menge kultureller Verhältnisse umgestaltet wird — er zog in die Stadt der Intelligenz ein, wie ein schlichter Handlungsreisender. Ein paar seiner Fachgenossen erwarteten ihn am Bahnhof, das war alles. Keine Ehrenkompagnie begrüßte ihn mit Trommelwirbel, kein Minister hatte es für nötig gefunden sich in den Frod zu werfen, kein Prinz bezugte ihm den Willkommengruß, kein Bürgermeister gab der Ehre Ausdruck, einen der größten Geister aller Zeiten in der Hauptstadt zu sehen, kein Zimmer im kaiserlichen Schlosse war für ihn in Stand gesetzt — nichts von alledem: ein Fremder weilte mehr hier in Berlin, das war alles.

Fühlt man denn nicht in unseren maßgebenden Kreisen, wie man sich mit solchem Verhalten bloßstellt, lächerlich macht, in den Augen der ganzen gebildeten Menschheit schadet? Wenn der König irgend eines Südstaats, dessen Namen und Thaten noch kein Kulturmenschen vernommen, in Berlin angekommen wäre: welche offiziellen und öffentlichen Ehren hätte man auf sein Haupt niederregnen lassen! Einen der genialsten Erfinder dieses Jahrhunderts aber läßt man einfach unbeachtet, er ist nichts für den Staat, die Regierung, die Behörde: er hat keine Orden, keine Titel, und vor Allem — keine Uniform; er ist ja nur der einfache Mister Edison! Und da will man bestreiten, daß unser Land ein Barbarenland ist, da will man uns einreden, wir lebten in einem Kulturlande, da läugnet man, daß die rohste Bürokratie, der brutalste Militarismus Deutschland in Banden geschlagen haben? Da wundert man sich, daß Frankreich in der ganzen Welt die allgemeine Liebe genießt, und Deutschland den allgemeinen Haß? Ja, ahnt denn keiner der weisen Herren oben an den grünen Tischen, worin die Ursache besteht? daß sie einzig und allein in der Achtung besteht, die Frankreich vor dem Talent hat, vor der kulturellen Leistung, vor dem Geiste und in der Verachtung und Vernachlässigung, die man in Deutschland Allem entgegenbringt, was nicht verzopft ist, was nicht amtlichen Titel führt oder mit dem Säbel klappert? Es ist jetzt in Berlin so weit, daß bald jeder Unteroffizier, der 1870 mit gekämpft hat, seine Straße haben wird, die nach ihm benannt ist — jene Berlin entstammenden Riesengeister aber, die für die Größe, den Ruhm, die Kultur Deutschlands tausendmal mehr gethan haben, als ein paar Duzend Generale zusammen, ein Gupfow, ein Willibald Mevius, sie sind noch heut in ihrer Heimatsstadt ungeehrt, ungefeiert: sie hatten ja eben nie militärische Charge, sie haben nie eine offizielle Bureaustellung be-

kleidet. Ein Dummkopf wie Wrangel hat sein stolzes Denkmal, ein Heinrich von Kleist, ein Fichte, die Miturheber unserer nationalen Wiebergeburt, warten vergeblich darauf. Kein Verdienst, keine geistige Leistung, keine ideale Großthat bestimmt die Rangfolge in der Hoffähigkeit, sondern allein die militärische Charge! Wenn man das nicht Barbarei nennt, nicht rohe Vorkherrschaft des Militarismus, so weiß ich nicht, was man darunter verstehen soll. Ahnen denn unsere großen Diplomaten, welche die Geschicke des Landes so wunderbar leiten, ahnen sie nicht, daß alle amtlichen Bündnisse wertloses, beschriebenes Papier sind, so lange die Sympathien der Völker sie nicht bestätigen? Und wer hat mit Deutschland Sympathie? In der Stunde der Gefahr werden die Herzen aller Völker der Welt ausnahmslos auf der Seite unserer Gegner schlagen. Man gebe dem Geist sein Recht in Deutschland, man halte das Reich der Kultur, der Gesittung, des Fortschritts nicht auf, man dämme den brutalen Militarismus ein, und wir werden keine Bündnisverträge, keine Magazingewehre, keine Heeresvermehrungen brauchen, denn die Liebe aller Völker der Welt wird auf unserer Seite sein.

Man verstehe mich nicht falsch! Nicht, daß ich meinte, man solle unser Heer entwaffnen, das rauchlose Pulver zu Feuerwerken verwenden, die Kanonen vernageln. Um Himmels willen, solcher Wahnwitz liegt mir fern. Ein stets schlagfertiges, großes, aufs Beste ausgerüstete Heer ist die erste Bedingung und Grundlage der Existenz eines Staates. Machiavelli wird immer Recht behalten. Abrüstung hieße Selbstmord. Die ganze Welt würde über uns herfallen, uns zerstücken. Aber Wehrhaftigkeit ist nicht Militarismus. Die Franzosen sind kein geringeres Soldatenvolk als wir, jeder Franzose ist Soldat mit Leib und Seele, und die Aufwendungen Frankreichs für militärische Zwecke kommen stets unseren mindestens gleich. Eben so ist's in Italien, in allen Ländern. Aber in Frankreich, in der ganzen übrigen Welt betrachtet man den Krieg und was dazu nötig ist nicht als den alleinigen Zweck des menschlichen und staatlichen Lebens, das Militär ist nur ein unvermeidliches Übel — der kriegerische Geist unterdrückt nicht wie bei uns völlig den kulturellen, der große Künstler, der große Gelehrte, der große Schriftsteller steht dem guten Soldaten völlig ebenbürtig gegenüber und kein anderer Adel gilt, als der des Geistes, des Könnens. Nur der Grad der Leistung wird erwogen, nicht wie bei uns die Art — und eine auf Kosten aller anderen bevorzugt. Das ist der Unterschied. Wir Deutschen scheinen unser ganzes Leben lang zu keinem andern Zwecke auf der Welt als um zu „dienen“, der Franzose ist fünf Jahre Soldat, um sechzig Jahre Kulturmensch sein zu dürfen. Er weiß, daß der Staat die Aufgabe hat auch noch für andere Dinge zu sorgen außer Melinit

und Speerforts. In Preußen bemüht sich der Kultusminister schon seit Jahren vergeblich, eine lächerlich geringe Summe für den Bau einer neuen Kunstakademie in Berlin, von der die gesunde Fortentwicklung der Kunst in Preußen abhängt, in den Etat einzustellen, Fürst Bismarck streicht sie jedesmal — für solch überflüssige und thörichte Dinge wie Kunstpflege hat er kein Geld!

Als kürzlich der Kaiser von Oesterreich hier war, ein Mann von der begeistertsten Teilnahme für die Bestrebungen und Leistungen auf jedem geistigen Gebiete — was wußte man ihm da zu zeigen, welche Ehre erwies man ihm, welche Unterhaltung? Paraden und Manöver — Manöver und Paraden: nichts weiter.

Unserem Kaiser zeigte man in Wien wenigstens das Burgtheater — hier war von geistigen, von künstlerischen Dingen nicht die Rede — alles nur nackter Militarismus. Denn wenn mit diesen Dingen noch irgend ein höherer Zweck verbunden gewesen wäre, ein Nutzen für das Vaterland! Für die Manöver will ich ihn gern zugeben, aber Kundige werden mir bestimmen, daß Paraden ganz zwecklose, überflüssige, nur auf äußerliche blendende Wirkungen berechnete Veranstaltungen sind. Die armen Soldaten werden durch Wochen vorher für den einen Tag gequält, geschunden, abgemüdet, nur damit hohe Augen einen angenehmen Schmaus haben — ein Nutzen für das Vaterland, für die Wehrhaftigkeit erwächst daraus nicht, nein, vielmehr geht viel kostbare Zeit verloren, die mit der Ausbildung der Mannschaften im Schießen und im Felddienst besser angewendet wäre.

* * *

In diesen Tagen übersiedelt die gesamte Berliner Polizei aus dem alten, schmutzigen, winkligen Hause in den neuen, ungeheuern, endlos weitläufigen Palast am Alexanderplatz. Welch einen gewaltigen Apparat bedarf der Sicherheitsdienst dieser Riesenstadt, welche Menschenmenge, wie viele Zimmer, Säle, Bücher, Berge von Aktenstücken! Und trotz alledem — wie viel läßt er noch zu wünschen übrig! Die Berliner Polizei hat in den letzten Jahren viele schwere Niederlagen vor der Öffentlichkeit erlitten, die ihren einst glänzenden Ruhm bedenklich geschmälert haben. Wenn eine Bühne ein künstlerisches Werk ersten Ranges von höchster Sittlichkeit aufführen will, so verbietet sie es mit schneller Gewalt, den unsittlichsten, volksvergiftenden Pariser Schmutz, die freche Rohheit der Lingeltangel aber läßt sie ungeheuerlich breit machen. Um das Seelenheil der guten Berliner ist sie aufs höchste besorgt, wenn aber durch ungeheuerere Menschenzusammenrottungen bei Kaiser Wilhelms Beerdigung das Leben, die Gesundheit von Zehntausen-

den bedroht ist, so thut sie als ginge sie die ganze Geschichte durchaus nichts an. Zeitungen unterdrückt und quält sie wo sie kann, jede freie geistige Regung wird von ihr bekämpft, und in dem Kriege gegen die „Volkszeitung“ hat sie sich eine tödtliche Niederlage geholt — aber das Leben der Bewohner der Residenz erscheint dadurch nicht sicherer, und sowie eine Mordthat mit etwas verwickelten Umständen sich ereignet, wie die Unthaten in der Invaliden- und in der Krausnikstraße, sieht sie sofort ratlos und alle ihre Anstrengungen sind vergeblich. „Ungeachtete“ Beamte wie Ehren-Wohlgemuth stellen sie dem Auslande und allen wahren Vaterlandsfreunden gegenüber bloß und lassen sie bei Vöswilligen in dem natürlich ungerechtfertigten, aber sehr peinlichen Lichte einer Behörde für Hezerei und Anstifterei erscheinen, während sie in Wahrheit die Schützerin des Rechts und Ordnung sein will. Der Prozeß Savine fügte ihr eine neue Schlappe zu — der Mann, den sie auf die Anklagebank gebracht, beschuldigt sie in offener Gerichtsverhandlung der Absicht, ehrliche und unschuldige Leute mit Fleiß ins Unglück zu bringen, ihnen Fallen zu stellen — und der Gerichtshof spricht den Angeklagten, den von der Polizei Verfolgten, frei.

Ich glaube, alle diese Umstände zusammen betrachtet, geben viel zu denken. Ich glaube, sie beweisen, daß die Berliner Polizei nicht mehr auf der Höhe steht, die sie bisher eingenommen, daß ihre Organisation veraltet ist, ihre Leitung schlechter geworden, ihr Geist herabgestiegen. Eine gute Polizei ist gewiß die preisenswerteste, heilsamste Einrichtung eines Staates. Der Schutzmann, der bei Sturm und Wetter auf seinem Posten steht, dem Verbrecher bis in seine gefährlichsten, verborgensten Schlupfwinkel folgt, ihn auf halbsünderischen Wegen über Dächer und Zinnen verfolgt und jede Stunde sein Leben einsetzt für die Sicherheit der Bürger — er ist für mich ein Held, ich bewundere ihn. Aber die Polizei fällt aus ihrer natürlichen Rolle, sobald sie mehr sein will als Schützerin, sobald sie eine Leitung auf irgend einem Gebiete beansprucht, am schlimmsten auf geistigem Felde. Die Polizei soll das Eigentum, das Leben, die öffentliche Ordnung sichern, sie soll alle ungeheuerlichen Ausschreitungen fern halten, welche unser materielles Wohlbefinden stören können. Aber sie verläßt ihre Aufgabe, sobald sie auch unser geistiges Verhalten bevormunden will und sie muß geradezu verderblich wirken, so wie sie sich um Theater, Zeitungen u. dergl. bekümmert. Unsere Polizei treibt zu viel Politik und Ästhetik, statt sich nur um die Ausmittelung von Verbrechern und die Ordnung auf der Straße zu bekümmern. Alles übrige ist vom Übel. Der deutsche Schutzmann sieht fast immer wie ein Angreifer aus, nicht wie ein Schützer. Von was für einer

Art die Geheimpolizisten sind, hat seiner Zeit Herr von Puttkamer selbst zugestanden: „Nichtgentlemen“. Sie mögen den Straßendirnen gegenüber an der rechten Stelle sein, in geistige Bewegungen gestellt, wie die Politik eine ist, können sie nur Unheil stiften. Was vollends ein trockner, jedes künstlerischen Verständnisses baarer Beamter in der Kunst für Unsegen stiften muß, in der Architektur sowie in der Litteratur, im Theater, in der Malerei u. s. w., braucht nicht erst ausgeführt zu werden. Wenn die Polizei verfälschte Milch konfisziert und in den Kaminstein gießt, so ist das sehr löblich, denn ob Milch verfälscht und damit gesundheitschädlich ist, vermag der zivilversorgungsberechtigte ehemalige Unteroffizier schlimmstenfalls zu beurteilen; wenn sie aber eine Zeitung oder ein Theaterstück unterdrückt, weil ihr diese oder jene Stelle darin nicht gefällt, so ist das verwerflich; ob dieser Artikel, dieses Stück gut oder schlecht, gefährlich oder nicht gefährlich ist, vermag der Beamte nicht zu beurteilen, denn für die Milch der frommen Denkungsart giebt es keinen Galektometer.

Mit einem Wort: die Berliner Polizei in ihrem gegenwärtigen Zustande hat sich überlebt, entspricht nicht mehr den Anforderungen der modernen Zeit, und eine Umwandlung erscheint dringend wünschenswert. Ein neuer Geist thut noch mehr not als ein neues Haus.



Über die Nemesis-Idee.

Von Prof. M. Goldschmidt in Kopenhagen.

Deutsch von Emil Jonas.

(Berlin.)

III.

Die Nemesislehre ist von keinem einzelnen erdichtet oder „gemacht“, nicht eine Folge von Verzückungserscheinungen, die jemand gehabt haben will, sondern ein einfacher Ausdruck für große poetische Vorstellungen, für Ideen, die in dem Menschengeschlecht seit den fernsten Zeiten gelebt haben. Sie bezeichnet eine Reihe von Ideen über die Lebensangelegenheiten der Menschheit innerhalb der Natur der Dinge, unternimmt es aber nicht, eine neue Erklärung über die Rätsel des Weltaseins zu geben. Sie weiß nicht, ob die Kreisung der Planeten um die Sonne, ob der Gang des Mondes um die Erde, ob Ebbe, Fluth, Stürme u. s. w. einen besonderen verborgenen

Zweck haben, und vermag auch nicht zu sagen, ob Stürme und Wellen ein Werk der Gerechtigkeit vollbringen, wenn sie ein Schiff zerschellen und die Besatzung vernichten. Man hat dies freilich auch unter dem Namen Remesis versucht; z. B. Carl von Linné, der unter anderem erzählt, daß ein junger Jurist, welcher durch Zurücksetzung eines älteren, verdienstvollen Mannes ein Amt erhielt, vor Hunger, mit der Ernennung im Munde, umkam, als er auf der Reise nach seinem neuen Posten bei seiner Überfahrt über das Meer Schiffbruch erlitten und sich auf einer unbewohnten Insel retten mußte. Im Allgemeinen braucht man den Naturkräften eine solche barbarische Gerechtigkeit nicht zuzuschreiben, so lange man vermeint, daß es einem jeden passieren kann, Schiffbruch zu leiden und vor Hunger zu sterben.

Die Linnésche Erzählung mag Dienste leisten als eine abschreckende Dichtung und in anbetracht des Gerechtigkeitsgedankens selbst, den sie zu wecken sucht, — obgleich sie über das Maß hinauschiebt, — kann man sagen, daß die griechische Menge, wenn sie „Remesis“ rief, auf ähnliche mystisch-grausame Weise einen Gewissensschrei in die Welt hinausfendete. Aber wie derjenige, der naturhistorisch das Pferd schildern will, in seinem Gedanken das Beste, das vollkommenste Pferd wählt, so müssen wir, um das wahre Wesen der Remesis-Idee zu verstehen, uns an die umfassendsten Aussprüche und Bilder halten, und dann werden wir namentlich dahin zurückgeführt, daß Remesis-Adrasteia sowohl in der Bedeutung der Weltordnung und Weltgerechtigkeit, als auch der unseres Mitwissens der Gerechtigkeit (des Gewissens) ein Wort ist, das aus der Grundvorstellung von einem göttlichen Lebenshauch im Dasein, in der Natur, in den Dingen und den Gemüthern hervorgegangen oder wenigstens mit ihrer Ahuung verwachsen ist. Was nun den Hauch, das Wesen, das Bewegende in der Natur selbst, d. h. in der physischen Natur betrifft, so zeigt die Erfahrung hinlänglich, daß die Natur weit davon entfernt, unseren privaten Wünschen zu entsprechen, unsere Urtheile zu vollstrecken, ihre eigenen Wege geht, uns verwirrt und erschreckt; ja der Verzweiflung nahe bringen könne. Wer kennt nicht ihre schmerzende und tödende Gewalt sowohl in den täglichen Begebenheiten des Lebens, als auch in dem außergewöhnlicheren: Erdbeben, Sturmflut, Mißwachs, Hungersnot, Pest! Wohl kann man versucht sein, eine Ordnung auch hier zu erblicken, z. B. englische Gelehrte meinen, ein gewisses Verhältnis zwischen den Sonnenflecken und der Hungersnot in Indien gefunden zu haben, indem die größere oder geringere Menge derselben auf Wind- und Feuchtigkeits-Verhältnisse einwirken. — Aber gleichwohl schwindet der Gedanke bei diesem Ordnungszusammenhange zwischen Sonnenflecken und denen, die vor Hunger

sterben, bei der Solidarität zwischen allen Lebenden auf der Erde und den unendlich fernen Sternen.

Von einem anderen Standpunkte aus kann man sagen, daß, wären im Dasein nicht Gefahren, Leiden, Vernichtung, Tod, dann würde das Menschenleben auch vor dem Heldennut der Aufopferung, der Entfagung und allen den hohen Empfindungen, durch welche die Persönlichkeit sich zum Ideal erhebt, ausgeschlossen sein. Dies ist gleichfalls ein großer Ordnungsgedanke, aber auch in diesem liegt ein Gefühl jenes Unerforschlichen, „Ewigen“, wie es das Leben umgiebt, und wodurch auch auf „Nemesis“ ein Schatten des „Mystischen“ geworfen wird.

Wir müssen uns daher bestreben, der lebendigen Ordnung auf anderen Wegen zu folgen, wo sie sich vielleicht deutlicher „innerhalb des Horizonts des Lebens“ zeigen wird.

Da die Engländer aus guten Gründen sich den Sonnenflecken gegenüber machtlos verhalten müssen, haben sie sich bestrebt, der indischen Dürre durch Auffammlung und Leitung der Gewässer der Flüsse, durch Veriefelungsanlagen entgegenzuwirken, über deren Großartigkeit man einen ungefähren Begriff erlangt, wenn wir hinzufügen, daß sie bisher 20 Millionen getötet haben und der fernere Kostenüberschlag noch 25 Millionen Pfund Sterling erfordert, und dennoch in einiger Ausdehnung nur die Wiederaufnahme von Werken aus alter Zeit sind.

Dies führt unseren Gedanken auf den Lebenshauch der menschlichen Gesellschaft, auf die innewohnende treibende Kraft, oder auf das Prinzip, welches bewirkt, daß wir die Natur durch Benutzung der Natur selbst bekämpfen, uns von derselben befreien, ja, wie wir auch in Augenblicken des Stolzes sagen, Herr über sie werden. Es ist nicht der einzelne Mensch, der diesen Kampf führen kann. Obgleich die selbständige, selbstbewusste Persönlichkeit als Ziel dasteht, ist dennoch der Mensch als wirklich vereinsamt undenkbar. Der einzelne ist alles und dennoch existiert er nur als Teil der Gesellschaft, und nur die gemeinsamen Kräfte der Menschheit führt den natürlich-magischen Kampf, den jeden Augenblick das alltägliche Leben erfordert, ohne daß wir im täglichen Verkehr darüber nachdenken. Wir geben selten darauf Acht, welcher große gemeinsame Kampf vorhergehen muß, damit ein Jeder von uns des Morgens, bevor er an seine Arbeit geht, — gleichviel, ob er den Staat verwaltet, oder Holz sägt, oder ein Buch schreibt, — sein Frühstück bekommen könne. Alle Kultur, das weiß ein Jeder, beruht auf der Ernährung. Aber käme dann der Ackerbauer und sagte, daß die Kultur auf ihm beruht, dann stellt sich ihm gegenüber die Frage, was er denn auf die Länge thun würde ohne Pflug, Kalender, Astronomie,

Handel. Es ist eine stets kreisende Solidarität, welche die Gesellschaft umfaßt, sowohl in ihrer primitiven Einfachheit, als in ihrer mächtigen Herrlichkeit, wo umgehende Kräfte ganz von selbst sich zu bewegen scheinen, aber in der Wirklichkeit ganz vom Lebenshauch bewegt werden. In diese Herrlichkeit dringt dann eines Tages eine Störung von anderen Gesellschaftsverhältnissen; die „Konjunkturen“ — die Fäden, welche konjugieren und alle Menschenschicksale, glückliche und unglückliche äußere Verhältnisse ineinanderfügen, -- zeigen einen Um Schlag; in großem Umfange wird es gefühlt, daß ein Bissen Brot Seelenbedeutung hat, an die innersten Kräfte der Gesellschaft wird appelliert und sie treten hervor.

Dieses führt uns schließlich zum Lebenshauch, welcher in der Bewegung der Gesellschaft nach innen wirkt. In der Gesellschaft kämpft der Mensch nicht bloß den Kampf gegen die äußere Natur, sondern gegen seine eigene. In der Gesellschaft wird man frei, nicht bloß als Herr der Natur, sondern in einem höheren Verständnis als verantwortlich.

Gegen die natürliche Forderung, daß Jeder sich selbst der Nächste sei, stellt die Natur der Gesellschaft das Gebot, daß sie Alle für Einen und Einer für Alle im Leben einzustehen haben. Das ist die „leitende Idee“ der Gesellschaft — alle Mängel in der Praxis eingeräumt, alle Veränderungen und Fortschritte durch die Kraft des Lebensgeistes vorbehalten. Zusammenhaltend das, was sie als Lebensbedingung, von der Doppelheit des Lebens selbst vererbt, in sich trägt: Eigenwille und allgemeiner Wille, Ordnung und Unordnung und alles, was daraus folgt, straft und belohnt sie nicht nur auf dem offenbaren, bürgerlichen Wege, sondern still und doch stark wirkend, unwillkürlich durch die Gewissen.

Sie geht weiter: sie führt zur Ordnungserkenntnis und bringt den einzelnen Trost und Kraft zum Leben, wie auch zum Sterben.

Aber wie die Gesellschaft von altersher den Geisteskampf gegen die äußere Natur geführt, die Scholle unter Ordnung gebracht, das Land mit Gesetzen zu kultivieren, Wasser und Winde bezwungen, Entdeckungen und Erfindungen gemacht, Litteratur und Kunst hervorgebracht hat, so haben die Menschen auch seit Urzeiten den inneren Kampf auf eine mit unserer Kampfführung sehr verwandte Weise geführt. Es ist z. B. eine historische Thatsache, von dem dänischen Agyptologen Professor Waldemar Schmidt kürzlich nachgewiesen, daß die ägyptische Religion eine Vorbereitung zu den 10 Geboten enthielt. Man kann nämlich aus dem ägyptischen Sündenbekenntnis, welches aufgefunden worden ist, mit Deutlichkeit ersehen, daß ähnliche Gebote diesem Volke vorgeschwebt haben, hervorgerufen, wie wir hier sagen, aus ihrem Gesellschafts-Geist, oder, wie sie selbst sagten, aus der Athu, dem

Gotteshauch hervorgegangen. Sowohl aus dem Sündenbekenntnis, wie aus vielfältigen anderen Formen, Hymnen, Gebeten, Bildern sieht man ferner, daß sie eine Lehre nicht bloß über Schuld und Strafe besaßen, sondern auch über Milderung, Gnade, Erlösung. „Angehaut von dem gnädigen Hauche des Urgottes“, wie sie selbst sagten, brachten sie in ihr primitives Gesellschaftsleben Vorstellung über Schonung, Barmherzigkeit u. s. w. hinein; hoben dieselben aus unwillkürlichem, poetischem, schaffendem Drange, aus Inspiration in den Himmel als Göttergewalten empor, welche in der Not, wenn die Unordnung über die Ordnung zu siegen drohte, herabzusteigen vermochten, Gestalt annehmen und Rettung bringen konnten. Man kann dieser Vorstellung die höchste Geistigkeit absprechen, die Bilder, in welche sie gekleidet wurden, bisweilen für unser Gefühl abstoßend finden, — sowie sie auch zu ihrer Zeit schon irre führten; — aber die Ideen waren doch auf eine solche Weise vorhanden, daß z. B. der Kirchenvater Sanctantius und später andere, welche einen Funken von Agyptismus erhaschten, mit Erstaunen in demselben ein übernatürliches dunkles Vorbild, ein seltsam mirakelhaftes Vorpiel, welches das Kommende verkündete, oder eine unvollständige himmlische Offenbarung erblickten.

So wird die Sache freilich von uns nicht aufgefaßt. Wir sehen die ganze Menschenentwicklung als einen historischen Wuchs, aus den ersten, dunkeln oder uns verborgenen Keimen, von dem Lebenshauch oder dem Gotteshauch bewegt, hervorgehend, in engster Vereinigung mit der Sprache, mit ihren „Wurzeln“ den einfachsten Ausdrücken für sinnliche Auffassungen, sich entfaltend, und das stets reicher werdende Gedanken- und Gefühlleben tragend. Bilder, Symbole, Formen, welche irgendwo von dem Lebensgeist nach dem Vermögen des Organismus und der umgebenen Natur geschaffen sind, überleben sich selbst, werden hinfällig und sterben. Aber man gewahrt doch ihre Wirksamkeit in anderen Gliedern der zusammenhängenden Kette der Menschheit; dieselbe Art von Kampf und tiefem Drange, dieselben Bekümmernisse, Beängstigungen und Hoffnungen bringen in stillem Wirken und in großen Ausbrüchen der Personen neue, verschiedene und doch verwandte Formen für die allgemeine Idee hervor, und jeder einzelne in der Gesellschaft eignet sich dieselbe auf seine Weise an, findet, daß der Geist sich ihm durch sie befriedigend oder nicht befriedigend genährt hat, macht sein Wohl nach sämtlichen Lebens-Umständen außer- und innerhalbs seiner selbst. Geführt und getragen zur Wahl macht jeder die Wahl und ist verantwortlich für die Aufrichtigkeit der Wahl und deren Durchführung in den Thaten der Gesellschaft. Und dieser Lebenshauch, worin wir uns bewegen, der uns als Notwendigkeit trägt und führt und als Freiheit in uns lebt, dieser ge-

waltige und magische Hauch, von dem wir uns nie befreien können, ist, wenn auch in größerer Ferne und Klarheit gesehen, heute derselbe wie von Tausenden von Jahren.

Es war das Gefühl dieser lebensbewegenden Gewalt, ein unmittelbar geistiges Schauen (Intuition) in die Dinge hinein, vereinigt mit der Erfahrung über die Natur — über den Lebenskampf und den Tod, welches in uralten Tagen Ausdruck in der Vorstellung von einer uralten Gottheit, einer Göttin fand, die nach der umfassenden Vielfältigkeit ihres Wirkens die „Göttin mit den tausend Namen“ wurde: — Die Natur in ihrer ganzen Ausdehnung als physische Natur und Geistesnatur, entstanden und zugleich selbstständig (theistisch — pantheistisch). Man benannte sie: Gottes Weltwohnung, Hathar, das Firmament mit den milden und ernst schauenden Sternen; die gebährende und nährenden Natur auf Erden; die Fruchtbarkeit, die himmlische Kuh Aha; die starke, herrschende, bindende Gewalt, Rena, Nent; die Wirkende in Erfindung und Wissenschaft; die Läuternde, Neph-moa, die Empfangende im Tode, die Herrscherin in der Unterwelt, wo das Urtheil gesprochen wird; die Schreckliche, die Tröstende und Erneuernde, die heilige Gerechtigkeit. Der gewöhnlichste Name war Hathar, und indem wir einen der anderen Beinamen: Nent wählen, stellen wir Hathar-Nent mit Adrasteia-Nemesis zusammen.

IV.

Es soll nun bewiesen werden, daß Hathar-Nent und Adrasteia-Nemesis mit voller Berechtigung als verwandt oder als Ausdruck für gleichartige Vorstellungen zusammengestellt werden können.

Der Beweis müßte mit Hilfe der neuen Kenntnisse, welche durch Wiederentdeckung und Ausgrabung der alten Welt am Nil erworben sind, geführt werden, aber war es nötig, an anderer Stelle,*) eine ziemlich umfassende Darstellung zu geben, durch welche man eine Verlettung auf der einen Seite zwischen Ägyptischen und Jüdischen direkt oder indirekt bewies — so kann das Resultat hier in dieser kurzen populären Darstellung um so kürzer durch die Wiederholung einer kleinen Reihe von Thatfachen gegeben werden, welche darthun, daß der griechischen Nemesis, wie sie in der Tempel-, Bilder- und Sagenwelt gelebt hat, ein auffallendes Gepräge der Ähnlichkeit mit Hathar-Nent besitzt, sobald Wesen und Attribute dieser Gestalt bekannt und erkannt werden.

Diese kurz zusammengefaßten Aufschlüsse sind folgende:

Der Grieche Plutarch berichtet, daß die Ägypter ihrem obersten Gott

*) In des Verfassers „Lebenserneuerungen und Resultate“. II.

den Namen Hauch oder Geist, griechisch Pneuma gaben, und unter vielen anderen Autoren hat der Kirchenvater Eusebius in seiner Polemik gegen das Heidentum dasselbe ausgesagt.

Man hat dies früher nicht verstehen können, jetzt aber vermögen wir durch Deutung der Hieroglyphen das eigene Zeugnis der Ägypter über die Einhauchungslehre vorbringen, und dies Zeugnis besteht darin, daß sie schon in den ältesten Zeiten einen Gott anbeteten, welcher Num, der Hauchende, (Ni, Hauch auf dem Wasser) hieß; er war der erste Bewegende, derjenige, der die Welt aus seinem Munde (d. h. durch das Sprechen) hervorgehen ließ; auch hat er sich in die ursprüngliche Welt, in die Urgewässer, in die Urmacht, in das Chaos oder Tohuoa Bohu eingehaucht und „mit einem gnädigen Hauch alles Lebende geschaffen“ und dem Menschen Geist gegeben. Jene Einhauchung, jenes Eindringen in den Stoff, wodurch die lebende Natur-Ordnung geschaffen wurde, nannte man eine Vermählung: Hathar wird als mit „Num“ vermählt dargestellt, und hat die Sonne geboren. Aber das Schriftzeichen selbst, womit man die Gewalt des Geistes bezeichnete, war ein Vogel, dessen „Vermählung“ also mit einem andern Vogel sich vollzog und hieraus erklärt es sich, wie die griechische Nemesis auch als ein Vogel gedacht wurde, welcher durch den Gott ein Ei gelegt hatte, wie auch aus dem Vorhergehenden erklärlich wird, daß sie, die Weltordnung, Tochter der Nacht benannt wurde.

Zerner wird es deutlich, weshalb die Tochter der Nacht, die leuchtende Ordnung am Himmel, eine Kleidung trägt, welche mit Sternen besetzt ist. Griechisch-römisch wird Nemesis der erste Keim der Dinge genannt; in der ägyptischen Sprache: „Herrscherin im Heim des Ursprungs“. Als einfaches, naives Zeichen der bindenden Gewalt der Natur trägt Hathar Bänder in der Hand, dieselben Bänder auf den Nemesis-Bildern hat man in Unkenntnis des Zusammenhanges Eisenzügel genannt.

Man nannte die Göttin, sowohl auf ägyptisch als auf griechisch schrecklich, weil sie alles auffaßt und umfaßt, alles sieht und alles weiß.

Wissend wie eine Mutter, sanft und wissend wie die Vernunft in der Natur und in den Verhältnissen, vertröstet Hathar auf das Urteil und reicht der Seele den Saft vom Baum des Lebens und einen Zweig des Baumes wie die Wase oder Schale, worin dessen Saft sich befindet, haben wir bereits bei Beschreibung eines Nemesisbildes erwähnt.

Als Diejenige, welche die Toten empfängt und welche Herrscherin im Ament (Unterwelt, Richterstelle) ist, trägt Hathar die Mauerkrone der Unterwelt als Diadem; auf den Nemesisbildern sieht man dieselbe Krone, und Nemesisstatuen setzte man auf griechische Gräber.

Zu diesen Thatiachen, welche einander unterstützen und ergänzen, dürfte wohl Beweis genügend vorhanden sein.

Aber wie viel Gewicht ich auch darauf lege, daß man dies richtig und zutreffend, als neues Wissen über alte Dinge finden soll, so würde eine Anerkennung dessen als bloß totes Wissen mir gleichgültig erscheinen, weil da mir das ganze als Deutung einer früheren Bildersprache gilt in welcher ein poetischer Blick auf das Lebendige, worin auch wir leben, enthalten war.

V.

Ist es also meine Überzeugung, daß Remesis auf die angeführte Weise das umfassende Leben des Daseins, das Bewegende in dem Ordnungsgange der Welt und in dem entsprechenden Ordnungsgefühl des Menschen und so weit das Antreibende in der Wirksamkeit bedeutet, wodurch die Gesellschaft mittels der Einzelnen die Ideen entwickelt, deren sie zu ihrem Leben unter Forderungen des Gesetzes bedarf, so folgt von selbst, daß ich, indem ich alles Leben unter die Remesis stelle, vor allen Dingen mein eigenes darunter stellen mußte, und ich that es in einer Schrift,*) die zugleich den Namen und dessen Verhältnis zu den ältesten und späteren Zeiten erklärt.

Zu einer Biographie genauater Art konnte vernünftigerweise von einer Gestalt nicht die Rede sein, welche als eine freundliche oder feindliche Fee an der Wiege stand und vorwärts führte, sondern es mußten übereinstimmend mit der Remesisidee selbst, soviel als möglich sämtliche Umstände, sämtliche Thäen, welche das Lebensschicksal, den Lebenskampf und die Ausbeute in dem Bewußtsein bilden, nachgewiesen werden.

Unvollständig und unbefriedigend mußte es bereits aus dem Grunde werden, weil man sterben muß, um abzuschließen, und selbst ein solcher Abschluß giebt anderen keine ausfüllende Mitteilung. Aber es kann ja dessen ungeachtet doch in einem Bruchstück, in einem einzelnen Abschnitt ein Ganzes und Umfassendes enthalten sein, insoweit als es Licht über den Grundgedanken und den tragenden Lebensinn wirft, und anderen Gelegenheit bieten kann, dieselben an sich selbst zu erproben.

Wie ganz eigen ein jedes Leben auch ist — und das meinige in feiner jüdisch-dänischen Doppelheit nicht weniger — wird es dennoch zugleich etwas Allgemeines enthalten und in dieser Hinsicht Dienste thun können.

Ich habe an anderer Stelle durch Beispiele bewiesen, wie der Lebensgeist der Gesellschaft das Leben in Bildern wiederschafft, welche die Phantasie ergreifen und das suchende Gemüt leiten, und ich habe dazu sowohl

*) Die früher angezogene Schrift „Lebenserneuerungen und Resultate“.

diejenige Poesie und Symbolik gebraucht, welche direkt Gott sucht, und die, welche den göttlichen Geist in der Welt sucht. Was die erstgenannte Art, die leibliche betrifft, habe ich nun die symbolische Deutung auf die Erzählung von Gott und Abraham bei Sodoma angewendet und gezeigt, welch merkwürdige Geistesfülle und welch tiefer Blick in die menschliche Gesellschaft in den Worten liegt, daß die Stadt, um nicht unterzugehen, zehn Gerechte aufweisen solle. Da entsteht denn Uneinigkeit mit den Gläubigen, nämlich über die Frage, ob Gott herabstieg, mit Abraham zu Tische saß und ihm jene Worte sagte, oder ob die Erscheinung und die Rede aus dem „heiligen Hauch oder Geist des Menschengeschlechts“ selbst hervorbrachen, welcher durch Intuition und Erfahrung das lebendige Gesetz für die Gesellschaft und die Seele schafft. Andere Beispiele sind aus poetischen Werken von Männern entnommen, welche aus ihrer Gesellschaft mit großem Ordnungssinn und mit stark geistigen Mitteln ein Leben in Bildern schufen, den Gang der Ordnung in Begebenheiten und durch Persönlichkeiten zeigten, in großen Lebensschicksalen, welche die Gemüter mächtig ergreifen und verjüngen und den Ordnungssinn stärken. Man kann freilich sagen, daß diese Männer, das, was sie fühlten, und was ihre Bilder darstellen sollten, nicht mit Namen und am allerwenigsten mit „Remesis“ benannten; aber die Frage ist, ob nicht die richtig erkannte und gedeutete „Remesis“ gerade von der Urzeit her der Name des allgemein religiösen Ordnungsbildes war, welcher in ihr wirkte.

Aber auf der andern Seite gehört es auch unter die Remesis als die doppelte, daß schlechte, irre leitende Dichtungen aus dem Boden der Gesellschaft, aus den eigenen Neigungen und Leidenschaften der Gesellschaft empor-schießen, und sie muß die Wirkung aus sich herausreißen, wenn sie leben will. Die Remesis liegt in den Umständen, in den Neigungen, in den Leidenschaften, in der schmerzlichen Erfahrung, welche diese mit sich führen, und in jedem Worte, das sich in dem Gewissen zum Kampfe für das gemeinsame Leben erhebt.

Dies führt uns schließlich zur Frage, welche Berechtigung die Remesis-Vorstellung selbst hat, welche Dienste sie in der Gesellschaft zu leisten vermag. Als Beitrag zur Beantwortung dieser Frage erinnere ich auf folgende Weise an das bereits angedeutete Wesen der Remesis-Lehre und das Verhältnis zur Gesellschaftsbewegung.

Durch unsere Zeit strömt unter anderen starken Lebenshauchen des Gesellschaftsgeistes die moderne Naturwissenschaft mit steigender, bewegender Gewalt; sie wirkt in allgemeinen wie etwas Anspornendes, Befreiendes,

und zugleich als ein Druck auf etwas im Gemüthe, indem es alles in mechanisch-physische Bewegung auflösen will.

Es bringt auch, hervorgerufen durch das Forschen und Suchen der Gesellschaft in die Zeit hinein — ein Geist aus den alten Tagen. Derselbe bringt Mittheilungen über die „Religiosität aus dem Morgengrauen der Zeiten über Psychologie der kulturhistorischen Menschheit“. Dies ist, wie hier aufgefaßt, die Nemesislehre. Aus dem Psychologischen und ohne eine andere Autorität als die Vernunft, den Geist, oder, wenn man will, das Gehirn anzurufen, beweist sie, daß jene andere Geistesbewegung nur anscheinend und nicht wirklich das mit sich führt, was ihre Träger behaupten. Das Mechanisch-Physische, als Bedingung für den Weltgang, erweist sich selbst von etwas Unerklärtem, Unerklärlichem, Ewigem bedingt. Da dieses Ewige eine Eigenschaft an der Welt ist, so existiert auch in dem Menschen-Organismus eine Eigenschaft, ein Sinn für dieselbe. Es würde schwierig sein, sich einen Menschen als ein bloßes Verstandswesen ohne die Ahnung der Phantasie, der Poesie und des Gemüths, der Ewigkeit zu denken. Diese Eigenschaft an der Welt und unseren Sinnen giebt uns gegenseitig einen Unendlichkeitswert.

Sie macht dadurch das Leben mit seinen Unordnungen gegeneinander so ernst, so schmerzlich groß, mit dessen Ruf zur Ordnung so feierlich, zeigt das Leben so durchdrungen von jenem, aus den ältesten Zeiten bekannten heiligen Geist, daß die Persönlichkeit, so gut sie es vermag, von sämtlichen Umständen berührt und geführt, die ewige Gewalt sucht, aus welcher der Hauch hervorgegangen ist.

Dies ist eine kurze und daher unvollständige Übersicht über die Nemesisidee auf Grund der genannten Schriften, welche freilich auch unvollständig sind, aber auf die dennoch verwiesen werden mußte.

VI.

Als Anhang noch einige Bilder und Bemerkungen darüber.

Während es schon notwendig ist, für das Verständniß der poetischen Bilderwelt des Altertums, daß man diese Bilder vor sich hat und sich nicht bloß auf die Texte stützt, hat er noch größere Schwierigkeiten, ägyptische Götterbilder einem Publikum vorzulegen, dessen Augen an die griechischen, römischen und modernen Bilder gewöhnt sind. Es findet sich sowohl Schönheit als Majestät in der ägyptischen Kunst, aber es kam bei der Vorstellung des Göttlichen nicht auf die schöne Harmonie an. Es war gewöhnlich nur eine Sammlung von Zeichen. Man wollte z. B. die Allmacht bildlich darstellen, setzte dann einen Widderkopf auf eine Menichengestalt und fügte er-

klärend hinzu, daß der Gott dennoch nicht so ausfähe. Die Hathar, die Naturordnung, welche die Seele mit dem Saft des Lebens-Baumes tröstet, ist eine der Ausnahmen, und wird trotz ihrer Seltsamkeit wegen einer gewissen Naivetät anmuten; aber ich gestatte mir hier eine der vielfältigen anderen Hathar-Bilder hinzuzufügen, deren Gestalt abstoßend wirkt, bevor sie durch die Erklärung gewinnt. Sie enthält mit ihren Zeichen ungefähr alle die Vorstellungen, welche, wie vorstehend ausgeführt, im Ägyptismus an die Natur geknüpft sind.

Der untere Teil des Hathar-Bildes ist bedeckt mit Fischschuppen und bedeutet das Meer, die Urgewässer, aus denen die geordnete Welt durch den Hauch, durch den Geist hervorging.

Die Hörner über der Krone bezeichnen die Fruchtbarkeit, die nährenden Kuh, „die himmlische Kuh“, und die Sonne zwischen den Hörnern zeigt den Umfang der Natur im Unversum, sie hat ja „die Sonne geboren“.

Sie reicht dem König ihr Halsband, Ment (Stärke) entgegen und kann natürlich die Stärke zurückerneuern.

Auf dem Rücken hängt von dem Halskragen ein Zeichen herab, welches sehr häufig vorkommt und geordnetes Land, Stadt, Kultur bedeutet, und daher die Göttin als Schutzgewalt der Kultur, als Herrscherin im Menschenleben darstellt. Es ist dasselbe Zeichen, welches auch auf den Remefis-Bildern vorkommt und ein Rad genannt worden ist, womit sie dahin fährt, ja sogar vernichtet, und es ist dasselbe „Rad“ an Fortuna zu finden, mit welchem Worte die Römer bisweilen die griechische Remefis übersehten — und noch gilt bei den Gelehrten die Deutung des Bildes, daß Fortuna schnell dahin fährt oder das Glücks-Rad dreht.

Endlich sagt die Inschrift, welche dem Bilde hinzugesügt ist, daß Hathar, die Herrscherin in Ament, der Unterwelt, ist d. h. die Natur, welche ihre Kinder wieder empfängt, und alles wissend, ihre Rechnung mit ihnen abschließt.

Fügen wir hier Hathar als Göttin des Lebensbaumes aufs neue hinzu, welche der Seele den Trank der Verjüngung aus dem Saft des Baumes bietet, dann hat man ein ganz verständliches, zusammenfassendes Bild der Natur in ihrer Ausdehnung als physische und geistige Natur, eine Macht außerhalb der Menschen und eine Gestalt, welche in die Menschen das Erdenleben niedergelegt haben, welches aus dem Grunde der Natur in ihnen hervorgewachsen ist.

Wie sehr auch die griechische Kunst sich von der ägyptischen nach und nach unterscheiden mochte, sprach dieselbe dennoch in verwandter Weise in Zeichen. Wie wir in der ersten Abtheilung dieses Artikels gesehen haben,

hat man die Nemesis als beflügelt, mit dem Greif, dem man die Bedeutung des Sieges beilegt, und über den Greif ein Zeichen gesetzt, das auffallend einer ägyptischen Hieroglyphe für Licht ähnlich war. Auf dem Kopfe trägt sie die Mauerkrone, in der rechten Hand die Schale mit dem Saft des Lebens, in der Linken das Zeichen von Fruchtbarkeit; etwas fern von ihr steht Athene Promachos (Vorkämpferin) gleichsam auf der Wache. Stellt man die Zeichen in zusammenhängender Rede zusammen, dann ist der Sinn folgender: Nemesis, die Umfassende, die Leuchtende und Siegreiche, die Fülle und Segenbringende, die im Leben und im Tode Vergnügende, mit der forschenden Klugheit im Bunde.

Die Nemesisstatue von Thorwaldsen, welche am Haupteingange zum Schlosse Christiansborg in Kopenhagen ist, hat als Attribute das Steueruder, den Zweig und das „Rad“.

Auf einem der Basreliefs von Thorwaldsen in seinem Museum sieht man Nemesis dem Zeus die Liste über die Thaten der Menschen bringen.

Auf einem anderen zieht Nemesis zu Wagen einher, — auf eine Weise, welche an den Zug der Seelen in „Phädrus“ erinnert — unter den Himmelszeichen der Gerechtigkeit. Voran geht ein spurjuchender Hund; nach ihr kommen zwei Genien, von welchem der eine das Schwert trägt, der andere das Füllhorn, den Siegeskranz und den Hermesstab, das Symbol der Betriebsamkeit und der Kultur.

Indem Thorwaldsen den Hermesstab in das Bild hineinsetzte, hat er vielleicht keinen tieferen Sinn über Hermes selbst hineinlegen wollen, welche auf griechischen Bildern mit der Nemesis gleichzeitig gefunden werden kann. Es sind indeß sehr bedeutungsvolle Ideen, welche aus dem Griechischen zusammengestellt mit dem Ägyptischen in Hermes — (das Licht, das Wort, die Vernunft, die Offenbarung der heiligen Wahrheiten) gefunden werden können; aber es mag hier genug sein, einen Hinweis auf die „Nemesis“ zu geben, und ich will nur noch hinzufügen, daß in den Zeiten der Magie und der Alchemie Hermes als derjenige betrachtet wurde, welcher die Geheimnisse verbarg, über das Mystisch-Verschlissene gebot, und von diesem Wohlverschlossenen kommt z. B. die Bezeichnung „Hermetisch“ bei den in verschlossenen Dosen eingedockten Sachen.

Auf solche Weise werden Ideen begraben.



Berliner Autoren.

Von Ernst Wechsler.*)

(Berlin.)

Auf folgenden Blättern will ich versuchen, gewissermaßen von der Vogelperspektive aus ein Bild des gegenwärtigen litterarischen Berlins zu entwerfen. Selbstverständlich kann dieses Bild nur ein unvollständiges, fester Umriss entbehrendes sein, es soll eben nur jene Kenntnisse und Erfahrungen, jene Eindrücke und Anschauungen enthalten, welche ich mir während meines vierjährigen Aufenthaltes in Berlin erworben habe. Ferner möge der nachsichtige Leser bedenken, daß ein Österreicher der Verfasser dieser litterarischen Revue ist, der manches mit anderem Auge sieht, von anderem Standpunkt aus beurteilt, als der Norddeutsche. Der Weg, den ich auf diesem Streifzuge durch die Berlinische Litteratur einschlage, meine Art der Gruppierung der einzelnen Autoren mögen vielleicht nicht immer glücklich sein, aber sie erschienen mir als zweckmäßig, als einzig richtig, wenn ich auch nur einigermaßen meine unabsehbare Aufgabe erfüllen wollte. Die Rubrizierung und Schematisierung der Schriftsteller als Dramatiker, Epiker und Lyriker wäre zu pedantisch und mußte zu ermüdenden Wiederholungen führen, denn kein einziger Autor bebaut nur ein poetisches Feld, die meisten sind auf verschiedensten Gebieten thätig. Ich gruppierete die Schriftsteller nach ihrer dichterischen Wahlverwandtschaft, gleichviel ob sie Dramatiker oder Feuilletonisten sind, und brachte nur jene zusammen, welche nach meinem Gefühl und Urtheil, wenn auch auf den entferntesten Wegen, einem und demselben künstlerischen Ziele zustreben. Ich stellte ferner Autoren nebeneinander, deren litterarische Physiognomien die größten überraschendsten Gegensätze bilden, und doch sind sie im Berliner Kapitel der Weltlitteratur enge Nachbarn, weil sie das Ihrige dazu beitragen, dem litterarischen Charakter Berlins Farbe, Glanz und Gestalt zu verleihen. In den Vordergrund dieser Studie stelle ich auch nur solche Schriftsteller, aus deren Schriften und Wirken man die Kontouren der Litteratur der nordischen Kaiserstadt ziehen kann, die allein den Begriff der Berlinischen Litteratur bilden, und

*) Obiger Artikel bildet den Schluß meines demnächst bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheinenden Buches: „Berliner Autoren“. In diesem Artikel finden sich über verschiedene Schriftsteller Urtheile, welche im Widerspruch zu manchen in der „Gesellschaft“ erschienenen Kritiken stehen. Angesichts der geradezu beispiellosen Objektivität der Redaktion ihren Mitarbeitern gegenüber werden diese Widersprüche dem Leser keineswegs bestreuden.
E. W.—r.

erst nach diesen komme ich auf jene Autoren zu sprechen, deren Werke, abgesehen von ihrem Werte an sich, in keiner direkten Beziehung zu Berlin stehen, sondern höchstens die Berliner Litteratur reicher, mannigfaltiger, stattlicher machen, ohne ihre Eigenart auszugestalten und ihre Lokalfarbe zu kräftigen. Dabei war für mich der Umstand, ob ein Werk in Berlin abspielt oder nicht, nicht immer von entscheidender Gültigkeit: viele Romane handeln in Berlin, ohne Berlinischen Charakter zu haben, man braucht nur die Namen der Straßen zu ändern und man hat, jenachdem man will, einen Wiener oder Münchener Roman, während aus anderen Werken, die nicht Berlin zum Schauplatz der Vorgänge besitzen, der echt Berlinische Charakter des Autors spricht. Der Berlinische Charakter, Geist, das Berlinische Fühlen eines Autors war für meine Auffassung über ihn viel wichtiger, als die Örtlichkeit in seinen Werken.

Drei Schriftsteller sind es, welche mir persönlich am meisten als der Ausdruck des litterarischen Berlinertums, erschienen sind: Karl Frenzel, Theodor Fontane und Ernst von Wildenbruch. In Karl Frenzel vereinigen sich immense Gelehrsamkeit mit eigentümlich vollendeter Darstellung, polemische Schärfe mit feiner, träumerischer Ironie, realistisch klares Erfassen der Außenwelt mit einem Anflug geheimnisreicher Romantik, über all diesen glänzenden Eigenschaften lagert gewissermaßen ein dünner Herbstnebel, von Sonnenlichtern durchglühert. Ist die Komposition in Frenzels Werken oft von wunderbarer Meisterschaft, so zerflattert und zerprüht diese manchmal bei Fontane in tausend kleine Stimmungsbilder, lyrische Details, philosophische Aphorismen. Ich empfinde es als einen großen Mangel dieses Buches, daß ich Fontane und Spielhagen nicht ausführliche Essays gewidmet habe. Während ich meine Arbeit über Spielhagen nur aus einem äußerlichen Grunde erst im zweiten Teil der „Berliner Autoren“ veröffentlichen kann, fühlte ich mich offen gesprochen noch nicht recht imstande, Fontanes Wesen näher kritisch zu beleuchten, ich bin noch nicht Berliner genug, um den norddeutscheften aller norddeutschen Schriftsteller bis in alle Ecken und Winkel seiner herrlichen Individualität folgen zu können. Von seinen Prosa-Werken, die ich bisher kennen lernte, haben mich „Grete Münde“ und „Irrungen, Wirkungen“ geradezu entzückt. Das letztere ist eine Berliner Geschichte von wunderbarstem Reiz. So sehr ich Fontane als Erzähler schätze, als Lyriker, beziehungsweise Balladendichter steht er mir noch viel höher. Ich halte Theodor Fontane für den bedeutendsten Balladendichter der Gegenwart. Ich kann die Wirkung nicht beschreiben, die seine Gedichte auf mich machten. Vor diesem schmalen, einfachen Bändchen verschwinden unzählige Prachtwerke unbekannter und auch so mancher berühmten

Dichter in Nacht und Dunkel. In ihrer herben Süßheit, ihrer markigen Kraft, ihrem Wohlklang gehören Fontanes Gedichte zum Schönsten, was die gesamte deutsche Litteratur geschaffen, und können nur mit der deutschen Sprache selber untergehen.

Ernst von Wildenbruch hat uns bisher mit zwei vollgiltigen Berliner Dichtungen beschenkt: der „Heiligen Frau“ und den „Quispos“, einer Meisternovelle und einem Meisterdrama. An einer anderen Stelle meines Buches habe ich dargethan, welche große innere Ähnlichkeit zwischen Wildenbruch als Dramatiker und Spielhagen als Romancier besteht. Friedrich Spielhagen ist einer jener wenigen Schriftsteller, die auf mich mit elementarer Kraft eingewirkt haben. Schon als blutjunger Gymnasiast war ich sein Bewunderer und verschlang heißhungerig seine Werke. Zu meinen damaligen Tagebüchern finden sich wahre Hymnen auf ihn und er wird es mir wohl selber gerne glauben, daß ich ihn lieber als Julius Cäsar und Xenophon las. Ich versenkte mich derart in den Charakter seiner Helden, daß ich wochenlang mich für dieselben hielt und Herr Oswald Stein ist schuld darin, wenn ich mich in meinem sechzehnten Jahre als einen gefährlichen Frauenbezwinger und einen hochinteressanten „bleichen Träumer“ betrachtete. Andersen und Hamerling, „Tausend und eine Nacht“ und Friedrich Spielhagen wollte ich lesen, aber nichts anderes. Meine Verwunderung für Spielhagen hat heute allerdings ihre Überschwänglichkeit, aber nicht ihre Wärme und Aufrichtigkeit eingebüßt. Die wunderbar komponierte, erregte, ich möchte sagen oft kochende Handlung, die fliegende Hast der Szenen, deren geschickte Gruppierung die höchste dramatische Wirkung erzielt, das Abenteuerliche, Überraschende der Fabel, das farbenlobernde Kolorit, die von mächtigen Impulsen bewegten Männer mit ihrer feurigen Beredsamkeit und ihrem schmerzlich schönen souveränen Pessimismus, die herrlich schönen, üppigen Frauen, deren Augenaufschlag ein Sonnenaufgang ist, die theatralisch-pathetische und doch tief zum Herzen gehende Sprache, die namentlich in den Liebes Szenen hinreißend und entzündend ist, der glänzende Humor, der weltweite philosophische und politische Horizont der diese Schöpfungen umspannt — das alles stürmt mit unwiderstehlicher Gewalt auf den Leser ein, macht ihn in einem Atem lachen und weinen, wühlt sein Inneres oft orkanartig auf, daß er das Unwahrscheinlich-Sensationelle manches Kapitels gläubig hinnimmt und sich ganz dem dramatischen Sprung, dem poetischen Hauber, dieses Autors ergibt.

Berleht Spielhagen durch seine Romane der Berliner Litteratur ein volles, prunkend-reiches Leben, so bereichert dieselbe ein anderer Autor in stiller, ruhiger Weise mit anmutigen Werken, deren Wert auf kulturhistorischem

Gebiete liegt. Ich meine Julius Rodenberg. Über diesen Autor kann ich mich hier, soviel ich auch über ihn zu sagen hätte, nur auf wenige Seiten beschränken, mit dem ausdrücklichen Bemerkten, das Versäumte nachstens nachzuholen. Julius Rodenberg ist vor allem einer der gemüthtesten, fornedelsten, sinnigsten Lyriker der neuen Litteratur, dessen Gedichte übrigens einen jetzenen Erfolg hatten, denn sie liegen bereits in sechster Auflage vor. Zahlreiche interessante Reifewerke, Romane und epische Dichtungen sind die Früchte seiner langen, litterarischen Thätigkeit. Hier möchte ich mich nur näher mit seinen „Berliner Bildern“ (Paetel, Berlin) befassen, die ihrem Urheber in der Berliner Litteratur einen hervorragenden Platz anweisen. Julius Rodenberg ist eigentlich kein gebürtiger Berliner, aber er lebt seit fünf und dreißig Jahren in Berlin, hier hat er seine Werke geschrieben, hier befindet sich sein großer, einflussreicher Wirkungskreis, hier entstand, wuchs und wurzelte sein Name, und so ist es kein Wunder, daß er mit inniger Liebe an dieser seiner geistigen Heimat hängt. Ich wüßte nach Trenzsel und Fontane keinen lebenden Berliner Schriftsteller zu nennen, der eine solche liebevolle Kenntnis des Berliner Lebens verrät, als Rodenberg. Seine Schriften über Berlin bilden eine wertvolle litterarische Spezialität in doppelter Beziehung: denn aus ihnen lernt man nicht nur Berlin kennen und lieben, sondern springt auch die Eigenart des Autors in ihren sichten, weichen Umrissen aufs Genaueste hervor. Durch diese Schriften geht — heißt es in einem früheren Feuilleton von mir über diesen Gegenstand — eine warme lyrische Empfindung, eine sinnende Beschaulichkeit, ja ein Zug von Andacht und Frömmigkeit. In gefälligem Wechsel reiht er Bilder der Lust und Trauer aneinander, Bilder irdischen Daseins und irdischer Vergänglichkeit. An die Wehmut über das Vergangene knüpft er die behäbige genießende Freude mit dem Gegenwärtigen. Nicht allein im Leben, auch in seinen Schriften zeigt er sich als Berliner Spaziergänger; sentimental, nachdenklich, forschend, grübelnd. Auf seinen Wegen sprossen vor ihm alte Häuser, alte Straßen auf, die Menschen, die sie bevölkern, deren Schicksale, deren Leben und Treiben. Er gedenkt der großen Umwandlungen, die sich an den Häusern, Straßen, ganzen Gegenden und Stadtteilen vollzogen haben, und schildert die Stimmungen und Strömungen, den Charakter und die Farbe einer jeden Zeitepoche. So träumt er die Geschichte Berlins, sieht aber mit scharfem Auge den Gegensatz zwischen einst und jetzt, vom dämmernden Grunde der Historie hebt sich funkelnd das Bild der Gegenwart ab. Aus tausend Zügen, die er mitteilt, entwickelt sich bei ihm wie von selbst die Charakteristik der Menschen und Straßen und Stadtteile, des ganzen Berlins, ja der letzten zwei Jahrhunderte. Mit Vorliebe verweilt er vor alten,

öffentlichen Vokalen, tritt in Friedhöfe ein, liest die Inschriften der Grabsteine ab, dann wird er der kundige Cicerone, der uns von einer historisch interessanten Anekdote zur andern führt, namentlich Konditoreien und Weinstuben sind das Feld, das er souverän beherrscht. Er weiß wie vielleicht kein Zweiter, wo man einen lauschigen, stillen Winkel in Berlin findet, wo man einen guten Tropfen Wein bekommt, — wo es sich am angenehmsten, ungestörtesten von alten Zeiten und Menschen träumen läßt. Wenn sich auch seine Seele dem Beschaulichen, Sinnenden hinneigt, besitzt er trotzdem den scharfen Blick für die Außenwelt. Er erzählt von den Haupt- und Staatsaktionen der Weltgeschichte, mit denen das Geschick Berlins in Beziehung stand, er weiß im Palast des Königs Bescheid, er schildert die Gräueltaten des Krieges, die Schrecknisse der Revolution, dann führt er die Segenswerke des Friedens vor, die Berlin zur schönen, stolzen Stadt gemacht, die eiserne beharrliche Thätigkeit der Bürger. Aus dem Palast des Königs verfehrt er uns in das kleinste Haus, das jetzt abgebrochen wird, aus der feierlichen Sitzung der Akademie in die bescheidene Arbeitsstätte des Handwerkers; er sucht das Berliner Volk bei seinen lauten, gemüthlichen Vergnügungen auf und belauscht den Künstler, den Dichter bei seiner stillen Arbeit. Nichts entgeht seinen Augen, der kleine Bürgermann in seiner engen Häuslichkeit hat für ihn nicht minder interessante Seiten als der große Feldherr und Politiker. In langen Reihen ziehen an unserem geistigen Auge alle die bedeutenden und interessanten Persönlichkeiten vorüber, die mehr oder weniger lange Zeit in Berlin lebten und auf die dortigen Verhältnisse Einfluß ausübten, wie Lessing, die Rachel, E. T. A. Hoffmann, Moses und Jelig Mendelssohn, Schleiermacher, Chamisso, Nicolai, Devrient, Chodowicki, Zffland, Gukow, Meyerbeer u. s. w. u. s. w. Rodenbergs Technik, zu erzählen, ist in ihrer Sprunghaftigkeit interessant und künstlerisch. Seine Schilderungen sind eine pikante Legierung von anekdotischem Beiwerk, lyrisch gefärbten eigenen Erlebnissen, historischen Szenen, Naturbildern, statistischen Daten, bald erglänzend im scharfen Lichte der Wissenschaft, bald humoristisch angehaucht, bald sentimental bewegt, in jedem Moment tragen sie ein anderes Gepräge, und doch in einem Punkte sich gleichbleibend: um diesen festen Mittelpunkt drehen sich alle diese kaleidoskopartig durcheinander wirbelnden Bilder und Farben, und das ist die innige, treue, feste Liebe zu Berlin. So ist Rodenberg ein Berliner Chronist im größten Stile: an den Retrolog über eine verschwundene reißt er den Prolog einer beginnenden Sache, indem er die Geschichte der Stadt Berlin schreibt, wird er zugleich Autobiograph, sein Leben, seine Erlebnisse sind untrennbar verknüpft mit Berlin selbst, seine „Bilder aus dem Berliner Leben“ sind ein Lebenswerk,

die Memoiren eines bedeutenden Mannes und zugleich die einer großen Stadt, sie nehmen eine ganz eigenartige Stellung in der modernen Litteratur ein.

Wir kommen nun zu einer Reihe älterer und jüngerer Schriftsteller, die es sich zur Aufgabe machten, die Berliner Lokal-Belletristik auf eine hohe künstlerische Stufe zu bringen. Von diesen führe ich hier an: Paul Lindau, Fritz Mauthner, Hugo Lubliner, Max Kreßer, Karl Bleibtreu und Konrad Alberti. Man mag über Lindaus dichterische Befähigung denken wie man will, er bleibt auf alle Fälle ein Mann von außerordentlich großen, litterarischen Verdiensten, ein Schriftsteller, der wie wenige seiner schreibenden Zeitgenossen einen bedeutsamen Einfluß auf die moderne Litteratur ausübte und der vor allem das große Rätsel, auf allen litterarischen Gebieten mächtige Erfolge zu feiern, gelöst hat. Paul Lindau verpflanzte eine gewisse Art der Wiener Kritik nach Berlin und wurde einer der gelesensten und gefürchtetsten Kritiker. Er war es, der Jahrzehnte hindurch zwischen Frankreich und Deutschland einen litterarischen Rapport herstellte, seine eigenen Theaterstücke gingen über die Bühnen Europas und als er den ersten Band seines großen Roman-Cyklus „Der Zug nach dem Besten“ veröffentlichte, errang er den größten äußeren Erfolg der letzten Jahre. Paul Lindau genießt eine ungeheure Popularität, ich glaube, kein lebender deutscher Schriftsteller ist gegenwärtig im Ausland bekannter als er. Für mich wird es eine interessante Aufgabe werden, Lindaus Arbeiten mit der weitgehenden Wirkung, die sie ausübten, in kritische Beziehung zu setzen. Ich konnte mich mit manchem, was er geschrieben, nicht befreunden, ohne daß ich auch nur einen Augenblick seine wirklichen und besonderen Vorzüge vergaß. Schon die Thatfache allein, daß er den genialen spanischen Dramatiker Echegaray in Deutschland einführte, mußte genügen, ihm Sympathie entgegen zu bringen. Auch Fritz Mauthner trat wie Paul Lindau vor das Publikum mit einem Berliner Roman-Cyklus. Nichts ist charakteristischer für die litterarischen Verhältnisse Wiens und Berlins als der Umstand, daß die Wiener Litteratur nur wenige Lokal-Romane und -Novellen aufzuweisen hat, während in Berlin bereits zahlreiche anerkannte Schriftsteller nach dem Muster Zolas in Roman-Serien ihre Berliner Eindrücke und Erfahrungen zu gestalten suchen. Fritz Mauthner ist im Grunde genommen ein drastisches Beispiel für die alte Thatfache, daß manchmal rauschende Erfolge ein großes Unglück sind. Seine amüsanten, pridelnden und treffenden Parodien „Nach berühmten Mustern“ erlebten an zwanzig Auflagen und seitdem gilt Mauthner überall als „Parodist“. Schrieb er Zeuilletons, meinte man, er sollte neue Parodien verfassen, schrieb er No-

mane, warf man ihm vor, warum er das eigentliche Feld seiner Tätigkeit und Begabung verlassen wollte. Und so dürfte Mauthner noch sehr viel zu thun haben, um die durchschlagende Wirkung seiner Parodien wieder vergessen zu machen. In seinen erzählenden Arbeiten vermisse ich das rein dichterische: Stimmung und Empfindung, auch in bezug auf Komposition und Technik lassen sie viel zu wünschen übrig. Im übrigen sind selbe scharf geschaltete, klar entworfene Sittenbilder, in denen eine große satirische Kraft herrscht. Aus seinen kritischen Schriften schöpfte ich viele Anregungen; Fritz Mauthner erweist sich da als ein selbständiger, rücksichtsloser Autor, der aber in vielen seiner Urteile zu weit geht, er überschätzt Keller, den ich selber außerordentlich verehere, ebenso sehr, als er die Bedeutung Zolas nicht erfasst; seine Angriffe auf Georg Ebers waren viel zu scharf, und daß er Hamerling, einen Dichter ersten Ranges, zu wiederholten Malen befehdete, kann ich persönlich ihm nicht verzeihen. An Ursprünglichkeit der Empfindung, Fülle und Gewalt dichterischer Begabung stelle ich Max Krepser weit über Fritz Mauthner. Dieser Autor gehört zu den wenigen, welche Berlin, wenigstens nach einer Seite hin, genau kennen und diese ausgezeichnet darzustellen vermögen. Es ist nur Jammer, daß es diesem elementaren Talente an innerer Durchbildung fehlt. Sein Roman „Die Verkommnen“ ist bei all' seiner technischen Mangelhaftigkeit ein grandioses und erschütterndes Werk. Wie Max Krepser macht auch Konrad Alberti mit Vorliebe Berlin zum Gegenstand seiner Darstellungen. Er gehört mit Karl Meibtreu, über den ich an anderer Stelle ausführlich gesprochen habe, zu den Hauptverteidigern des modernen Realismus. An Vielseitigkeit, dichterischer Größe steht Meibtreu viel höher als sein Kampfgenosse. Was aber an Konrad Alberti besonders zu schätzen ist, das ist sein unermüdlicher Fleiß, sein rastloses Streben nach Vollkommenheit und sein Zielbewußtsein. Er ist vielleicht unter den modernen Stürmern und Drängern die geschlossenste Individualität. Zerrissenheit der Stimmung, dämmernde, unklare, künstlerische Begriffe sind bei ihm nicht zu finden. Ich bin überzeugt, daß Alberti eine große literarische Karriere machen wird, und zwar vorzugsweise als Kritiker und Essayist. Seine Leistungen auf diesem Gebiete sind bereits in hohem Grade beachtenswert. Was seine Romane und Novellen anbetrifft, so zeigt sich in ihnen bis jetzt mehr der Schriftsteller als der Dichter, mehr Kopf als Herz, mehr Verstand, kritischer Scharfblick als Gemüt und poetischer Zauber. Alberti sucht vor allem das Leben nach seiner sozialen Seite darzustellen und den Darwinismus auf die Kunst nicht nur als Kritiker sondern auch als selbständig schaffender Künstler zu übertragen. Muß man vor dem hohen Streben Albertis, durch das er

sich von so vielen müßig hintändelnden und nichtiges schaffenden Schriftstellern merklich unterscheidet, die größte, ehrlichste Achtung haben, so sind seine oft ganz einseitigen, beschränkten, sogar persönlichen Angriffe umso entschiedener zurückzuweisen. Alberti hat nicht das Recht, Schriftsteller, deren künstlerischen Ziele von den seinigen abweichen, sozusagen als Verbrecher zu behandeln. Durch derlei Ausfälle schadet er seinen künstlerischen Schriften mehr als sie seinen ästhetischen Ansichten Geltung zu schaffen vermögen. Ich spreche diesen Tadel um so entschiedener aus, weil ich weiß, wie ernst es Alberti mit der Kunst nimmt, mit welsch' bedeutenden Problemen er sich trägt und wie er Gefahr läuft, daß man an der Lauterkeit seiner Gesinnung zweifelt. So ist es gekommen, daß seine Novellen „Niesen und Zwerge“, „Blebs“, sein Roman „Wer ist der Stärkere“ und sein Drama „Brot“ manchmal sehr ungerecht beurteilt worden sind. Man überseh die oft großartige Anlage, den dämonischen, sieberhaiten Wirklichkeitsinn, der in ihnen lodert, die scharfe Beobachtungsgabe und das kräftige Talent, Menschen zu zeichnen.

An dieser Stelle möchte ich eine Dame erwähnen, welche allerdings keine Berliner Romane schreibt, aber durch ihr öffentliches Wirken und ihre zahlreichen Schriften eine originelle, charakteristische Erscheinung des Berliner literarischen Lebens ist. Frau Lina Morgenstern, eine der eigentlichen Leiterinnen der großen Frauenbewegung, tritt für eine vernünftige Emanzipation des weiblichen Geschlechtes ein, sucht die soziale Stellung des Weibes zu heben und ihm eine Art Gleichstellung mit dem Manne zu erringen ohne Aufgebung der weiblichen Würde und Hintansetzung der wirklichen und ewigen Pflichten des Weibes. Frau Lina Morgenstern rief auch eine Anzahl gemeinnütziger Institutionen ins Leben und hat sich so um das öffentliche Wohl sehr verdient gemacht. In unermüdlicher, aufopferungsfreudiger, geradezu idealer Weise wirkt, schafft und waltet diese Frau, deren Namen bereits weit über die Grenzen Berlins hinausgedrungen ist. Ihre Schriften sind alle interessant und lehrreich, ihr großes Werk „Die Frauen des neunzehnten Jahrhunderts“ sogar von literarischem und kulturhistorischem Wert, nur eines gefällt mir an ihr nicht, und zwar ihre Gedichte: Wohlgemeint und herzlich in Gesinnung und Empfindung, sind sie von einer solchen Dürre und Trockenheit, daß sie keinen Genuß gewähren können.

Berlin hat eine eigentümliche herbichmedende Frucht gezeitigt, nämlich den Berliner Wit, der au Konflikt, Schärfe und trodener Latonik nichts zu wünschen übrig läßt. Dicht daneben steht auch ein ebenso eigenartiger Berliner Humor, harmlos, poetisch, voll seiner Spitzen, ohne zu verwunden. Oskar Blumenthal, einer der erfolgreichsten Lustspieldichter der deutschen

Litteratur, ist der klassische Vertreter des Berliner Witzes. Seine Epigramme sind von mörderischer Wirkung und hierin ebenbürtig den satirischen Bemerkungen des Wiener Autors Daniel Epiter. So oft ich ein Buch von Blumenthal las, kam ich aus dem Lachen nicht heraus. Man kann nicht sagen, daß Blumenthal den Kalauer kultiviert, sein Witz steht auf einer höheren literarischen Stufe, er hat ihm sogar einen ausgeprägten, scharf abgeschliffenen Charakter verliehen. Man muß dem Witz Blumenthals einen um so größeren Wert zuerkennen, weil er kein mäßiger ist, sondern tiefe Wahrheiten enthält und gegen wirkliche menschliche Schwächen im Allgemeinen und Besonderen zu Felde zieht. Während Blumenthal treffen will und trifft, giebt sich Julius Stettenheim harmlos und liebenswürdig. Julius Stettenheim ist der Urheber der weltberühmten Wippchenfigur, dem Don Quichote unter den Reportern. Seine Spezialität besteht darin, Phrasen durcheinander zu schütteln und so die komischsten Verwechslungen zu begehen. Sein Wippchen ist eigentlich der Jongleur des Wortwitzes. Durch diesen prächtigen Typus, dem er seit Jahrzehnten die ergößlichsten und überraschendsten Züge andichtete, ist Stettenheim in Berlin ein populärer und in ganz Deutschland bekannter Schriftsteller geworden.

Noch harmloser als Stettenheim ist Oskar Justinus, der Verfasser einiger erfolgreicher Schwänke und Lustspiele. Ich habe eine besondere Vorliebe für Justinus, denn er bildet im Tummel und Trubel der Großstadt eine literarische Oase. Seine Arbeiten tragen einen so pausbäckig-gesunden, altväterisch-anheimelnden, hausbacken-gemüthlichen Zug, daß einem dabei ganz wohl zumute wird. Inmitten des großstädtischen Raffinements ist er von einer rührenden Naivetät. In seinen Schriften ist ein Löffel Suppe wirklich ein Löffel Suppe und nicht wie bei anderen Schriftstellern ein magenverderbendes lucullisches Mahl, und eine Tasse Thee wirklich eine Tasse Thee. Der Autor des prächtigen „Anton Rotenquetscher“, Alexander Moszkowski, pflegt mit großem Glück den musikalischen Witz und muß an dieser Stelle mit besonderer Hervorhebung genannt werden wie Johannes Trojan und Heinrich Seidel, denen sich zwei wahlverwandte Dichter anschließen: Julius Lohmeier und Rudolf Löwenstein, denen wir herzerfreuende, entzückende lyrische Poesien verdanken. Noch dreier Schriftsteller muß ich erwähnen, welche allerdings nicht durch ernste oder heitere poetische Arbeiten sich den spezifisch berlinischen Autoren anreihen, wohl aber in zahlreichem feuilletonistischen Bildern und Skizzen ihre große Kennerschaft Berlins bezeugen und so einen gewissen Rang in der hiesigen Lokallitteratur einnehmen, und zwar Paul Lindenberg, Hans R. Fischer und A. D. Klaußmann.

Die Kritik und Feuilletonistik trägt in Berlin einen wesentlich anderen Charakter als in Wien. Sie ist in Berlin ernster, sachlicher, wenn auch nicht so glänzend als in Wien. Man darf sich unter dem Feuilleton, das in Berlin erscheint, absolut nicht das sogenannte Wiener Feuilleton vorstellen. Das Berliner Feuilleton ist eine „höhere Tochter“, das Wiener eine Grijette, jenes mehr Abhandlung und Essay, dieses mehr Kauferie und Stimmungsbild. In Berlin wirkt ein Essay von Frenzel, Rudolf Genée, Hermann Grimm, in Wien blendet ein Feuilleton von Groß, Bauer und Herzl. Die Berliner Kritik, wie sie von Frenzel, Fontane, A. Rosenberg, einem feinfühlenden und verständnisvollen Autor, Klumenthal, Mauthner, Schlenker, einem glänzenden Stilisten von schärfster Eigenart, Ehrlich, Gumprecht, betrieben wird, hebt sich deutlich ab von der Wiener Kritik, die in Speidel und Hanáček ihren größten Ausdruck findet. Neben den oben genannten müssen wir noch eine Reihe geachteter Kritiker erwähnen, wie Otto Brahm, Eugen Zabel, einen genauen Kenner und vortrefflichen Darsteller russischer Litteratur, Otto Neumann-Hofer, J. Landau. Der populärste unter den Kritikern ist vielleicht Ludwig Pietzsch, der langjährige Mitarbeiter der „Vossischen Zeitung“, die von Friedrich Stepany mit bewunderungswürdiger Sorgfalt, musterhafter Energie geleitet und auf der Höhe ihres riesigen Einflusses gehalten wird. Berlin besitzt im Verhältnis zu Wien eine geringe Anzahl berufsmäßiger Feuilletonisten, Aus der bunten Fülle vortrefflicher Feuilletonisten und Journalisten greifen wir nur einige wenige heraus: S. Samosch, dessen Spezialität Italien und seine Litteratur bildet, Gustav Karpeles, den bekannten Heinesforscher, Eugen Sierke, der treffliche Berliner Skizzen schreibt, Hermann Lessing, Franz Violet, R. Thiele, Hermann Trescher, Dr. J. Kastan, H. Herold, Max Horwig, einen der trefflichsten Lokalredakteure Berlins, L. Schönhoff, Theophil Zolling. Dieser trat zuerst mit einem Epos „Die Jungfrau vom Stuhl“ auf. Seine in der „Neuen freien Presse“ erschienenen Feuilletons „Reise um Paris“ machten seinen Namen in den weitesten Kreisen bekannt. Große litterarische Verdienste erwarb er sich durch seine kritischen Studien über Kleist und die Ausgabe der Werke dieses Dichters. In jüngster Zeit veröffentlichte Zolling einen Berliner Roman: „Der Klatsch“, welches Werk große Beachtung von seiten des Publikums und der Kritik fand. Mir war es leider noch nicht möglich, Zollings ersten Roman zu lesen.

Die Mitte zwischen Kunst und Journalismus hält Karl Pröll inne, mit dem ich mich aus mehreren Gründen hier etwas näher befassen will. Er ist nicht nur einer der originellsten und frischesten unter den

lebenden Feuilletonisten, sondern auch ein politischer Schriftsteller, dessen Wirken für die Deutsch-Österreicher von weittragender Bedeutung geworden. In allen Wechselfällen seiner bewegten Vergangenheit als politischer Redakteur ist er stets seinem Ideal treu geblieben, der Anwalt der bedrängten Deutschen in Österreich zu sein, die Reichsdeutschen an ihre nationale Bruderschaft zu mahnen und durch zahlreiche Kampfschriften ihnen das Verständnis für die politische Lage in Österreich zu erschließen. Einer der mannhaftesten, hochachtbarsten deutschen Schriftsteller, sucht er also in seinen Schriften eine Brücke zwischen Deutschland und Österreich zu bauen. Karl Pröll ist bereits seit 1867 als Redakteur thätig. Damals leitete er die „Österreichische Gartenlaube“. Ein Jahr darauf übernahm er die Redaktion der „Klagenfurter Zeitung“, und als dieses Blatt offiziellen Charakter erhielt, begründete er in Klagenfurt eine neue Zeitung, die „Freien Stimmen“. Gegen Ende 1872 wurde er zum neugegründeten deutsch-nationalen Central-Organ, zur „Deutschen Zeitung“ berufen. Im Mai 1873 besuchte er den deutsch-böhmischen Parteitag in Tepliz, dem Pröll wie allen früheren allgemeinen und prinzipiellen Parteitagen beiwohnte. Es kommt dort zum harten Zusammenstoß verschiedener politischer Parteien, und die bitteren Erfahrungen, die Pröll dabei machen mußte, reifen in ihm den Entschluß, in das neubegründete Deutsche Reich auszuwandern. Im Jahre 1874 finden wir ihn bereits in Frankfurt a. M. als Redakteur der „Frankfurter Presse“, zwei Jahre darauf (1876) als Leiter des „Mainzer Tageblattes“. 1878 folgt er einem Rufe der „Breslauer Zeitung“ und wird deren stellvertretender Chefredakteur. Im Sommer 1881 übersiedelt er nach München, um in die Redaktion der liberalen „Neuesten Nachrichten“ einzutreten. Aber auch in München hielt es ihn nicht allzulange, nach zwei Jahren reist er nach Berlin, wo er bis zum heutigen Tage als Korrespondent der Wiener „Deutschen Zeitung“ thätig ist. Karl Pröll wich nie um Haarsbreite von seinen politischen Überzeugungen ab, Preßprozesse, öffentliche und private Aufseindungen prallten an ihm machtlos ab und konnten ihn höchstens nur veranlassen, seine jeweilige Stellung aufzugeben. Man ist heutzutage im großen Publikum nur allzuleicht geneigt, in einem Journalisten einen Mann zu sehen, der zwar Meinung macht, aber keine besitzt, Ansichten ausdrückt, aber an sie nicht glaubt, — man kann daher nicht genug entschieden auf ein so leuchtendes Beispiel von strengster Redlichkeit hinweisen, wie es die deutsche Journalistik in Karl Pröll besitzt. In diesem nur der belletristischen Thätigkeit gewidmeten Buche kann ich nicht auf seine einzelnen politischen Kampfs-, Trugs- und Trostschriften in Vers und Prosa eingehen. Nur was er als Feuilletonist leistete, gehört in den Kreis meiner Betrachtungen.

Karl Pröls feuilletonistische Arbeiten sind eine eigentümliche Mischung von Poescher Phantastik mit drastischer Satire. Bald voll quellender Frische und Heiterkeit schlagen sie in groteske, schauerliche Romantik um, bald von lebenswürdiger Anmut und Harmlosigkeit gehen sie in tiefgründige philosophische Grübeleien über. Aber alle seine Skizzen sind von einem scharfen, modernen Geist durchatmet, der sich selbst in den bizarrsten Phantasieen nicht verleugnet. Pröls Skizzen haben auf das große Publikum eine außergewöhnliche Anziehungskraft ausgeübt. Seine in Buchform unter dem Titel „Moderner Totentanz“ gesammelten Feuilletons haben die vierte Auflage (3 Bände, Berlin, A. Landsberger) erreicht, — ein für unsere tristen Verhältnisse geradezu enormer Erfolg. Nicht minder Glück hatten seine weiteren Sammlungen: „Kreuz und Luer“, „Wilderbuch eines Dummlers“, „Berliner Federzeichnungen eines Deutsch-Österreicher“ (sämtlich bei Landsberger, Berlin). Karl Pröll hat die innere Genugthuung, welche wohl den wenigsten Journalisten vom Schicksal gegönnt wird, daß seine journalistische Thätigkeit keine vergebliche gewesen, er kam auf große Erfolge zurückzublicken, sein politisches Wirken wird sichtbare Spuren hinterlassen, und was von allen diesen schönen Dingen vielleicht das Schönste und Wertvollste ist: in dem Trubel der Tageskämpfe hat er sein eigenes Selbst unverfälscht zu bewahren gewußt.

Wenn ich nun weiter das riesige Feld der Berliner Litteratur überblicke, bleibt mein Auge an einer Gruppe von Dichtern haften, die teils konservativ in ihren künstlerischen Prinzipien, teils einem gemäßigten Realismus huldigend, doch alle mehr oder weniger in geistiger Beziehung zu einander stehen. Der Hervorragendste und Bekannteste unter ihnen ist Otto von Leizner, über welchen ich wie über Schweichel und Wichert im nächsten Bande ausführlich berichten werde. Otto von Leizner gehört zu unseren besten und erfolgreichsten Kulturhistorikern und Ästhetikern. Umfassendes tiefes Wissen vereinigt sich bei ihm mit einer geläuterten Kunstanschauung. Wohnt seinen wissenschaftlichen Werken ein bedeutender Wert inne, so glänzen in seinen Skizzen kritischen und belletristischen Inhalts poetische Empfindung, Gestaltungskraft und vor allem eine satirische Kraft, wie sie nur wenigen deutschen Autoren zu Gebote steht. Leizner ist ein ehrlicher, aufrichtiger Schriftsteller, der mit der ganzen Macht seiner Überzeugung, seines Wissens, seiner produktiven Begabung für das Hohe und Gute, sowohl in der wirklichen Welt als in der imaginären der Litteratur eintritt, mit scharfem Auge beobachtet, das Schlechte und Verwerfliche mit ägendem Spotte geißelt und mit bewunderungswürdigem Spürsinn immer jene Stelle zu erfassen weiß, wo der von ihm bekämpfte Gegenstand wirklich verwund-

bar ist. In seinen Feuilletons, kleinen Erzählungen, Sprüchen und Fabeln zeigt sich tiefes Gemüt, mannhafter Charakter, sind mit wahrhaft verschwenderischem Reichtum so viel Gedanken aufgestapelt, daß man damit einige Dupend Romanschriftsteller speisen könnte. Seine Werke sind von einer erstaunlichen Mannigfaltigkeit der Themen und von einer großen Beweglichkeit der Auffassung modernen Lebens. Da blendet uns nichts, täuscht uns nichts; alles ist solid und gleicht der vornehmen Eleganz eines Patrizierhauses, das mit seinem Reichtum nicht flunkern will, aber in würdiger Weise seinen Herrn repräsentiert und die Gäste aufnimmt. Von seinen poetischen Werken nenne ich hier nur die „Dämmerungen“, eine Dichtung von hinreißendem, prophetischem Schwung, voll feuriger Empfindung, und in vollendeter Form dargestellt. Neben Otto von Leizner sei es mir gestattet einen jüngeren, sehr fruchtbaren Dichter zu nennen: Oskar Linke. Ganz vom Zauber der Antike umfangen, schafft er seine Werke aus dem Geist derselben heraus. Epen, Romane und märchenartige Skizzen bekunden nicht nur seine gründliche Kenntnis des klassischen Altertums, sondern auch einen lebhaften Geist und ein feines Formgefühl. In neuerer Zeit machte sich auch bei ihm der Drang nach Erfassung und Darstellung des modernen Lebens bemerkbar, und diesem Drange verdanken wir einige Berliner Geschichten. Für das bedeutendste seiner Werke halte ich den „Heiligen Antonius“, den ich mit besonderem Genusse gelesen habe. Hier zeigt sich eine feurige, üppige Phantasie, berlinisch-kunstlicher Witz und ein großartiges Kompositionstalent. Oskar Linke gehört unbedingt zu den vornehmsten Dichtererrscheinungen der jüngeren Litteratur, seine Vorliebe für Robert Hamerling hat auch einen Abglanz auf sein Schaffen geworfen, ohne daß er an Selbständigkeit und individuellem Gepräge Abbruch erlitten hätte. Linke steht im bewußten und von seinem Standpunkt aus gerechtfertigten Gegensatz zu den modernen Stürmern und Drängern: während jene die Antike verachten und sich von dem Einflusse derselben gänzlich frei machen wollen, schwört dieser auf Pallas Athene und Apollo. Zwischen Oskar Linke und dem extremen Realismus stehen Heinrich und Julius Hart, zwei junge Schriftsteller von ebenso hervorragender poetischer Begabung als kritischem Feingefühl. Man kann mit vollem Recht behaupten, daß dieses litterarische Gebrüderpaar trotz seiner jungen Jahre auf die modernste Litteratur einen gewissen Einfluß ausübte. In ihren poetischen Arbeiten suchen sie mit Erfolg künstlerisch das zu erreichen, was sie ästhetisch als das Ziel der Richtung bestimmen. Heinrich Hart schafft soeben an einem epischen Cyclus von ungeheuerlichen Dimensionen, dem „Liede der Menschheit“. Es ist ein litterarischer Eiffelturm, den der lähne Poet da er-

bauen will. Zwei Gefänge liegen bereits vor, hoffentlich ist das Unternehmen bis zum Erscheinen des zweiten Bandes der „Berliner Autoren“, um einige Stochwerke höher gediehen. Ein nachdenklicher, an originellen Zügen reicher Schriftsteller ist F. Lange, dessen „Harte Köpfe“ mich sehr interessiert haben. Die beiden Hauptgestalten, ein Pastor und ein Apotheker, sind mit feinsten Kunst entworfen. Das Buch ist eine der merkwürdigsten kleinstädtischen Geschichten, die ich bisher kennen gelernt habe. Mit Langes neuestem Epos: „Lothar“ konnte ich mich leider noch nicht beschäftigen. Aus dem Trosse der jüngeren Poeten, die sich im Laufe der letzten Jahre bemerkbar gemacht haben, müssen an dieser Stelle Adalbert von Hanstein und Richard von Hartwig genannt werden. Der erstere hat mit seinen „Menschheitsliedern“ und „Von Kain's Geschlecht“ in rascher Zeit große Beachtung in litterarischen Kreisen gefunden. Des letzteren „Weltmärchen“ und „Gedichte“ sind reife, sympathische Rundgebungen eines tief empfindenden Gemütes und eines ehrlichen Charakters. In beiden Büchern finden sich Partien von philosophischem Tiefsinn und edler künstlerischer Schönheit. Eine noch wenig bekannte junge Dichterin Martha Hellmuth, die ich für ein ernstes und tiefes Talent halte, möchte ich hier besonders erwähnen. Sie schlägt eigentümliche, das Herz seltsam bestridende Töne an. Sie giebt sich einer mystischen, pantheistischen, aber modernen Natursymbolik hin; in ihrem Innern treibt und gährt eine dämonische Kraft, sie rüttelt an dem Schleier, der das Geheimnis alles Daseins umspinnt, sie versenkt sich in die tiefsten Abgründe des Zweifels und der Sorge, und wenn sie himmelhoch emporschwebt, so geschieht dies nicht in jauchzender Wonne, sondern um das Leid, den Jammer der Welt von der Vogelperspektive aus zu betrachten. Und doch ist das Endziel ihres Strebens, alle Widersprüche, alle Unbegreiflichkeiten, allen Kummer der Welt philosophisch zu begreifen und in den heiligen Dreiklang der Poesie aufzulösen. Eine verhaltene sinnliche Leidenschaft schluchzt und sprüht in ihren Versen, ohne daß dieselben melodischen, fangbaren Charakter annehmen können, denn zu sehr lastet auf ihnen die Wucht des Gedankens. Nicht immer gelingt es der Dichterin, Klarheit in ihre Ideenkreise zu bringen und eine Handlung plastisch zu gestalten, es fehlt ihr an philosophischer Schulung, der Reim erzeugt bei ihr oft den Gedanken und zwingt sie vom Inhalt abzurten. Aber dies Ringen mit der Form, mit Äußerlichkeiten, ihr Streben, das zu sagen, was ihre Seele füllt, erregt Sympathie. Die Dichterin ist keine Alltagserscheinung und schreibt auch nicht für Alltagsnaturen. Obwohl weder A. Trinius noch Olga v. Oberkamp in Versen dichten, gehören sie doch hierher. A. Trinius ist vor allem bekannt durch seine „Märkischen Streif-

jüge“ und „Thüringenschen Wanderbücher“, in denen außer topographischen und historischen Kenntnissen eine unleugbare poetische Darstellungskunst zu Tage treten. Ich kenne von diesem Verfasser auch kleine erzählende Skizzen, die einen solchen poetischen Zauber aushauchen, daß sie selbst einem Turgenjew zur Ehre gereichten. D. v. Oberkamps Dichtungen schweben ein klein wenig in der Luft, die Dichterin erfüllt zu wenig die Bedingungen des realen Lebens, aber in bezug auf heiße, glühende Stimmung erweist sie sich als glänzendes, wohlbeachtenswertes Talent. Viele ihrer Szenen gemahnen in ihrer phantastischen Farbmischung an Böcklin.

Nur mit einem gewissen Zaudern komme ich auf Alfred Friedmann zu sprechen, den ich ja längst hätte erwähnen sollen, denn er gehört nicht mehr zu den jüngeren Schriftstellern, eine stattliche Reihe von Epen, Dramen, Romanen und lyrischen Sammlungen liegen bereits von ihm vor und machten den Namen ihres Urhebers in den weitesten Kreisen bekannt. Ich spreche deshalb mit einem gewissen Widerstreben über Friedmann, weil es mir unangenehm ist, zu konstatieren, wie sich ein ursprüngliches, frisches, flottes, grazioses Talent so sehr in die Untiefen einer allzu eifrigen und verwässerten Produktion verloren hat. Alfred Friedmanns erste Arbeiten haben mir ausnehmend gut gefallen, sie waren vollgiltige Proben einer liebenswürdigen und vielseitigen Begabung, deren Entwicklung man mit Vergnügen folgte. „Merlin“, „Die Feuerprobe der Liebe“, „Savilia“, „Leichtsinrige Vieder“, „Vertauscht“, „Lebensmärchen“, das alles waren allerliebste, schmutze Leistungen, die einen von Herzen freuten. Wenn ich nicht irre, waren es die „Optimistischen Novellen“, die meiner Verehrung für Friedmann den Grenzstein setzten. Was nachher kam, war angelesen, anempfohlen, zum großen Teil geschmacklos, und so hat er sich es selbst zuzuschreiben, wenn man über seinen letzten schlechten Schriften seine ersten guten vergaß. Sein glühender Ehrgeiz scheint seine Selbstkritik verzehrt zu haben; sein verhängnisvoller Eifer, stets und stets mit neuen Büchern aufzutreten, hat ihm den Sinn für Selbstzucht unnebelt und so läuft er Gefahr, das zu verlieren, was er in seinen ersten Arbeiten erwiesen hat, nämlich sein Talent. In seinen neueren Sachen finden sich Partien von dilettantischer Zerfahrenheit und Geschmacklosigkeit. Friedmann scheint keinen einzigen wahren Freund zu besitzen, der ihm den Rat giebt, sich für einige Zeit gänzlich von der Litteratur zurückzuziehen und erst dann wieder mit einer Dichtung hervorzutreten, wenn er sich und sein Talent wiedergefunden hat.

Die namentlich in Österreich verbreitete Meinung, daß man in Berlin weder Stimmung noch Anregung zu belletristischem Schaffen findet, wird

durch die Thatsache widerlegt, daß hier verhältnismäßig am meisten belletristische Schriftsteller leben. Ich nenne nur außer Frenzel, Fontane, B. Lindau, noch Ernst Wichert, Robert Schweichel, Adolf Glaser, Hans Hopfen, Hermann Heiberg, Alexander von Roberts, F. Dernburg, Karl Emil Franzos, der, so viel ich auch persönlich an seinen erzählenden Werken auszusagen habe, ebenfalls gerechtermaßen an erster Stelle genannt werden muß, Rudolf Lindau und Hans Hoffmann. Ich bin ein besonderer Verehrer der beiden letzten Autoren. In Rudolf Lindau tritt eigentlich das dichterische Element weniger zu Tage, aber er besticht durch die Feinheit der Darstellung und vor allem durch das internationale Kolorit, mit dem er die überraschendsten Effekte erzielt. Hans Hoffmann ist einer der originellsten, sprachgewaltigsten Dichter-Novellisten der deutschen Literatur. In seinen Novellen blühen Partien von unsagbar schönem landschaftlichen Reiz. Ein wie bedeutender Dichter Hoffmann ist, beweist er am besten dadurch, daß er oft die brüchigsten und gewaltsamsten Probleme künstlerisch siegreich und menschlich ergreifend zu bewältigen versteht. In bezug auf internationales Gepräge erinnert manchmal an Rudolf Lindau einer der tüchtigsten und begabtesten jüngeren Schriftsteller: Fedor von Zobeltitz. Er ist ein genauer Kenner der Offiziers- und Finanzkreise, ein Vorzug, der ihn begünstigt, äußerst lebendige, wahrheitsgetreue Schilderungen jener Gesellschaftsklassen zu entwerfen, was seinen Arbeiten einen speziellen Charakter verleiht. Er verfügt über gemütsvollen Humor und reiche Erfindungsgabe, die in seinen ersten Werken das klare Gefüge der Handlung zu überwuchern drohte. Aber allmählich wußte er anstatt des Sensationellen und Abenteuerlichen das Wahre und Natürliche zu setzen und aus seinen Werken eine geläuterte, gesunde und sympathische Weltanschauung hervorleuchten zu lassen. Er verwerthet mit besonderem Geschick die zahlreichen Eindrücke, die er auf seinen großen Reisen sammelte, und diese setzten ihn in Stand, den Horizont seiner Arbeiten weit zu spannen und dem Leser ein farbenreiches, interessantes Weltbild zu entrollen. Wer seine Romane „Karabi-Risa“, „Zittergold“, das eine in exotisch-reizvoller Manier, das andere blühend von echtem Leben kennt, wird stets mit Vergnügen zu seinen weiteren Arbeiten greifen. Gerade in unserer Zeit, wo das Raffinement überall herrscht, muß man mit umso größerem Nachdruck auf die Leistungen dieses phantasievollen und doch schlichten, dieses wohlverfahrenen und stets die Grenzen der Kunst beobachtenden Autors hinweisen. Die deutsche Literatur hat auch stark zu rechnen mit zwei feingestimmten und äußerst begabten Erzählern: Hermann Sudermann und Ernst Rein. Sehr schade ist es, daß Frau Bertha Stogau, die mit einigen Novellen ein ungewöhnliches Talent verriet, bei

nahe nichts mehr von sich hören läßt. Die Unterhaltungslektüre, wie sie von den meisten Familienjournalen gepflegt wird, stammt zum überwiegendsten Theile von weiblichen Federn her, ein belletristischer Redakteur kann heutzutage ohne weibliche Mitarbeiterschaft sein Blatt nicht mehr zur Zufriedenheit der Abonnenten herstellen. Frau Bertha Glogau ist eine jener seltenen Schriftstellerinnen, welche den Geschmack des Publikums treffen, und doch wirkliche Künstlerinnen bleiben. Ein reizendes, bewegliches Talent für die kleine Skizze besitzen wir in Emmy Kossi, die oft mit wenigen Strichen ein allerliebtestes kulturhistorisches Genrebild zu zeichnen versteht. Litterarisch allerdings unter W. Glogau stehend, lassen die Skizzen Frau Kossis doch nicht künstlerische Ansätze vermissen.

Ich schließe hiermit meine dürftige und lückenhafte Umschau über die gegenwärtige Berliner Litteratur. Es ist unmöglich, im Rahmen eines kurzen Aufsatzes alle bedeutenden Erscheinungen zu nennen, ohne nicht einen litterarischen Katalog oder kritischen Vadeceker zu liefern. Aber diese wenigen Daten dürften genügen, um zu beweisen, daß Berlin auch litterarisch die Hauptstadt des Deutschen Reiches ist, daß sich die Berliner Litteratur mit einem Glanz, einer Fülle, einer Mannigfaltigkeit äußert, über welche jeder Deutsche die herzlichste Freude empfinden muß.

Das alte zopfige Vorurteil, daß die gute Litteratur mit dem Tode der Klassiker zu Ende sei, daß die Epigonen nur Untergeordnetes leisten, ist Gott sei Dank immer mehr und mehr im Schwinden begriffen. Und es stände um den geistigen Rang der deutschen Nation sehr schlimm, wenn nicht in einer Zeit, die unter dem Zeichen Darwins steht und in der Edison seine weltbewegenden Entdeckungen macht, bei uns Dichter aufträten, die den bezwingenden, lähmenden Bann der Klassiker durchbrechen, und die Anschauungen, die Ideen der Gegenwart glänzend und ergreifend zum Ausdruck bringen.



Die Schmutzforscher in der Kritik.

Von Fritz Hammer.

(München.)

Es entspricht ganz dem Zuge, d. h. der Kraft der Zeit, daß auch die Kritik sich die Zerteilung ins Spezialistische gefallen lassen muß. Das Weite, Freie, Überschauende, Zusammenfassende ist nicht mehr zeitgemäß. Es ist auch nicht leicht, denn es fordert ganze Herk. Wo wären die in der landläufigen modernen Kritik zu finden? Aber das Kleine, Einzelne — das Splittterchen, ja, das wird bewältigt! In diesem Zeichen wirst du siegen, — und der moderne Kritikus wird Kleinmeister, Einzelforscher, Splittterrichter. Man streckt sich nach der Decke und fühlt sich eine Größe im Kleinen.

Eine Spezialität, die heute mit Vorliebe in der Kritik angebaut wird, ist die Schmutzforschung, d. h. die Verhatsfächelung, die Herausstellung, Beleuchtung und Demoralisierung einer Fiktion — der Fiktion, daß sämtliche bedeutendere Dichter der Gegenwart eigentlich keine Dichter, sondern Schmutziane oder kurzweg Schweine sind. Namentlich die entschiedenen, waschechten Realisten.

Wer als Kritikus seine Sporen verdienen, in Ansehen kommen und ein Geschäft machen will, wirft sich auf die Schmutzforschung. Das geht immer; das ist ein sicheres Brot. Und die ganze wirkliche Schweinewelt steht hinter dem Schmutzforscher und applaudiert mit allen Bieren und grunzt frenetisch: „das ist unser Mann!“ so oft ein ehrlicher, wahrheitsliebender, humaner Schriftsteller vom Prof. Doktor Schmutzianus als — Schmutzian kritisch abgethan wird. Denn Kritizieren heißt heutzutage abthun. Das bringt die Gründlichkeit so mit sich. „Totmachen“ sagt der Dr. Ring. Einer der fleißigsten und glücklichsten Schmutzforscher in der zeitgenössischen Litteratur ist der berühmte Redakteur des „Bund“, Ehrendoktor Joseph Bittor Widmann in Bern, geborener Mähre. Seine Leistungsfähigkeit ist enorm. Sobald er „schweinisches Wühlen im Schmutz“ konstatieren kann, läßt er seinen Autor nicht mehr los, geht mit ihm durch Dick und Dünn, fortwährend mit wühlend und schnüffelnd und die schönsten Stellen notierend mit diplomatischer Treue. Von allen Schmutzforschern ist er der gewandteste und passionierteste. Es ist ein Schauspiel, ihn bei der Arbeit zu sehen. Er forscht mit den Augen, mit der Nase — natürlich vornehmlich mit der Nase, das bedingt die Spezialität — mit den Fingervipen. Dazu noch, wo die natürlichen Werkzeuge nicht ausreichen, die Herbeiziehung aller er-

denklichen Maschinen und Apparate. Ganz erstaunlich: er liest wie ein Blinder, hört wie ein Tauber, wittert wie zehn Geruchlose, schmeckt mit den Augen, sieht mit der Zunge, kostet mit der Nasenspitze, riecht mit den Lippen. Kurz, er kann alles, sobald er nur ein Atom von Schmutz erhascht. Der Schmutz inspiriert, begeistert, verwandelt, vervielfältigt ihn, verleiht ihm hundert Sinne und steigert seine sprachgewaltige Phantasie und kritische Schöpferkraft ins Unglaubliche. Kein Zweifel, Dr. J. W. Widmann ist der größte Schmutzforscher, der genialste Schmutzkritiker der modernen Litteratur. Die Schweizer können auf diesen außerordentlichen Forscher, den ihnen das Land Währen geschenkt hat, stolz sein. Und wie man hört, sind sie's auch. Man wird dereinst Medaillen auf ihn schlagen oder kneten, wie auf Gottfried Keller, den großen Dichter; Böcklin wird ihm huldbigen, indem er ihn zum Gegenstand einer seiner großen symbolischen Farbenträume macht, und der Radierer Stauer in Bern ist extra nach Rom gereist, um sich zum klassischen Bildhauer auszubilden, damit er zu Widmanns hundertstem Geburtstag den unsterblichen Forscher aushauen und ihn, etwa wie den Marius auf den Trümmern Karthagos, den Viktor des Schmutzes auf den Trümmern der deutschen Dichtung der Nachwelt zur Adoration vorführen kann. Das Material wird nicht übermäßig kostspielig sein für diese Erinnerungsschaustücke; die Künstler werden es aus dem Elemente wählen, in welchem der Kritiker selbst sein Lebenlang forschend geschwelgt hat.

Als glückliche Mitbewerber des Schweizer aus Währen sind in neuerer Zeit eine Reihe deutscher Schmutzforscher aufgetreten, deren Anfangsleistungen zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Sowohl in den hochgeachteten „Grenzboten“ wie in den nicht mindergeachteten „Blättern für literarische Unterhaltung“ haben sich diese Spezialisten mit Erfolg angesiedelt. In letztgenannter Zeitschrift hat ein vielversprechender Schmutzgelehrter gelegentlich der Durchforschung des Wallothschen Romanes „Der Dämon des Neides“ eine interessante Entdeckung gemacht. Er hat nämlich gefunden, daß man beim Lesen dieses Buches „hohe Wasserstiefeln“ anziehen müsse, um glücklich durch die fünfhundert Seiten hindurchzukommen. Das läßt auch hinsichtlich der Methode, nach welcher dieser Gelehrte arbeitet, tief bliden. Er betreibt seine litterarische Forschung offenbar mit Vorliebe nicht mit den oberen, sondern mit den unteren Extremitäten, nicht mit dem Kopf, sondern mit den Füßen. So werden von den zünftigen Kritikspezialisten nach und nach alle Körperteile in den Dienst der Litteratur gestellt werden, und wie man in diesen dichtungsfreundlichen Kreisen jetzt schon mit der Nase liest und mit den Füßen kritisiert, so wird der Tag nicht mehr ferne sein, wo unsere durchgebildeten Kritiker sich die Arbeit in

der Weise erleichtern werden, daß sie mit ihrer ganzen Hinterfront oder wenigstens mit dem unteren Teile derselben das kritische Geschäft erledigen.

Es ist nicht überraschend, daß auch der kritische Dilettantismus, der zu allen Zeiten in Deutschland mehr in Blüte stand, als bei irgend einem anderen Kulturvolk der Erde, sich mehr und mehr auf die Spezialität der Schmutzforschung hinüberschlenkert. Man erkennt den strebsamen kritischen Dilettanten hauptsächlich an zwei Dingen: an einer gewissen physischen Zimperlichkeit und an einer unverleugbaren moralischen Entrüstungsstärke, die sich am lautesten in robuster Schimpferei äußert.

Ein gutes Muster dieser Sorte von dilettantischer Schmutzforschung habe ich zufällig in der Beilage der „Bayerischen Lehrerzeitung“ gefunden. Ein Herr Ludwig Göhring in Nürnberg spielt sich da in einem langen und widerspruchsvollen, mit den heitersten Unsinnsbehauptungen durchblühten Aufsatz als Kennzeichner der „realistischen Bewegung“ und des „jüngsten Deutschlands“ auf. Gleich im Eingang kokettiert er mit seiner und seiner Leser — der Dilettant thut's ja nie ohne öffentliche Apostrophierung seines geehrten Lesers! — physischer Empfindsamkeit und „bittet zu zeitweiligem Gebrauch auf diesen Streiszug ein Riechfläschlein mitzunehmen“.

Ein Riechfläschlein! Wie zart und wie klassisch! Daß sie ja nicht in Ohnmacht fallen, die tapseren Mannen!

„Nachbarin, Euer Fläschchen,“ lächelt ja schon das keusche Gretchen.

Nachdem die Schwachmattigkeit sich sothanermaßen salviert und die zimperlichen alten Weiblein beruhigt hat, bricht das zweite Merkmal heraus: die Entrüstungsorgasie, die Schimpferei und Lästererei. „Diese Vordellichter“, „Tageschmierer“! Dann: „Wie traurig wäre es um die Dichtung der Zukunft bestellt, wenn sie nur Figuren wie die des ‚Adam Mensch‘ enthielte!“ Dann wieder: „Mit dem vierten Schritte geraten viele unserer Herren vom ‚jüngsten Deutschland‘ in den Schlamm geschlechtlicher Brutalitäten, und dann waten sie herum mit der Befriedigung eines Jungen, der mit aufgestülpten Hosen nach dem Regenguß in den Pfützen sich vergnügt, mit undefinierbarer Schamlosigkeit und endlosem Eynismus, ohne daß hinter den wüsten Thatächlichkeiten eine höhere Idee bemerkbar würde, wie bei Daudet und Zola.“

Bum! „Wie bei Daudet und Zola“. Das genügt zur Belehrung der bayerischen Lehrer!

Im Stile dieses Herrn Ludwig Göhring kann sich natürlich der erste beste Hundejunge, der sich in seinen Ruhestunden ein wenig an der Litteratur gerieben hat, als kritischer Schmutzforschungs-Dilettant produzieren

und die realistische Bewegung in Deutschland mit albernem Geschwätz besudeln. *)

Übrigens soll diesen neumodischen Spezialisten der Kritik, die in unserer neuen Literatur nur nach Unrat schnüffeln, zugestanden werden, daß sie bereits in unserer klassischen Dichtungs-Epoche ein sehr würdiges Vorbild in einem gelehrten Kritiker unseres Idealisten Friedrich Schiller hatten. Da lebte nämlich ein Karl Philipp Moritz, Verfasser des sittengeschichtlich heute noch bemerkenswerten Romans „Anton Reiser“ und späterer Intimus Wolfgang Goethes. Selbiger Moritz besorgte damals in der Taube Woz die literarische Kritik und erlaubte sich, den Berlinern u. a. folgende Besprechung des Schillerschen Dramas „Kabale und Liebe“ vorzusetzen: „In Wahrheit wieder einmal ein Produkt, was unseren Zeiten Schande macht! Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann!“ Als man diese Rezension öffentlich angriff, antwortete Moritz in der bekannten, von unseren heutigen Schmutzforschern bis zur schwindelndsten Virtuosität ausgebildeten Manier mit einer „Blumenlese“ einzelner geschickt aus dem Zusammenhang gerissener Sätze, um dann also zu schließen: „Doch ich bin endlich einmal müde, mehr Unsinn abzuschreiben, ich wasche meine Hände von diesem Schillerschen Schmutze und werde mich wohl hüten, mich je wieder damit zu befassen!“

Der arme Trost hatte noch Keilichkeitsbedürfnisse.

Das zeichnet unsere modernen Schmutzforscher vor ihrem Vorgänger aus: sie werden ihres Handwerks nie müde — und so oft ein Buch in

*) Wie gründlich sich dieser kritische Musterknabe mit der vaterländischen Literatur beschäftigt hat, geht u. a. auch daraus hervor, daß er in dem angeführten Aufsatz den biedern alten Kochsitz Freih. v. Liliencron ausdrücklich und mit Anführung seines Geburtsjahres 1820 zu den modernen Realisten rechnet! Er hat also von Fette v. Liliencron, dem genialsten Lyriker und originellsten Prosaisten, dessen kleine Erzählungen und Skizzen alles überragen, was die berühmtesten Ausländer wie Turgenjew, Taudet u. a. in dieser Gattung geschrieben, auch nicht eine Zeile gelesen! Und ein solcher Ignorant will in einer Lehrerzeitung Beiträge zur „Kennzeichnung der realistischen Bewegung“ liefern! Irren wir nicht, so ist dieser stümpernde Schmutzforschungs-Dilettant identisch mit jenem Schmieranten, der als literarischer Ehrabschneider im „Fränkischen Kurier“ sich versucht und dafür vom Herausgeber der „Gesellschaft“ die gebührende Abführung erhalten hat. Siehe „Gesellschaft“, Jahrgang 1888, Seite 94, 95 u. 256. Sammler von Dokumenten zur Geschichte der literarischen Kritik im heutigen Deutschland seien darauf aufmerksam gemacht.

ihre Hände fällt, blüht neue Begeisterung aus ihrem Blicke: „Ach, nur recht viel Schmutz, das ist der wahre kritische Gottessegen“. Natürlich, wer all' sein Sach' auf Schmutz gestellt und sich eine angenehme Existenz auf kritischen Urat gegründet hat, kann dessen nie genug kriegen. Damit nun ihre Spezialität floriere, ihre Kritiker- und Lebensucht ein volles Genügen finde, fälschen sich diese edlen Kostgänger der Kunst und Dichtung ihr Notdurfts-Material zusammen; sie arbeiten mit ihren dressierten Sudelorganen so lange an der Litteratur herum, bis sie vor kritischem Schmutze starrt und die getäuschte Welt den Eindruck empfängt, nicht der Kritiker, sondern sein Opfer sei der wahre Schweinepelz.



Litterarische Krankheiten.

Von Johannes Gutzzeit.

(Seitig).

Die Leisetreteri.

Sie mag wohl mit unserer ganzen unwahren und feigen Umgangsweise zusammenhängen, die häßliche Sitte, Veröffentlichungen, wodurch irgendwelche Personen, mit denen man es nicht verderben will, (und sei es auch nur bei dem Unverstand) in übles Licht gesetzt werden könnten, aufzuschieben bis nach deren Tode. Eine hübsche Aussicht, daß erst nach unserem Tode, wo wir uns nicht mehr verteidigen können, die Ehrabschneider alle aus ihren Winkeln hervorkommen werden! Ist auch die Regel „de mortuis nil nisi bene“ vom Standpunkte der Gerechtigkeit aus nicht unanfechtbar, so ist sie doch besser, als die entgegengesetzte: de mortuis nil nisi male, zu der man durch jene furchtsame Rücksicht auf eine bei den Lebenden vorausgesetzte empfindliche Eitelkeit kommen kann.

Aber thut man denn durch eine solche Voraussetzung wirklich dem Menschen eine Ehre an, oder vielmehr dadurch, daß man bei ihm statt der Eitelkeit eine edle Liebe zur Aufrichtigkeit und Wahrheit und stete Gewissenhaftigkeit in seinem Handeln annimmt? Einen Solchen aber kann nichts „kompromittieren“, nichts „bloßstellen“, in dem Sinne, daß seine Blöße ihn beschämen müßte, was — sehr bezeichnend für unsere kranke Überfeinerung — schon in den Begriff „Blöße“ gelegt ist. Was wir sind und was wir haben, das haben wir von der Natur, und keiner ihrer Gaben haben wir

uns zu schämen. Unsere Sache ist es nur, sie, nach bester Einsicht, im Dienste des Guten und nicht des Schlechten zu gebrauchen.

Haben Platon oder Xenophon ihrem Sokrates einen falschen Namen gegeben? oder deshalb, weil sie's nicht thaten, ängstlich vermieden, ihn oder über ihn etwas sagen zu lassen, was ihm in der Achtung irgend eines Schiefsehers schaden konnte? Ja, brauchte jenes auch nur Aristophanes zu thun? Es muß uns auffallen, daß die alten Schriftsteller gar häufig Zeitgenossen bei Namen nennen unter Umständen, wo man heute an stillschweigende Übergehung der Thatfache oder wenigstens Verschweigung des Namens sich gewöhnt hat. Jene schrieben vor der Welt unbefangener, als man heut im „Bekanntem“-Kreise spricht. Dort wollte nicht Jeder derart für fehlerlos gelten, daß er die öffentliche Behauptung eines Andern, er hab' irgend einen Fehler gemacht, hätte als eine schwere Herausforderung annehmen zu müssen geglaubt; und daher war es auch keine solche. Die Menschen fühlten sich mehr wie Geschwister unter einander, während in neuerer Zeit die Entbrüderung schon an der Axtrede mit „Sie“ (dritte Person der Mehrheit!) die kräftigste Stütze gewonnen hat. Ward in jenen gesünderen Zeiten Einem vor Tausenden etwas vorgeworfen, so waren die Tausende dadurch nicht gegen seine Tugenden so geblendet, um nicht am Tage darauf ihn derothwegen verherrlichen zu können. Sie hatten eben zum Urtheil mehr Fähigkeit und mehr Mut und waren doch vielleicht minder urtheilsüchtig, als man im heutigen Lesevolk und noch mehr im Schreibvolke durchschnittlich geworden ist. Auch mochten Jene vom Menschen an sich eine würdigere Grundvorstellung gehabt haben.

Nun gilt es jedoch, solchen Schwächen und Krankheiten bei uns nicht immer noch weiter durch sorgliche Rücksicht Nahrung zuzuführen. Laßt uns vielmehr einander gesund und stark machen, indem wir einander so behandeln, als wären wir es! Dann, so sollt' ich meinen, müßte das zu gesundem Leben Unfähige allmählich absterben und abfallen. Fort insbesondere mit jener Ängstlichkeit, von Menschen, die wir nicht „angreifen“ wollen, irgend etwas öffentlich unter Namensnennung zu erwähnen, was ein Schmähsüchtiger ihneu ohne nähere Untersuchung zum Vorwurf anrechnen könnte, was aber entweder moralisch völlig gleichgültig ist, oder, recht aufgefaßt, gar zum Ruhme gereicht! Beschütten wir die Herrschaft des Pöbels dadurch, daß wir uns nicht der angenommenen unterwerfen! Der Pöbel aber kann auch hinter Papier und Tinte sitzen.

Können wir denn überhaupt dem Lesevolk etwas Edles und Schönes liefern, wenn wir es uns aus niedrigen Geistern zusammengesetzt denken? Welcher lyrische Dichter würde ein Gedicht hinausgeben können, wenn er

sich dabei die unedlen Seelen vorstellte, die oft noch sicherer, als im Volk, an der zu ihm führenden Porte anzunehmen sind und die sich gewöhnt haben, alles nach einem trivialen Maßstabe zu messen? Das Erhabenste ist ja eben das Unbefangenste, und dieses werden die verdorbenen Seelen höchstens in erzungener Nachfolge, doch nie aus sich selbst, bei der ersten Begegnung, anerkennen; sie werden hier, wenn sie es nicht tothschweigen, sich immer nach der Waffe des Spottes umschauen. Allein wodurch unterscheidet sich denn der höher stehende Schriftsteller von dem untergeordneten, wem nicht dadurch, daß, während dieser seine Schriften für die Erbärmlichkeit berechnet, jener an seinen Lesern sich eine Gesellschaft vorstellt, seiner würdig — nicht ihm gleich, auch nicht nothwendig unter ihm stehend, wohl aber ihm ähnlich und aller edeln menschlichen Empfindungen fähig?

Wer von uns Schriftstellern verlangt, wir sollen von ihm nichts öffentlich erwähnen, wozu er uns nicht die ausdrückliche Erlaubnis gegeben hat, da es ja von niedrig denkenden Menschen übel aufgefaßt werden könnte, der verlangt von uns, daß wir unsere Schöpfungen für die menschliche Niedrigkeit berechnen und uns zeit lebens nicht in die Region der Wahrheit, der Freiheit und des reineren Menschentums hinaufheben sollen. Von ihm ist anzunehmen, er werde auch von seiner Seite diejenigen, die er vielleicht am meisten verachtet, dennoch am meisten zu befriedigen bemüht sein, weil er sie auch am meisten fürchtet. Und wie es danach mit seiner Selbstachtung, mit seinem moralischen Wert aussehn muß, — das mache er mit sich selbst ab.

Die kindische Zucht vor der Öffentlichkeit, insbesondere in Fällen, wo auf irgend eine Art hier oder da ein ungünstiger Eindruck von unserer Person hervorgerufen werden könnte, scheint nur die Rehrseite der Ruhmsucht zu sein. Zwar habe ich beides schon bei Leuten getroffen, die sich selbst einen außerordentlichen Wert beilegen; allein, jener Umstand ließ mich zweifeln, ob sie wirklich von ihrem Werte so durchdrungen und nicht vielmehr bestrebt waren, sich einen künstlichen beizulegen und ihn aufrecht zu halten.

Aus welchem Grunde sollten wir nun aber, wenn wir die kränkliche Rücksicht auf jene noch kränklichere Scheu verabschieden, gefährlicher sein, als diejenigen, die grundsätzlich sich von Haus aus in Acht nehmen, Jemandem ins Gesicht oder öffentlich von ihm etwas irgendwie möglicher Weise Anstößiges zu sagen, sollte es auch die Gerechtigkeit noch so dringend verlangen, sollte es andererseits dem Einsichtsvollen auch noch so unschuldig, vielleicht lobenswerth erscheinen? Sagen diese Überrücksichtsvollen nicht hinter der Hand, ja sobald sie nur der Günst des Andern entraten können, von

ihm absichtlich meist um so Nachtheiligeres, und nur zu oft unter verleumderischer Entstellung der Wahrheit?

Sie, die Wahrheit, d. h. die wahrhaftige Äußerung der Meinung eines Andern über ihn, sollte nie den Gewissenhaften beleidigen, sondern allein erschrecken können, auch wenn sie öffentlich verkündet wird, ja selbst bei der Möglichkeit, daß dieser und jener deshalb schlechter von ihm denkt. Er bleibt getrost, er kennt die Macht des Guten. Er verlangt nicht, daß die Menschen deswegen, weil sie in ihren Meinungen irren können, dieselben nicht verlasten lassen sollen, welcher Grund von denen vorgeschützt wird, welche die Wahrheit unterdrücken, weil sie sie fürchten. Erscheint er andern in einem Punkte als tadelnswert oder unvollkommen, so werden sie, vernünftiger Weise, ihn darum noch nicht im Ganzen verwerfen. Jeder von uns hat seine Fehler und Schwächen, vollkommen ist keiner, aber wir alle sollen beständig nach Bervollkommnung streben, nach Heilung all' unsrer Gebrechen. Und die heilen am besten, wenn man ihnen die reine Luft der Offenheit, gelegentlich auch die frische, ja etwas scharfe Luft der Öffentlichkeit hinzuläßt. Nach unserm Tode ist es damit zu spät.

Wer mich als Freund öffentlich nennt, wird, selbst wenn er mich tadelt, mein bestes dabei im Auge haben; und wer einfach als Mensch verfährt, nur das Menschheits-Interesse vor Augen hat und gar keine persönliche Rücksicht nimmt, von dem hab' ich noch weniger zu fürchten. Sagt man mir mit Wahrheit etwas Unrühmliches nach: nun wohl, bin ich in jenem Punkte noch derselbe, so verdiene ich die Rüge, sie mag mich bessern; bin ich's nicht mehr, so geht jener Hieb an mir vorüber, ich bin dem Freunde oder Feinde, der mich bessern will, schon zuvorgekommen. Einiges von dem, was ich that, sprach und war, könnte ich gegen die ganze Welt vertreten, wenn sie's mir vorwerfen wollte; anderes müßte ich verleugnen, und sollte es auch die ganze Welt an mir loben wollen.

Beim Einsiedler im Steinbruch.

Von Oswald Hinterkircher.

München, im September 1889.

Nicht weit oberhalb der bayerischen Königsstadt sieht man die reizende Isar aus einem engen tief eingerissenen Thale brechen. Wenn man, nach einem Blick über ganz München und das Isarthal, von der großartigen Eisenbahnbrücke der Station Großhesselohe aus stromaufwärts wan-

bert, gelangt man nach einstündigem Marsche, der einem, wie im Märchen, von der Großstadt plötzlich mitten in eine gewaltige Hochgebirgsnatur versetzt, in dem tiefen und breiten Flußlaufe, dessen beiderseitigen hohen und steilen Ufer — Abstürze mit Hochwald, Burgen, Ortschaften und einzelnen Gehöften besetzt sind — zu der Aue von Höllriegelsgerente. Diese in der Nähe einer Großstadt so seltene Naturschönheit wird leider nur von sehr wenigen Menschen gewürdigt.

Der Name eines Mannes, der in der ganzen Welt in den grellsten Widersprüchen genannt wird, verbreitet seit einiger Zeit auch den Namen „Höllriegelsgerente“ in weiter Ferne. Wer kennt ihn nicht, den „Sonderling“, den „wunderlichen Kauz“, den „Narren“, den „Mohrabi-Apostel“, den „verrückt gewordenen Maler“ Karl Wilhelm Diefenbach? Wenn nicht schon sein Künstlertum ihm einen berühmten Namen gegeben, so hätte dies allein schon die Polizei zu Wege gebracht, die in eifriger Sorge zur Rettung des Staates und der Gesellschaft vor dem gefährlichen Manne danach trachtet: „seinem Treiben ein Ende zu machen“. Von diesem „gefährlichen“ Menschen hatte ich in meiner Heimat schon so viel gelesen und gehört, daß ich beschloß, meinen Erholungsurlaub zu einer Reise nach München zu benutzen, um den „wurzelfressenden Höhlenbewohner“ von Höllriegelsgerente mit eigenen Augen zu sehen und mit ihm zu sprechen. Nach längerer Verirrung zwischen den Altweibern der Isar, gelangte ich endlich auf dem Umwege über einen Kalkofen, erst bei einbrechender Dunkelheit an das Ziel meiner Wanderung. Ich fand die „Höhle“ leer; der „Löwe“ war ausgegangen. Ein armes Opfer desselben, ein fünfzehnjähriger Knabe, trat mir in weißem, griechischem Gewande (dabei echt oberbayerischen Sprachweise) freundlich und munter entgegen und lud mich ein, bis zur Rückkehr des „Meisters“ auf der „groben Unfugs“-Stätte zu warten. Die rasch zunehmende Dunkelheit, das dumpfe Rauschen der reißenden Isar, das zeitweilig übertönt wurde durch das Abendläuten des über der Isar gelegenen Dorfes Grünwald, neben dessen Kirche die alte Raubburg gleichen Namens gespenstisch in die Luft ragt; das dumpfe Geräusche der sich im Steinbruch beständig loslösenden Erdmassen — steigerte meine Erwartung auf den außergewöhnlichen Menschen und meine Fantasie fing an sich mit Ungeheuer-Gestalten zu erfüllen. —

Da endlich kommt er — der „Narr“! — Ein „Löwe“ mit mächtigem Kopfe und langer dichter „Mähne“ —; aber der Löwe war krank, wenigstens sehr leidend und schwach, denn er stützte sich auf einen schlanken etwa zwei- undzwanzigjährigen Jüngling und legte sich, ehe er mit mir sprach, auf sein im Freien stehendes Ruhebett nieder. Ich schilderte ihm mein Interesse für

ihn und meine Irrwanderung und fragte ihn, ob ich nicht in seiner „Höhle“ (eine wahre Palaß-Höhle) übernachten könne. Mit gebrochener Stimme, welcher man aber ihre frühere Stärke und Gewalt anhörte, sagte der müde Mann, daß dies nicht möglich sei, da seine sämtlichen Lagerstätten von seinen Schülern besetzt seien und bedauerte, nicht weiter mit mir reden zu können; er wies mich zum übernachten in das nächstgelegene Wirtshaus. Ich war wie gebannt; meine Gedanken schwärmten in Gebieten, in welchen der Name Wirtshaus wie ein häßlicher Mistton klang. Auch war es mittlerweile ganz dunkel geworden und meine Furcht vor einer nochmaligen Verirrung in der weiten Einöde bei der Nacht bewegte das Herz des als „Menschen-Feind“ verschrienen Einsiedlers, so daß er mir erlaubte, auf dem Ruhebett, auf welchem er einige Stunden des Tages zubringt, mich zu legen, nachdem dasselbe in die „Höhle“ geschafft worden war.

Nach einer fast schlaflosen Nacht, in welcher mich ein Meer wogender und stürmender Gedanken durch alle Höhen und Tiefen des Menschenlebens trieb, staunte ich am anderen Morgen, meinen leidenden Gastgeber schon in frühester Stunde eifrig thätig zu sehen. Auch seine Schüler, gegenwärtig drei (außer seiner Haushälterin und einem Famulus, der „Wagner“ heißt), verließen mit Tagesgrauen ihre Lagerstätten, um den Meister in seinem Arbeitszimmer zu begrüßen. Der kranke „Löwe“ ist den größten Teil des Tages noch immer an das Lager gefesselt; die bekannten Efelstritte aus der Fabel haben seit vielen Jahren den Mann so unausgesetzt getroffen, daß in dem harten Kampfe um seine Ideale die einstige Niesenkraft seines Körpers seit Jahren gebrochen ist.

Jede Minute, die ich in seiner Nähe zubrachte, steigerte meine Empfindungen und wenn ich auch vorher trotz so vieler üblen Nachreden nur Gutes von dem Manne gedacht hatte, wuchs mein Staunen und meine Bewunderung über die Erhabenheit seines reinen und gewaltigen Charakters. Nach einer kurzen Andeutung über sein Schicksal, das tausendfältigen Stoff zu diesen Romanbänden böte, entließ er mich zur Besichtigung der Ausstellung seiner Kunstwerke, indem er betonte, mit drängenden Schreiben zur Rettung seines gefährdeten Lebens überlastet zu sein. Er diktiert diese Schreiben von seinem Ruhebette aus einem seiner Schüler oder der Haushälterin „Maja“, welche lieber als Sekretär der „Humanitas“ denn in der Küche arbeiten möchte; (an letzteren Posten stellt sie dann den „Wagner“ ein). Während der ruhebedürftigen Mann sein Gehirn abquälte in dem ihn aufgezogenen widerwärtigen Kampfe um sein Recht, besichtigte ich seine Kunstarbeiten, an deren Vollendung und Wertverwertung sein „Schicksal“ ihn seither gehindert hat. Ich kann in diesen Zeilen nicht die einzelnen hier

ausgestellten Werke und nicht die Gefühle schildern, welche diese hochkünstlerischen Schöpfungen in mir hervorriefen. Aber diese Gefühle machen es mir zur Pflicht, alle kunstsinigen guten Menschen in der großen Welt aufmerksam zu machen auf den wahrhaft göttlichen Schatz, der in der einsamen Höhle des bis zur Todesschwäche gehehnten „Narren“ verborgen ist. Zugleich erfülle ich damit eine Pflicht mitleidender Menschlichkeit gegen einen ungerecht und roh verfolgten edlen Menschen! Es schmerzt mich, daß ich nicht früher hierher gekommen bin, um in der guten Jahreszeit alle Bewohner und Besucher Münchens zu einem Ausflug nach Hölleiegelsgerewe veranlassen zu können. Ich schreibe diese Zeilen mit dem herzlichsten Wunsche, daß sie trotz der vorgerückten Jahreszeit, noch viele Menschen hierzu bewegen mögen. —

Hinter einem langen Gange, von dem aus Thüren in mehrere große Zimmer gehen, öffnet sich der Eingang zu einer Vorhalle in gedämpftem Lichte. Die Wände und die Decke sind von braunroter Farbe und erstere bis auf Handbreite mit Studienarbeiten und angefangenen Gemälden des „Narren“ bedeckt. Eine ungefähr drei Meter breite und ebenso hohe Öffnung der ehemaligen Hausmauer führt uns in den neuerbauten glasgedeckten, hellstrahlenden Ausstellungsaal. Den ersten Blick des Eintretenden bannt die herrliche antike Statue des betenden Knaben (Adorant), auf einfachem Sockel, umgeben und überragt von einer mächtigen Fächerpalme, auf mannes-hohem Felsen, der wieder von einer Gruppe kleinerer Palmen und anderer Edelsträucher umgeben ist. Elegante Sofas und Fauteuils mit dunkelrotbraunem Plüschüberzug laden den müden Wanderer nach der steinigen Einöde, wie eine Leib und Seele erquickende Oase, zur Ruhe ein. Von dem ersten Sofa erblickt man in der linken Ecke des Saales, auf hohem schwarzbehangenem Postamente, ebenfalls umgeben und überragt von einer über fünf Meter hohen Pflanzengruppe, das edle Haupt des sterbenden Kreuzigüß von Michel Angelo. Anschließend an diese Gruppe, hängen an den über sechs Meter hohen Wänden, welche gleich dem Vorraum von einfacher rotbrauner Farbe sind, die wenigen Entwürfe, welche der „Narr“ bis jetzt zu dem geplanten großen Bildertreife, das Leben Jesu darstellend, gemacht hat. Ich erwähne unter diesen nur das einzig fertig gewordene, die Seele tief ergreifende Bild des sterbenden Gottmenschens mit der Unterschrift: „Vater, verzeih' ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!“ Es ist dies das letzte Gemälde, welches Diefenbach „zusammenbrechend unter der Last seines Kreuzes mit zitternder Hand malte (Februar — März 1887).“*)

*) Aus der Broschüre: „Wo ist Diefenbach? Verteidigung eines in Beherlofigkeit Angegriffenen von Hugo Höppener.“

Ich kann mich nicht enthalten, eine Kritik über dieses Bild in der angelegten Broschüre von dem Kunstschriftsteller Ludwig Delius hier wieder zu geben. Er schreibt an Hugo Höppener: „München, August 1888. Mit Freuden ergreife ich die Feder, um Ihnen zu gestehen, daß mich das Aquarell „Sterbender Christus“ Ihres Meisters Diesenbach wunderbar ergriffen hat. Es ist ein so unendlich rührender Ausblick, den dieser, mit großer Meisterschaft gezeichnete edle Kopf, mit den zum Himmel aufgerichteten Augen und dem brechenden Blick des Sterbenden gewährt, daß es kaum mehr des darunter stehenden letzten Wortes des edelsten Dulders bedarf, um in dem Beschauer ein unendlich tiefes Mitgefühl zu wecken. Ein solches Kunstwerk kann nur aus den Händen eines Künstlers, der selbst den bittersten Kelch des Leidens bis zur Reize leeren mußte, hervorgehen. — Daß diesem Manne ein freundlicheres Geschick den Lebensabend erheitern möge, dies hoffe und wünsche von Herzen Ludwig Delius.“ —

Dieser Christusgruppe gegenüber befindet sich in der rechten Ecke des Saales ein Tisch mit der Aufschrift: „Verkauf für arme Kinder!“ Hier liegen außer den bis jetzt erschienenen Druckschriften und Druckschreiben, sowie verschiedenen Zeitungsartikeln über den „Narren“, des Lichtdruckbildes von ihm mit seinem ihm nun entrisenen Helios, eine Abbildung des geschilderten Christusbildes, sowie mehrere Karikaturen, welche in der Öffentlichkeit über ihn als „Kohlrabiapostel“ erschienen sind. Außerdem liegt noch das „Kassenbuch für das Kinderasyl“ auf, in welches alle jene Menschen und Besucher, die in dem „Narren“ einen edlen Menschen erkennen, ihre Namen eintragen und den freiwilligen Geldbeitrag zu seiner Unterstützung. — Diesen Tisch überragt aus der Ecke das Bild eines Mädchens, welches den Beschauer ansieht mit einem Blicke, der bis in die Seele dringt und jedes Herz bewegt. An dieses Bild, welches trotz seiner Unvollendung, auf jeden Besucher eine himmlische Wirkung hervorbringt und welches, wenn es dem „Narren“ vergönnt wird, es mit eigener Hand fertig malen zu können, zu den kostbarsten Schätzen der Kunstschöpfungen aller Zeiten gehören wird, reihen sich oben, den Hauptraum der hohen Längswand bedeckend, Landschaftsgemälde, alle unvollendet, die meisten nur als flüchtige Skizzen in kleinem Format, aber alle von einer gewaltigen Eigenart, die Seele des Beschauers tief erregend, wie die Augen jenes Mädchens. Die meisten dieser Bilder stellen Sturm dar, Bilder aus der Seele des jetzt so ruhigen Dulders. Ich beschränke mich, außer einer gewaltigen Meeresbrandung, welche ein Schüler jetzt in der dem Charakter des Bildes entsprechenden Größe (vier Meter lang) zur Ausführung vorbereitet, nur zweier dieser Landschaftsbilder besonders zu erwähnen. Der große einfache Rahmen trägt

ein Metallschild mit der Aufschrift: „Höllriegelsgereute“. Über der gewaltigen Masse des verlassenen Steinbruches zieht ein schwarzes, schweres Gewölke; der Sturm raft, die Bäume und Sträucher beugend und den Staub hoch aufwirbelnd auf dem weiten Plage; aus gewaltigen Steinhäufen ragt, grell beleuchtet, in Kolossalgröße ein Kreuzifixus; unter und vor demselben sitzt auf hohem Felsen der „Narr“ mit gebeugtem Haupte, die langen Haare im Sturme flatternd, die herabhängenden Hände gefaltet; der Staub, der nur den unteren Teil des hohen Christuskörpers erreicht, umtobt den stillen Peter. —

Welche Stürme muß eine Seele durchlebt haben, die solches empfindet und in so stiller und doch so gewaltiger Sprache darstellt! Das andere Bild heißt ebenfalls „Höllriegelsgereute“; es ist von anderer Stelle ausgefaßt: Im Hintergrunde sieht man die Giebelseite des langgestreckten Hauses; darüber düsterer Gewitterhimmel; im Vordergrunde ragt der Kreuzifixus des vorigen Bildes in die Luft, von fahlem Scheine beleuchtet, hell von dem dunkeln Hintergrunde sich abhebend; bei dem großen Felsblock, der vor dem Kreuze liegt, spielen und arbeiten die Kinder des „Narren“: ein etwa sechs-jähriges Mädchen sitzt auf einem kleinen Grasflecke, die Hände einem etwa einjährigen Kinde, das noch schwankend auf den kleinen Beinchen steht, zur Hilfe entgegenstreckend; auf dem schmalen Wege, der sich zwischen Geröll und Weibengebüsch nach dem Hintergrunde hinzieht, steht hoch aufgerichtet, ein etwa achtjähriger Knabe; das helle Leuchten des „armen Jesus“ hat ihn von seiner Arbeit, welche durch Schaufel und Schubkarren dargestellt ist, aufsehen machen; mit halberhobener Hand schaut er sinnend auf das leuchtende Bild. Es ist „Helios“, der seinem Vater so grausam Ent-riffene. —

Welche Empfindungen mögen die Seele dieses Kindes bewegen, das einst, als es mit seinem Vater vor einer Kunsthandlung in München stand, plötzlich ausrief: „Vater, da bist Du gemalt!“ Es war Munkaczis „Christus vor Pilatus“. Und auf dem Heimwege seinen Vater, dessen ernstes Schweigen auch den Kindermund schweigend gemacht hatte, fragte: „Vater, wollen Dich die bösen Menschen auch an das Kreuz nageln?“ Welch' rührende und erschütternde Sprache auch in diesem Bilde!

Neben diesen Sturmbildern hängen ruhige Seebilder im ersten Erglänzen und im Untergehen der Sonne, sowie in hellster Mittagsbeleuchtung.

Unter diesen Landschaften zieht sich der ganzen Wand entlang der kleine Entwurf zu dem sechzig Meter großen Fries: „Kindermusik“. Dieses Werk, in welchem der „Narr“ seine ganze Lebens- und Weltanschauung in entzückend schöner und heiterer Weise offenbart, hier zu beschreiben, ist mir

nicht möglich; ein Vorwort zu derselben von „Fidus“ (Hugo Höppener), jenem Schüler des „Narren“, der zwei Jahre lang treu seinen leidenden Meister pflegte und für ihn kämpfte, schildert die Entstehungsgeschichte der Kindermusik, die zugleich in gedrängter Kürze ein klares Bild von dem innersten Wesen Diefenbach's und von seinem Schicksal giebt. Dies Vorwort ist einstweilen, bis die Veröffentlichung des schon seit einem halben Jahre fertigen ersten Teiles der Kindermusik möglich ist, als Autogramm vervielfältigt. Der eben erwähnte, zur Vervielfältigung fertige erste Teil der „Kindermusik“ bringt im Charakter eines Marsches einzelne Figuren, aus welchen sich der Gedanke des erwähnten großen Triefes entwickelt hat. Tiefe Wehmut ergriff mich, als ich in dem Gedanken an das fürchterliche Schicksal des „Narren“, dessen Herz blutet über die rohe Entziehung und Entfremdung seiner Kinder, die Kindergestalten betrachtete, welche der göttliche Genius des mißhandelten Mannes, seine Gedanken-Kinderwelt verkörpernd, in diesen Bildern schuf. Hineireißend und bezaubernd tanzen, springen und schweben, teils auf leichten Halmen und Stünnen, teils in freier Luft diese reinen Naturkinder singend und musizierend, als ob in und mit ihnen die ganze Natur ertönte in himmlisch großartiger Harmonie des Weltalls.

Nicht geringe Wehmut ergriff mich, als ich die ersten Anfänge der „Kindermusik“ sah, welche Diefenbach als 23jähriger junger Mann machte, während der Todeskrankheit seiner Mutter, der hoffnungslos Leidenden, Erquickung zu bereiten. Das Bild seiner Mutter, die er wie eine Heilige verehrt, hat er öfter gemalt, den Blick mit milder, tiefbewegter Seelenstimmung in die Augen des Beschauers gerichtet.

Von hohem Interesse ist ein Familiengruppenbild, das in genialer Weise mit Benützung eines im Jahre 1866 von einem ehemaligen Schüler seines Vaters, Leonhard Diefenbach, nach dem Leben gemalten Bildes, entworfen ist; von den Schwestern Diefenbach's steht die eine singend im Mittelpunkte des Bildes am Klavier, vor welchem die andere, sie begleitend, sitzt. Hinter dem Klaviere sitzt der damals 15jährige „Narr“, den „Robinson“ lesend. Was hat er, der Jüngling, durchlebt und gethan, bis er sich als „verdächtiger, staatsgefährdlicher Narr“ „da draußen in dem Steinbruche“ einnistete? Auf der linken Seite des Bildes sitzen die Eltern Diefenbach's in schwer erkämpftem stillen Familienglücke. — Wenn sie hätten ahnen können das Schicksal ihres Sohnes!

Die Anzahl der übrigen Gemälde auch nur dem Inhalte nach anzuführen, müßte ein Buch geschrieben werden. Ich will nur eins noch erwähnen: Auf hoher Berges Spitze sitzt ein liebendes Paar. Die kerngesunde Gestalt eines oberbayerischen Holzhauers ragt in schöner Silhouette in die

reine Luft. An seiner Seite sitzt, das goldhaarige Köpchen an seine breite Brust geschmiegt, eine junge Sauerin; sie blickt in weite Ferne, ins tiefe Thal, erhaben über die Niedrigkeit des großen Hauses. Im Hintergrunde schließen Gletscherhäupter das Bild. Welch' keusche, urkräftige Poesie liegt in demselben! Und dieser Zug des Großen und Reinen liegt allen den ausgestellten Arbeiten des „Narren“ zugrunde. Edelste Empfindung, großartigste Auffassung, tiefstes Naturverständnis und wahrhaft klassische Formenschönheit. Ich muß mir Gewalt anthun, die übrigen Bilder, deren jedes einen eigenartigen, bestrickenden Reiz besitzt, nicht zu beschreiben. Berufs-geschäfte hindern mich daran und ich glaube auch mit dem Wenigen, was ich über die „Diesenbach-Ausstellung“ hier niedergeschrieben habe, den Zweck dieser Zeilen zu erreichen: bei allen gutdenkenden Menschen Hochachtung für einen edlen Mann, Teilnahme für ein hartes Schicksal und heiligen Zorn über die Ungerechtigkeit, mit welcher er von zeitgenössischen Gewalthabern und gehässigen Kunstnutzniehern behandelt wird, „um seinem Treiben ein Ende zu machen“. Wahrlich eine Schande für unsere Zeit, liegt der Einsiedler von „Höllriegelsgerute“ in harter Bedrängnis und Not auf seinem Leidensbette! Soll ewig der Kassandraruf unerhört bleiben, soll ewig das Göttlicherhabene in den Not gezogen und sein Verklünder an das Kreuz geschlagen werden!?

Alle Besucher, die bis jetzt nach Höllriegelsgerute pilgerten, sprachen sich einstimmig in diesem Sinne aus, und das überall öffentlich auftretende Gespräch über Diesenbach beweist, daß er ein außergewöhnlicher, bedeutender Mensch sein muß. Wenn seine Unterdrücker es seither fertig gebracht haben, daß in vielen Zeitungen mit Spott und Hohn oder Verdächtigung von dem „Narren“ gesprochen wurde und daß von den meisten Zeitungen die Ausstellung seiner Arbeiten, durch welche er seine Ehre und sein Leben verteidigt, totgeschwiegen wird, wenn von der Polizei der Besuch seiner Ausstellung beeinträchtigt wird, durch das Verbot auf den öffentlichen Plakaten die Lage der einsamen Kunstausstellung in der Nähe von vielen beliebten Ausflugsorten und Wirtschaften anzugeben — so ist es die Pflicht jedes Menschen, den der gute Geist der Menschlichkeit zu dem Einsiedler von Höllriegelsgerute geführt hat, überallhin zu verbreiten,*) daß hier ein

*) Erst am 29. August brachte eine Münchener Zeitung folgendes, Diesenbach jedoch nicht völlig gerecht werdendes „Eingefandt“:

„Wer kennt nicht in München und weit über dessen Grenzen hinaus jenen durch eigentümliche Tracht auffallenden Mann mit weitergebräutem Gesicht und wallendem Kopf- und Barthaar, wer kennt nicht den Kaiser Karl Wilhelm Diesenbach? Veranlaßt durch die in letzter Zeit an allen Straßenecken Münchens angelegten

Verbrechen geschieht an einem edlen Menschen; daß das öffentliche Urtheil gegenüber trete der Ungerechtigkeit verblendeter Gewaltthaber.

Wann wird die alte Wunde narben?
 Einſt war's dunkel, und die Weißen starben!
 Nun iſt's lichter, und der Weiße ſtirbt.
 Sokrates ging unter durch Sophiſten,
 Rouſſeau leidet, Rouſſeau fällt durch Chriſten,
 Rouſſeau — der aus Chriſten Menſchen wirbt.

Würde die ſeitherige Unterdrückung Dieſenbachs noch länger fort dauern, ſo würde ſein Tod die baldige Folge ſein und Schiller würde auch von ſeinem Grabe ſagen, was er von dem Rouſſeaus ſagt:

Monument von unſrer Zeiten Schande,
 Ew'ge Schmachſchrift deiner Mutterlande,
 Rouſſeaus Grab, gegrähet ſieht du mir!
 Fried und Ruh den Trümmern deines Lebens!
 Fried und Ruhe ſuchteſt du vergebens,
 Fried und Ruhe ſandteſt du hier.

Noch iſt es möglich, Dieſenbach zu retten! Sein Geiſt iſt ſo klar als gewaltig; ſeine Seele ruhig und ſtark, trotzdem ihm das Herz blutet; ſein Körper nur hingestreckt durch qualvolles Nervenleiden inſolge des ſeither erduldeten Martyriums. Welche Lebens- und Schaffenskraft trotzdem ihn erfüllt, beweist nicht nur der eiferne Mannesmut, mit welchem er allein, zeitweilig nur von einigen ſchwachen unreifen Menſchen umgeben,

Plakate, welche zwei Ausſtellungen Dieſenbachs ankündigen: ein Bild „Höllriegelsgerente“ im Kunſtſalon von Neumann von deſſen Schüler Fehrenberg und eine Sammlung Bilder von Dieſenbachs eigener Hand, in einem ſpeziell hierzu erbauten Lokale in Höllriegelsgerente, benützte ich ein paar freie Stunden, um dieſe beiden Ausſtellungen in Auguſchein zu nehmen und muß offen ſagen, daß ich höchlich überrascht und beſtiebigt war und beide Wege nicht bereute. Das Bild „Höllriegelsgerente“ zeugt von einer reichen und künstlerisch edlen Phantastie, die Technik verrät ein großes Können, der Eindruck des Bildes iſt wichtig und von ſeltener Art. Als ich das erſtemal nach „Höllriegelsgerente“ kam, war Dieſenbach mit ſeinen Schülern noch in voller Arbeit, die Ausſtellung fertig zu gruppieren und ich mußte die Ausdauer Dieſenbachs, der ſich in ſehr kränklichem Zuſtande befindet, bewundern; einige Tage ſpäter traf ich die Ausſtellung fertig. Auch ſie bekundet ein großes Können und es iſt ein wirklicher Genuß, den Ideen eines ſo eigentümlich veranlagten Menſchen in ſeinen Werken zu folgen. Es ſollte daher kein Kunſtliebhaber verſäumen, ſich dieſen billigen Genuß zu verſchaffen, umſoweniger, als er noch damit auch noch ein gutes Werk thut für einen nach mancher Richtung hin verkannten Mann.

Ein Nicht-Dieſenbachianer.“

seinen mächtigen Unterdrückern und einer Welt von Vorurteilen gegenübersteht, zeigt seine jetzt noch tägliche Arbeit des Unterrichtens, Predigens und Diktierens (der vielen ihm aufgedrungenen Schreibeereien); zeigt namentlich auch der Bau des Ausstellungssaales: ohne Geld, ohne Hilfe, einzig durch die hinreißende Macht seines überzeugenden Wortes, die kleinlichen Bedenken der um ihren Verdienst besorgten Arbeitsleute überwindend, hat er in unglaublich kurzer Zeit in weltentlegener Wildnis dies Werk vollbracht, das in edler Bornehmheit, klassisch dasteht. „Gott“ weiß, mit welcher qualvoller Überanstrengung seines leidenden Körpers.

Nur die reine Lebensweise, rein pflanzliche Ernährung (Fleischessen verschmäht er als bestialisch), Vermeidung von Alkohol, Tabak u. s. w.; leichte, aber doch würdevolle Kleidung (er trägt einen einfachen, langen Mantel); Gebrauch von Sonnen- und Luftbädern (die durch das Haus umschleichende Gensdarmen als „grober Unfug“ ausgezeigt und von Staatsanwalt und Richtern als „schamlose Unstiftlichkeit“ verurteilt wurde), vermochte es, neben dem gewaltigen lebenserhaltenden Geiste, seither den Tod, dem er so oft nahegebrängt war, fernzuhalten. — Er hofft, wenn jetzt endlich ihm Ruhe und Pflege zu teil wird, von seinem vierzigsten Lebensjahre an (er zählt jetzt achtunddreißig Jahre) ein neues Leben beginnen zu können, in welchem er die reichen Erfahrungen seines seitherigen Lebens in Werken der Religion, Kunst und Wissenschaft verkörpert und durch Offenbarung derselben beiträgt zur Entwicklung der Menschheit aus dem tiermenschlichen Zustande zum gottmenschlichen, — der Vereinigung mit Gott.

Auf der Giebelseite seines Hauses, dem von München aus auf rechtem Wege Nahenden, in großen, goldnen Buchstaben entgegenleuchtend, steht: „Humanitas“ — Menschlichkeit! Auf dem mit Geröll und Weidengebüschen bedeckten Platze, zwischen dem Hause und dem Steinbruche, ragt an hohem Mast eine mächtig winkende weiße Fahne in die Luft, Reinheit, Friede und Liebe predigend; am Wege hängt am einfachen Kreuzesbalken das Bild des Gottmenschen von Nazareth, dessen „Treiben“ die hohen Priester und die Richter seinerzeit ein „Eude machten“, dessen Körper sie wohl morden konnten, dessen Geist und Seele aber fortlebt in allen edlen Menschen. — Und ein solcher ist der „Narr“, der „Gotteslästerer“, der „Volksaufwiegler“, der „Jugendverderber“, Karl Wilhelm Diefenbach.

Beim Verlassen des Hauses blickt der Besucher unwillkürlich zurück und sieht das goldne Wort „Humanitas“, sieht die weiße Fahne der Reinheit, der Liebe und des Friedens, sieht den für seine weltverlöbenden Ideale als Narr, Gotteslästerer, Volksaufwiegler und Jugendverderber an das Kreuz

geschlagenen Christus, dessen Namen von den „Christen“ so viel im Munde und so wenig im Herzen getragen wird.

In der Ferne rauscht der Bergstrom an der Einsiedelei vorüber und tiefer Schatten des Waldes umfängt den, in seltsamen Gefühlen und ungewohnt tiefem Denken versunkenen, in „die Welt“ Zurückkehrenden.

Conrad Alberti:

Was erwartet die deutsche Kunst von Kaiser Wilhelm II.

Kritische Bemerkungen von M. Schwann.

(Golg.)

Selten habe ich ein Buch oder eine Broschüre mit größerem Interesse gelesen, als Conrad Albertis „zeitgemäße Anregungen“, und selten ist mir unter dem Lesen eines Buches das eine so scheinbar gänzlich unmotiviert vorgekommen, daß ich plötzlich aus allen Himmeln durch einen Satz des Autors herausfiel. An wem lag die Schuld? Am Autor? Oder an mir? Ich suchte eine Antwort, und wie dies immer der Fall ist, schob ich die Schuld, wenn man von einer solchen reden darf, natürlich auf den Autor. Und dabei hätte es sein Bewenden gehabt, hätte ich nicht unterdessen Äußerungen anderer über denselben Schriftsteller gelesen und gehört, welche mir meine Empfindung als berechtigt erscheinen ließen. Die Beleuchtung der Frage wird demnach ein allgemeines Interesse haben. Rücken wir ihr also einmal auf den Leib!

Der erste Satz Albertis, der mich befreundete, war der folgende (S. 17): „Indem die Kunst die Wahrheit abzulösen versuchte von der Wirklichkeit, ward sie selbst zur Lüge.“ Zugestanden! Dazu aber die Anmerkung: „Hier ist natürlich von der Wahrheit und Wirklichkeit im geistigen Sinne die Rede. Für das Altertum waren Centauren, Tritonen und Faunen wahr, denn die Alten glaubten an dieselben, sie sahen sie mit ihrer glühenden Phantasie und also waren sie im physischen Sinne wirklich, gerade so gut, wie die Gesichte einer Hellscherin für diese selbst durchaus real sind, denn sie glaubt dieselben nicht zu sehen, sondern sieht sie wirklich. Wir aber sehen keine Centauren und Tritonen mehr, auch nicht mit der glühendsten Phantasie, und also sind sie für uns Böcklins Gestalten, Frauen und Lügen.“ Auf Seite 50 wiederholt der Autor seine Anschauung über Böcklin.

Nun hatte ich aber auch einen Teil dieser „Böcklinfragen“ öfters gesehen und einen ganz andern Eindruck von ihnen gewonnen, den Eindruck, daß sich eine hohe Realität in ihnen berge. Wie kommt das? Nun, ich glaube, die Antwort ist einfach. Trotz aller Fortschritte auf dem Gebiete der Naturforschung stehen wir heutzutage einer relativ ebenso großen Zahl von Rätseln in der Natur gegenüber, wie einstens die Alten. Bei einem Künstler also, der denkend, frei und eigenartig vorgeht und mir solche Rätsel in vergeistigter Weise, wenn auch mit Hilfe mythologischer Gestalten darzustellen sucht, fällt für mich die Frage nach der Berechtigung seines Thuns von vornherein fort. Ob derselbe höher oder tiefer steht, als ein anderer, der diese Rätsel in der Gestaltung von Kühen oder Schafen findet und sie mit seiner Kunst zu entziffern sucht, mag dahin gestellt bleiben. Sehe ich Böcklins Meerfrau mit ihrer seelenlosen Wollust sich an den kaltglatten Körper der Seeschlange schmiegen, im Tiere und Weibe dieselbe Seele — gar keine — so frage ich mich doch, ob die Darstellung der Meernatur in dieser Weise keine künstlerische Berechtigung haben sollte? Ich konnte mir daselbe sagen, was Alberti sagte: Fragen und Lügen, und doch sagte ich mir es nicht. Warum nicht? — Und ein solches Rätsel, wie es in diesem Bilde Böcklins lebt und ebenso in ihm die dem Künstler beliebte Antwort findet, begegnet uns bei Böcklin stets wieder. Es tritt diese tiefgründige Rätselnatur so eindringlich, lockend und berückend bei ihm auf, daß ich mich stets davon ergriffen fühlte, daß mir niemals der Eindruck kam, ich stünde vor einer Lüge. Und jetzt dieser Alberti mit seinem scharfen Blick und hohen Kunstverständnis predigt mir auf einmal, ich hätte mich geirrt. Es muß also in seiner Natur etwas fehlen, wenn in der meinigen etwas zu viel ist, daß ich nämlich da etwas sehe, wo er nichts sieht.

Dieses Gefühl wurde mir zum Bewußtsein, als ich weiter las, als ich hörte, wie Conrad Alberti von der Musik redet. Er glaubt nämlich zunächst, daß dieser Kunst unter allen Künsten der geringste Einfluß auf die Kulturentwicklung eines Volkes zuzuschreiben sei. Nun, ein Blick in unsere verschwommene musikalische Zeit hätte ihn eines anderen belehren können!

Zunächst glauben wir, daß es nicht in der Willkür eines Volkes liegt, diese oder jene Kunst zu dieser oder jener Zeit vornehmlich zu pflegen. Ein jedes zu seiner Zeit! Und die Bestimmung darüber trifft das auf- und absteigende Leben der Völker. Wie es derselben bedarf, erweckt es notwendig und unwiderstehlich diese oder jene geistige Bethätigung.

Dann glauben wir ferner, daß die Musik nicht nur „eine Art Hypnose“ ist, oder „eine angenehme Einschläferung mit schattenhaften Träumen“, sondern daß sie die Sprache des Menscheingeistes ist zu der Zeit, da neue

Offenbarungen an ihn herandrängen, wenn er es fühlt, daß etwas vorgeht in der Welt und in seiner Seele, ohne daß er diese Vorgänge jedoch noch begrifflich zu fassen vermöchte. Wenn der Menscheng Geist wieder einmal in ein neues Stimmungsstadium eintritt, so erhebt sich die Musik als die Stimme der Stimmungen zu neuem Leben. Nicht vor die Zeit des Einschlafens stellen wir deshalb die Musik und ihre notwendige Pflege, sondern vor die Zeit des Erwachens. Daß die Musik rückwirkend die Fähigkeiten besitzt, die der begrifflichen Fassung vorangegangenen Stimmungen wieder wach zu rufen, uns wieder in einen Urweltstraum zu versetzen, ist ihrer Natur nur analog. Und in dieser rückwirkenden Kraft liegt die unschätzbare Bedeutung, die ihr Alberti „als edelstes Mittel zur Erholung nach angestrengter Arbeit“ zugesieht. Daß dann der größere Teil der Menschheit, wie er sich in seine Kinderträume zurückzuwerfen liebt, sich dieser Wirkung der Musik gern wieder überläßt, ist dem Trägheitsgesetze, welches in der Menschennatur wirkt, ebenso analog. Deshalb möchten wir die „prohibitive Pflicht des Staates“, der Erschlaffung des Volkes durch die Musik entgegenzuarbeiten, ehe wir sie anerkennen, einer weiteren Diskussion unterworfen sehen. Denn die Geister des Volkes schreiten nicht gleichmäßig fort. Wo der eine schon weiß, da brütet der andere noch. Und die Musik, welche dem Einen half, mag darum auch dem Zurückgebliebenen weiterhelfen!

Ob sie es thut? Ja! Wenn wir auch mit Alberti annehmen wollten, sie thäte es bei dem einen oder anderen nicht direkt, sie „könne keine jener geistig befreienden Wirkungen ausüben“, welche Alberti für die Hebung unseres Volkes verlangt, so thut sie es doch indirekt, indem sie den Menschen einlullt. Der Schlaf und der Traum ist aber auch eine geistige Befreiung. In diesem wachen Traum vergißt der Mensch seine kleinlichen täglichen Sorgen und fühlt sich wieder einmal wohl. Den Punkt des Vergessens erreicht zu haben, ist schon etwas. Vergißt man öfters und länger und fühlt sich selig dabei, so ist das noch mehr. Allerdings müssen wir Alberti zugestehen, daß diese dauernde Erreichung des Nullpunktes im Vergessen der Anfang vom Ende sein kann. Nicht aber auch des Anfangs? Kommt es jetzt nicht lediglich auf die subjektive Natur des Individuums, auf die dasselbe umgebenden günstigen oder ungünstigen Verhältnisse an? Soll die Militärmusik etwa den Soldaten einschläfern? Hämmernd der Schmied, der zur Arbeit singt oder pfeift, nicht noch einmal so lustig darauf los? Wer aber schlafen will, den laßt doch schlafen! Wir wünschen ihm die ewige Ruhe!

Und nun der Zusammenhang zwischen der Musik und Wödlin! Fühlt man ihn nicht? Sieht man nicht, wie Conrad Alberti hier vor dem

gleichen Rätsel steht, zu dem all sein Verstand ihm den Schlüssel nicht giebt, zu dem er die Lösung in seiner Natur noch nicht gefunden? Ob er sie finden wird? — Hören wir Karl Bleibtreu! Er bespricht in seinem „Kampf ums Dasein der Litteratur“ Conrad Albertis Drama „Brot“. Bei allen Anerkennungen und Aussetzungen sagt er, sei dabei festzuhalten, daß diese letzten eigentlich keinen bestimmten Tadel, sondern mehr eine Betonung der Talent-Grenzen Albertis bedeuten solle. „Denn das Stück, wie es da vorliegt, erscheint uns immerhin als eine hervorragende Leistung. Was hier fehlt, kann nie erlernt werden: der undefinierbare Luft der ‚Stimmung‘, der echten dichterischen Anschaulichkeit.“ Auch hier ist ein Zusammenhang in dem, was Alberti leistet und in dem, was er empfindet. Vermißt Bleibtreu das „Undefinierbare“ in dem Werke Albertis, so vermiffen wir in seiner Natur dasselbe. Für das „Undefinierbare“ ist der Mann nicht geschaffen, der so klar und deutlich seine Grenzen, die Grenzen seines Wollens und Könnens zieht. Und doch wäre es schade, wenn das Undefinierbare aus der Welt geschafft würde. Denn dieses an sich ist kein Hindernis für die menschliche Kulturentwicklung, sondern die Vorbedingung dazu. Es ist jenes Dunkel, welches durch die erste Berührung mit dem menschlichen Geiste zum Halbdunkel wird, aus dem dann Centauren und Tritonen geisterhaft nebelhaft aufsteigen. Und merkwürdig, Alberti erklärt dieses zu uns in Beziehung getretene Dunkel selbst für den Urboden des Seins (S. 15). Nur insofern ist es ein Hindernis, als etwas damit gemacht wird, als wir an den Glauben festgenagelt werden sollen, wo es uns mit der Zeit vergönnt wäre zu sehen und zu erkennen. Und das ist Böcklin gewiß nicht eingefallen, wie dieses Eindubeln dem Wesen der Musik nur durch die Weise ihres Gebrauchs und Mißbrauchs anhaftet. „Eine große Entdeckung wird nie erfolgen ohne den kühnen Flug der Phantasie“, sagt Bleibtreu in demselben Werke, und wenn wir nun fragen, was der Folge, dem heutigen realen Streben, zunächst vorausgegangen sei, so stehen die Namen eines Richard Wagner und Arnold Böcklin nebeneinander. Man ziehe den Schluß selbst, wenn man das Undefinierbare der Zwischenphasen, welche von einem Begriffe zum andern, oder von einer dunklen Ahnung zum Begriffe führen, zu ahnen vermag!

Alberti wird erkennen, daß ich historisch zu Werke gehe, daß ich von dem Heute nichts weiß, wenn ich das Gesteru nicht erkannt habe. Er wird ebenso erkennen, daß er nicht so zu Werke gegangen ist, trotzdem er das Gesteru erkannt und das Heute versteht. Alberti macht Vorschläge. Er will die Bühne reformieren. Alle Achtung! Es thut not. Dabei verlangt er: „besondere Berücksichtigung der nationalen dramatischen Produktion, welche

im Augenblick in einem gewaltigen Aufschwung begriffen zu sein scheint. Keine Rücksicht auf die angebliche Tendenz eines Stückes, nur auf den künstlerischen Wert, den ernststen Geist, die Bühnenfähigkeit des Werkes, die selbstständige Kraft, die sich darin ausspricht: Nur was in seinem Grundgeiste gegen die Verfassung, die Religion, den Anstand verstößt, sei grundsätzlich ausgeschlossen.“ Wir wollen Alberti nicht absichtlich mißverstehen, sondern das Undefinierbare, welches uns hier entgegenzustrarren scheint, definieren. Er meint, daß Verfassung, Religion und Anstand als Grundlage der Fortentwicklung erhalten bleiben sollen, so lange, bis diese Fortentwicklung eingetreten. Oder meint er nicht so? Ich weiß es nicht. Ich kann mir diese Sätze in ihrer Folge nicht anders zusammenreimen. Meint er es so, so stimmen wir ihm zu, d. h. . . .; meint er es nicht so, dann stimmen wir ihm nicht zu, d. h. . . . nun ja, wie er es eben meint.

Wir wollen unsere Ansicht darthun. Verfassung, Religion und Anstand sind in unseren Augen Erzeugnisse der Zeit und darum dem Untergange geweiht. Wir wollen für dieselben die freie Bahn, die Möglichkeit der Fortentwicklung bis zum Ende. Alberti stimmt uns da zu. „Der Staat, als die reine und ungehemmte Entfaltung des Volksgeistes (also ein ewig Wandelbares), unterliegt dem Gesetze der organischen Fortentwicklung wie alles Menschliche, er steht in beständiger Verührung mit dem ewig fließenden Geiste der Zeit, das heißt dem kosmopolitischen Geiste der Gesamtmenschheit, und beide durchdringen, ergänzen, fördern einander unablässig, und vom Tauschstrom derselben getragen, flutet und wallt die Kunst zu immer tieferen Gedanken, immer höheren Gebilden.“ Was will also Alberti mit jener Einschränkung? Hat er dabei an Asterkunst gedacht? Die wäre überhaupt einzuschränken, wenn es möglich wäre. Aber das erzielt man ja nur durch eine höhere Bildung des Publikums. Die ist unmöglich bei dem Stande der heutigen Verfassung, der Religion und des Anstandes. Nur ein Beispiel sei angeführt! Man braucht nicht weit zu greifen.

Die Regierung erteilt Befehle. In dem Befehle wird auf den Gesetzesparagraphen hingewiesen, der den Ugehorsamen zur Strafe verdammt. Tausende „Adressaten“ — das ist die gewöhnliche Anrede — erhalten täglich derartige Schreiben. Der Befehl wäre recht. Die beigelegte Drohung ist eine Beleidigung, die nicht einmal mit dem Begriff von „soldatischer Ehre“ bestehen kann. — „Das ist doch Geschäftssprache!“ — Gut, sie mag es sein, und ein Volk, welches eine derartige Geschäftssprache erleidet, ist kein freies, kein anständiges Volk, kein verfassungsfähiges, kein religiöses Volk, kein Volk von Ehrgefühl. Daß man das nicht fühlt, daß man den Hohn dieser „Geschäftssprache“, die unter Banditen am Plage wäre, auf alle

persönliche Freiheit und Ehre nicht begreift, zeigt, wie der deutsche Staatsbürger diese beiden letzten Attribute, die für ihn die ersten sein sollten, gar nicht oder doch nur von Staats wegen kennt. Die Kunst soll ihn zu diesem Gefühl für Wahrheit, Freiheit und Ehre erheben; der Staat soll wieder die Kunst unterstützen; der Staat aber ist mit der Verfassung in den Bann geschlagen; daraus soll ihn die Kunst nicht befreien, da der Künstler auch Staatsbürger ist. Also eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt! Wie wird's anders?

Diese Frage steht überall am Ende. Die Antwort lautet immer gleich: das Leben wird's besorgen. Laßt die Not wachsen! dann werden die Mittel gefunden. Alberti fand Mittel, er bot sie dar, aber er wird es sehen, daß bei der ersten Anwendung derselben sich die Unhaltbarkeit des Faulen auf allen anderen Gebieten darthun wird. Die Staatsmänner fühlen so etwas und wiegen das Haupt. Bismarck sieht es. Und doch hat er das Gesetz für Alters- und Invalidenversicherung durchgebracht. Er weiß was dahinter steht, daß es kein „Zurück“ giebt, und so hätten wir den Anfang der schönsten Fortentwicklung. Wer mit seinem Geiste die Zukunft bestreicht, wer Reform will, darf keine Einschränkung machen! Thut er es dennoch in der Absicht, daß der Stein schon weiter rollen wird, ist er einmal in Bewegung, verlangt er einstweilen nur das leichtere, so handelt er „staatsmännisch“, aber nicht dichterisch. Die dichterische Freiheit aber ist es, die Alberti will und anerkannt sehen will, und darum befremdete uns sein Zusatz.

Die Verfassung hat an sich gar keine reale Bedeutung, denn die wenigsten im Volke wissen etwas von ihr. Wenn das Volk lebt, wie es lebt, der Verfassung gemäß oder nicht gemäß, so thut es das aus andern Gründen, als aus denen des Bewußtseins. Ändert sich aber das Leben des Volkes, wächst das Kind zum kraftvollen Menschen, so zieht ihm die Hosen aus, die ihm zu kurz geworden sind, und gebt ihm andre! Denn wäre es gutmütig genug, zum Spotte der Welt in der immer kürzer und enger werdenden Hose weiterzulaufen, sie könnte ihm am Leibe zerplatzen und seine Wüthen würden offenbar. Dann aber wehe der Welt um des Ärgernisses willen! — Das ist Fortentwicklung, welche Alberti verlangt. Die Verfassung ist doch nur ein Kompromiß, den die alte Zeit, die geistige und politische Erbschaft der Väter mit dem Geiste der neuen Zeit abgeschlossen hat. Was aber geschieht, wenn wir selbst Väter geworden sind oder gar schon sind? Dann wird wieder ein Kompromiß nötig und so fort in alle Ewigkeit. Und das ist gut. Denn diese Art und Weise gewährt die Möglichkeit, daß der Teil des Volkes, der noch im Urgroßväterzeitalter steht, langsam nachkommen kann. Will also Alberti das eine, daß die Dichter

und Denker auf diesen neuen Kompromiß hinarbeiten sollen, so stimmen wir ihm zu. Will er, daß das Heute der Ausgangspunkt für das Morgen bleiben soll — recht! Dann aber fort mit dem für mich unlogischen Verbot, ein Diskutierbares und der ewigen Diskussion Unterworfenenes nicht durchzusprechen!

„Er hat es ja selbst gethan!“ — höre ich küstern. Ja wohl! Er hat es selbst gethan. Das Undefinierbare hat sich ihm mit elementarer Gewalt in seine Kreise geschoben und dieselben verschoben.

Wir hörten Alberti an anderer Stelle sagen, er wünsche die Zuchthäuser in Häuser des Mitleids und der Liebe umgewandelt. Hier treffen wir uns. Das Ethische läßt sich nicht in gesetzliche Paragraphen fassen, so wenig, wie das Künstlerische in eine Grammatik. Aber dem läßt sich beikommen, was die Ursache ist, daß wir nicht ethisch und moralisch, daß wir nicht künstlerisch sind: der Krankheit der Menschheit. Ein gesunder Mensch wird nicht zum Verbrecher, glaubt Alberti. Ein gesunder Mensch besitzt natürliche Moral; ein gesunder Mensch geht aber auch nicht auf die Stilsuche, sondern er ist selbst stilvoll: das potenzierte Abbild aller in der Natur wohlthätig und wohlthued wirkenden Kräfte. Ein gesunder Mensch glaubt nicht, was er nicht weiß, sondern arbeitet, es zu erfahren; bei der Arbeit kann er nie Pessimist werden, da die freudige Regung seiner Kräfte ihm vollkommene Genugthuung giebt. Ein gesunder Mensch überschreitet keine Grenzen, da er die Grenzen seiner Kraft kennt und über dieselben nicht hinaus verlangt; er wirft deshalb auch keine Verfassung über den Haufen, findet keine Freude an der Lüge in Kunst und Leben und läßt sich mit keiner „Geschäftsprache“ abthun, da er sich nicht als Nummer, sondern als Individuum fühlt und Ehre im Leibe hat. Wozu also alles Paragraphieren und Systematisieren? Sorgt für Ärzte, macht die Menschheit gesund! Und König und Bettler werden sich finden und Freunde werden.

Man muß eine Ahnung davon haben, wie die Geschlechtskrankheiten mit ihrem ungeheuren Gefolge von Übeln die Menschheit anreffen, man muß gesehen haben, wie die Leute hereinfallen überall, in allen Kreisen, wo sie solches niemals ahnten, und man wird es verstehen, warum wir keine moralischen Vorschriften, sondern nur hygienische verlangen. Und das ist der Punkt, wo wir Alberti verlassen. Er glaubt durch staatliche Bevorzugung dieses oder jenes Stiles ein neues Stilgefühl erwecken zu können. Wir glauben, er wird damit nicht sehr weit kommen. Denn kein Stil ist von der Menschheit geschaffen worden, um vergessen zu werden und unbeachtet zu bleiben. Der Stil unsres Zeitalters ist die Stillosigkeit, die Vermengung aller Stile. Was nennt man nicht alles Renaissance? Aus diesem

Chaos erst kann ein neuer Stil, der Stil der modernen Kultur, die über die Nationalität hinausgreift und die Völker aus den Banden des Chauvinismus und der Selbstsucht erlöst, sich erheben. Wie das Dunkel der Urboden alles Seins, so die Begriffsverwirrung und Vermischung, das Chaos der Anfang einer neuen Zeit. Man sieht es dem Misthaufen nicht an, welche herrlichen Blumen und Blüten, Blätter und Gewächsteile ihn gebildet, und doch blüht aus ihm, dessen unscheinbare, mit Leben und Kraft geschwängerte Erde alle elementaren Bestandteile ehemaliger Bildungen enthält, ein kräftiges, neues, herrliches Leben empor. So mit den Blüten unserer Kultur. Wenn es also zu einem neuen Stilgeföhle kommt, so wird das nicht durch die staatliche Bevorzugung und Unterstützung, sondern durch die den Künstlern ermöglichte Arbeit selbst geschehen, die sich bei der Durchbringung großer Vorbilder und der Arbeit an großen Vorwürfen wieder einmal als Herrn der in ihnen wohnenden Kräfte fühlen. Und wie die gesunde Arbeit den Künstler immer gesunder macht, so werden seine Werte der Menschheit die Augen über ihre Krankheit öffnen und sie zu gewissenhafterer Pflege ihrer Gesundheit veranlassen. Die glückliche Arbeit schützt uns vor Pessimismus, dieser Lebensanschauung, die nur den Misthaufen, nicht die in ihm gährenden Kräfte sieht, sie schützt uns auch vor Krankheit und bewahrt uns den Glauben an die Heilbarkeit der menschlichen Krankheit. Jene über alles traurigen Fälle von Krankheit in den letzten Jahren sollten die Menschheit zur Erkenntnis bringen. Am eigenen Leben rächt sich die Übertretung und ideologische Verschiebung der natürlichen Grundkräfte, die Wirkung einer lügenhaften, verzottelten Kultur. Nicht nur vor den Mitgliedern der Gesellschaft sollten die andern geschützt werden, welche dem Nebenmenschen direkt nach dem Leben streben oder ihn mit Cholera und Typhus bedrohen, sondern mehr noch vor denen, welche die andern im Traume mit einer Lügenliebe vergiften. Eine wahre, menschlich denkende und wirkende Gesundheitspolizei wird alle andern Polizisten überflüssig machen. Sie wird auch Stilvorschriften überflüssig machen, da die Gesunden ihre Kräfte selber röhren und also den Fortschritt der menschlichen Kultur herbeiföhren werden. Und wie wir Mitleid haben mit jedem Schwindföhrtigen und andern Tobelenden, so werden wir Mitleid haben mit allen, die ein Unglück, sei es welcher Art auch immer, getroffen. An diesem oder jenem Individuum mag die einwohnende Krankheit unheilbar sein, an der Menschheit ist sie es nicht. Dafür bürgt uns die zuversichtliche und hoffnungsfreudige, die von so hohem Menschlichkeitsgeföhle und Nächstenliebe getragene Arbeit unserer Hygieniker und Ärzte. Nur so kann der Staat helfen, indem er den Gesunden und Lebenskräftigen, den zur Gesundheit Strebenden Arbeit schafft und Unter-

stützung angebeihen läßt und für die Genesung der Kranken sorgt. Das Ziel, welches erreicht wird, geht den Staat erst etwas an, wenn es erreicht ist. Bis dahin hat er sich in die Arbeit seiner indirekten und freiwilligen Mitarbeiter nicht zu mischen! Die müssen frei sein, vollkommen frei, denn nur so wird es gelingen, zur freien Arbeit die freie Kritik zu erzeugen, welche auf die Fehler aufmerksam macht und das endgültige Verfahren des Karrens verhütet.

Indem der Staat für die Gesundheit seiner Bürger sorgt, faßt er an dem Punkte an, wo das individuelle Interesse mit dem der Allgemeinheit zusammentrifft. Und das ist seit Menschengedenken der einzige Hebelpunkt, den es überhaupt giebt. Über Moral, religiöse und künstlerische Neigungen und Ansichten läßt sich streiten, darüber aber, ob jemand gesund oder krank ist und sein will, kann man nicht streiten. Und indem man von allen abgelenkten, erst aus der Verwicklung des Lebens und der Lebensinteressen entstandenen Begriffen oder Mißbegriffen abzieht und das Leben selbst, das gesunde Leben als Basis aller menschlich gesunden Fortentwicklung anerkennt und wieder zu schaffen sucht, wird man zum wahren Realisten. Hier muß die Lüge schwinden, soll sie anderswo vernichtet werden.

Böcklin und Musil haben es versucht, dem Halbdunkel der romantischen Zeit reale Gestalten abzurufen, oder doch wenigstens realen Ausdruck zu verleihen, der etwas mehr als Halbdunkel war. Und damit sind sie der allmählich durchdringenden Erkenntnis unserer Zeit vorausgegangen. Denn nicht und niemals treten feste Begriffe aus dem Dunkel plötzlich vor der Menschheit Auge. Dazu gehört die Überleitung, und diese besorgt in den letzten Jahrhunderten, seit der Mysticismus an Kraft verlor, die Musik zuerst, in ihrem Gefolge die andern Künste. Böcklin aber ist der Musiker unter den Malern. Daß sich seiner Conrad in „Pumpianella, dem Buche für geistreiche Leute, die abseits gehen“, gegen die schweizerische Kunstpolizei so freundlich und humorvoll angenommen, hat uns nicht wenig erfreut.

Ist ein Gebiet dem Begriffe anheimgefallen, entschlüpft es aus der künstlerischen Hand in diejenige der Wissenschaft. Man sehe in die Geschichte und man wird diese Ablösung überall finden. Darum sagten wir, es sei nicht in der Macht des Volkes und seiner Willkür, jetzt künstlerisch, jetzt wissenschaftlich sich zu betheiligen, oder aber diese Kunst vor jener zu pflegen, sondern alles zu seiner Zeit, wie es die Notwendigkeit erfordert. Verstehen wir aber recht die Stimmung des Zeitalters, so ist allerdings die Zeit der Künste, die Richard Wagner heraufzuführen begann, die zunächst bevorstehende, denn nur die Kunst, die freie Phantasie vermag die Wissenschaft aus den abstrakten Bahnen wieder zu befreien, in welche sie sich eben zu verrennen begonnen.

Der neue Gedanke thut es nicht allein, sondern er muß die volkstümliche Form finden, um zur Geltung zu kommen. Und diese zu finden mit der unvertrammelten Aussicht in eine ewige Fortentwicklung, das ist die Aufgabe der Kunst, war sie wenigstens bis heute.

Zu alledem gehört freie Arbeit. Die Möglichkeit dazu hat der Staat zu geben. Denn nur so hat sein Fortbestehen ein natürliches Recht. Das geistige Szepter allein ist es, dem sich die Völker beugen, und keine zehn Dreibünde werden uns die Kuffen auf die Dauer vom Halse halten, wohl aber wird dies durch die hingebende Sorge des Staates für alle Kulturarbeiten, namentlich für die volkstümlichste von allen, die Arbeit der Künstler und Schriftsteller, erreicht werden können. Darum keine Sorge um tote Begriffe wie Verfassung, Anstand, Religion! Das Reale allein ist das Leben; inwiefern es in seiner Krankheit oder Gesundheit dieser oder jener Hilfsmittel bedarf, laßt es selbst bestimmen! Bedarf es der Verfassung, gut! Der Religion, des Anstandes — gut! Aber laßt ihm die freie Verfügung über inhaltlichen Wechsel und Ausbildung dieser Begriffe, die in ihrer Abstraktion nur für ein krankes, nicht für ein gesundes Volk Zeugnis ablegen!

Hat ein Vater seine Söhne mit allem Guten und Wissenswerten, das er zu geben vermochte, für das Leben ausgestattet, so wird seine Liebe beruhigt sie dem Leben überlassen; er wird überzeugt sein, daß seine Kinder ihm nur Ehre, niemals Schande machen werden! Daß die Söhne fortgehen und ihr eigenes Leben versuchen, darüber wird das Vertrauen des Vaters seine väterliche Liebe in ihrem Schmerze trösten. Dieses Vertrauen aber ist es, welches ein Volk, ein in harter Arbeit gereiftes Volk von seinen Herrschern und Priestern verlangen darf und verlangen muß. Denn ein Tyrann und Mörder, ein niederträchtiger Egoist wäre der liebreichste Vater, wollte er das Opfer der Entfugung von seinen Söhnen verlangen, wollte er sie bereden, ihr Leben nach seiner Idee, nicht nach dem in ihrem eigenen Busen hellauflodernden Triebe hinzubringen. Wertlos wäre ein solches Leben für den Vater, wie für die Söhne. Und Deutschlands Fürsten sollten kleiner denken, als der liebevolle Vater, der den Söhnen den Segen mit auf den Lebensweg giebt? Der so erst recht zum angebeteten und verehrten Vater seiner Kinder wird? Das glaube, wer mag!

Conrad Alberti! Wir haben uns verloren — und gefunden, denke ich! Lese alle Welt die Schriften dieses tapfern Streikers gegen Lüge und Versumpfung und man wird mir zustimmen, daß wir uns im Reiche des Undefinierbaren fanden!

Noch einmal das Modellwesen.

Von Karl Bleibtreu.

(Charlottenburg.)

In seinem gründlichen und scharfsinnigen Artikel über dies Thema in Heft 10 der „Gesellschaft“ verwickelt sich Herr Christaller in allerlei Widersprüche oder richtiger, er geht, um sprichwörtlich zu reden, wie die Rahe um den heißen Brei herum. Wenn man den Kern seiner Ausführungen aller Hüllsel entkleidet, so schrumpft derselbe darauf zusammen: Nur die wissenschaftliche Verleumdung in einer Romanfigur ist strafbar. — Ja, was heißt denn „wissenschaftlich?“ Herr Christaller will doch par excellence als ein realistischer Denker gelten; da muß er sich über die eigentümliche Selbstläufungsfähigkeit der Cerebralfunktionen und die schwankende Unfestigkeit des Willenscentrum im Klaren sein. Ich kann öffentlich bona fide etwas begehren oder behaupten, was mir später als unrecht erscheint. In dem famosen Stöder-Prozeß stand der Hosprediger unter dem öffentlichen Verdacht des „wissenschaftlichen“ Meineids, welcher ungescheit von der Presse kolportiert wurde. Er kam mit einer Art Klüge davon, da er sich mit Gedächtnisschwäche entschuldigte. Darob insinuirendes Galloß: Da könne Jeder kommen. Welche Rohheit! Ob das eine bloße Ausrede oder eine subjektive Wahrheit war, kann doch wirklich nur Herr Stöder selber wissen, ja vielleicht nicht einmal er selbst, sondern nur jener höhere Richter, der als oberste Substanz alles durchdringt und sich im Gewissen hörbar macht. Jede andere Gegenbehauptung muß verstummen, als eine einfache Verleumdung. — Wer will aber, wenn schon ein wissenschaftlicher Meineid kaum zu beweisen scheint, gar das „Wissenschaftliche“ einer Verleumdung untersuchen! Denn in gewissem Sinne genügt der sogenannte Wahrheitsbeweis nicht einmal, um die bona fides darzuthun: Wer bürgt dafür, ob A. nicht selbst seine geheimen Zweifel über eine von ihm als wahr ausgesprochene Verleumdung hegt, trotzdem er bloß thatsächlich bestehenden Mitteilungen Anderer Glauben schenkte?! Und umgekehrt: A. klatscht dem B., was C. über ihn Böses gesagt; B. läßt Beide antreten und C. spricht seine sogenannte Reue über seine Unbedachtsamkeit aus. A. erfährt nun die ganze Affäre vor und nachher, bildet sich seine eigene Meinung über den sachlichen Thatbestand und die spätere Abbitte des C. läßt seiner persönlichen Auffassung die Handlungsweise des B. darum noch lange nicht „loscher“ erscheinen. Erwähnt A. nun bei Gelegenheit später die ganze Affäre irgendwo, ohne indes sein eigenes Urteil über den Fall beizufügen, so beruft sich B. darauf, daß dem

A. die „Neue“ des J. bekannt gewesen sei, A. also „wissentlich“ Unwahres neu aufgetischt hätte! — In ersterem Fall, wo jeder Richter auf „unwissentliches“ Verbreiten von Unwahrheiten erkennen muß, könnte man also vor seinem eigenen Gewissen „wissentlich“ schuldig sein, falls man selbst nicht an den Klatsch geglaubt hat. In letzterem Fall aber ziemte das Prädikat „unwissentlich“, da der notgebrungene Widerruf des J., der vielleicht privatim bei seiner früheren Meinung verharret, das eigene ungünstige Urtheil über den Fall nicht ändern kann. — Ja, ich gehe noch weiter: Wenn man hundert Zeugen zum Wahrheitsbeweis zitiert, so kann nicht nur die Beschuldigung gelogen, sondern man selbst samt all seinen hundert Zeugen ein „wissentlicher“ Lügner sein. Hingegen giebt es zweifellos begnadete Menschenkenneraugen, welche die versteckteste Seele, kraft einer Art psychologischer Hellseherei, durch und durch blicken und daher Dinge sehen, die kein Anderer ahnt. Verkündet ein Solcher nun, was er sah, ohne den geringsten thatfächlichen Anhalt dazu, so verleumdete er doch offenbar „wissentlich“ auf seine Gefahr hin und dennoch kann er die volle Wahrheit gesagt haben, wie vielleicht später aller Welt kund wird.

Wenn wir somit durch „wissentlich“ oder „unwissentlich“ auf eine schiefe Bahn geraten, so verstrickt uns Christaller vollends in bedenkliche Konsequenzen durch sein Herumsuchteln um den Begriff des Kunstwerks, dem alles erlaubt sei, im Gegensatz zum absichtlichen Tendenzwerk. Wer will das entscheiden! Kaum ein Sachverständigenkollegium. Selbst wenn Dichtungen existierten (ich kenne keine, außer direkten Satiren und Pasquillen ohne weitere Fabel-Umhüllung), welche lediglich der tendenziösen Schmähsucht dienen, so kann darum noch kein Mensch dem Künstler beweisen, daß er nicht künstlerische Absichten verfolgt habe. Dieser Standpunkt geht vollends in die Brüche, sobald der Betreffende sonst stets sein Künstlertum in productiven Werken bethätigte; warum also nicht auch hier, wo subjektive Voreingenommenheit etwa das Gegentheil annimmt. Ohnehin wird dieser Einwand hinfällig, da die Modellbeleidigung sich doch nicht um das Publikum, sondern um die davon Betroffenen dreht; diese aber werden doppelt geschädigt, je höher der Wert des Kunstwerks selber steht. Alle Schmähschriften gegen Byron wurden schon bei Lebzeiten Makulatur; seine fürchterlichen Invektiven im „Don Juan“ wirken aber noch heute, brandmarken z. B. Southey, als Privatmensch Ehrenmann, für ewig. Ob dies mit Recht oder Unrecht geschieht, kümmert die Nachwelt gar nicht, wie denn z. B. der treffliche Turnkönig Rahmann durch Heines böshafte Nachsucht noch heut als komische Figur gilt. Hier herrscht also unumschränkt das Recht des Stärkeren, und Marfyas muß sich eben in Acht nehmen, Apollo zu reizen. Des

Sängers Fluch überlebt alle Zeitgenossen, ob auch diese ihn niederhimpfen, er behält immer das letzte Wort. Und wo hört denn die bloße „Beleidigung“ auf und fängt die „Verleumdung“ an? Bollends über den Grad und die Schwere eines solchen Angriffs kann doch nur das subjektive Gefühl entscheiden. Wenn ich z. B. sage, Jemand habe eine Mesalliance begangen, so könnte ein Dritter dies als eine tugendhafte Handlung des Betreffenden auffassen; er selbst aber empfindet es als Verleumdung und Beleidigung. Rache ich hingegen das Äußere eines Menschen lächerlich, was man, falls es ohne besondere Veranlassung dazu geschieht, als eine rüpelhafte Albernheit bezeichnen könnte, so sieht jeder Richter darin nur eine kleine Beleidigung, trotzdem der Betroffene seine Eitelkeit davon tödlich verletzt fühlt. Warum diesen Unterschied machen? Man müßte doch einfach die Strafe nach der effektiven Schädigung des Klägers bemessen. Da kommen wir aber alsbald zu einem seltsamen Schlusse. Denn offenbar schädigt nur die „Verleumdung“, welche trifft.

Als Wilhelm Jordan heftig zur Ordnung gerufen wurde, weil er in seinem Roman „Die Sebalds“ den berühmten katholischen Historiker Janssen aus persönlicher Feindschaft in ehrenrührigster Weise porträtiert haben sollte, schwieg der Beleidigte achselzuckend. Warum? Der deduktive Ideologe sagt natürlich: Aus Edelmut und Großsinnigkeit. Der induktive Realist aber, der da weiß, daß jedem Motiv der Eigennuß zugrunde liegt, leitet diesen Stoizismus aus dem befriedigten Gefühl Janssens her: daß der Angreifer nicht ihm, sondern sich selbst geschadet habe. Eine alte psychologische Regel (natürlich mit möglichen Ausnahmen) lehrt: Wer sich getroffen fühlt, schreit. Da nun aber die Schädigung des Nebenmenschen für humane Rechtspflege allein entscheidet, so wird der „Wahrheitsbeweis“ ganz hinfällig. Denn gerade wenn der „Verleumder“ die Wahrheit sagte, nur dann hat er wahrhaft geschädigt. Als der Roman „Friendship“ von Quida erschien, erhob sich ein grimmer Lärm über solche Indiskretion. Ein stadtbekanntes unfittliches Verhältnis war nämlich hier ausführlich analysiert und das leidende Opfer desselben im Roman, die reine edle Künstlerin Etoile, sollte eine der Verfasserin sehr nahestehende Dame vorstellen. Nun ja, ein Racheakt, unstrittig. Dieselbe zeternde Gesellschaft zwang mit der ihr eigenen Konsequenz die Schuldigen, ihre Heimat zu verlassen. Also eine Schädigung, schlimmer als Folter und Rad, und grade, weil's Quidas bestes Buch, ein ewigwährendes Rainmal. Hätten die Schuldigen aber geklagt, so wäre die Dichterin unstrittig wegen „libel“ zu schwerer Strafe verdonnert, da ein strikter Wahrheitsbeweis in solchen Dingen unmöglich. Doch freilich würde ja ein seltener Grad von Unverschämtheit dazu gehören, den Wahrheitspredher

als Verleumder öffentlich „hereinzutegen“, falls an der angeblichen Verleumdung etwas Wahres. Denn selbst wenn der ungerecht Verleumdete wähnt, alle Welt glaube an die Wahrheit der geschleuderten Anklage, und nicht hofft, auf andre Weise Satisfaktion erlangen zu können, so genügt dennoch erhabene Betrachtung, um den gewissenlosen Ehrendieb zu züchtigen. Hochkomisch wirkt freilich Rachsucht besonders bei solchen entrüsteten Heiligen, die immer christliche Milde predigen, und auch derlei soll vorkommen. Die selbstgewisse Unschuld pflegt sich im Allgemeinen anders zu gebärden.

Herr Rechtsanwalt Zuld hat im Novemberheft vorigen Jahrgangs das öffentliche Verhandeln von Beleidigungssachen für einen Übelstand erklärt, weil man deswegen das Klagen scheue. Doch trifft dies den Angeklagten noch schärfer, weil durch die öffentliche Verhandlung sein Vergehen erschwert und besonders der Wahrheitsbeweis viel strafbarer wird, als bei privater Verhandlung mit Ausschluß der Öffentlichkeit. Auch würde man viele Zeugen bei nichtöffentlicher Untersuchung viel willähriger zu Aussagen gegen den Kläger finden. Auch die entstellenden Reserate mancher Gerichtsreporter würden vermieden, wodurch der Standal nur zehnfach vergrößert wird. — Wendet man aber einmal gegen Romanfiguren § 187 an, so muß man auch zugeben, daß ein intelligenter Rechtsanwalt § 182 (Schädigung des Kredit) gegen ungerechte unverschämte „Artikler“ anwende, z. B. gegen solche, die auf Grund beliebig herausgerissener Zeilen mit künstlerischen Ehrabschneidungen um sich werfen, wie: „Der ist kein Dichter“, „der hat überhaupt kein Gemüth“ u. s. w. mit Grazie in infinitum. Was würde wohl ein Kaufmann sagen, dem man wegen einer rissigen fleckigen Zipfedeck seine ganze Ware verunglimpfen, ja ihm überhaupt die Solidität absprechen würde? Er würde ohne weiteres den Vorwitzigen vor Gericht fordern. Dem wahren Künstler aber liegt seine Kunst, die er höher achtet als sein Leben, weit mehr am Herzen, als seine sogenannte persönliche Ehre und andre relativer Firtlesanz.

Was bleibt der Weisheit letzter Schluß? Ehrengerichte von Sachgeoffenen und Sachverständigen. So lange aber diese wichtige Institution nicht eingeführt, so muß das Gesetz, falls es Romanporträts als Beleidigungen auffaßt, wenigstens zwei Dinge als absolut mildernde Umstände berücksichtigen: 1) Falls der Künstler wirklich bona fide auf zugetragenen Klatsch fußte, 2) falls wiederholte Reizung des Klägers vorliegt. Phantasie und Reizbarkeit des künstlerischen Temperaments entschuldigen dann Alles. Treffen diese beiden Umstände nicht zu, dann nehme das Gesetz seinen Lauf.



Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

1. Ergebnisse der I. Jahresausstellung von Kunstwerken aller Nationen im kgl. Glaspalast.

Ein furchtbar langer, plumper, untüchtlicher Titel in seiner offiziellen Fassung: „Münchener Jahresausstellung von Kunstwerken aller Nationen im königlichen Glaspalast 1889“!

Eine Einrichtung, die alljährlich wiederkehren und kennzeichnend für das Kunstleben einer Stadt sein soll, müßte mit der Kürze und Kraft eines Schlagwortes bezeichnet werden und nicht mit der Aneinanderreihung von Wörtern von mehreren Bandwurmlängen.

Zunächst hätte der Ausdruck „Ausstellung“ vermieden werden sollen, weil er in dem Durcheinander unserer modewäßig sich ablösenden und kreuzenden Ausstellungen aller nur erdenklichen Gattungen alles Hervorstechende verloren hat.

Dann dieses breite und breiige „von Kunstwerken aller Nationen“, das zudem eine Kaufschneiderei ist! Als ob es außer den sogenannten „bildenden“ und graphischen Künsten nicht auch noch andere gäbe! Es ist uns nicht bekannt, daß im Glaspalast z. B. auch musikalische und dichterische Schöpfungen mit ausgestellt worden wären — Werke, die doch auch „Kunstwerke“ sind sozusagen! Nach übereinstimmender Annahme aller Kulturforscher ist die Poesie die erste, ursprüngliche und verbreitetste aller menschlichen Künste gewesen, während es durch religiöses Geseß gewisser Völkern von Anfang an unterjocht war, sich „irgend ein Bildnis oder Gleichnis von dem zu machen, was aus, unter oder über der Erde ist“ — ein Geseß, das z. B. bei den islamitischen Nationen heute noch zu Recht besteht.

„Aller Nationen“ — auch das stimmt nicht, denn die Geschichte kennt noch eine ganze Reihe kunstschöpferischer Nationen, die in den Münchener und gewöhnlich auch in anderen europäischen Ausstellungen nicht vertreten zu sein pflegen.

Die vielgerühmte deutsche Gründlichkeit und wissenschaftliche Exaktheit ist mithin bei der Namensgebung dieser neuen Münchener Einrichtung nicht in Thätigkeit gewesen.

Dies ist das erste, und wie wir gleich mit Vergnügen beifügen wollen, einzige negative Ergebnis dieser „Jahresausstellung“.

Daneben sei das bedeutendste positive Ergebnis gestellt, jenes positive, das in der heutigen Welt bei Hoch und Niedrig als das erstrebenswerteste gilt: das mammonistische, handelsmännische, materielle, in klingender Münze zählbare. Als Bildermarkt hat diese erste „Jahresausstellung“ einen unerwartet glänzenden Erfolg aufzuweisen: sie hat für nahezu eine halbe Million Kunstwerke „abgesetzt“ — trotz der furchtbaren Konkurrenz der Pariser Weltausstellung und anderer Wettbewerben.

Finanzpolitisch hat sich also diese neue Einrichtung durchaus bewährt. München hat sich als erster deutscher Bildermarkt im verdienstlichsten Lichte gezeigt. Aber auch kunstpolitisch ist dieses Ergebnis nicht gering anzuschlagen. Die im Glaspalaste

zusammengebrachten Bilder, welche so zahlreiche kaufstüchtige Beschauer anlockten, gehören der Menge und Bedeutung nach der Münchener Produktion an. Die Berliner und Dresdener Ateliers haben sich fast gar nicht, die Düsseldorfser und Wiener nur schwach beteiligt. Gut war Karlsruhe vertreten. Also München hat den Haupttrumpf ausgepielt; es hat sich der Welt wirklich als erste deutsche Kunststadt vorgestellt. Wenn es nur ernstlich will, kann es auch für die Folge seine Stellung als Mittelpunkt deutscher Kunst festhalten, wenigstens als Mittelpunkt deutschen Kunsthandels. Denn wenn nach der Versicherung des alten Herrn Friedrich Pecht die „Münchener Künstlerische zu mindestens einem Drittel aus Polen, Ungarn, Russen, Griechen, Scandinaviern und Amerikanern besteht“ und — nach der Versicherung des nämlichen alten Herrn, „es überaus interessant zu sehen ist, wie scharf besonders die beiden ersteren ihre Nationalität in der Kunst ausprägen, obwohl sie in München ihre künstlerische Bildung empfangen haben“, so hat München als Kunststadt seinen Schwerpunkt hauptsächlich in der Schule und im Markt, weniger in dem Geiste, der, vom Boden und der Luft aus, München als schöpferisches Kunstorgan voll charakteristischer und geschlossener Kraft durchflutet. Es wäre also mehr ein Zufallsverhältnis, das zwischen München und der Kunst besteht, nicht eine naturnotwendige Kulturströmung, welche die Stadt und ihre Künstler unzertrennlich an einander fesselt. Mit andern Worten: es wäre nicht eine spezifisch Münchenerische Kunstatmosphäre, die Einheimische und Fremde gleichermaßen erfüllt und umhüllt, wie z. B. in Paris das spezifisch Pariserische nach und nach alle in Paris schaffenden Künstler zu einem eigenartigen Typus zusammengeformt und ihren Werken einen unverkennbaren örtlichen, nach Natur, Geschichte und Gesellschaft scharf bestimmten Stempel aufgeprägt hat, sondern mehr eine Tatsache der Statistik sozusagen, daß München zufällig so und so viele kunstbegabte Menschen beherbergt, welche hier zusammen kommen, um lediglich die Vorteile der Unterrichtsmittel und des Marktes für ihre persönlichen Zwecke auszunützen, ohne eine große, ins Soziale getriebene, mit der Kraft eines eigenartigen Kunstideals sadzinierend wirkende Tätigkeit zu entfalten, in welcher alles zu machtvoller Blüte in die Höhe kommt, was nur dieser Kulturboden, von jedem anderen unterschieden, an verborgenen Keimen und Triebkräften enthält. Oder kurz gefragt: enthält sich in München ein neues Geheimnis ursprünglichen Kunstgeistes — oder wäre alles, was hier an Kunstwerken hervorgebracht wird, nach Art, Kraft und Bedeutung in jeder anderen Stadt, welche die äußeren, materiellen Vorbedingungen erfüllt, ebenso gut ausführbar? Ist München nach seiner Natur, Geschichte, Gesellschaft und Kulturhöhe so stark mit innerer künstlerischer Kraft gesättigt, daß ihm hierin in ganz Deutschland keine andere Stadt gleichkommt?

Wer hierauf mit Ja antworten kann, der giebt damit zugleich die Folge zu: München ist in der That und Wahrheit in Deutschland, was Paris in Frankreich ist — die Kunstmetropole, die durch kein noch so widriges politisches oder wirtschaftliches Gescheh in den Rang gebracht werden kann, den sie im Reiche der künstlerischen Ideale und Interessen zum Segen der Menschheit einnimmt.

So Hochachtbares und Erfreuliches diese erste Münchener Jahresausstellung auch enthält und so kraftvoll auch der Unternehmungsgeist ist, der sie ins Leben gerufen: ein Ja auf die soeben gestellten Fragen ist kaum unter den Ergebnissen, auf die wir bei ihrem Schluß zurückblicken können.

Abgesehen von Verschiedenem, was später angedeutet werden soll, entbehrt sie

der nationalen Geschlossenheit, der kernigen Deutsclikeit. Erstens hat sie sich zu sehr an die Ausländer herangebetet, um von ihnen, in allererster Linie von den Franzosen, Sensationsstücke für die Gaffer aufstellen zu können, zweitens hat sie eine große Zahl von Werken aufgenommen, die jeder Originalität entbehren, bloße Nachahmereien ausländischer Muster und öde technische Nachschreiberien sind, drittens hat sie in der Annahme und in der Art der räumlichen Zurgettungbringung wie in der Auszeichnung durch Prämien nicht immer jenes Feingefühl und jenen Takt walten lassen, welche wir von einem maßgebenden Unternehmen auf deutschem Boden zu fordern berechtigt sind. Es ist da viel Dilettantisches und nicht aus den idealen Grundsätzen des Kunstwesens genügend Erklärliches mit untergelaufen.

Am schwächsten ist das Ergebnis der Plastik, sowohl was die Zahl und Vollendung als die deutsche Eigenart der ausgestellten Werke betrifft. Die Zahl der Skulpturen, die teils im Palmengarten, teils in den 48 Sälen und Kabinetten zur Ausstellung gelangt sind, ist quantitativ und qualitativ unverhältnismäßig gering. Dabei hat einer der strebhamsten und fleißigsten Münchener Plastiker, dem nur das hartnäckigste Uebelwollen Talent und Fertigkeit wird abzusprechen vermögen, es erleben müssen, daß seine sämtlichen eingesandten Werke, farbig behandelte Wästen, der Reihe nach zurückgewiesen worden sind. Zuerst wollte die Jury wenigstens seine Döllinger-Wäste annehmen, jedoch unter der Bedingung, daß der Künstler — Joseph Echter ist sein Name — nicht ein chromisch behandeltes, sondern ein weißes Exemplar liefere. Und als der gequälte Künstler, der seit Jahren mit größten Opfern Experiment auf Experiment in der Bemalung der Statuen anstellte, sich noch besann, wie er sich dieser merkwürdigen Bedingung gegenüber benehmen solle, revidierte die Jury ihren ersten Beschluß und lehnte überhaupt seine Beteiligung an der Ausstellung ab. Der Besucher des Glaspalastes wurde dadurch um den Vorteil gebracht, einen talentvollen Plastiker kennen zu lernen, der zuerst in München in ausgebehntestem Maßstabe der Frage nach der Bemalung der Skulpturwerke mit konsequenten Experimenten näher trat und durch die Erfindung einer wetterbeständigen Masse und durch gelungene Bemalungsversuche der modernen Kunstbildhauerei einen wesentlichen Dienst geleistet hat. Gerade seine Döllinger-Wäste ist neben der des Universitätsprofessors Dr. v. Maurer nicht nur eine sehr starke Talentprobe, sondern auch ein von der Kritik längst anerkanntes Kunstwerk von unbestreitbarem Werte.

Mag dieser Fall, den die Prüfungskommission auf ihre Kappe zu nehmen hat, vereinzelt dastehen oder nicht — betrübend bleibt es unter allen Umständen, daß durch solche Vorgänge Kunst, Künstler und Kunstfreunde gleichmäßig in ihren berechtigten Erwartungen und Vorteilen geschwälert werden dürfen. So ist es gekommen, daß in dieser ganzen ersten „Jahresausstellung“ nur zwei Werke vorhanden sind, die der noch immer brennenden Frage nach Art und Umfang der Bemalung plastischer Kunstwerke eine diskrete Lösung zu geben versuchten: ein fein ausgeführtes „lachendes Mädchen“ in sanft angetöntem Marmor von Rudolf Maifon in München und die Porträtwäste zweier Kinder in Terrakotta von Nikolaus Geiger in Berlin, ein höchst lebendiges, anmutiges Werk. Alles, was sonst an Groß- und Kleinplastik vorhanden, ist herkömmliche Arbeit, gut und weniger gut, manches handwerkmäßig virtuos, wie bei den Italienern, aber ohne Bemähen, die Ausdrucksmittel der Kunst zu vermehren und zu steigern und an Problemen schön herumzurätseln. Von Sturm und Trang und genialem Wagemut zeugt kein einziges der ausgestellten plastischen Werke.

Sehr erfreulich dagegen ist das Ergebnis der Malerei hinsichtlich der neueren Technik und Verinnerlichung des Ausdrucks, vertreten durch die sogenannten Hellmaler. Diese erste „Jahresausstellung“ hat den vollgiltigen Beweis erbracht, daß die jungen deutschen Meister nicht nur mit den Herren der alten Schule, sondern auch mit den glänzendsten Darstellungskünstlern des Auslandes keinen Vergleich zu scheuen brauchen.

Hätte man die starke Zahl von Franzosen nur darum zu dieser Ausstellung herangezogen, um der siegreichen Reicherschaft der Modernen in Deutschland einen desto glänzenderen Rahmen und wirkungsvolleren Hintergrund zu geben, so könnten die Anspruchsvollsten unter uns hoch befriedigt sein. Die deutschen Realisten wissen so gut wie die geübtesten ihrer französischen Kollegen die Sonne vom Himmel zu holen und Fluten hellsten Lichtes und klarster Luft über ihre Bilder zu ergießen. Die Summe des Könnens ist bei uns so hoch wie bei irgend einem Malervolk der Welt. Und wenn heute die deutsche Kunststadt München sich entschließen wollte, eine reindeutsche Ausstellung zu veranstalten, so würde der Beschauer nichts von den technischen Überraschungen und koloristischen Bravourstücken vermissen, die man seither nur bei den unruhigen, neuerungsfüchtigen Franzosen anzutreffen gewohnt war.

Aber eine solche reindeutsche Ausstellung würde, trotz des Ausschlusses ausländischer Bilder, immer noch einen hinlänglich bunten und internationalen Eindruck machen aus dem seibigen Grunde, weil jene Deutschen immer noch in der Mehrzahl sind, welche ihre Phantasie und ihr Können an fremde Stoffe verschleudern, heute türkische, morgen italienische, übermorgen russische Vorgänge und Zustände malen, ohne freilich in diesen Sujets jemals die volle Wahrheit und innere Schönheit eingeborener Meister zu erreichen. Die Nachahmungswut und der Kosmopolitismus sind bei uns immer noch mächtiger, als sich mit dem Wesen der Kunst und dem nationalen Selbstbewußtsein verträgt. Es fällt dies um so peinlicher auf, je mehr glückliche Versuche vorhanden sind, die nationale Eigenart nach Form und Inhalt gleich charaktervoll in harmonischen Kunstwerken durchzubilden. Aber ist es nicht wahrhaft ärgerlich und demütigend, einen hochbegabten jungen deutschen Meister mit jedem neuen Bilde sich von seiner Zeit und seinem Volke abwenden und alte holländische Sittenbilder pinseln zu sehen? Man betrachte sich doch einmal die wunderschönen Bilder von Klaus Meyer in München! Die alten Holländer haben in ihren begnadetsten Stunden nichts Besseres gemacht. Warum muß der junge Deutsche nur immer zu ihnen hinlaufen und ihren Nachempfinder und Nachtreter spielen, statt ein ganzer deutscher Mann und Meister von ursprünglicher Empfindung zu sein? Wozu diese abgeschmackte Sittenbild-Mascherade? Wozu dieses Kokettieren mit einem Epigonentum, wofür man z. B. in andern Künsten, in der Musik und Dichtung nur ein verächtliches Asefeljuden hat? Man denke sich doch einen jungen deutschen Schriftsteller von heute, der à la Kriest dichten, oder einen ebensolchen Musiker, der à la Pergolose oder Rossini komponieren wollte! Und was in diesen Künsten eine Armseligkeit und eine Väterlichkeit wäre, das sollte in der Malerei Größe und ein Ruhmestitel sein? Wir sind so frei, Herrn Klaus Meyer mit allen übrigen Nach- und Anempfindern, mit allen Epigonensfexen und Auslandsaffen, und wären sie die unbezahlbarsten Techniker von der Welt, einfach armselig und komisch zu finden. Man nehme sich doch einmal die Ausländer in ihrer nationalen Würde und ihrem raffemäßigen Volkgefühl zum Muster! Wie selten fällt es einem Holländer

oder Franzosen oder Italiener ein, aus ihren Landen und Leuten und Selbstschil-derungen herauszugehen und sich in fremde Landsmannschaften hinzuzufügen! Hinzuzufügen — da steht das rechte Wort. Rückkehr zur Natur heißt auch Rück-kehr zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Womit wir noch lange nicht der gräßlichen Pedanterie das Wort reden wollen, daß ein Phantasiestrich in übermäßiger Künstler-laune gleich eine nationale Todsfünde sei. Es handelt sich hier eben nicht um Scherze, nicht um vorübergehende Späßhaftigkeiten und Possenreizeien, sondern um die großen Ernstfälle der vaterländischen Kunst.

Ein solcher Ernstfall ist auch das größte und gelungenste der wenigen Histo-rienbilder dieser ersten „Jahresausstellung“: Karl Marrs Flagellanten-Prozession. Stofflich zwar auch entlegen, schildert es in dem Aufzuge der mittelalterlichen Weißel-brüder doch ein allgemein menschliches Seelenleid, die Reaktion der Reue, Buße und Selbstzerfleischung nach den bestialischen Egoismus-Orgien einer in Wohlleben und Üppigkeit und Lasterhaftigkeit verfunkenen Zeit. Was uns Marr hier schildert, hat er nicht mühsam an alten Bildern ab- und zusammengequodt und zu einer aka-demisch nüchternen Maschine aufgebauscht — es ist vielmehr die Vision einer großen, von den lauernden Schreden der Zeit im Innersten ergriffenen Künstlerseele, dar-gestellt mit dem Aufgebote des vollen Könnens edler Meisterschaft.*)

Daneben begrüßen wir es gleichfalls als eines der guten Ergebnisse dieser Ausstellung, daß sie uns mit den Schredensbildern und der von Menschenblut dampfenden Furien-Romantik des Krieges verschont hat. Wir haben von diesen herzbrechenden Scheufälligkeiten der modernen Menschenmassenschlächtereien im letzten Jahrzehnt genug hinunterwürgen müssen. Der Waffenstillstand in der Malerei ist uns nicht weniger willkommen als der Völkerveriede im Leben. Um im Kampfe uns Dasein bei heldenhafter Gesinnung zu bleiben und kein Charakterlump zu werden, ist es wahrlich nicht notwendig, uns immer die blutige Barbarei des Krieges an die Wand zu malen. (Schluß folgt.)

2. Neuzug von den weltbedeuernden Brettern.

Da wir erst am Anfange der Spielzeit stehen, so ist es nicht überraschend, daß die auf die sommerlichen Ferien folgenden Monate uns noch keine außerordentlichen Theaterereignisse bringen konnten. Das Hoftheater durfte noch von den frischen Er-folgen seiner neuingerichteten und mit nachträglichen Verbesserungen bedachten Bühne zehren und dem Shakespeareschen „Lear“ die Calderonsche „Dame Skobold“ auf dem reformierten Schauplatz — dem wir kurz den kennzeichnenden Namen „Reform-bühne“ geben möchten — beigesellen. Auf dieser Reformbühne werden mit Winters Anfang in neuer Einübung die beiden Teile von Shakespeares „Heinrich IV.“ er-scheinen.

Inzwischen ist das Residenztheater mit zwei neuen Stücken hervorgetreten: „Volkseind“ von Ibsen und „Hochzeit von Valeri“ von Ganghofer und Proiner.

Ibsen hat in München einen großen Verehrerkreis. Jedes seiner Werke ist darum im Voraus eines durchschlagenden Erfolges sicher. Die Begeisterung jedoch, mit welcher der „Volkseind“ aufgenommen wurde, übertraf sogar die Erwartung der hitzigsten Ibsenschwärmer. Der ungewöhnliche Beifall galt natürlich zum guten Teile der ganz ausgezeichneten Darstellung, dann den kühnen Tiraden des „Volkseindes“

*) Vergleiche über Karl Marr „Orientblatt“ I. Jahrgang S. 913.

Badearzt Dr. Stodmann selbst, Tiraden, wie man sie mit solcher tendenziöser Schärfe noch von keinem modernen Autor von einer königlichen Bühne in das überfüllte Haus schleudern hörte. Ich wollte auch keinem jüngeren Autor, der im deutschen Unterthemenverband steht, raten, ein Stück mit solcher Tendenzverpfefferung bei einer deutschen Hofbühne einzurichten, wenn ihm der Name eines braven Bürgers lieb und eine stramme Abweisung unangenehm ist. Bekanntlich ist auch Fitzer mit seinem „Von Gottes Gnaden“ bei keiner großen deutschen Bühne angekommen. Es ist also dankbar anzuerkennen, daß die rücksichtslose Wahrheit eines radikalen Kritikers im Deutschen Reiche noch eine freie Zunge — wenigstens im Munde eines Nichtreichsbürgers hat. Wehr ist eigentlich dieser rabiate Dr. Stodmann, genannt der „Volkseind“, nicht, als ein radikaler Kritiker der öffentlichen Zustände von — Krähwinkel, von jenem Krähwinkel, das man freilich mit wenigen Veränderungen so ziemlich noch überall antrifft. Ein radikaler Kritiker, von dessen Lippen die Worte wie schallende Chreigen fliegen, dabei ein eiserner Charakter und ein weiches Gemüt. Diese Mischung macht ihn sympathisch. Und was sogar seine Chreigen sympathisch macht und die Betroffenen verhindert, Ach und Weh zu schreien, ist dies, daß Alle ihr Teil davon bekommen: die Regierer und die Regierten, die Parteien und ihre Führer, der große Haufen und seine Häuptlinge, die Böcke zur Linken und die Schafe zur Rechten. Diese göttliche Unbefangenheit, mit welcher der Dichter seine Prügel auf Gerechte und Ungerechte herabhageln läßt, macht dieses Chreigenstück, diese Maulschellenferenade schließlich zu einem ganz belustigenden Schauspiel. Und damit keiner zu kurz komme, bekommt zum guten Ende auch der Dr. Stodmann seine Keile: das Volk wirft ihm die Fenster ein und die städtischen Beamten entziehen ihm den Brotkorb. Und da sich der brave Mann in diesem Zustande am mächtigsten und vermutlich auch am wohlsten fühlt, so ist alles in schönster Ordnung und das moralische Gleichgewicht vollkommen hergestellt.

Wit Ausnahme des allzu mosaikartig zusammengestückelten letzten Aktes ist das Stück wundervoll aufgebaut, namentlich der zweite Akt mit seiner wichtigen Schlussszene von großartiger dramatischer Wirkung. Im weiteren Verlaufe, namentlich in der Volksversammlungsszene, hat sich der Dichter die Arbeit allerdings etwas leicht gemacht, indem er auf seinen Helden Stodmann alles Licht in verschwenderischer Fülle konzentrierte, während er das gesamte Volk als eine Herde von Troddeln, Schurken und Dummtöpfen darstellte, aus welchen auch nicht ein einziger ehrlicher und verständiger Mann hervorrage, der dem Doktor einen gesunden Widerpart hätte bieten können. So konnte es diesem natürlich nicht schwer fallen, als der große Wahrheitslampe heldenhaft das Feld zu behaupten und mit seinem Schlusswort die schmeichelhafte Entdeckung zu machen, daß er der „mächtigste Mann“ sei, weil er alleinstehe. Gerade vom Ibsenschen Standpunkte des consequenten Realismus darf dieser Mangel des prächtig wirkenden Stückes nicht verschwiegen werden. Auch würde eine etwas breitere und kräftigere Herausarbeitung der nur flüchtig, wenn auch mit Meisterhand skizzierten zwei Frauenrollen dem Wirklichkeitseindruck des Ganzen nicht unförderlich sein.

Die Fabel des Stückes hat das Interessante, daß sie in der That wirklich einmal erlebt und von einem deutschen Schriftsteller, unserem unvergeßlichen Alfred Meißner, als das Erlebnis seines Vaters, des Badearztes Dr. Meißner in Teplitz, in ergreifender Schlichtheit berichtet worden ist. Man vergleiche „Aus meinem Leben“ von Alfred Meißner, I. Band, S. 19—29. Gleichgültig, ob Ibsen diese Ge-

schichte gekannt und als Unterlage für seinen „Volkseind“ benützt hat oder nicht, das Verdienst des Dramatikers bleibt unter allen Umständen vollständig ungeschmälert und unantastbar nicht allein wegen der technisch imponierenden Durchführung des dramatischen Vorganges, sondern auch kraft der echt Ibsenschen Selbständigkeit und Kernhaftigkeit des Ideengehaltes. Schauspielersich betrachtet, enthält das Stück vier, fünf Männerrollen, die bezüglich der Fälle wirksamer Charakterisierungsmöglichkeiten zu dem reizvollsten gehören, was begabten Darstellern in der modernen Bühnenlitteratur geboten wird. Die Herren Hofchauspieler Schneider, Häusser, Richter, Bonn und Davidovitch haben denn auch glänzend, ja mustergiltig, die ihnen gestellte Aufgabe gelöst.

Von dem Ibsenschen „Volkseind“ zu der „Hochzeit von Valeni“ der Firma Ganghofer und Brociner (Redakteure des Wiener Tageblatts) ist ein so großer Schritt nach abwärts, daß wir uns scheuen, ihn heute noch zu thun. Der Kritiker, der kein „hochzeitlich Kleid“ anhat, könnte zudem auf dieser „Hochzeit“ der Feuilleton-Roman-Pumbum-Komödie mit dem rumänischen Phrasen-Idealismus nur die Figur des ungeladenen Gastes machen und dem Autorenpaar, das noch in den Flitterwochen seines leichten Erfolges schwelgt, als grundsätzlicher Spielverderber erscheinen — eine Rolle, nach der uns niemals gelüftet hat und niemals gelüsten wird, was auch die schiefgewickelten idealistischen Zeichendeuter sagen mögen. (Schluß folgt.)



Kritik.

Zur realistischen Bewegung.

Während die Herren von den alten Dichterschulen allerlei Schliche und Kniffe erfinden, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihre notdürftigen Dichtereien und verblichenen Vorbeerkränze zu lenken und durch ihre kritischen Klopffedter verständig lassen, daß die junge Dichtergeneration wohl mit großen Worten, aber nicht mit bedeutenden Werken zu zahlen wisse, herrscht im Lager der Realisten eine Schöpferlust und ein Thatentrieb sondergleichen, ihre Werke folgen Schlag auf Schlag, und es giebt keine Kraftprobe, an die sie nicht ihren freudigsten Mut setzten. Alle Gattungen des schönen Schrifttums werden von den Vertretern des vaterländischen Realismus mit erstaunlicher Kühnheit und unzugbarem Talent angebaut. Im Drama sind Hermann Vahr („Die große

Sünde“), Franz Held („Das Fest in der Bastille“), Gerhard Hauptmann („Vor Sonnenaufgang“) und Karl Bleibtreu („Ein Faust der That“) in den schneidigsten Wettbewerb mit den Bühnenschriftstellern älteren Stils getreten. Im modernen Epos hat Friedr. Lange mit seinem „Lothar“ ein Werk geschaffen, das Heyßes berühmtesten nobelistischen Keimereien sowohl durch die technische Vemeisterung des Stoffes, wie auch durch den echten und gerechten Geist deutscher Modernität weit überflügelt, während Julius Brand mit seinem episch-satirischen Kapriccio „Mephistopheles“ mit den glänzendsten ähnlichen Schriften Hamerlings aufs glücklichste rivalisirt. Ernst Wechsler erbringt mit seinen merkwürdigen Alttagsgeschichten „Gespenster im Sonnenschein“ den Beweis, daß die Meisterschaft in der kurzen, phan-

tasch-pilanten, gemüthvoll-humoristischen Erzählung nicht mehr allein den Ausländern eignet, sondern daß auch der schriftstellerische Nachwuchs Deutschlands Kunstwerke jener vielberühmten short story hervorzaubert, die den Amerikanern, Franzosen und Russen die unüberholten Erfolge und die dicksten Lorbeerkränze erworben hat. Auch auf dem Gebiete des großen vaterländischen Zeitromans können wir in diesem Jahre auf eine überreiche Ernte zurückblicken. Das Feld des Realismus starrt von schweren Garben. Die Namen Conrad Alberti, Hermann Heiberg, M. G. Conrad sind hier in erster Linie zu nennen. Im pathologischen Charakter-Roman hat Hermann Conrad mit seinem „Adam Mensch“ den Vogel abgeschossen. Wilhelm Walloth, der unvergleichliche Meister feinsten psychologischen Analyse, hat mit einem „Liberius“ die stolze Reihe seiner historisch-realistischen Romane um eine Musterleistung vermehrt. Von Teller von Liliencron, dem lähnen Sänger, sind sieben zwei Bände Erzählungen „Der Mäcen“ erschienen, die den genialen Lyriker aufs neue als nicht weniger genialen Prosalikünstler erweisen. Kurzum, auf der ganzen Linie des modernen vaterländischen Realismus herrscht eine schöpferische Bewegung, die an die herrlichsten Zeiten unseres deutschen Schrifttums erinnert und unserer Litteratur eine Zukunft verbürgt, wie sie reich und stolzer nicht leicht einem anderen Litteraturvolf der Erde beschieden sein kann.

Früh von Brud.

Romane und Novellen.

„Gefcheiterte Liebe“. Ein Novellenbuch von Adam Müller-Guttenbrunn. Leipzig, W. Friedrich.

Obgleich das Buch nur aus kurzen Erzählungen besteht, so ist es doch von hohem Werte, denn diese Erzählungen

sind packend, wie gelungene Dramen. Der allen gemeinsame Gedanke an gescheiterte Liebe ist so verschiedenartig zur Erscheinung gebracht, daß er immer von neuem anzieht und befehrt. Besonders ergreifend sind „Gräfin Judith“ und „Mutter und Sohn“; hier folgen sich die Ereignisse mit einer Notwendigkeit, die jeden Zweifel ausschließt. Dagegen bieten „Ein Fremärchen“ und „Das Christkind“ höchst anmutige Entwicklungen und zeigen das gemüthvolle Wesen des Verfassers im schönsten Lichte. Daß die Sprache überall einfach und natürlich ist, verdient in unsern Tagen besonders erwähnt zu werden.

Heinrich Solger.

Himmliche Liebe. Roman von Max Osterberg-Verakoff. Augsburg und München, Adalbert Botsch, 1889.

Dieser kleine Roman (158 S.) ist offenbar das Werk eines Anfängers, der noch schwankt zwischen den Stilarten, die in Geltung sind, und jene allein charakteristische Stilart nicht findet, die des Dichters eigenste Persönlichkeit am vollkommensten zum Ausdruck bringt. Daraus erklären sich die zahlreichen Mängel des Werkes, dessen Vorzüge nicht stark genug sind, um dem kritischen Leser über jene hinwegzuhelfen. Phantasie, Leidenschaft, Begeisterung — alles ist vorhanden, was auf erzählendes Talent hinweist und beim Lesen Seite für Seite mit Rut und Hoffnung erfüllt. Allein schließlich legt man doch das Buch mit dem ärgerlichen Gefühle aus der Hand: Nun habe ich 158 Seiten lang viel Schönes und Gutes in zersplitterten Anlässen, aber doch kein Kunstwerk gefunden, das mich dem Verfasser zur Anerkennung verpflichtet. Zum Teufel auch, Max Osterberg-Verakoff hat sich die Sache sicherlich zu leicht gemacht und frisch und fröhlich drauf losgeschrieben, statt erst mit seinem künstlerischen Gewissen zu Räte zu gehen und von vorne anzufangen, sobald er mit dem Fortgang

die Verirrung merkte! Wir erwarten ihn bei der nächsten Probe!

M. G. Conrad.

„Licht und Schatten“. Gesammelte Novellen von E. Milanis. (Dresden, Bierfson).

Ich habe diese gesammelten Novellen mit sehr gemischten Gefühlen gelesen. Der Verfasser scheint ein ernstes Wollen zu besitzen; er zeigt eine gewisse Reife der Lebensanschauung, er hat viel von der Welt gesehen und weiß manche ansprechende Reiseschilderung zu entwerfen. Aber ihm fehlt das Wichtigste: das Talent. In seinem Buche finden sich Skizzen, die von teuflischbegnadeter Talentlosigkeit zeugen. Nur wenige Erzählungen sind halbwegs genießbarer Natur, die große Mehrheit spricht laut und deutlich, daß ihr Urheber an einer entschieden unglücklichen Liebe zur Frau Muse krankt. Wir geben ihm den Trost, sich auszuraffen und der spröden Götin zu entsagen. Das ist für ihn und den Leser sehr wünschenswert. W.

„Anderl“. Roman in zwei Bänden von A. G. von Suttner (Bierfson in Dresden).

Ein sympathisches Buch trotz seiner psychologischen Lücken und technischen Fehler. Der erste Band ist sogar meisterhaft und von kulturhistorischem Wert. Der zweite Teil aber gelang dem Verfasser um so weniger. Der Zufall spielt eine zu große Rolle, die Motive der Handlung entgleiten dem Verfasser und er sucht den Leser durch Willkürlichkeiten zu entschädigen. Der ist aber damit gar nicht einverstanden. Es soll indes nicht geleugnet werden, daß A. G. von Suttner entschieden beachtenswerte Fähigkeiten besitzt und den naiven, empfänglichen Leser tief zu rühren und zu erschüttern versteht. Für Leihbibliotheken ist das Buch geradezu eine Zierde. Wir hoffen, daß der Autor demnächst mit einem Werke

den ersten Leser beschenkt, das ihn in allen seinen Teilen ebenso interessiert wie der erste Band seines „Anderl“. W.

Emile Zola, Alphonse Daudet und andere Naturalisten Frankreichs. Von Emil Burger. Dresden und Leipzig, Bierfson. Auch wieder einer, dems in der Gurgel juckt, in deutschen Buchläden das hohe Lied von der Kunst der Franzosen zu singen und zu thun, als hätten wir daheim nichts hervorgebracht, was sich den Arbeiten der Pariser als gleichwertig an die Seite stellen ließe. Und am Schlusse hängt er seinen Wiederkehrreien über Zola, Daudet u. a. noch einige Übersetzungen von französischen Novellen an, als ob wir in Deutschland keine Novellendichter hätten, die nicht ebenso Gutes und Schönes auf Lager haben! Massenhaft haben wir's — aber unsere biederen Deutschen gehen als richtige verblendete Auslandsaffen daran vorüber und laufen den fremden Handlangern und Spähervermittlern zu. Hätte doch der Monsieur Emil Burger lieber den Stiel umgekehrt und den Herren Pariser etwas aus der deutschen Litteratur vorgepiffen und überseht! Aber er kennt offenbar seine Pappenheimer, der fleißige Schreiberemann. In Paris Deutsches? Ja, prosit Wahlzeit! Aber in Deutschland Französisches? Da ist immer noch ein Geschäft zu machen. Wir gratulieren dem findigen Herrn.

M. G. Conrad.

Victor Valentin. Der Seelforger. Roman. Leipzig, Reißner.

Der Roman erzählt, wie ein Kandidat der Theologie eine geistreiche Frau vom Adel kennen lernt, um ihretwillen ein blutiges Duell mit einem Offizier befehdt, auf die Kanzel verzichten muß und endlich die Geliebte erlangt. Unter den Charakterzeichnungen ist die der umworbenen Frau besonders gelungen. Wir vermuten in dem Verfasser eine — Verfasserin und

zwar eine ungeduldige, die gegen den Schluß des Werkes sich die Sache zu leicht gemacht und uns damit um manche stolze Hoffnung betrogen hat, welche der breit und tief angelegte Anfang erregte.

Heinrich Solger.

Des rechten Auges Ärgerniß.
Roman von August Niemann. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.

Ein interessantes Werk. Fliehend, angenehm, in tabellosem Deutsch geschrieben, und dabei von so tiefer, scharfer psychologischer Analyse, daß man glauben muß, der Verfasser müsse eine ähnliche Ehe selbst erlebt und gelebt haben. Es ist nämlich kein Roman im hergebrachten landläufigen Sinn, wo ein junges Mädchen und ein junger Mann sich sehen und lieben, durch so und so viele Verwicklungen gezerrt werden und sich auf der letzten Seite endlich bekommen. Auch keine pikante Ehebruchsgeschichte, sondern nur eine ganz einfache Ehestandsgeschichte, wie sie Jahraus, Jahrein von Tausenden erlebt und — erlitten wird. In hundertfachen Variationen natürlich, für die Betreffenden jedoch immer von derselben unglückseligen, vernichtenden Wirkung.

Das gräßlich Leinzellersche Ehepaar ist mit allen irdischen Glücksgütern, dazu mit einer blühenden Nachkommenschaft von neun Köpfen gesegnet. Zudem wurde der Bund seinerzeit von den beiden Menschen aus wahrer Reizung eingegangen. Sie waren aber sehr jung, und entwickelten sich mit den Jahren nach ganz entgegengesetzten Richtungen. Die Gräfin, von Haus aus spanische Herzogin, neigt sich immer mehr zur Bigotterie, der Graf zur Vernunft und der freien Wissenschaft. Daraus, sowie aus dem leidenschaftlichen, blind-eifersüchtigen Wesen der Gräfin, tägliche Szenen und Konflikte über Kindererziehung und Erzieherinnen. Weider Gesundheit ist erschüttert. Der Graf fürchtet sündlich, er müsse wahnsinnig

werden und — er werde seine Frau töten. Wie er das seinem Arzt vertraut, ruft derselbe aus: da erzählen Sie mir meine eigene Lebensgeschichte und die fast all meiner verheirateten Patienten! Ja wenn ich den Mann an den Nord- und die Frau an den Südpol schicken könnte, daß sie sich nie wieder träfen, wollte ich sie alle heilen. — Sehen Sie, all' meine Witwen und Witwer blühen auf!" —

Die gefürchtete Stunde kommt, er tötet seine Gattin, die ihn immer noch anbetet, die er immer noch von Herzen liebt — und stirbt selbst im Wahnsinn. — Eine Ehegeschichte, eigentlich für Ehemenschen geschrieben, denn nur solche, glaube ich, werden ganz verstehen, was der Verfasser damit sagen will und doch nicht voll auszusprechen wagt — oder vielmehr nachdem er es ausgesprochen, wie als wäre er selbst erschrocken über die Konsequenzen, aber die furchterliche Unerbittlichkeit der Logik, es wieder halb zu verwaschen, zurückzunehmen sucht. Man beachte im zweiten Band den Brief des Engländers an die Gouvernante, S. 34—39, zum Verständnis des ange deuteten. — Neben diesem Ehestandsdrama als Hauptinhalt, bietet das Werk noch viele interessante Einzelheiten. Ganz vorzüglich finde ich z. B. die humorvolle Schilderung des Kleinstadtlebens im ersten Band, mit den beiden Figuren des Dr. Brandes und seiner Tochter Dolle, Vater und Schwester der Gouvernante Clarissa im Leinzellerschen Hause. Diese behaglichen Genußmenschen mit ihren nur aus Prätitische gerichteten Grundfäßen sieht man leidenschaftig vor sich und hört sie atmen.

Niemand wird das Buch ermüdet, sondern im Gefühl, neben der Unterhaltung vielseitig geistige Anregung empfangen zu haben, aus der Hand legen.

Fritz von Brud.

Zwan der Schredliche und sein Hund. Roman von Hans Hoffmann.

Deutsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. Hoffmann besitzt ein gut Teil der köstlichen Gottesgabe Humor. Humorvoll ist das ganze reizende Büchlein vom Anfang bis zum Ende. Jede Figur hat etwas Erkelliches von des Verfassers guter Laune abbekommen, und das ist das Beste daran. Der Mathematik-Professor Velling, von den bösen Buben genannt Iwan der Schreckliche, ist eine rührende tragikomische Erscheinung, desgleichen sein Hund, desgleichen das Schicksal beider. Alles ist mit prächtigen frischen Farben geschildert. Das Leben und Treiben der kleinstädtischen Gesellschaft beinahe zu jocos, aber originell und wirksam. Sehr brollig-sentimental ist auch die Helene, des Mathematikers schließlich Braut. Alle Figuren sind sehr geschickt charakterisiert, auch die, welche nur mit einigen flüchtigen Strichen gezeichnet sind.

Marie Conrad.

Von Rosegggers ausgewählten Werken, illustriert von Greil und Schmidhammer (Wien, Hartlebens Verlag), liegt der dritte Band abgeschlossen vor. Derselbe enthält auf 470 Seiten das „Buch der Novellen“ und die „Sonderlinge aus dem Volke der Alpen“. Bei der großen Mannigfaltigkeit der dichterischen Gestalten war es für die nachzeichnenden Künstler allerdings nicht schwierig, der ermüdenden Eindeutigkeit auszuweichen und immer überraschend und fesselnd zu bleiben, besonders bei so dramatisch drauslos gehenden Geschichten wie „Die Christvesper“, oder „Wenn Tömonen spielen“, oder „Der Höllbart“. Größer waren die Schwierigkeiten, welche der landschaftliche Schauplatz zu überwinden gab: Alben und immer wieder Alben! Wie leicht hätten weniger phantastische Künstler hier des Guten zu viel thun und uns mit ihren Bildern das Buch des Dichters bis zum Eckel verleiden können! Und sie haben wirklich das schwere Kunststück

fertig gebracht, zu einem halben hundert Alpen geschichten immer wechselnde und anziehende Alpenbilder zu finden. So verdient auch der dritte Band wie die vorausgegangenen unsere vollste Anerkennung. M. G. Conrad.

Drama.

Vor Sonnenaufgang. Soziales Drama von Gerhart Hauptmann. (Berlin, Conradsche Buchhandlung.) Gerhart Hauptmanns Muse ist mir nicht fremd. Ich war es, der seine seltsame allegorische Dichtung „Promethidenlos“ ehrenvoll erwähnte und dafür von dem famosen Eugen Wolff (meiner Ansicht nach identisch mit dem anonymen Offizier in Ostafrika, welcher so schöne unparteiliche deutsche literarische Volkshefte hervorzaubert) gehörig in seiner Brocküre angelassen wurde. Ein Drama Hauptmanns, das ich im Manuskript las und das die liebe alte Hermannschlacht behandelte, gefiel mir wenig und der junge Dichter schwieg sich lange aus, vielleicht mitbeeinflusst durch wunderfame Lebenserfahrungen mit gewissen „sozialen“ Literaten. Da veröffentlichte er plötzlich in der „Gesellschaft“ die Novelle „Bahnwärter Thiel“, deren schonungsloser Realismus eine schon reife Kraft verriet. Dies soziale Drama nun stellt Hauptmanns hohe Begabung über allen Zweifel, ihn selbst auf die äußerste Linke der Realisten. Nur Tolstois „Nacht der Finsternis“, das unverkennbare Vorbild Hauptmanns, geht so bis zur äußersten Grenze des Schrecklichen und Widerwärtigen. Es ist ein „soziales“ Drama im wörtlichen Sinne. Nichts als die etelhaften Geheimnisse einer großbäuerlichen Trunkenboldsfamilie in einem schlesischen Kohlendistrikt werden in ihrer ganzen Rohheit und Gemeinheit aufgedeckt; inmitten dieses „Sumpfes“ eine unrettbar verlorene reine Frauengestalt, die wie Hedwig in Ibsens „Wildente“ als Opfer

fällt. Nicht umsonst wird wiederholt das Wort Sumpf gebraucht, das im Ibsen'schen Drama ein solches Stichwort abgibt, und die Figur des Hauptmann'schen Arztes erinnert allzusehr an den Kelling der „Wildente“. Auch spielt Loth im Grunde eine ähnliche Rolle wie Gregers' Werke. Wenn somit der Einfluß genannter beider Dramen unverkennbar, — hier endet er aber. An zusammengepreßter Wucht sich steigender Tragik, an finsterner Entschlossenheit vorwärts treibender Notwendigkeiten scheint mir dieser Deutsche dem berühmten Rivalen so ziemlich gewachsen — d. h. er weist dieselben Mängel und Vorzüge auf wie jene. In den entzündenden Liebes-Scenen pulsiert ein Dichterherz, wie es jenen Nordländern versagt blieb, und in der Figur des Hoffmann steckt eine Meisterleistung. Das ist der echte jungdeutsche Reichsbürger, wie er im Buche steht: Innerlich weg über alle Vorurteile, das gebildete Maulwerk sogar mit sozialen Reformen lächelnd, sonst aber der brutaleste Selbstling und unterthänigste Spießbürger, weil ihm eben nichts heilig als Geld und Genuß. — Ob dies Drama gerade wahre Bühnenwirkung erzielen dürfte, wage ich nicht zu entscheiden.*) Seltsamer oder vielleicht sehr begreiflicher Weise kann sich dies naturwahre und mit intimer Wahrscheinlichkeit aufgebaute Genrebild an Bühnenwirksamkeit kaum messen mit einem so konventionellen und unreifen Machwerk wie Gregers' „Bürgerlicher Tod“. Ich muß es aussprechen: Die Form, welche mit unerbittlicher Lebensstrenge zugleich die leichtflüssige Lebendigkeit der Handlung verbindet, hat das modern-soziale Drama noch nicht gefunden. Diese nur psychologisch, aber nicht dramatisch nötigen und berechtigten langen Gespräche über dies und das, wo

sich die Personen ihre Lebensschicksale und ihre Ansichten erzählen, können auf der Bühne nimmermehr paden. Selbst bei der Aufführung der „Wildente“ war ich einfach starr, wie so manches bei der Lesartre Geßelnde jetzt wirkungslos wie ein Schlag ins Wasser fiel. Daß die Ibsenianer das nicht Wort haben wollen, beweist natürlich gar nichts. Hauptmann's Drama enthält eigentlich gar keine Handlung, sondern spitzt nur einen einzigen einfachen Konflikt zu: Der Sozialist Loth verläßt sein eben gesundenes weibliches Ideal, weil er erfährt, daß deren Vater ein Säuser ist, um keine degenerierten Kinder in die Welt zu setzen. Letzterer allein triftiger Grund wird vom Dichter übrigens nur gestreift. Die sittliche Frage liegt nun meines Erachtens so. Hat ein Mann das Recht, von „Nicht“ ganz zu schweigen, seine eigene Liebe und das geliebte Wesen zu opfern (Helene, die dem allzu gewissenhaften Prinzipienreiter schon so etwas vorher andeutete, ermordet sich sofort), bloß um die Menschheit nicht mit möglichenfalls degenerierten Sprößlingen zu belasten? Als Corvisart an Napoleon die Frage richtete, bei der schweren Entbindung Marie-Louisens, ob er die Mutter oder das Kind retten solle, erwiderte das sittliche Gerechtigkeitsgefühl dieses großen Mannes, obschon ihm doch nichts an der Mutter und alles an dem Erben lag: „Sauvez la mère, car c'est son droit.“ Der Held dieses Dramas aber opfert die Mutter zugunsten noch gar nicht geborener Kinder! In dieser tugendhaften Selbstüberwindung verbirgt sich eine thörichte Kohheit, welche also die Liebe bloß als Fortpflanzungsinstitut betrachtet. Niemand kann einem Tugendhaften verbieten, ein bemaltetes Wesen zu lieben, falls er die Folgen auf sich nimmt, und es ist ein Selbstverrat, eine Knechtung der individuellen Freiheit, dem Naturinstinkt der Liebe in

*) Diese Besprechung wurde geschrieben, ehe die „Freie Bühne“ das Stück zur Aufführung brachte.

solchem Falle zu entfangen. Mein Gott, braucht er denn Kinder in die Welt zu setzen?! Man versteht mich. Manches, was heut cynisch klingt, wird der Zukunft sittlich danken. Eine wirkliche Naturnotwendigkeit kann ich also in dem jähen überstürzten Ende nicht entdecken, um so mehr bekanntlich die Vererbung bedeutenden Schwankungen unterliegt und neuerdings von einem englischen Physiologen in gewisser Hinsicht angefochten wurde, womit der Grundgedanke des Zolaismus wenigstens in so apodiktisch doktrinärer Form über den Haufen fällt. Sittlich vernünftig handelt daher nur das unglückliche Mädchen, das sich den Tod giebt, weil ihre wahre Lebensaufgabe, die Liebe für den Erwählten, ihr entrißen, obschon ja auch sie den Kampf gegen den Dämon der Vererbung tapfer ausfechten könnte. Ob der Dichter den Einfluß seines Helben billigt, vermag man nicht zu erkennen. Jedenfalls fängt aber das wahre Drama erst an, wo Hauptmann auftritt: Der Seelenkampf Loths, nachdem er erfuhr! Mindestens fehlt ein ganzer letzter Akt. Hierdurch wird jene tragische Wirkung zerstört, in welcher der Zuschauer eine Veröhnung empfinden soll, die natürlich nichts mit der berücktigten „poetischen Gerechtigkeit“ zu thun hat. — An Aufführung des Stückes kann wohl kaum gedacht werden, wegen der Naturalismen, der störenden schlesischen Mundart und Stellen wie folgender: „Es ist verkehrt, den Mord im Frieden zu bestrafen und den Mord im Krieg zu belohnen. Es ist verkehrt, den Henker zu verachten und selbst, wie es die Soldaten thun, mit einem Mordinstrument an der Seite stolz herumzulaufen. Verkehrt ist es, die Religion Christi als Staatsreligion zu haben und dabei ganze Völker zu vollendeten Menschenschlächtern heranzubilden.“ Horch, schreit da nicht ein Staatsanwalt: Grober Unfug, Aufreizung, Sozialistengefetz? Neuerdings

sollen sich Staatsanwälte wie ich höre sogar zu litterarischen Urteilen aufschwingen und würden daher über ein solches Verbrecherdrama die kritische Zensur verüben: kraß dietantisch, durch und durch unreif, — wofür sie gewiß in idealistischen Verlegern und Auch-Schriftstellern geeignete „Sachverständige“ zitieren könnten. Man denke sich z. B. einen verhungerten Poeten, der etwa im Delirium folgenden Wahnsinneschrei ausstieße:

Wenn mächtig Legion an Legion
Krußt von Ost und Westen die Vernichter,
Dann blüht dir endlich der verdiente Lohn,
Du Säuberer der Denker und der Dichter.

Wenn endlich wiederstürzen in den Staud
Die plumpen Schergen und die fallchen Richter,
Wenn jede Zwingsburg wird der Flammen Raub,
Dann wird gerächt das Loos der deutschen Dichter.

Verhängern müssen wir, verfolgt, verhöhnt
Soll hundsgemeinem Bourgeoiselichter.
Erst dann der Lorbeer unsrer Stirne krönt,
Wenn umgeschaffen dieses „Woll der Dichter.“

Diese paar armseligen Verse könnte ein Staatsanwalt sichten und sieben, bis der Unglückliche zum Galgen reißt. Die Motive solcher Wahnsinn-Verzweiflung zu begreifen und ihre Ursachen zu bessern, das kümmert nicht den Staat und seine Anwälte. Und bei dieser Gelegenheit möchte ich doch auf die Komik hinweisen, welche in der Verpönung alles „Litterarischen“ in „sozialen“ Dichtungen liegt. Denn wir, gerade wir, das geistige Proletariat, sind die wahren Enterbten, uns muß zuerst geholfen werden und unser Elend bildet einen Hauptbestandteil der sozialen Frage. — Jedenfalls ist „Vor Sonnenaufgang“ das erste wirkliche „soziale Drama“ unserer Tage, mit rein realistischer Technik. Hier erkennt man, wieviel Stoffe noch brach liegen, so z. B. als verwandtes Thema: die Bauern-Millionäre von Schöneberg in ihrem Verhältnis zu Berlin. Der Held dieses Dramas nennt „Werther“ ein

dummes Buch (beiläufig Unsinn, weil damals revolutionär wirkte, was uns heute sentimentaler erscheint) und Jbsen „Leinen Dichter“, sondern „nur Medizin“, wovon ich freilich in dessen Herumsuchteln mit der „Eheltage“ nichts merkte. Hauptmann selbst aber ist ein Dichter, doch freilich ja kein Norweger!

Karl Bleibtreu.

Neue Lyrik.

1. Alfred Veetschen. Jugendeland. Gedichte. 1888. 8. 83 S.

2. Eugen Hané. Träumereien im Studierfrüchchen. Dichtungen. 1888. 8. 91 S.

3. Margarethe Adelman. Gedichte. 2. Aufl. Herausgegeben v. Karl Schrattenthal. 1889. 8. 102 S.

4. Karl August Hädinghaus. Gedichte. Dresden und Leipzig, Pieron 1889. 8. 80 S.

Durch die hohe Ausbildung, welche unsere Muttersprache erfahren, durch die infolge der Existenz billiger Volksbibliotheken ermöglichte große Verbreitung guter Schriften d. h. trefflicher Muster in Prosa und Vers, ist eine Unterströmung von Kunstpielerei entstanden, welche die Mitte hält zwischen grobem Pilettantismus und kunstmäßiger Schaffen. Diese Gattung der Halbtalente zeichnet sich durch reine korrekte Anwendung der sprachlichen und metrischen Formen aus, die oft durch kunstmäßigen Bau die Gedankenleere zu verbergen suchen, oder sie operieren geschickt mit einem zusammengelesenen Schatz von bekannten lyrischen Schlagwörtern. Zu diesem gehört ein wenig Alfred Veetschen (Nr. 1). Nur wenig Inkorrektheiten wird man ihm nachweisen können, was Form anbetrifft, aber es fehlt doch zu sehr an Tiefe des Inhalts. Er sagt selbst (S. 65) gute Gedanken mit Bildern unranken, heißt Dichter sein, und so hat er auch „gute“ häßliche Gedanken in gefälligem Kleide, aber nach so

viel „Guten“, möchte man auch einmal einen eigenartigen Gedanken, einen schwachen Schrei der Leidenschaft, kurz ein Häufchen reinen Elementarismus verspüren. Ich will ihm nicht die vielen Anleihen an Heine (S. 29 f.) anrechnen, denn der Einfluß großer Poeten auf lyrische Anfänger wird immer ein notwendiges Durchgangsstadium sein — wenn man nicht eben ein Genie ist —, aber ein wenig eigenartige Physiognomie wird er sich erschaffen müssen, wenn er mehr sein will als das, was er nach der vorliegenden Gedichtsammlung zu sein scheint: Ein guter, liebenswürdiger Mensch. Einzelnes der „Stimmungsliedchen“ ist trefflich gelungen. So (S. 7):

„Sah im Stünen, vom Weh fiel der Blüten-
regen nieder,
Sommerwölklein trieb der Weh und es duktete der
Fleber.“

Aus dem Blütenhochstaub ward ein Kranz von
Güldenrauten:
Walden Vogel ist auß' Raub, auf mein junges Stüd
gefallen.“

Eugen Hanés Dichtungen (Nr. 2) entstammen einer wahren Dichternatur. Hané ist in der Welt weit herumgekommen und manche Erlebnisnisse aus fremden Erdteilen hat er anschaulich und materisch in Worte skizziert. Aber diese von scharfer Beobachtung des Außenlebens zugehenden Gedichte (S. 5, 71, 74) sind doch nur selten, weil er eine Innennatur, ein Contemplativpoet ist. Das Wesen seines Schaffens ist „Träumen“, aber nicht ein phantastisches, sich ins Unendliche Verlierendes, ein Träumen der Seele, sondern ein Träumen des Geistes, ein Überlegendes, hin- und herwägendes. Daher nennt er seine kleine inhaltsreiche Sammlung so einsichtig „Träumereien im Studierfrüchchen“. Und hierin liegt der Mangel seiner Begabung. Er schaut zu sehr nach innen, selten nach außen in die dunklen fragenden Augen der schweigenden Natur. Er träumt sich als Lustschiffer, als Taucher (S. 23, 27) und malt sich die Ge-

fahren aus, die sie umdräuen, die Gedanken, die ihr Hirn durchrollen; im Geiste hält er ein Zwiegespräch mit Voltaire (S. 21); im Stübchen sitzt er und sinnt, in der Hängematte liegt er und träumt u. s. f. Doch überall tritt uns ein reiner reifer Mensch entgegen, der über die Stromschnellen der Jugend hinweg ist und das ruhige Fahrwasser des Mannesalters erreicht hat. Von einer neuen Seite zeigt er sich in seinen „Szenen und Bildern“ (Abt. 3). Auch sie sind Produkte seines „Sinnens und Träumens“, durch Worte wiedergegebene Bilder, die sich seine Phantasie erfonnen. Hin und wieder streifen sie an die Ballade, haben aber nicht ihre einfache, prunklose, realistische Sprache und den stürmischen Gang der Handlung. Die Ballade ist die einzige lyrische Gattung, die Berührungspunkte mit dem Epos und dem Drama zugleich hat. Beschreibung und Handlung sind ihre Grundstützen; selten Monologe lyrischer Natur. Und die händischen Balladen sind zu lyrisch und zu pathetisch. Der „Nordpolfahrer“ (S. 65) hält nicht eine so lange pathetisch-prometheische Brandrede, wenn er im Eise festsetzt; er rennt nicht blindlings auf die Eisberge los, wo er sichern Untergang findet. Überhaupt fehlt es seinen vom inneren Auge angeschauten Bildern zu sehr an Realismus, dessen grade die Ballade so sehr bedarf. Abt. IV., „Erinnerungen“ sind wiederum vortrefflich, namentlich das Gedicht „Ernesta“ (S. 76) ist echt modern, indem es ein rührendes Idyll aus der Großstadt zeichnet, eine Liebe zwischen einem Studenten und einer Soubrette. Nur einige Strophen hier:

„Wir waren arm; Poet ich und Student,
Du, was man in der Kunst „Soubrette“ nennt,
Ich lernt' und schrieb, Du spieltest Kammerlädchen.
Wir wohnten Wand an Wand im sterren Stod,
Und doch, wie Holz trug ich den einzigen Noth,
Singst Du am Arm mit, mein herr'ges Schöpfchen.

„Wie oft, wenn der Gefährten lust'ger Schwarm
Im „gold'nen Kamm“ beim Bierc froh und warm
Im Hinterstübchen laß und wasser zachte,
Stand ich, erwartend Dich, am Schauspielhaus
Im Schner und Sturm und schaut voll Sehnacht aus,
Ob bald Dich der Komödie Schluß wir drächte;

„Nest lautet es und tripptrapp husch's daher:
Sieh', wie des Schneees Floden regenschauer
Sich auf die Erde jent, die jäh enträuselt
Dem Kopf'uch sich entwandt, indes der Hauch
Thaufeischer Lippen, wie's der Liebe Brauch,
Im Kusse mir des Bartes Flaum umsäuselt! . . .“

Bei der Lektüre der Gedichte Margarethe Adelmans, Nr. 3, fiel mir der melancholische Vers Leutholds ein:

Wälder sind sie eines Baumes,
Welcher nie in Blüte stand.

Der Herausgeber Karl Schrattenthal verfuhr mit dieser Renausgabe eine „Rettung“. M. Adelman wurde am 3. Nov. 1811 in Würzburg geboren. Im 8. Jahre verlor sie ihren Vater und wurde von ihrer Mutter ausgezeichnet erzogen. Sie blieb unverheiratet. Daß sie viel Trauriges und Bitteres erfahren, davon sprechen ihre Gedichte wie ihre Briefe (S. 5) rührend genug. 1844 erschienen ihre Gedichte bei F. A. Brockhaus. Spurlos gingen sie an dem Publikum vorbei und resigniert zog die Dichterin sie zurück. Ebenso wirkungslos blieb ein Bündchen Gedichte aus dem Jahre 1864. Vergebens machten Alexander Jung und Karl Schrattenthal in mehreren Zeitungen auf sie aufmerksam; sie blieb ungenannt wie bisher. Da wollte lesterer ihr durch eine 2. Auflage ihrer Gedichte ihren Lebensabend verschönen, aber ehe es ihm gelang, einen Verleger zu finden, starb sie im Alter von 76 Jahren am 12. Dez. 1887.

Wenn man von ähnlichen Schicksalen so oft hört, wenn man nachsüßigt, wie das Büchlein gleicht einem großen Kirchhof vergrabener Hoffnungen und verfunkenen Träume, wenn man mit dem inneren Ohr hört, wie es zwischen den Zeiten schluchzt, wie von unterdrückten Thränen,

möchte man müde werden, sehr schaffensmüde. — N. Adelmann hat ein besseres Los verdient. Ihr gelang ein süßes Frühlingslied voll innigen Naturgefühls so gut wie die ernste getragene Contemplativkritik der Ode. Im Lenz singt sie (S. 20):

„Freude liebt er, Freude und Lust! im Aufschwung
kühner Freiheit, reich durch die Brust, und wogend
hoch auf Blüten süßen Entzuckens schaukelt
Gott sich das Leben.

In trüben Stunden findet sie für ihre Einsamkeit tiefen rührenden Ausdruck. Sie weiß, sie singt nur für sich. Und wie hübsch sagt sie das mit den Worten: „Ich sing im Dunkeln!“ Wenn sie die Gesenker trüber Stunden bannen will, flüchtet sie an das Herz der Altmutter Natur (S. 59 f.):

„Natur, auf deinem blümenreichen Hüfte
Berstachst ich des Lebentages Schmerz,
Bei deinem Lichte dunkeln Farbenspote
Der Vögel Sang, der Schmetterlinge Schreuz,
Da tauch ich unter in des Traumes Wellen,
Und lasse fort mich tragen in das Lamb
Der frohen Jugend, wo mit leichten Söhnen
Wir lächelnd, lustbetränt die Zeit entwandn.

Ich würde mich freuen, wenn meine Zeilen manche Leserin auf die Dichterin aufmerksam machen könnten.

Karl August Hädinghaus (Nr. 4) ist der eigentliche Lyriker unter den obengenannten Dichtern. Wie bei diesen muß man auch bei Hädinghaus biographische und psychologische Momente zur Würdigung seiner dichterischen Individualität heranziehen. Da zeigt er sich nun als eine nicht grade kosmisch tiefe Natur; seine Begabung liegt auf dem eigentlich peripherischen Gebiete der Liebes- und Naturbetrachtungslirik. Er ist ein weicher Mensch von tiefer Empfindung und daher ungemein psycho-physiologisch veranlagt für die rauhen Außerungen des Lebens. So wird z. B. der Tod seiner Geliebten eine Art Auslöschungsinstanz für seinen weihervollen Schmerz (S. 8—27), den er in tief zu Herzen

sprechenden Rhythmen ausklingen läßt. Tiefe weichen sensiblen Naturen, deren Idealismus nur zwei Anebnungsobjekte kennt, Liebe und Schönheit (S. 1, 67), erfahren durch den Tod eines geliebten Menschen z. B. eine Morichwerdung ihrer alten Ideale, eine Durcheinanderrüttelung ihrer psychologischen Werte; sie fühlten durch Anpassung an die reiche Objektwelt die Brutalität der Wirklichkeit und es dämmert ihnen, noch in weiter Ferne freilich, ein neues Ideal auf, die Wahrheit. Sie erfahren dann einen Hauch von Realismus, indem ihre alten Ideale im Kampf ums Dasein mit der Wirklichkeit zu Grunde gehen. Aber sie sind noch subjektive Realisten, weil sie ihren eignen Schmerz überall hineintragen und überall herauslesen. So schwebt dann bei Hädinghaus der Genius der Trauer über aller Welt, die Vögelin schweigen (S. 23), der Welt fehlt die Liebe wie ihm (S. 57), nur der Kirchhof birgt Frieden (S. 58). Und eine psychologische Folge dieses Pessimismus ist, daß dieser sich selbst erhalten will, d. h. daß er sich Nahrung sucht. Und diese findet er in der melancholischen Tragik, die jede der großen Menschheitsfragen schattengleich nach sich zieht. Er gräbelt über den Tod nach (65), er erkennt die Eitelkeit alles menschlichen Seins und Wissens (62), wie tausende vor ihm fragt er schmerzlich: „Wozu“ u. s. f.

In Hädinghaus haben wir eine echte lyrische Begabung von zarter weicher Tonart schäpen gelernt. Ich habe ihm eben psychologisch beizukommen gesucht, weil ich es für das Hauptgeschäft eines Kritikers halte, die psychologische Eigenart einer dichterischen Individualität zu verstehen und zu erfassen. Die eigentliche litterarisch-kritische Beurteilung über das ästhetische „gut“ oder „schlecht“ eines dichterischen Kunstwertes erachte ich erst für ein Erfordernis zweiten Ranges, welches jene psychologische Analyse zur Vorbedingung hat. Hädinghaus' lyrischer

Charakter ist noch nicht kräftig genug, um bei sich aufzuräumen mit dem ererbten Schatz von Motiven und lyrischen Stichwörtern, wie es sich namentlich in den wertlosen Rheinweinfiedern (S. 75 ff.) zeigt. Hoffentlich wird er hierin etwas „moderner“.

Freiburg i. B.

Ludwig Jacobowski.

Herr Julius Brand, der bereits die Aufmerksamkeit weiterer Kreise durch sein Drama „Thomas Münzer“ erregte, veröffentlicht soeben ein satirisches Gedicht „Mephistopheles“. (Zürich, Verlags-Magazin. 1889.) Herrn Brands dichterische Schöpfungen gehören ganz und gar der Tendenz an, es sind in poetische Form gebrachte soziale und politische Zeitartikel; aber er besitzt auch einen scharfen, heisenden Witz, eine schwungvolle und lähne Phantasie und eine biegsame, gewandte, stellenweise glutsprühende Sprache. Alles Vorzüge, die ihm bei einem satirischen Gedichte zu statten kommen. In seinem „Mephistopheles“ schildert er die Romfahrt eines deutschen Idealisten an der Seite dieses Höllenjohnes, der selbst als der kräftigste Materialist erscheint. Der Held verläßt Deutschland, weil man dort „keine Vollblutmenschen, sondern nur Maschinen braucht“. Aber auch was er jenseits der Alpen unter Mephistopheles' Leitung sieht, ist wenig erfreulich. Freilich sucht ihn Mephistopheles vergeblich zu überzeugen, daß „jede Kunst Afferei ist“, er stimmt ihm aber bei, daß „den Genius zu verdüstern und das ein'ge ihm zu rauben, was er hat: Unsterblichkeit“, heutzutage auf Belohnung rechnen darf, es sei ja litterarischer Sport geworden, Schiller zu vernichten und Shakespeare von seinem Dichterthron herabzukürzen. Aber dennoch bleibt er dabei, daß der Genius siegen wird, denn er besitze Götterkraft.

— Sie gelangen nach Rom, wo die Päpste ein Jahrtausend lang durch den „Wahn“ regierten. Hier lernt der Held, „daß das seltenste auf Erden war und sein wird: treue Liebe“. Während er sich aber so von Liebeschmerzen martern läßt und sich seines Don Quantes rühmt, das doch nur „den schnellsten Weg zum Grabe bahnt“, besucht Mephistopheles den — Papst und versucht ihn zu verlocken, im Sozialismus das Fundament für den Fels Petri zu suchen; „denn Könige säßen sich auß Papsttum und der Papst auß Königtum; wenn nun aber eines wantt, fallen leichtlin alle beide“. Allein der Papst bestreitet, daß das Volk schon sozialistisch sei, höchstens die Städte, und zudem folge „auf die rote Revolution stets die schwarze Reaktion“. Mephistopheles hält ihm die aufklärende Macht der Wissenschaft entgegen, der Papst fragt aber, ob sie „glücklich machen könne“, was der Teufel mit der Gegenfrage beantwortet: „Kann's die Kirche denn?“ — So lernt auch der Held von Mephistopheles, daß „einig nur der Zweifel herrscht und die weng'gen Ideale töret, die wir von den Vätern noch ererbten“, und kommt zu der Erkenntnis, daß das zwanzigste Jahrhundert nur noch zum Rammon beten würde. Prächtig, voll geradezu vernichtender Ironie ist das Gemälde des Tempels des Gottes Rammon, hier zeigt sich so recht die Kraft der Sprache des jungen Dichters, die in dem Preislied Rammons etwas wahrhaft Dithyrambisches annimmt. — Doch kraftvoll rafft sich zum Schluß der Held empor und ruft: „Herrlichen will der Geist und leben, will die Welt sich untersuchen. Auf zum Kampfe!“ aber nicht in der Fremde. „In der Heimat mußt du siegen oder kämpfend untergehen!“ — Herr Brand hat dichterische Begabung, er hat Geist, Phantasie und Begeisterung, aber er bedenke, daß ein wahres Kunstwerk alles rein Ten-

denziöse abtreiben muß und dieselbe zur Idee erweitern.

E. Brausewetter.

„Dijon-Rosen“, Gedichte von Günther von Freiberg. (Wien, Karl Konegen.) In diesen Gedichten spricht sich eine reife und reiche Lebenserfahrung aus. Die Verfasserin vereinigt großes, in zahlreichen Metren sich bekundendes Formtalent mit feiner Empfindung. Der Band macht in seiner bunten blühenden Mannigfaltigkeit einen angenehmen Eindruck. Wir wünschen demselben den besten Erfolg. Angesichts der zahllosen leeren Verstandeleien, mit denen poetische Dilettanten den Büchermarkt bestürmen, muß man mit umso größerem Nachdruck auf die „Dijon-Rosen“ hinweisen. W.

„Verzaubert.“ Eine Herzensfabel in Versen von Marie Janitschek. (W. Spemann.) Marie Janitschek hat sich in den seinen literarischen Kreisen durch ihre kühnen „Legenden und Geschichten“ einen sehr geachteten Namen erworben. In dieser Herzensfabel zeigt sie sich wieder als edle, gedankenschwere Poetin, aber das Buch macht einen ungesunden Eindruck. Trotz der Fülle von Poesie, mit der sie ihren Stoff ausschmückt, kommt man zu keiner ungeteilten, edlen Wirkung, und das ist schade, denn die Dichterin besitzt jene seltene Eigenschaft, den Leser zu ergreifen. Hoffentlich gelingt es ihr nächstens mit einer Leistung hervorzutreten, in der keine dumpfe Krankenkunst dem Leser entgegenwehrt, sondern der duftige Hauch einer ungetrübten Seele. W.

Singen und Sagen. Neue Gedichte von Albert Möser. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, Aktien-Gesellschaft, vormals J. F. Richter.)

Ich habe bereits im Feuilleton der „National-Zeitung“ über diese hochbedeutende lyrische Novität berichtet. Albert

Möser hat mit seinen neuen Gedichten den Beweis geliefert, daß man Stoffe, die sich bisher der Versbehandlung gegenüber unüberwindlich spröde gezeigt haben, dichterisch siegreich gestalten kann. Aus diesem Grunde bilden Möser's Gedichte eine neue Phase in der Entwicklung der modernen, realistischen Lyrik. Ich behalte mir vor, über die realistische Kunst Möser's an dieser Stelle ausführlich zu berichten. Diese Anzeige soll nur den Zweck haben, auf das Erscheinen des Buches den Leser aufmerksam zu machen und ihm zu raten, die Lektüre mit Gedichten wie „Der Nomer“, „Mondlandschaft“, „Gesang des Weltmeeres“, „An Darwin“, „Licht“, „Telegraph im Hochalpenthal“ zu beginnen. Die Wirkung ist eine überraschende: neue Stoffe in vollendeter Form! W.

Dermischtes.

E. A. Bradett. Materialisierte Erscheinungen. — Wenn sie nicht Wesen aus einer andern Welt sind, was sind sie sonst? (Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen v. B. Forsboom und A. Du Prel. München, Kommission bei R. Oldenbourg.)

Einer Besprechung dieses Buches möchte man das Wort Aragos vorausschicken, daß außerhalb des Gebietes der reinen Mathematik das Wort „unmöglich“ keinen Sinn hat.

Wenn je eine Lektüre in deutscher Sprache Staunen, Verblüffung, Kopfschütteln und leises Schwanken der bisherigen Welt- und Lebensanschauung beim Lesenden hervorzubringen imstande ist, so dürfte es dieses kleine Buch sein. Bradett ist ein angesehener amerikanischer Bildhauer. Derselbe schildert in durchaus ehrlicher und offener Weise seinen eigenen Entwicklungsgang vom vorichtigsten Skeptiker zum vollüberzeugten Anhänger des Spiritualismus innerhalb eines Zeitraums von etwa 40 Jahren. Das Buch

gehört — um es gleich herauszusagen — zum besten und leistungsfähigsten, was über dieses wichtige Forschungsgebiet in die Öffentlichkeit gelangt.

Wie wenig Männer giebt es heutzutage bei uns im Deutschen Reich, die offen und öffentlich als Anhänger des verworfenen Spiritismus aufzutreten wagen, wie dies Du Prel seit vielen Jahren thut?

„Es ist erstaunlich,“ — sagt Bradett — „welch' anständige Männer die öffentliche Meinung zu Feiglingen macht; die Furcht, ausgelacht zu werden, ist der Schrecken der Gesellschaft; das Behaupten der Männlichkeit, die Äußerung einer ehrlichen Meinung, die Wahrheitsliebe — alles geht ihr gegenüber unter.“

Wenn dieser Ausdruck eines freien Amerikaners über Zustände jenseits des atlantischen Ozeans zutreffend ist, um wie viel mehr Berechtigung hat er auf unsere heimatischen Verhältnisse!

Zu diesen im Bradettschen Buche geschilderten Materialisationsfähigkeiten, die der Verfasser mit den berühmtesten amerikanischen Medien abgehalten hat, erscheinen — wie er selbst sich ausdrückt — „vorübergehend lebende, atmende, intelligente, menschliche Gestalten, die nicht von Helfershelfern oder durch die Medien dargestellt werden“. Wenn sie nicht Wesen aus einer andern Welt sind, was sind sie sonst? „Die Wahrscheinlichkeit oder auch nur die Möglichkeit eines wissenschaftlichen Beweises für das Leben des Menschen nach dem Tode, welche sie bieten, empfiehlt sie der eifrigsten Aufmerksamkeit aller Einsichtsvollen.“

Ja wenn diese hier behaupteten Erscheinungen wirklich vorkommen, wird man einwenden, warum erforscht man sie nicht auch bei uns? Aus dem einfachen Grunde, weil wir hier zu Lande so gut wie gar keine Medien haben — ganz wenige ziemlich unentwickelte Ausnahmen abgerechnet, und weil das Be-

ziehen aus dem Auslande dieser bei uns so selten vorkommenden menschlichen Wesen, nicht bloß mit sehr bedeutenden pekuniären Opfern verbunden ist, sondern auch die Gefahr in sich schließt, daß man ein Berufsmedium erhält, dessen eigentliche mediumistische Fähigkeiten im Ausgehen begriffen sind und welches, um denn doch in den Sitzungen etwas zu bieten, nebenbei etwas „nachhilft“. Daher die so viel Aufsehen verursachenden wenig überzeugenden und verdächtigen Sitzungen mit dem englischen Medium Eglinton.

L. Deinhard.

Nachschrift der Redaktion. Wir haben vorstehender Besprechung eines spiritistischen Wertes die Aufnahme gewährt, weniger weil sie uns kritisch vollständig zu befriedigen imstande gewesen wäre, sondern vielmehr deshalb, weil wir damit Gelegenheit fanden, aus neue unsere vollkommene Unbefangenheit und Parteilosigkeit allen menschlichen und literarischen Erscheinungen gegenüber zu erhärten. Die unterzeichnete Schriftleitung ist der Überzeugung, daß kein gebildeter Geist auf der Höhe der Zivilisation steht, so lange er sich gewissen spiritistischen Forschungsbemühungen gegenüber prinzipiell ablehnend verhält und alle aus diesem Gebiete an ihn herantretende Kundgebungen kurzweg mit „Unsinn! Schwindel! Akerwissenschaft!“ abthut. Da unsere patentierte Schulweisheit von d. n. staatlichen Kathedern herab noch so viele sogenannte Wahrheiten verschleifen darf, die für den reifen, unabhängigen Kopf längst etwas ganz anderes geworden sind, so darf es uns freilich nicht wundern, wenn die Mehrzahl der freien Geister gegen alles von anderer, noch nicht offiziell abgestempelter Seite her vorgebrachte Apokryphe und Zweifelhafte sich um so energischer abwehrend verhält. Was insonderheit die spiritistische Litteratur betrifft, so ist der Ärger der freien, künst-

lerischen Geister ebenfalls begreiflich, denn die meisten dieser Schriften sind literarisch und künstlerisch unter aller Kritik. Die Kunst feiner, eindringlicher realistisch-er Darstellung ist den allermeisten spiritistischen Schriftstellern verlag. Dies liegt nicht am Stoff — denn jeder Stoff läßt sich kunstgerecht realistisch behandeln — sondern an der ungenügenden schriftstellerischen Schulung der spiritistischen Beobachter und Experimentatoren. Das angezeigte Buch des amerikanischen Bildhauers Bracker ist darum wohl gehauen, aber nicht in unserem realistisch-erzählten Sinne kunstmäßig geschrieben. Es bietet zwar eine Fülle der interessantesten psychischen und spiritistischen Beobachtungen, allein nichts runder sich zum vollen, mit den unerläßlichen Einzelheiten bis ins kleinste klar und überzeugend durchgeführten Bilde. Fast auf jeder Seite möchte man dem Herrn Bracker in die Feder fallen: „Bitte, langsam voran, hier fehlt dies und jenes, da die notwendige deutliche Ausmalung einer Hauptphase, dort die Erwähnung einer Reihe von Nebenumständen, hierher gehört ein psychologisches Stimmungsbild, dorthin eine wissenschaftlich genaue Beschreibung des Ortes, der Szene, der Einzelfigur u. s. w. u. s. w. Wenn die geübten und überzeugten Spiritisten diese Lückenhaftigkeit nicht fühlen, so ist dies ebenso erklärlich als wie daß wir anderen, die wir vollständig uneingeweiht sind und auf realistisch-überzeugender Darstellungskunst bestehen, von diesen Lücken unangenehm berührt werden.“

R. G. Conrad.

Die Zahl der Broschüren über den jungen deutschen Kaiser ist wieder um eine vermehrt worden. „Wilhelm II. und die junge Generation“ nennt Hermann Conradi die seine, die soeben bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienen ist. Die politische Broschüre

ist heutzutage wohl das gangbarste, freilich auch das vergänglichste Trudwerk. Das geistige Leben (oder muß es heißen der geistige Schlaf?) offenbart sich ja in Deutschland zu unserer Zeit meist in politischer Kannegieherei, die über alles mitreden möchte und daher auch von einer unerfättlichen Neugier allem gegenüber ist, was ihren Gelästen Nahrung bieten kann. Die Überhandnahme politischer und ähnlicher Broschüren in letzter Zeit ist teils aus diesem Umstande, teils aus dem schroffen Wechsel in den historischen Ereignissen erklärbar. Der Umschwung von einer Zeit, wie es die Wilhelms I. war, in der alles seinen gewohnten, gemächlichen und sicheren Gang mit greifenhafter Ruhe ging, das plötzliche Hindüßspringen über zerstörte Hoffnungen großer Parteien zu Tagen, die nichts bieten als gänzliche Ungewissheit über alles Zukünftige, mußte notwendiger Weise eine große Zahl warnender, mahnender und prophezeiender Stimmen laut werden lassen. Welche von diesen Stimmen die Wahrheit predigt, das zu entscheiden ist Sache der Zukunft. Die Zeitgenossen können nur ihre eigenen Augen brauchen und nach den Worten, die sie hören, die Dinge prüfen, welche sie sehen. Von diesem Standpunkte aus müssen wir auch an die Conradi'sche Broschüre heranreten. Was die äußere Form derselben anbetrifft, so mag der Verfasser mit Abien gedacht haben: „Man sollte niemals seine besten Kleider anziehen, wenn man für Freiheit und Wahrheit kämpft“. Conradi hat andere Sachen in besseren stilistischen Gewändern auftreten lassen, als sein heutiges Thema. Den Fremdwörterkultus müssen wir bei dem Verfasser nun einmal wohl oder übel in Kauf nehmen, denn er selbst sagt ja in einer seiner Vorbemerkungen: „Das Fremdwort ist nun einmal doch das natürliche Motivationsherz des Aphorismus, es ist das Prinzip der Synthese, es hat Atmosphäre“. Auch sonst ist der

Stil ungleichmäßig, teils zäh und schwerflüssig, allzu üppig, fast schwulstig durch das überflüssige Verschwinden von gleichbedeutenden Beiwörtern, an manchen Stellen aber auch fliehend und den Leser mit demselben Jorne forttreibend, mit dem der Autor geschrieben. Doch kommen wir zum Inhalt. Was die Person Kaiser Wilhelms II. betrifft, so dient dieselbe nur zur Einleitung und zu einer kurzen Schlussbemerkung. Indem der Verfasser seine „seitpsychologische Betrachtung“ Conrad Alberti widmet, sagt er, die in dem Hefte ausgesprochenen Gedanken, Ideen, Anschauungen seien in mehr als einer Beziehung neu. Das mag besonders von den Sätzen gelten: „Preußentum ist Atheismus“, und ein regierender Fürst sei immer der Träger eines tragischen Schicksals. Fast ein Drittel des Heftes dient dem Zwecke, diese beiden Sätze philosophisch zu definieren und anschaulich zu machen. Leider ist etwas zu viel Philosophie dabei, um sie einem gewöhnlichen Menschenverstande faßbar zu machen. Etwas weniger hätte auch genügt, um diese klaren Gedanken verständlich werden zu lassen. Was die erste Behauptung „Preußentum ist Atheismus“ betrifft, so müssen wir dem Verfasser in dem Sinne, den er diesem Anspruch giebt, durchaus Recht geben, auch seine Ansicht über Protestantentum und Katholizismus in sozialistisch-politischer Beziehung teilen wir. Was aber das allgemeine tragische Schicksal regierender Fürsten betrifft, so kann uns Conradi trotz seiner mühsamen Beweisführung nicht von der Richtigkeit dieser Auffassung überzeugen. Wir glauben das Gegenteil; das Schicksal der Fürsten ist im allgemeinen kein tragisches, wie es das des armen Mannes, des schlichten Bürgers so oft ist. Nur ganz wenige Ausnahmen giebt es, und eine solche war der unglückliche König von Bayern. Nur wo die innere Welt einer edlen Königsseele (und diese ist nicht nur bei Fürsten

zu suchen), mit der äußeren Plebejerwelt in unlöslichen Konflikt gerät, da ist ein tragisches Schicksal. Eine Plebejerwelt nun ist es, die Conradi uns des weiteren in seiner Broschüre als die junge Generation vorführt. Was hier gesagt wird, ist nicht neu, aber es kann nicht oft genug gesagt werden. Schon viele denkende Männer, die die Augen offen halten, sind zu dem gleichen Resultat wie Conradi gekommen: Börse, Zuchthaus, Kaserne, Kirche, Irrenanstalt, das ist die heilige Quintessenz der Zeit. Wir können uns der Wahrheit, die in diesen harten Worten liegt, nicht verschließen, und der einzige Trost ist vielleicht das Bewußtsein, daß wir uns in einer Übergangszeit befinden. Wahrer Patriotismus ist in solchen Zeiten wenig zu finden, für die Masse wird er zur Phrase und er muß vielfach zu grobem Unfug dienen. Nur einzelne halten ihn aufrecht, solche, die sich vor der Wahrheit nicht scheuen und nicht eine schmerzliche Operation fürchten, wenn sie wissen, daß nach ihr die Gesundheit wiedergeht. Das saule Fleisch muß ausgeschnitten werden, und wir haben dessen genug im Reiche. Freilich dürfen wir nicht alles unserer Zeit zur Last legen. Viele der nationalen Untugenden, die Conradi hervorhebt, hat unser Volk immer gehabt und wird sie schwerlich jemals ganz ablegen. Dagegen hilft alles Predigen nichts, und am wenigsten läßt sich die Gleichgültigkeit der großen Masse durch Worte austrotten. Dazu gehören gewaltige Schicksalsschläge, die im Allgemeinen Ganzen zugleich die Existenz jedes Einzelnen erschüttern. Es sind nur traurige Bilder, die der Verfasser uns von der jungen Generation entrollt, das heutige Deutschland erscheint als eine düstere Skizze, der auch die Existenz der wenigen Idealisten, der „natürlichen Opfer des Konfliktes zwischen der Bourgeoisie und dem vierten Stande“ kein Licht zu verleihen vermag. Dieser Teil der Bro-

schäre, der uns in einer Reihe anschaulicher Bilder unsere Beamten, Soldaten, Studenten, die ohnmächtigen Machthaber in der Litteratur, die unpädagogischen Lehrer, die ihnen geopferten Kinder vorführt, ist packend und fesselnd geschrieben. Es ist hier leider nicht zu viel gesagt, so hart und schroff auch alles auf den ersten Blick erscheinen mag. Aber das Gesamtbild ist doch mehr skizziert als ausgeführt und leidet an einer gewissen Einförmigkeit. Es sind fast nur die sogenannten „gebildeten Kreise“, deren trauriges Gesicht der Verfasser uns sehen läßt. Aber ist das nicht die Minderheit des Volkes? Die junge Generation ist nicht allein in diesen Kreisen zu suchen, die nicht fähig sind, eine neue Zeit heraufzuführen. Diese wird kommen, aber eine andere junge Generation, die auch schon mit und unter uns lebt, wird sie auf ihren Schultern tragen. Und diese wird leben bleiben, wenn jene andere, wie Hermann Conradi meint, einst von dem jungen Kaiser in den Tod auf den Schlachtfeldern der Zukunft geführt wird.

Franz Wichmann.

Das Baumwollengenie. Un capriccio critico-simbolico. Von Victor Valentin. Leipzig, Reifner 1889. — Na würde lügen, wollte ich sagen, ich hätte das vorliegende Buch verstanden. Vielleicht kann einer der Leser mir darüber Auskunft geben, was der Verfasser mit dem Wächlein gemeint hat. Verschiedene Anzeichen lassen schließen, daß es als Satire gedacht war. Aber auf wen? Ein Strumpfwarenfabrikant verkauft seine Fabrik, um als Schriftsteller zu leben, zieht nach Berlin und schreibt dabelbst schlechte Romane, welche sehr gut abgehen. Soll das auf Julius Wolff zielen? Aber der Held will ja „modern“ sein, er schreibt eine Novelle: „Die zerquetschte Nage“. Sehr wichtig, nicht wahr? Nebenbei wird im Anfang

Konrad Ferdinand Meyer angeulkt, einiger sprachlichen Versehen wegen. Wenn dies Meyers schwerste Sünde wäre, daß er „sich niederknien“ sagt, wahrhaftig, dann wäre er einer der Gerechtesten vor Kroll. Meyer ist sträflich langweilig, öde und akademisch, in all seinen Werken findet sich nicht ein wahrer Ton des Herzens, der ins Herz des Lebens greift, alles ist historisches Kostümchen, Zirkuspantomime — das machen wir ihm zum Vorwurf. Wäre er warm, lebendig, träten seine Figuren uns als Menschen gegenüber, nicht als Gliederpuppen, liesse er uns tiefe Blicke in das Wesen des menschlichen Empfindens und Denkens thun, in die wahren Beweggründe großer geschichtlicher Vorgänge und Umwälzungen, so wie Walter Scott, Flaubert, Walloth, Bleibtreu es thun, wie gern wollten wir ihm die paar Provinzialismen verzeihen, dergleichen sich ebenso gut bei Goethe und Lessing finden! C. A.—i.

Das aristokratische Prinzip im Natur- und Menschenleben. Von Dr. F. C. Schmidt. Halle, Schroedel, 1889. Der Titel braucht niemand abzuschrecken. Der Verfasser steht auf naturwissenschaftlichem Boden und denkt nicht etwa daran, den Adel gegen das Volk zu verteidigen. Sein Bestreben richtet sich allein darauf, die Einseitigkeit der Darwinschen Lehre zu überwinden, und seine Ausführungen sind in hohem Grade beachtenswert. Das Wesen des Lebens wird besonders nach der Seite hin beleuchtet, daß es als eine Stufenfolge von Aristokratismen, d. h. in einer aufsteigenden Entwicklung vom Niedern zum Höhern, vom Guten zum Bessern erscheint. Die Gesetze des Lebens werden schon in der unorganischen Welt gefunden und sehr schön entwickelt. Der Tod erhält eine ganz eigene Bedeutung; „er ist eine unerläßliche Vorbedingung für die Möglichkeit der Steigerung und

Vervollkommnung des individuellen Daseins". Die Lehre Darwins wird als eine einseitige betrachtet, „weil sie den negativen, beschränkenden Faktoren der Entwicklung eine vorwiegende, ja sogar ausschließliche Wirkung beimißt, und die eigentlich treibenden positiven Motive verkennt oder nur unbewußter Weise gelten läßt". Die Zurückweisung der „Affentheorie" wird vielen höchst angenehm sein. Trotzdem muß beachtet werden, daß der Verfasser die Entwicklungslehre für richtig hielt und nur „die wüste Kampf-ums-Dasein-Theorie" beseitigen will. Die Kapitel, welche das aristokratische Prinzip im Menschenleben behandeln, bringen ebenso freisinnige wie selbständige Anschauungen. Was am Schluß über Religion gesagt ist, wird zwar den Horn der Theologen herausfordern, bei andern Leuten aber die aufmerksamste Beachtung finden.

H. Solger.

Goethe und noch immer kein Ende. (Neue Literarische Volkshefte. Litteraturbriefe an einen deutschen Marine-Ofsizier in Ost-Afrika.) Berlin, Eckstein's Nachfolger.

Eine Art literarische Herzensbekenntnisse, nicht ohne logischen Spürsinn, kritische Schlagkraft. Der Verfasser schießt manchemal weit über sein Ziel hinaus und bringt sich so um einen Teil der beabsichtigten Wirkung, aber mit vielem, was er sagt, kann man vollkommen einverstanden sein. Für ernste Leser wird das Büchlein eine angenehme Reizektüre oder eine willkommenere Zugabe zum Nachmittagskaffee sein. W.

Mendelssohn-Bibliothek. I. Manasse ben Israel, Rettung der Juden: Die Blutschuldigung. Eine Schupskrift. Aus dem Englischen überseht von Dr. W. Herz. II., III. Gustav Karpeles, die Frauen in der jüdischen Litteratur. IV. Herzberg, W. Das Mädchen von

Tanger: Einer wahren Begebenheit nach- erzählt. V. Herzberg-Fränkell, Abtrünnig: Ein Lebensbild aus Galizien. VI. Weiskopf, Wenn das Glück will: Eine Erzählung aus dem Orient. — Berlin, C. & H. Engel.

Ein populäres Unternehmen, das der wärmsten Förderung von seiten der Kritik und der freundlichsten Aufnahme in den weitesten Kreisen des Publikums sicher ist. In einfacher, klarer, abgerundeter Darstellung erhalten wir kulturgeschichtliche und novellistische Skizzen von Wert und Interesse. Besonders gefallen hat uns der Essay des bekannten Schriftstellers Dr. Gustav Karpeles. Das Unternehmen wird nicht nur dem jugendlichen, sondern auch dem erwachsenen Leser vielfachen Genuß und freundliche Anregung bieten. W.

Kulturgeschichtliche Bilder aus Göttingen, von Dr. Otto Mejer. Linden-Hannover. Verlagsanstalt v. Carl Manz.

Ein Buch, das namentlich in studentischen Kreisen Anklang und Aufmerksamkeit finden wird. Einzelne Kapitel wie: „Die Entwidlung der Göttinger Universitäts-Verfassung“, „Ehemalige Studentenverbindungen“, „Professoren und Studenten gegenüber einer Censurmahregel 1792“, „Göttinger Studentenwohnungen“, „Aus des Reichskanzlers göttinger Studentenzeit“, „Grimm, Dahlmann und die Festkleidung der Göttinger Professoren" sind wertvolle, amüsante kulturhistorische Skizzen. Nicht minder anregend und von gründlicher Kenntnis zeugend sind: „Alte Göttinger Gesellschaft" und „Ein Lebenslauf". Wir können dieses schön und sorgfältig ausgestattete Buch allen Freunden einer gediegenen Lektüre bestens empfehlen. W.

Ferdinand Lassalle. Ein literarisches Charakterbild von Georg Brandes. II. mit bisher un veröffentlichten Briefen und dem Porträt Lassalles

vermehrte Auflage. Aus dem Dänischen. Leipzig, G. Parey'sch.

Diese neue Auflage hat aktuelles Interesse, umso nachdrücklicher muß auf die Broschüre hingewiesen werden. Es braucht nicht eigens betont zu werden, daß Georg Brandes sich auch diesmal als der scharfsichtige, espritreiche, originale Schriftsteller bewährt hat, für den er längst gilt.

W.

Die Frithjofs-Sage, von Esaias Tegner. Meisterwerke unserer Dichter 54—55. Rünker, Nischendorfer Buchhandlung.

Diese Ausgabe des weltberühmten Gedichts hat der Realgymnasial-Oberlehrer Herr Dr. C. Hellinghaus mit einer guten Einleitung und vortrefflichen Erläuterungen versehen.

W.

Zu Ferdinand Lassalles 25jährigem Todestag hat Max Kegel eine Gedenkschrift geschrieben, die unter dem Titel „Ferdinand Lassalle“ bei J. S. P. Tiep in Stuttgart erschienen ist. Ein gut ausgeführtes Bild Lassalles ist der gehaltvollen Schrift beigegeben.

Die Nummern 2560—70 von Reclams Universal-Bibliothek haben zum Inhalt: Gesammelte Schriften über Musik und Musiker von R. Schumann. Zweiter Band (2561/62) — Michael Rey. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Otto Franz Gensichen (2563) — Heitere Geschichten von Friß Brentano (2564) — Electric-Electrac. Novelle von T. Pecombe. Autor. Übers. a. d. Französischen von E. Bagge (2565) — Maria Tudor. Historisches Drama in 3 Tagen von Victor Hugo. Übers. v. Wilh. Lilienthal (2566) — Farbige Scherben von Jaroslav Brsklidn. Ironische u. sentimentale Geschichten. Amor. Übers. a. d. Tschechischen von Edm. Grün (2567) — Francillon. Schauspiel in 3 Aufzügen

von H. Dumas (Sohn). Deutsch von Paul Lindau (2568) — Der Waffenschmied. Komische Oper von Alb. Lortzing. Vollständiges Buch (2569) — Der Verräter. Erzählung von Rud. von Gottschall (2570).

Elf Jahre Balkan-Erinnerungen eines preussischen Offiziers aus den Jahren 1876—1887 (Breslau, J. U. Kerns Verlag [Max Müller]). — Das interessante Buch enthält eine Reihe von Schilderungen eines preussischen Offiziers und umfaßt die jüngste Vergangenheit der Balkanhalbinsel, die an militärischen und politischen Ereignissen, an dramatischen Szenen und gewaltigen Ummwälzungen so überreich ist. Den Schauplatz der Schilderungen bilden Serbien, Türkei, Osmenien und Bulgarien, also gerade die Länder, die auch gegenwärtig im Vordergrund des politischen Interesses stehen, und so dürfen denn auch diese Erinnerungen, in denen namentlich der Militär und der sich mit politischen Fragen Beschäftigende vieles finden wird, das ihm die Beurteilung der brennenden orientalischen Frage erleichtert, grade im gegenwärtigen Augenblick Anspruch auf allgemeines Interesse erheben.

Die soziale Krankheit, ihre Ursachen und ihre Heilung. Von J. Stern. Stuttgart, Kallwoda. Mit so kleinen Schriften, wie die vorliegende eine ist, sollte man die große soziale Frage nicht angreifen. In dieser, alle möglichen Verhältnisse umspannenden Angelegenheit muß man ausführlich begründen, wenn man Erfolg haben will. Die Broschüren Sterns, die 10 bis 40 Pfennig kosten, haben nur insofern Bedeutung, als sie auf größere Werke verweisen und zum Lesen derselben anregen. Solger.

Geschichte der Boche di Cattaro, mit besonderer Berücksichtigung der beiden Insurrektionskriege in den Jahren

1869 und 1881—82, von Karl Urbanič. Agram, Hartmanns Verlag. Wer den merkwürdigen Völkern, mit welchen Osterreich-Ungarn an seiner Südoftgrenze zu schaffen hat, nähere Beachtung ſchenkt, kann aus den Schilderungen des Hauptmanns V. manches lernen. Schade nur, daß die öfterreichiſche Regierung die Dinge auf der Balkan-Halbinſel nicht in früherer Zeit ſo beeinflußte, wie es Rußland gegenüber notwendig geweſen wäre. S.

Von Herman Thom, dem Herausgeber der „Literariſchen Korrespondenz“, liegen einige kleinere belletriſtiſche Schriften uns vor: „Amoretten“ und „Die Schauspielerin“. Man kann denſelben das bezeichnendſte Attribut damit geben, daß man ſie ganz nett benennt. Sie wollen weniger literariſchen Charakter als belletriſtiſche Unterhaltung bieten. Es ſind recht hüßliche Sachen in leichtflüßigem, ſonſt von deutſchen Erzählern nicht allzu oft gehandhabtem Vlandertone geſchrieben. Sich anſpruchslos gebend, verbienen die Erzählungen, ohne durch ſoziale Vertiefung oder romantiſche Verflachung auffallen zu wollen, ihrer anſpruchsloſen und doch gefälligen Farbenmiſchung wegen ein größeres Intereſſe als viele unſerer modernen Familienblatt-Erzeugniſſe. R. P.

Im Lande der Teutonen. Nach dem Franzöſiſchen des Pierre Boiffin. (Zürich, Verlagsmagazin v. J. Schabeliſh.) Gewiß iſt es für eine Nation intereſſant, zu erfahren, wie ſie ſich in den Augen einer andern darſtellt. Iſt dieſe andere nun gar eine ſo geiſtreiche und ziemlich entgegengeſetzte wie die franzöſiſche, ſo kann daraus ein ſehr originelles, feſſelndes Buch werden, aus dem auch der Deutſche viel lernen kann. Beim vorliegenden Buch iſt das nur teilweise der Fall. Einige Teile deſſelben ſind gut und objektiv, ſo die Anerkennung der in

dem preußiſchen Königtume ſtedenden hiſtoriſchen Kraft; wieder anderes iſt zu ſehr auf den Eſſekt zugeſchnitten. Der Abſchnitt vom deutſchen Richter beginnt mit der ſehr richtigen Bemerkung, der Richter müſſe „Phantafie“ haben, dieſe werde aber in Deutſchland, wenn möglich, gewaltſam ausgerottet, — aus den Beiſpielen, die aber dann kommen, dem verlaſſenen Mädchen und der unglücklichen Frau, ſieht man, wie echt franzöſiſch, d. h. hier in dieſem Falle unlogiſch-weiblich der Verfaſſer denkt. Es iſt charakteriſtiſch, daß der Autor keine Beiſpiele aus dem Leben der Männer nennt. Wir empfehlen ihm die Bücher des Prof. Benedikt in Wien, dann wird er ſähen, wie der Deutſche die Sache der Strafrechtsreform auffaßt. Pierre Boiffin bietet treffende Aperçus, heiße Bemerkungen genug; aber in die Tiefe des deutſchen Lebens iſt er nicht gedrungen.

Julius Brand.

Zone! Fortunat. Ein Roman aus Rumänien von Marco Brociner. Zwei Bände. (Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt.) Wer Fälle der Ereigniſſe, ſpannende Fabulierkunſt ſucht, greife zu, das Buch wird ihm willkommenere Unterhaltung bieten. Was es an künſtleriſchem Werte als reines Literaturprodukt im Leibe hat, werden wir ſpäter unterſuchen. C.

Hellmalerei. Ein Spaziergang durch den Münchener Glaspalaſt im Sommer 1889 von Gerhard Ramberg. München 1889.

Der bekannte Kunſtſchriftſteller und Redakteur von Laufer's „Allgem. Kunſtchron.“ verdient ſich den Dant aller Kunſtſeunde, indem er von Zeit zu Zeit gut geſchriebene Überſichten erſcheinen läßt, welche den Entwicklungsgang der modernen Kunſt feunzeichnen. Wo wäre beſſer Gelegenheit ihn zu ſtudieren als in München? denn mit Beſchämung müſſen wir Berliner leider geſehen, daß auf

gar nicht absehbare Zeit hin München die erste Kunststadt Deutschlands bleiben wird. Wer die Zustände bei der Preisbewerbung um das Kaiser-Wilhelm Denkmal und den Gang des Berliner Dombauprojekts verfolgt hat, begreift das. Wir kommen auf diese geradezu himmelstreichende Thatfachen noch zurück. Nürnberg erkennt mit richtigem Blick, daß der Schwerpunkt der modernen Malerei in der Hellmalerei liegt und mit seinen reichen Kenntnissen, seinem ganzen Urtheil tritt er für sie ein. C. A.— i.

Giordano Brunos Reformation des Himmels, lo spaccio della bestia trionfante. Verdeutsch und erläutert von Dr. Ludw. K. Hülsenbed. Mit zwei Sternkarten und einem Lichtdruck (Leipzig, Nauert & Rocco). Unter den Werken des großen Nolaners nimmt das philosophisch-allegorische Gedicht „lo spaccio della bestia trionfante“ („Die Vertreibung der triumphierenden Bestie“) einen hohen Rang ein. Die philosophische Litteratur Italiens hat keine Schöpfung aufzuweisen, die phantasievoller, ideenreicher, unerlöschlicher an Anspielungen und Allegorien aller Art wäre als dieses Buch, das gleichzeitig an spekulativem Gehalt und an Ideenfülle alle anderen Schriften Brunos weit überragt. Es ist dankbar anzuerkennen, daß Hülsenbed durch seine treffliche Verdeutschung das eigenartige Werk einem größeren Kreise näher gebracht hat.

Karoline Perthes geb. Claudius. Dargestellt von R. G. W. Brandt. Vierte sorgfältig überarbeitete Auflage. Mit Porträt und Faksimile. (Gotha, Friedr. Andr. Perthes.)

Martin Greif als Lyriker und Dramatiker. Von Dr. Otto Lyon. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner, 1889. 53 S. Diese tüchtige kleine Schrift erschien zur rechten Zeit, zum fünfzigsten

Geburtstage Martin Greifs. Zur rechten Zeit auch insofern, als sie den alten Reibern und Streibern der Münchener Dichterschul', die an Martin Greif schon so schwer gesündigt und einen kritischen Skandal um den anderen in Szene gesetzt, gründlich vor Augen führt, wie ein gebildeter, wahrhaft vornehmer Geist das Leben und Schaffen eines vaterländischen Dichters von der Bedeutung Greifs zu erfassen und zu erklären versteht, während die alten privilegierten Münchener Meisterfinger und ihre Schulknaben Greif gegenüber über elende Kritikalerei, erbärmliche Intriguen und größenwahnsinnige Selbstüberhöhung noch nicht hinausgekommen sind. Die alte privilegierte Münchener Dichterschul' ist niemals müde geworden, Martin Greif von sich zu stoßen, zu hehen und zu verlästern. Unbewußt und in einem anderen Sinne, als sie selbst vermeinte, hat sie damit das richtige getroffen: Martin Greif hat als Dichter nichts gemein mit der in München hausenden und abgehauchten Meisterfinger-Generation der Geibel, Heyse und Genossen, er ist niemals Geist von ihrem Geiste gewesen, dieser edle, keusche, bescheidene Künstler — er gehört einer anderen, höheren Generation an, er darf sich als Lyriker ein Zeitgenosse und Bruder fühlen des größten poetischen Genies der Deutschen, des unsterblichen Wolfgang Goethe. — Wir empfehlen die Lyon'sche Schrift gelegentlich als beste Einführung in Greifs Werke. R. G. Conrad.

In einer Zeitschrift, welche den Titel führt die „Gesellschaft“, darf ein Buch nicht unerwähnt bleiben, das sich selbst „Gesellschaft von Berlin“ betitelt. Es ist ein wunderbar elegant ausgestatteter Band, welcher die Namen und Personalverhältnisse derer enthält, die man zur Gesellschaft von Berlin, also zu den maßgebenden und gebildeten Elementen der Haupt-

stadt zu zählen berechtigt ist. Wir finden hauptsächlich Diplomaten, Militärs, Gelehrte, Ärzte, Juristen, Schriftsteller, Lehrer, Börsenbarone, Fabrikanten, Künstler. Selbstverständlich sind die Herausgeber bei der Zusammenstellung gänzlich unparteiisch verfahren und keine Clique, Partei, Ringbildung ist bevorzugt oder ausgeschlossen. Das Buch gewährt somit ein übersichtliches Bild der tonangebenden Kreise Berlins und hat entschieden soziologischen Wert. Leider läßt die Vollständigkeit manches zu wünschen. Schriftsteller wie Ludwig Pietich, Künstler wie A. Kaffka, die zu den bekanntesten Persönlichkeiten in der Gesellschaft zählen, dürften auf keinen Fall fehlen. Da das Werk aber als Jahrbuch gedacht ist, so hoffen wir, daß der Verlag von C. Hein in Berlin, der es erscheinen läßt, für eine tabellofere Vollständigkeit sorgen wird. Im ersten Jahre dürfte sie freilich bei den Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens kaum möglich gewesen sein.

C. A.—i.

Die materialistische und antimaterialistische Anschauung über das Walten der Natur und die sich daraus ergebenden Konsequenzen auf die Ethik der Völker. Von W. Jenker. III. Aufl. (Braunschweig, F. J. Ahtelstetter.)

Die Lösung der sozialen Frage durch die Frau, nebst Angaben eines natürlichen Mittels zur Beschränkung der Nachkommenschaft. Von Dr. E. Volkmann (Neuwied, Neufers Verlag.)

Die Messalinen Berlins. Realistische Novellen und Sittenbilder aus dem high life der Reichshauptstadt. Zweite Aufl. (Berlin, R. Jacobsthal.)

Zu der Sammlung „Kleine Schriften“ von Kuno Fischer, die in Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg erscheinen, gelangte als zweiter Band

Fischers Abhandlungen „Über den Witz“ zur Ausgabe. Das kleine Werk ist aus akademischen Vorträgen, die der Verfasser einst in Jena über die ästhetischen Vorstellungsarten gehalten hatte, hervorgegangen und soll in dieser Form dem Leser zu heiterer Belehrung dienen. Daß es diesen Zweck bestens erfüllt, dafür spricht die bald nach Erscheinen notwendig gewordene zweite Auflage.

*, Das vornehme Berlin (Berlin, Richard Edstein Nachfolger). Allen denen, die das Leben des Hohen und der hohen Gesellschaft des modernen Berlins von einer augenscheinlich berufenen Feder geschildert sehen wollen, sei das vorliegende Buch zur Lektüre empfohlen. Die Verlagshandlung hat für eine elegante Ausstattung gesorgt, die dem hochschulischen Inhalt angepaßt ist.

Der Nachbar im Osten. Kultur- und Sittenbilder aus Rußland. Von Dr. Arthur Fränkel (Hannover, Helwing'sche Verlagshandlung). Arthur Fränkel ist ein kompetenter Kenner von Rußlands politischen und kulturellen Verhältnissen, um so willkommener darf dieses klar und anregend geschriebene Werk in einem Augenblick begrüßt werden, wo die Blicke mehr als je auf das gewaltige Nachbarreich gerichtet sind; es ist ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis Rußlands und wird um so eifriger gelesen werden, als es im leichten Feuilletontyp gehalten ist und dadurch neben eingehender Belehrung auch angenehme Unterhaltung bietet.

Reporter-Streifzüge von Hugo von Kupffer. Ungeschminkte Bilder aus der Reichshauptstadt. (Styrum [Rheinl.], Ad. Spaarmann.)

Das literarische Urteil und Anders. Im Interesse des Publikums, der Autoren und Buchhändler. Ungeschminkte Wahrheiten von einem Buchhändler. (Franz Pech, Spandau.)

Zeitschriften.

„Deutschland“, Wochenchrift, Kunst, Literatur, Wissenschaft und soziales Leben.

Große Ereignisse werfen ihren Schatten voraus, gut penuniar gestützte Zeitschriften kolossale Reklamen. Noch giebt es naive Seelen, die solch bezahlten Druckleistungen Glauben schenken und mit gespanntem Interesse der Probenummer harren, welche im Foliennestle der Inserate angekündigt wird. Naive Seelen — ach, ihr Optimisten! Auch ich habe zu ihnen gehört, als ich zuerst von dem neuen Blatte „Deutschland“ las. Friß Rauthner ist eine Schwäche von mir. Sein Buch „nach berühmten Mustern“ hat mich ergötzt, seine Kritik ist mir öfter lesenswert erschienen, als die der übrigen Großzuchtmeister deutscher Literatur. Seine Romane haben mich zwar gelangweilt, aber der brave Wille war erfreulich, und sein Buch vom „Schmod“ war immerhin ein passabler Gedanke. Als ich nun aus dem Kritikwinkel der Tagespresse erst leise Geigenstriche der Aufkündigung vernahm, dem bald der gewaltige Einsatz von Pauken und Trompeten des großen Reklameorchesters folgte, da habe ich wahrlich mit Aufmerksamkeit treugläubig gelauscht und vermeint, auf diese hymnische Anpreisungsovertüre werde ein tüchtiges Stück voller Kraft, Wucht und Schönheit folgen. O ich Naturdursche! O ich Rauthnerverehrer! Die schönen, großen Inserate und die freundlichen kleinen Redaktionslobnötchen haben mich einer fatalen Enttäuschung in die Arme geführt. Die Probenummer kam, ich sah sie und ich ward betrübt in meinem Herzen. O Deutschland, auch dieses „Deutschland“ noch! Hast du noch nicht genug an mild abführenden Zeitschriften? Bist du noch nicht genug versehen mit periodisch erscheinenden Langweiligkeiten? — Und Rauthner, der wackere Friß, was ist über ihn geraten, daß er seinem Vaterlande solcherlei angethan? Wozu in

aller Welt dieses Wochenblatt, welches sich, nach der unglückseligen Probenummer zu schließen, wahrlich nicht messen kann mit den bestehenden ähnlichartigen Zeitschriften, wie „Gegenwart“, „Nation“, ja, welches nicht einmal mehr dienet als ein besseres Familienblatt, wie etwa das von Hirsch redigierte „Schorersche“. Ich hatte etwas Neues erwartet, denn ich konnte nicht begreifen, was denn, bei Apoll, einen geistreichen Kopf wie Friß Rauthner verführen könnte, ein Blatt zu gründen ohne stark ausgeprägte Neu- und Eigenartigkeit. Das war aber eben der Fehler meines Idealistengemütes. Freilich, — soll man nicht glauben, was so deutlich und schön schwarz auf weiß gedruckt steht? Hatte es nicht geheißt, wie es auch jetzt wieder auf der ersten Seite der Probenummer heißt, daß „Deutschland“ ein Blatt sein solle für „alle Deutschen, die empfänglich sind für das Streben und Ringen unserer Tage, ein Brennpunkt, in dem sich die zerstreuten Strahlen des deutschen Geisteslebens sammeln“ . . .? Bravo! schrie meine Seele, erscheine du löblicher Brennpunkt, sammle, sammle die Strahlen! Und weiter: Kein Familienblatt in altergebrachter Weise sollte es sein, auch kein Gelehrtenblatt, nein, der wahre Ausdruck unserer Zeit für das ganze gebildete Publikum. — O du glückseliges deutsches gebildetes Publikum, — endlich, endlich hast du, wonach du hungerst und dürstest; ich gratuliere dir. Schau her: „In Novellen und Skizzen, die, in Form und Inhalt gleich vollendet, sich nicht ängstlich abwenden von den Kämpfen unserer Tage, wird „Deutschland“ einen anregenden und fesselnden Unterhaltungsstoff bieten.“ Das Wasser lief der hungrigen Jungfrau Germania im Runde zusammen. „Schnell komme, oh Friß, mein Messias!“ Ruhe, abwarten! Es wird auch eine famose Art von Kritik aldorten geben, eine Kritik, „die, frei

von allen Nebenrücksichten, frei insbesondere auch von veralteten Anschauungen, den Stoff durchdringend, in edler Form nur die Wahrheit erstreben und verfechten will.“ Und weitblickend sollte diese Kritik sein, allumfassend „das geistige Leben unserer Zeit mit all seinen wechselnden Strömungen und Gegenströmungen auf den Gebieten der Litteratur, Kunst und Wissenschaft“ sollte sie „wiederpiegeln“. O „Deutschland“, „Deutschland“ über alles! Wir werden eine freie, große, weitherzige Kritik haben, die der Wahrheit strebend nachgeht und sich in anständigem Gewande zeige. Hurra! Aber weiter! weiter! Technik, Industrie, Soziologie, Politik, Fortschritt, Volkswohl — dich gedrückt ward all das verheißen und mit Mär: ig vernahm man, daß die hervorragenden Dichter, Gelehrten, Kritiker und Publizisten mitarbeiten würden an diesem papierernen „Deutschland“, dessen Leiter und Regierer Herr Friß Rauthner in Berlin. Zu einer Prophezeiung enthusiastierte den Verfasser jener Anpreisungshymne (auf das Conto Rauthners setze ich diese ungeschickte Stilübung nicht) sein Keltamephrasentaumel: hingegriffen ganz und gar warf er das Wort hin, daß bald „jeder denkende deutsche Mann, jedes geistig strebende deutsche Weib“ jede Nummer des Rauthner-Deutschland mit Ungeduld erwarten wird. Diesem Hochflug der Begeisterung schließt sich dann etwas matt der Ausdruck des Vertrauens an, „daß ‚Deutschland‘ eine Zeitschrift werde, in welcher jeder Leser alles sucht und findet, was die Zeit Großes und Neues sünnt und schafft, eine Zeitschrift, die für jeden gebildeten Deutschen unentbehrlich ist.“ Schrecklich, schrecklich, — das alles habe ich geglaubt, wahrhaftig und wirklich ganz ernsthaft geglaubt, obwohl es in so miserablen Buchhändlerdeutsch geschrieben war. Tief, tief war der Fall von der Höhe der auf
Die Gesellschaft. V. 11.

meine Stäubigkeit gebauten Illusionen hinab in die öde Wirklichkeit von „Deutschlands“ Probenummer. Rein, wenn Res: ias Friß mit seinem Stabe der „herorragendsten Dichter u. s. w.“ nichts besseres zusammenbringt, als dieses Nest, dann hätte er seinen Mund ein wenig weniger voll nehmen sollen mit Phrasendrei. „Wie?“ höre ich die Schar der ganz Naiven rufen, „wie, du urtheilst und verurtheilst nach dieser einen Nummer das ganze Werk in seiner Folge von jährlich 52 Hefen?“ Ja wohl thue ich das, denn wenn einer das Klappern, so zum „Geschäfte“ gehört, so vortrefflich versteht, wie der, welcher die oben behandelte Lobhymne sang, dann ist von dem auf das Gewisseste anzunehmen, daß er sich auch bestrebt hat, in seiner Probenummer ein Prunk- und Schaustück zu liefern, welches an Wert höher steht als alles Nachgeschobene, mit Ausnahme der Quartalsanfangsnummern. Nur aus diesem Grunde auch soviel über dieses eine Nest, — vielleicht auch wird man nicht sehr lange mehr Gelegenheit haben, über „Deutschland“ zu reden, denn es ist wahrhaftig nicht einzusehen, wie dieses völlig überflüssige Blatt sich halten soll. Es ist wahr, wir Deutschen sind zu einem guten Teile Namenabeter, Leithamuelgesolge, und die Spekulation auf die Namen Spielhagen und Hopfen (die Aufsätze und Namen dieser beiden sind breiter und dicker gedruckt als die der übrigen), war während des Verfassers der Keltamehymne, — aber ich hege dennoch die feste Zuversicht, daß diese Urteilslosigkeit selbst bei uns ihre Grenzen hat. Solch' langweilige Großpapamitteilungen in solch' farblos einschläfernder Sprache, wie sie der alte Spielhagen in jener Probenummer greifenhaft behäbig zum Besten giebt, werden selbst im gemütlich-genügsamen Germanien keinen Abonnenten hinterm Ofen hervortreiben. Bei Hans Hopfens Geschichte vereinigt sich zwar der mit Recht beliebte

Name mit einer im deutschen Soldatenstaat sehr beliebten Stoffe, auch läßt sich dem bisher Gebotenen dieser „neuen Geschichte des Majors“ nicht eine gewisse fidel-soldatische Fritsche abstreiten, — aber soll dieses „Schneidige Liebchen“ eine Vorläuferin jener „Inhalt und Form gleich vollendeten u. u.“ Novellen sein? Es ist konventionelle Tugendware, wie sie vom Gänseleiel Nataly v. Eschtruth viel anständiger geliefert wird und in der „Gartenlaube“, im „Tageim“, in „Schorers Familienblatt“ mindestens ebenso gut zu lesen ist. Das sind also die beiden fettgedruckten Paradedichter „Deutschlands“. Was hindendrein kommt, renommirt nicht mit Namen und ist nicht besser und nicht schlechter als ähnliche Litteratur in den besseren Zeitschriften für gebildete Kreise. Da ist ein beherzigenswerther Aufsatz von Prof. Dr. W. Freyer, „die Zukunft der Schulen in Deutschland“, da ist von Ehren-Viktor in Bern ein gut orientierender Artikel über „die politischen Sympathien der Schweizer“ (er schimpft gar nicht, — war er nicht wohl damals?), da ist eine sachkundig geistreiche Plauderei von M. Roszkowski: „Eine Erbkrankheit unserer Kammermusik“; da ist von P. Wischer eine Kritik der Konkurrenzentwürfe für das Kaiserwilhelmsdenkmal, welche zuweilen etwas krampfhaftwichtig sein will; da ist eine thörichte, sinnlose Frage von jemandem, der sich Faustus nennt: „die Teilung Frankreichs“, und schließlich bekommt man unter dem Titel „der Realismus des Regisseurs“ ein wenig Vol au vent von Fritz Mauthner zu kosten, — nichts eben hervorragend Nahrhaftes zwar, liegt dafür aber auch nicht schwer im Magen. Dürstbar ist dagegen das Dessertgenüß, das uns Frau Marie von Ebner-Eschenbach unter dem Namen „Aphorismen“ aufischt. Das ist gerade, wie wenn man uns mit Eshokolade übergossene rohe Kartoffeln als Pralinés vorsetzen wollte.

Darf man unter dem Deckmantel von Aphorismen einen Satz verzapfen wie: „Alle Frauenzimmer werden alt“ oder „Alle Menschen müssen sterben“? Aber sind diese Aussprüche nicht ebenso wahr und ebenso neu und ebenso geistvoll gefaßt wie das zu „Wien, Aug. 89“ den Gehirnwindungen jener Dame entkühlte gewaltige Axiom: „Alle historischen Rechte veralten“ . . . ? —

Zum Schluß kommen zwei Klein gedruckte Seiten, überschrieben „Kleine Kritik“. Ich bitte, nicht zu vergessen, welche Variationen über das Thema „Kritik“ die Reklameposanne zum besten gegeben hat und führe nun nacheinander an, was „Deutschland“ (natürlich durchweg anonym, — die Herren heißen: M., — r., B., F., mh.) kritisiert. Es sind folgende Erscheinungen: Paul Bourget: „Le disciple“, nicht ohne Geist, aber höchst oberflächlich besprochen von Herrn M. (Mysticus oder Mauthner?); „Bismarckbriefe“, neue Folge; „Acta Germanica“, Organ für deutsche Philologie, in Kürze abgethan von Herrn B.; Guy de Maupassant „Fort comme la Mort“, kurz, schlagend und mit Sachkenntnis geschätzt von Herrn — r.; Oskar Kaufmann „Der Humor im deutschen Heere“ farblos angezeigt von demselben; Paul Heyse, „Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts“, eine hochachtung- und respektvollst ergebene Hindeutung eines Herrn F.; „Die besten Bücher aller Zeiten und aller Litteraturen“, mit einem Heib auf die „Herren E. v. Hartmann und — Karl Bleibtreu“, ausgestattet von Herrn mh.; „Die Gesellschaft von Berlin“, eine Art Eitelkeitsadresskalender, in 20 Zeilen fürchterlich wüßig behandelt von demselben Schwerenöter, und schließlich ein Flugblatt des „Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Tierfolter“, abgethan von Herrn — F. — Ich bitte nochmals sich an die Posanne der kritischen Verheißung zu erinnern

und dann diese im vollsten Wortsinne „Keine Kritik“ zu betrachten. —

Und wenn ich nun mit einem kurzen, guten Spruche die Besprechung dieser unter der Patenschaft der Arm in Arm einhererschreitenden Olympier Spielhagen und Hopfen ins Leben getretenen Wochenschrift beschließen soll, die sich so germanisch-bescheiden „Deutschland“ nennt, so wäre es am besten der, welcher mir immer einfiel, während ich dieses „Deutschland“ für die „Gesellschaft“ besprach: „Wel Geschrei und wenig Wolle“, sprach der Teufel und schor die Sau“.

D. J. Bierbaum.

Das erste Heft des neuen Jahrgangs von „Zur guten Stunde“ beweist uns wieder, was schon längst allgemein zugestanden ist, daß diese Zeitschrift sich in wenigen Jahren zur ersten und reichhaltigsten Deutschlands entwickelt hat. Einen Roman von August Riemann und einen von Robert Byr, eine Novelle von Ernst Eckstein, eine Reiseplauderei von Warmholz, Theaterartikel von Conrad Alberti und A. Müller-Gutenbrunn. Originalgedichte von Th. Fontane, E. v. Wolzogen und Anderen, eine Plauderei von Ferdinand Groß, ärztliche, naturwissenschaftliche und kulturgeschichtliche Aufsätze von ersten Fachmännern, ein großes Bild in buntem Farbendruck, sechzehn große Bilder in Holzschnitt, Lichtdruck und Äbung, eine Anzahl kleinerer, eine Originalkomposition von Heinrich Hofmann, dazu als Beilage eine Lieferung von Heine's Buch der Lieder mit Originalillustrationen . . . und alles dies sage und schreibe für achtzig Pfennige . . . ich begreife nicht, wie es möglich ist, das zu bieten. Es kann dies sicherlich nur durch den kolossalen Abfaß geschehen, den dies Blatt erzielt. Papier, Druck, Ausstattung sind über alle Beschreibung schön, es ist ein Vergnügen, sich solch ein Heft auf den Tisch zu legen.

Englische Litteratur.

„The repentance of Paul Wentworth.“ (Paul W. Busse.) A Novel. (London, Richard Bentley & Sons 1889, 3 Bde.) ist die bitterste Parodie, die man auf den englischen Sensationsroman schreiben könnte. Ein 15 Jahre verheirateter Ehemann verläßt Weib und Kind, um sich in der Schweiz ein wenig zu erholen und zu amüsieren. Er hält es nicht für unbedingt nötig, seine Verhältnisse überall bekannt zu machen und gilt für unverheiratet. Er macht die Bekanntschaft einer reizenden Künstlerin und man ist schon so weit, daß man auf einsamer Kahnfahrt ausführlich miteinander gewisse Liebesgedichte kritisiert; da kommt ein Brief von Wentworth's kleiner Tochter und der Künstlerin gehen schrecklich die Augen auf. Aber der Himmel hat es gut mit beiden im Sinn; ein mitleidiges Pferd hat die Liebenswürdigkeit, den Ehemann der ungeliebten Gattin zu entdecken, doch — Pech über Pech! — die geliebte Künstlerin hat sich in ihrer Berzweiflung kurz zuvor mit einem Herrn Arlingham vermahlt.

Womit kann sich ein Engländer über solch herben, zwiefachen Verlust trösten? Sehr einfach! Er tritt ins Parlament, hält hier eine selbstverständlich brillante Jungferrede und ist, ehe ers sich versteht, Minister! (So etwas geht in England schnell.) Da jetzt aller Augen auf ihn gerichtet sind, so wird man bald seine Beziehungen zu Mrs. Arlingham gewahr, verkennt sie aber so vollständig, daß eine böse Oppositionszeitung einen skandalösen Artikel zu bringen wagt. Stella, seine älteste Tochter, ein frisches, kräftiges Mädchen, liest zufällig die Schmähschrift und anstatt darüber in Zorn zu geraten und ihrem Vater zu erzählen, was sie gelesen, verheimlicht sie es. Das ist ihr nicht gesund; das Geheimnis zehrt ihre vorher so rofigen, vollen Wangen ab, sie legt sich hin und stirbt! — Auch Mr.

Arlingham, der ungeliebte Gatte der geliebten schönen Künstlerin, geht mit Tode ab und nach Verlauf der für anständige Leute üblichen Trauerfrist sinken sich die Schwergeprüften „wieder“ (das „again“ wirkt ungemein humoristisch, denn es weist vom Ende des dritten Bandes auf die Mitte des ersten zurück) in die Arme. —

Schade nur, daß das Ganze keine Traversie sein soll, daß dies inhaltslose, grund- und zwecklose Gerede, das mit einem solchen Apparat von Unwahrscheinlichkeiten in Szene gesetzt wird, das in 3 Bänden auch nicht einen Zug ursprünglicher Beobachtung aufweist und dessen sämtliche Personen nach alten Bühnenreminiszenzen geformt erscheinen, und von dem anonymen (weiblichen) Verfasser als ernsthafter Roman geboten wird. Selbst als Erstlingswerk verspricht die Erzählung bei der prinzipiellen Verkennung dessen, was das Wesen des Romans ausmacht, trotz einer gewissen stilistischen Fertigkeit, nicht viel Gutes für die Zukunft.

„Severed Ties“ („Gesprengte Fesseln“) by Mrs. Henry Wyde (London, White & Co. 1889, 3 Bde.).

Der Roman zeichnet sich, wie der vorige dadurch aus, daß er auch nicht ein einziges Kapitel in sich schließt, das nur einigermaßen wahrscheinlich wäre.

„A Houseful of Girls“ by Sarah Tytler (London, Smith & Lanes, 1889).

Die charakteristische Erzählung darf mit den beiden vorhergenannten nicht auf eine Stufe gestellt werden, sie steht turmhoch über ihnen. Miß Tytler verachtet mit Recht die melodramatische Pöste, die hohle, nichtsagende Phrase und achtet die Naturwahrheit; sie geht ihren Weg geradeaus, sicher daß er interessieren wird und die Hauptsache ist ihr, auch in der vorliegenden Erzählung, die Charakterentwicklung. Wie die 4 Töchter eines Arztes in einer englischen Provinzialstadt, von denen die eine einem wohlstinierten,

wadern Manne einen Korb gegeben, weil er nur ein Handelsmann war, durch das Leben allmählich von ihrem Familienstolz kuriert werden ist mit Talent und Geschicklichkeit lebenswahr durchgeführt und das Buch besonders auch launischen jungen Damen als heilsame Lektüre zu empfehlen.

„Greifenstein“ by Francis Marion Crawford (London, Macmillan & Co. 1889).

Zeichnete der talentvolle, nur etwas zu schnell produzierende Autor in seinem 1886 in „Blackwood“ erschienenen Roman „Saracinesca“ Italienisches Leben (C. wurde 1845 als Sohn des amerikanischen Bildhauers Thomas Crawford in Italien geboren) so ist „Greifenstein“ der Darstellung deutschen Lebens gewidmet. Eine wahre Begebenheit, wie der Verfasser in der Einleitung bemerkt, gab ihm Anlaß zu der tragischen Erzählung, deren Inhalt kurz skizziert folgender ist: Runo von Riefened, ein preussischer Offizier, hat 1848, durch seine Frau, eine Bürgerliche, dazu verführt, den Ausländischen in Berlin Waffen geliefert; er wird zur Festung verurteilt, entflieht aber von dort nach Amerika. Die eigentliche Anstifterin des Verbrechens will nun nichts mehr mit ihrem Gatten zu schaffen haben, sendet ihm ihren Sohn Horst nach und weiß mit Hilfe falscher Papiere einen älteren Halbbruder ihres Mannes zu gewinnen und zur Heirat zu veranlassen. Weider Sohn Greif, bei Beginn des Romans 23-jährig, ist mit Hilda von Sigmundstron verlobt, der Tochter eines 1870 gefallenen Offiziers, deren Mutter, damit ihr Töchterlein in Gesundheit und Schönheit aufblühen möge, sich in die Einsamkeit ihres Schwarzwaldschlosses, des einzigen ihr gebliebenen Besitztums, zurückgezogen hat, obwohl sie bei ihrer Jugend noch selbst Ansprüche an das Lebensgehalt hätte. Der inzwischen in Gite

reich gewordene Riesenec kehrt in Folge einer ihm bekannt gewordenen Amnestie nach Europa zurück; da dieselbe aber ihn nicht einschließt, will er sich in die Schweiz begeben und sucht den auf dem Wege liegenden Wohnsitz des Bruders auf. Es kommt zur Katastrophe; die beiden Brüder erdroffeln die Missethäterin und erschließen sich, nachdem sie ihren Söhnen brieflich von ihrer Handlungsweise Rechenschaft abgelegt haben. Horst und Greif sind inzwischen auf der Universität Freunde geworden und Horst, der seinen Brief zuerst empfängt, verheimlicht dem Freunde die schrecklichen Enthüllungen, weiß dessen Vermählung mit Hilba zu beschleunigen und erhält Hilba und ihrer Mutter das Greifensteinsche Vermögen, da Greif bei der Gütigkeit der ersten Ehe eigentlich Bastard ist. Nach der Tausch seines ersten Kindes gelangt auch Greif in den Besitz des durch einen Zufall verloren gegangenen Briefes, aber Hilba zerreißt denselben und beide begeben sich zu Horst, dessen Hochherzigkeit sie nun voll und ganz erkennen; sie kommen glücklicherweise noch zur rechten Zeit, um diesem den Revolver zu entreißen, der seinem Leben ein Ende machen sollte, da ihm zum Bewußtsein gekommen war, daß er Hilba liebe.

Es ist ein Heibergerischer Zug in dem Romane; wie bei diesem, so sind auch bei Crawford verhältnismäßig wenige Personen (hier im ganzen sieben) die Träger der Handlung und wie der deutsche Realist, so geht auch der Engländer ernstern Konfliten nicht aus dem Wege, sondern sucht sie auf, um sie bis in ihre letzten Konsequenzen zu verfolgen. Worin aber Crawford der Deutsche entschieden überlegen ist, das ist die lebenswahre Charakteristik seiner Personen; hier bleibt bei Crawford manches zu wünschen übrig. Doch ist wohl auch hiervon, wie von den mancherlei Ungenauigkeiten und Wiederholungen manches der rast- und sorglosen Produktivität des Verfassers aufs Erb-

holz zu setzen. Produktivität jedoch ist keinesfalls ein Fehler, alle wirklich großen Geister haben auch quantitativ viel geleistet und wer Szenen erdenten und ausführen kann wie die der Rache an dem nichtswürdigen Weibe, wer so reizende Charaktere, wie den Hilda, so rührende, wie den der Mutter Hilda zu zeichnen weiß, dem übersieht man gern kleine Unebenheiten. —

Das Mittelmaß überschreiten nicht die Romane: „Through love to life“ by Gillan Vase (London, Smith, Elder & Co. 1889, 3 Bde.); „The phantom future“ by Henry Seton Merriman (ebd. Bentley and Sons, 1889, 2 Bde.); „Graham Aspen, painter“ by George Halse, (ebd. Hurst and Blackett, 1889, 2 Bde.); „St. Cuthberts Tower“ by Florence Warden (ebd. Cassel & Co.); „A sacred Trust! a Story of Military life“ by Gillham Thomsett (ebd. Remington & Co.); „Against the grain“ by Charles T. C. James (ebd. Spenser Blackett); „Daphne's Daring: a love story“ by Mrs. A. Phillips (ebd. Joseph Hagues): etc.

Französische Literatur.

Catulle Mendès, „Le Bonheur des Autres“ (Paris, Marpon & Flammarion). — Unter den modernen Reistern der französischen Novelle ist Catulle Mendès der Besten einer; in der vorliegenden Sammlung von allerhand Kleinigkeiten zeigt sich vor allem der Virtuose, der über glänzende äußere Mittel verfügt, und der förmlich darin schwelgt, mit diesen Mitteln zu prunken. Ein dem Bande als Einleitung dienendes Märchen „Anderer Leute Glück“, soll uns den Grundgedanken, der das Buch als Leitmotiv durchzieht, veranschaulichen: es ist die bekannte Erzählung von dem Manne, der durch Feenhold in die glückliche Lage versetzt wird, alle seine Wünsche in Erfüllung gehen zu sehen, und der, nachdem

er sich alles mögliche zusammengewünscht hat, ohne je ganze Befriedigung zu finden, den Tod herbeisehnt, weil er einsieht, daß dieses das einzig erstrebenswerte Ziel ist. Von dieser pessimistischen Grundtendenz ist allerdings in dem Inhalt des Buches wenig zu spüren: es sind Skizzen, Romanletten, keine brillante Bilder, allerdings literarische Rippesachen, alle mehr oder weniger erotisch gefärbt und jenen Ganlois-Charakter zur Schau tragend, dessen pikanter Reiz zum größten Teil in der Sprache und Darstellung liegt. Mendès' neuestes Buch wirkt denn auch mehr durch äußere als durch innere Vorzüge; es befißt vorzugsweise durch die feinste künstlerhand verratende Darstellungsmanier und die Sprache, die in ihrem kimmernden Kolorit der äppigen Volkstimmungs, die über dem Ganzen liegt, vortrefflich angepaßt ist. Für die „höhere Tochter“ und deren Gefolgschaft ist „Le Bonheur des Autres“ freilich keine empfehlenswerte Lektüre, ein feingebildeter literarischer Geschmack wird aber seine Freude an diesen Sächelchen haben, die uns Catalise Mendès in seiner neuesten Schöpfung austischt. Lucien Métivet hat den elegant ausgestatteten Band mit prächtigen Zeichnungen reich geschmückt.

Mario de Besneray, „Les Mirages du Bonheur“. (Paris, Plon, Bourrit & Cie.) Frau de Besneray besißt alle Qualitäten, die zur Hervorbringung eines guten Durchschnittsromans gehören: sie ist eine tüchtige Fabulierkünstlerin, hat Sinn und Verständnis für dramatischen Aufbau, beobachtet gut und verfaßt über eine glatte, ausgefeilte Technik. In „Les Mirages du bonheur“ entwirft sie ein breit ausgeführtes Familiengemälde aus dem Leben der außen so glänzenden und innen so hohlen sogenannten „guten Gesellschaft“; sie bewegt sich hier auf einem Terrain, das ihr auf Schritt und Tritt bekannt ist und die

Figuren aus dieser Gesellschaftsphäre gelingen ihr denn auch besonders gut, so gleich die weibliche Hauptfigur des Romans Marthe Havenne, die ebenso typisch für diese Gesellschaftsschicht ist wie ihr sauberer Onkel Michel Reuris, in dem die Verfasserin das moderne Wörsenjobbertum nicht äbel gekennzeichnet hat. Hier und da zeigt der Roman selbst bemerkenswerte Ansätze zu einer gesunden realistischen Darstellung, die Sprache ist glatt und flüssig und hat jenen anheimelnden Reiz, der den Leser mit der ersten Zeile in seinen Zauberkreis zwingt.

Charles Legrand, „L'Age de Papier“ (Paris, Ernest Kolb). — Der gewaltigste Despot in unserer Zeit, der hoch und niedrig in seinen souveränen Machtkreis gezogen hat, ist das Papier, vor allem jenes mit Truderschwärze beschmückte Papier, das sich als Zeitung eine souveräne Machtstellung ertrugt hat, die von Tag zu Tag größere Dimensionen annimmt. Das ist etwa der Gedanke, aus dem heraus Legrand seinen sozialen Roman geschrieben hat: in erster Linie ist es ihm darum zu thun, die Gefahren zu beleuchten, die dem Volksleben aus der Großmachtstellung, zu der sich eine vom Gifte der Korruption durchseuchte Presse emporgeschwungen hat, erwachsen können; er glaubt dies am besten zu thun, indem er uns einen Blick in das innere Getriebe des äppig in die Höhe schließenden Journalismus thun läßt, und es ist ein widerliches Bild vorgeschrittener Demoralisation, das wir da zu sehen bekommen. Mit bitterem Sarkasmus schildert der Verfasser das feile Treiben des modernen Journalismus, das „seine Gedanken verkauft, wie ein Freudenmädchen seinen Körper“. Schade nur, daß es Legrand so wenig gelungen ist, das Typische der Erscheinung festzuhalten, er begnügt sich damit, Augenblicksbilder aus dem modernen Pressleben, aus der

Welt der haute finance und des Theaters zu bieten, die durch einen losen Erzählungsfadens zu einem Roman zusammengefaßt sind. Man sieht es der lebenswahren Schilderung an, daß ihr Schöpfer Gelegenheit hatte, das, was er schildert, aus der Nähe zu beobachten, die Personen, die er auftreten läßt, sind von der Strafe weg in sein Buch verpflanzt und es fällt dem Eingeweihten nicht schwer, in den Hauptfiguren des Romans allerlei Pariser Tagesgrößen wieder zu erkennen. Es wird das für das modellästhetische Publikum ein Grund mehr sein, diesen vom brennendsten Tagesinteresse getragenen Zeitroman begierig zu lesen; die rasch hintereinander folgenden Auflagen beweisen denn auch zur Genüge, daß Vegrands „L'Age de Papier“ eine sensationelle Wirkung in der literarischen Welt hervorgebracht hat.

Als tüchtiger Analytiker und feinsinniger Kenner des Frauenherzens bewährt sich André Messierio in seinen „Etudes de Femmes“, die bei Alphonse Lemerre in Paris soeben erschienen sind. Als Studienobjekte wählt sich der Autor fünf Frauengestalten — Henriette Suzor, Violette Chaptal, Mme. Auberge, Claire Aubry und Marcelle Levanneur — deren Verzeckensflüchte er mit einem großen Aufwand von psychologischer Beobachtungskunst zu analysieren unternimmt. Messierio verwahrt sich im Vorwort ausdrücklich davor, etwas anderes als Charakterstudien geben zu wollen, nur aus technischen Gründen deutet er mit leichten Strichen einen novellistischen Hintergrund an, der ihm gekattet, die Hauptfigur plastischer hervortreten zu lassen. Es ist psychologische Kleinmalerei, was uns hier geboten wird, und nach dieser Richtung hin ist des Guten fast etwas zu viel gethan, der Autor verfällt dabei häufig in einen breiten Ton, der dem Charakter der Skizze durchaus fremd ist und er-

müdend wirkt. Trotz dieser und anderer Schwächen, die Messierio's jüngste Arbeit aufweist, stellen wir diese psychologischen Skizzen sehr hoch, weil sich in ihnen ein Talent offenbart, das das Niveau des Gewohnten weit überragt.

Albert Babeau, Paris en 1789 (Paris, Firmin-Didot & Cie.). — Aus der Hochflut der Gelegenheitschriften, die die diesjährige Jahrhundertfeier der französischen Revolution gezeitigt hat, verdient diese ernste Arbeit besonders herausgehoben zu werden. Babeau hat sich durch einige wichtige Beiträge zur Städtegeschichte des alten Frankreichs und andere sozialpolitische Schriften rühmlichst bekannt gemacht, das vorliegende Werk zeigt ihn aufs neue als zuverlässigen Kenner der Sozial- und Sittengeschichte seines Vaterlandes. In breiten Zügen entrollt er zunächst ein anschauliches Bild des Schauplatzes, auf dem sich das weltgeschichtliche Drama abspielte, und giebt uns in der Folge eine ausführliche, auf gründlichsten Quellenstudien beruhende Schilderung der wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse der Stadt Paris vor Ausbruch der großen Revolution. Bei der Beurteilung der Geschichte Frankreichs in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts wird man Babeau's Arbeit schon um des reichen statistischen Materials willen, das in ihr angehäuft ist, nicht gut entbehren können. Der von der Verlagshandlung geschmackvoll ausgestattete Band ist mit 96 Holzschnitten und Photogravüren geschmückt, die nach Originalaufnahmen aus der damaligen Zeit reproduziert sind.

Unter dem Titel „Autours Célestes“ erscheint bei Marpon & Flammarion in Paris eine Romanbibliothek, die sich die Aufgabe gestellt hat, diejenigen zeitgenössischen belletristischen Schöpfungen, deren literarischer Wert erprobt ist, in billigen guten Ausgaben einem großen Leserkreis zugänglich zu machen; ungleich

ähnlichen deutschen Unternehmungen stellt sie sich dabei fast ausschließlich in den Dienst der modernen nationalen Litteratur. Die uns vorliegenden Nrn. 121—126 enthalten Hector Malot's beliebten Roman „Le Mari de Charlotte“, Jolas „La Fête à Coqueville“, Champfleury's „Le Violon de Faience“, Escoffon's „Le Courrier de Lyon“, Léon Cladel's prächtigen Roman „Créto-Rouge“ und Maxime Kudes „Le Roman d'une Dame d'honneur“. Die treffliche Auswahl des Stoffes und der billige Preis — allwöchentlich erscheint ein Band, der 50 Pfennige kostet und ein abgeschlossenes Werk enthält — rechtfertigen die große Beliebtheit, deren sich die „Autours Célèbres“ erfreuen. Wir werden nicht verfehlen, über die Neuerscheinungen dieses empfehlenswerten Sammelwerkes fortlaufend zu berichten.

J. J. Rousseau, „La Nouvelle Heloise“. Première Partie. Preis Fr. 7,50 (Paris, Librairie des Bibliophiles, E. Jouaust). — Mit dieser Ausgabe der „Nouvelle Heloise“, die in der Welt der Bücherfreunde mit Spannung erwartet wurde, hat die an künstlerischen Erfolgen so reiche „Librairie des Bibliophiles“ einen neuen Beweis ihrer Leistungsfähigkeit geliefert. Wenn sich die folgenden Bände aus der Höhe des soeben erschienenen ersten halten (gleich der Originalausgabe wird auch dieser Neudruck in sechs Theilen erscheinen), so werden wir in dieser Prachtausgabe des Rousseauschen Meisterwerks einen Schatz besitzen, der in typographischer wie illustrativer Hinsicht das höchste Maß des Erreichbaren bezeichnen dürfte. Dem vorliegenden Bande dient eine lesenswerte Studie über Rousseau und seinen Roman aus der Feder Grand-Carteret's als Einföhrung, die beiden Meister Hédouin und Lalauze haben ihn mit einer Reihe von Stichen geschmückt, die für sich allein schon einen Schatz von hohem künstlerischen Wert

repräsentieren. Wir kommen nach Vorliegen des kompletten Werks auf diese Prachtausgabe der „Nouvelle Heloise“ zurück.

Mars, „Paris-Brillant“ (Paris, Plon, Mourrit & Cie.). — Unter den eleganten Bilderbüchern für große Leute, die der rührige Plon'sche Verlag herausgibt, nimmt dieses Mars-Album nicht den letzten Platz ein. Ja, das ist Paris, das im Sonnenschein glühende Paris, das uns auf diesen Blättern entgegenlacht. Szenen von der Straße, dem Bois de Boulogne, dem Rennplatz, die typischen Vertreter der Mode und Demimonde ziehen in bunter Reihe an uns vorüber: es ist tout Paris, so weit es überhaupt auf das Epitheton „brillant“ Anspruch machen darf, das der beliebte Zeichner in diesen grazios entworfenen, ungemein zart ausgeführten kolorierten Bildern zur Darstellung bringt. Druck, Papier und Einband zeigen jene solide Eleganz, mit der das Haus Plon seine Verlagswerke auszustatten pflegt. — Das Genre der textlosen Bilderhumoreske kultiviert Caran d'Ache in seinem im gleichen Verlage erschienenen Album. Der bekannte französische Karikaturist hat darin das Beste, was sein übermüthiger Griffel geschaffen, zu einer Sammlung vereinigt, in der sein köstlicher Humor wirksam zur Geltung kommt.

A. G—tze.

Italienische Litteratur.

Italien hat den größten Komödienschreiber der Jetztzeit, Paolo Ferrari, geboren zu Modena, gestorben zu Mailand, verloren. Ein anderer, Paolo Giacometti, lebte auf den italienischen Bühnen, mit seinen düstern, thronvollen Dramen (unter diesen: „la morte civile“, welches von Augusto Bitu, des Figaro Übersetzer, von Tannasio Saloini in Paris mit Erfolg aufgeführt und

von Zola sehr gelobt wurde) — als Ferraris die schönsten Blüten seines Talentes veröffentlichte. In Ferraris Dramen klingt die Zeit des neuerstandenen Italiens zur einzigen Nation, heraus. Er wollte, daß das Theater nicht bloß der Spiegel, sondern der Lehrer der Gesellschaft sei. Seine Komödien haben den Endzweck, die gesellschaftlichen Vorurteile und Irrthümer ins Licht zu stellen, und die dadurch leidende Menschheit der Vernunft zuzuführen: „La donna e lo scettico“ (das Weib und der Skeptiker), „il Duello“ (das Duell), „il suicidio“ (der Selbstmord), „il ridicolo“, (der Lächerliche) etc. Aber sein politisches und moralisches Ziel schadeten der Kunst. Man sah schönen, originellen Charakter schuf er, wie z. B. den Grafen Sächsi im „Duello;“ entstellte ihn jedoch, durch den Zwang einem jenseits der Kunst liegenden Zweck, dienen zu müssen. In den Sittenkomödien, welche uns in ältere Epochen als die unsrige zurückführt, bildet sich Ferraris humoristischer Geist freier aus, als in den Komödien, welche die Gegenwart schildern. Ferraris Hauptwerk: „Goldoni e le sue sedici commedie“ (Goldoni und seine sechzehn Komödien) und *La satira e Parini* (Die Satyre und Parini), sind prächtige Bilder des siebzehnten Jahrhunderts, voll Leben und Geist. Diese letztere Komödie, welche die frivole, mailändische Gesellschaft des 18. Jahrhunderts und den satyrischen Dichter Giuseppe Parini, welcher sie im „Giorno“ verachtete, behandelt, stellt einen eigenthümlichen Typus als Prototypen des Marchese Colombi, welches durch seine Athernheit und Eitelkeit, sprichwörtlich geworden ist, dar.

Eine wahre Perle ist: „La medicina d'una ragazza malata“ (Die Medicin eines kranken Mädchens), in welcher die reinen, natürlichen Gefühle durch kein festgesetztes Ziel gestört werden. In „Cause ed effetti“ (Ursachen und

Folgen) ist eine herzzerreißende realistische Scene, der Tod eines Kindes; darin ist weder ein Wort zu viel, noch eines zu wenig, da Ferraris sie dem Wahren nachbildete. — Wohl ist es um die übrigen Teile schade, da man zu klar den scharf gezeichneten Plan Ferraris darin erkannt, d. h. daß ein junges Mädchen nie von einem reifen Manne zur Gattin gewählt werden soll, wenn dieses nicht die demütigenden Folgen davon tragen will. Die letzte Komödie „Fulvio Testi“, wurde in Mailand aufgeführt und gefiel. Aber ist nicht auch in ihr der lobenswerthe Teufel, das Sittengemälde? Der Hof von Modena im 16. Jahrhundert ist geistvoll wiedergegeben. Unter den schönen Schauspielen Ferraris ist „Le due Dame“ (Die zwei Damen), welches eine lähne Scene enthält, in welcher eine Mutter tadellosen Lebenswandels dem Sohne beichtet, in ihrer Jugend einem schändlichen Handel ausgefetzt gewesen zu sein. . . Der Schriftsteller bewegt sich auf der Schneide eines Rasiermessers und erzwingt unsere Bewunderung für die Geschicklichkeit, mit welcher er eine so mächtige Scene durchführt, ohne im geringsten selbst die keuscheste Seele zu verletzen. Der zu sehr komplizierte Zusammenhang „Alberto Pregallio“ stört nicht die Schönheit, der „Due Dame“, deren Sujet der Häßlichkeit entnommen. Vor zwanzig Jahren hatte Ferraris einen tüchtigen Rivalen in dem jungen neapolitanischen Komödienschreiber Achille Torelli zu fürchten; seine „Martini“ (Ehemänner), welche voll von Wahrheiten, leichten, aristokratischen Szenen ist, wird immer mit gleich großem Erfolg aufgeführt. Achille Torelli schien bestimmt zu sein, ein neues italienisches Theater zu gründen, ein gewandterer, leichterer, eleganterer Spiegel unserer Gesellschaft, als Ferraris Arbeiten; aber die ersten Triumphe berauschten den Autor derart, daß er später Niederlage auf Niederlage

erlebte. Die Schauspielergrößen wollen nicht mehr die Arbeiten desjenigen auführen, der einst: „Schöpferischer Genius“ genannt würde. Welch traurige Veränderung!

Italien ehrt Paolo Ferrari toter, wie es ihn lebend gefeiert hat. In Mailand, wo er lebte und starb, wird eine Straße nach ihm benannt und ein kleines Monument ihm errichtet.

Das dramatische Schauspiel ist hauptsächlich durch Felice Cavallotti's und Giuseppe Giacosa's Arbeiten unterstützt. Andere Schriftsteller versuchen es, der neuen theatralischen Schule Emil Zola's zu folgen, besitzen jedoch nicht den schöpferischen Geist dieser beiden. Giacosa schreibt jetzt eine Komödie für Sarah Bernhardt, welche diese wahrscheinlich in Paris auführen wird.

Aber kein dramatischer Schriftsteller genießt die Popularität in so hohem Maße, wie Edmondo De Amicis, der jetzt ein neues Buch „Sull Oceano“ (Mailand, Treves) veröffentlicht, welches die Reiselitteratur um ein geniales, originelles Werk bereicherte. Spanien, Marocco, Konstantinopel, Holland schließt sich jetzt „Sull Oceano“ an, welches all die tausendertei Zufälle, während der Kreuzung des Atlantischen Meeres auf einem Schiffe voll italienischer Emigranten beschreibt. Der phantasievolle Schriftsteller, welcher, um seine Beschreibung dramatischer werden zu lassen, einen Roman erfinden konnte, begnügt sich mit Wahrheit und Genauigkeit, die Typen der fröhlichen, genießenden Reisenden und der weitinteressanteren Unglücklichen, welche in dichter Menge am Schiffsvorderteil zusammengebrängt sind. Alles ist augenscheinlich in diesem Buche, in welchem das Studium des Menschen und das Studium der Natur gleichen Schritt hält. Aus seinen genauen Beobachtungen der Charaktere blüht ein tiefes Mitleid für die unglücklichen Armen und eine heitere

Teilnahme für die humoristischen Naturen; deshalb wechseln rührende Szenen mit humorvollen Momenten mit einander im „Sull' Oceano“. Der Typus eines finsternen, jähzornigen Garibaldiners, der seine allzu stolzen untergegangenen patriotischen Ideale, welche er in Italien zurückläßt, kann man nicht vergessen. Ein venetianischer Bauer, Emigrant, erzählt mit rührender Sanftmut das harte Leben, zu welchem seine Gefährten in der Heimat verdammt sind; es kommt einem vor, ihn sprechen zu hören, obwohl seine Sprache jene Venedigs ist und nicht der venetianischen, welche die Bauern gewöhnlich sprechen.

„Was zunächst aus dem ganzen Werke herausleuchtete, ist das Mitleid mit den Auswandernden, mit den Märtyrern der Erbscholle, welche in Schwärmen dem Unbekannten entgegen eilen, um der sicheren Ausrottung im Heimatlande zu entfliehen. Jene Worte, welche ein venetianischer Bauer in seiner einfachen, richtigen Denkungsart auspricht, ist die schreckliche Wahrheit eines sozialen Verbrechens, dessen wir alle uns schuldig fühlen. Schon in einem Gedichte: 'Emigrant', hat De Amicis diese glühenden Köhlen der Selbst-Verbannung der Bauern berührt, aber hier im Oceano wählt er mit vollen Händen darin. 'Sull Oceano' reißt vielleicht die Perfekte anderer — eine Seelitteratur, an der Italien so reich an Semacht und so reich an Erinnerungen, von glorreichen Seelämpfen — Mangel litt, ein? . . . Wünschenswert wäre es. Es ist jedoch nicht ein wohlüberdachtes Kunstwerk, dessen Einzelheiten uns für lange Zeit in der Erinnerung bleiben werden; sondern eine schmerzvolle Elegie auf das Elend des am schwersten arbeitenden, der leidendsten Söhne Italiens über die uns quälenden sozialen Probleme! — Welches Buch ist deshalb neuer? Welche Pflicht der Schriftsteller heiliger? . . .“

So schreibt Raffaello Barbiera in der *Illustrazione italiana*. Dem Inhalte und der Form nach scheint mir *De Amicis* „*Sull' Oceano*“ sein originellstes Werk; weniger emphatisch als die andern und im Ganzen besonders harmonisch.

Schon im vorhergehenden Bericht deutete ich Salvatore Farinas neueste Erzählung: „*I due desiderii*“ an, heute will ich mich etwas eingehender damit beschäftigen. Farina spricht darin von einem Italiener der sein Vaterland verließ, um sich in Amerita zu bereichern. Aber Farinas Kunst ist weit verschieden von der *De Amicis* während dieser; Sachen, welche meist die Phantasie beherrschen, beschreibt, behandelt Zener die zartesten Schattierungen des menschlichen Denkens. Auch in den „*Due desiderii*“ sind die Personen, welche sich in der Menge verlieren, sein Subjekt: Farinas scharfes Auge entdeckt sie und erhöht sie zu künstlerischen Typen. Die „*Due desiderii*“ sind zwei elternlose Knaben, beide namens Desiderius, welche im Waisenhaus Freundschaft schließen. Einer der beiden begnügt sich mit wenig, bleibt in Mailand und heiratet jenes junge Mädchen, welches seine Knabenjahre schon durch ihr Lächeln erhehlt hat; der andere flieht aus der Anstalt und geht nach Amerika, wo er alle möglichen Unternehmungen versucht, um seinen Durst nach Gold zu stillen. Nach vielen Jahren finden sich die beiden Freunde mit weißem Haar wieder. Der eine hat seine Gattin verloren, welche er durch 50 Jahre hindurch angebetet, der andere kehrt nach Mailand zurück mit einem Mädchen, welches er in Buenos-Aires vom Verderben, zu dem ein Verwandter sie verurteilt, errettet. Der Abenteuerer hat erst im Alter erkannt, daß das menschliche Herz gepflegt werden muß, daß ohne Liebe das Leben öde sei. Er saßt zu dem lieblichen Mädchen eine

tiefe Neigung, sie jedoch betrachtet ihn bloß als Vater und nimmt die Werbung eines bescheidenen, jungen Mannes an. Auf seine Kosten versteht er nun eine andere Lehre: „Daß die Liebe im Alter eine Blume außerhalb der Jahreszeit ist; Liebe mit siebzig Jahren fordern, ist lächerlich!“ Die Erzählung besteht aus Vor- und Nachrede und führt uns die Morgen- und Abendröthe der beiden Freunde vor. Die Verwickelung ist eine ganz einfache, sowie in allen Arbeiten des sardischen Novellisten, aber die Hand des Psychologen stattet sie mit den feinsten Ausschmückungen aus. Während die Reihenfolge in der Nachrede etwas unvereinbar geworfen, ist die Vorrede wie aus einem Guß, man könnte sagen eine Arbeit *Benvenuto Cellinis*, wenn der toskanische Goldarbeiter in seinem gearbeiteten Silber die zarten Gefühle eines geistigen Poeten hätte ausdrücken können.

Reinen heutigen Bericht will ich mit einem hochpoetischen Buche schließen, welches bei den feinsten Lesern Italiens den begeistertsten Beifall hervorruft: „*Italia*“ von Maurice Facon, einem jungen Franzosen, welcher nach einem langen Aufenthalt in Italien und gründlichem Studium der Kunstschönheiten Venedig, Mailand, Florenz, Rom und Neapel in reizenden, zarten Tönen befangt. Die ganze italienische literarische Welt beschäftigt sich mit diesen Gedichten, in welchen eine das Schöne liebende erhabene Seele, aber auch ein ergreifender Schmerzensston herausschlingt. Maurice Facon, obwohl noch sehr jung, ist von einer unheilbaren, schweren Krankheit befallen, welche ihn jedoch nicht hindert, ein gläubiges und die Kunst verstehendes und bewunderndes Gemüth zu besitzen. Er glaubt an Gott; im letzten Theile des „*Italia*“ leuchtet sein Glaube deutlich hervor. Einige seiner Phrasen sind eines *Coppees* würdig, welcher eine herrliche Ein-

leitung zu diesem Buche schrieb. Ein bedeutend-italienischer Schriftsteller, Tullio Raffaiani in Mailand veröffentlichte in der „Nuova Antologia“ eine schöne Studie über R. Faucon, mit Feinheit und Wohlwollen ist das Herz des leidenden und doch lebenswürdigen Dichters darin anatomisirt. **A. L. R. Audt.**

Russische Litteratur.

„Wir“ (Мы) von Djedlow, St. Petersburg, 1889.

Weshalb der Verfasser gerade „Wir“ als Titel dieses Buches gewählt hat, ist uns nicht recht klar. Dasselbe enthält sieben Erzählungen! — „Noch einen Augenblick“, „Der Wetter aus Petersburg“, „Eine Begegnung“, „Der Sonderling“, „Ein Taugenichts“, „Die Gäste“ und „Die beiden Freunde“, — doch nur eine einzige dieser bösen Sieben, nämlich „Ein Taugenichts“, hat den Vorzug interessant zu erscheinen, aber auch nur insofern, als sie die Zeit wachend verbringen läßt, denn von wirklich künstlerischem Werte ist darin wenig zu finden. Solche Geschöpfe wie der „Taugenichts“ Kosja sind bei uns keine neue Erscheinung: ein junger Gonist, ein Gymnasiast, hält sich für einen krassen Nihilisten und glaubt nun, infolge dessen auch den alten Adam ausziehen und eine Maletarade mit seiner Seele vornehmen zu müssen, kann sich jedoch trotz aller Anstrengung von dem ihm innewohnenden romantischen Element durch keinerlei Reflexion befreien. Diese Erzählung ist, sowohl was den Inhalt als auch die Ausführung anbetrifft, bedeutend sorgfältiger behandelt worden, als die übrigen sechs. Raffiniert psychologische Momente und raffiniert originelle Charakterzüge, die ihr *raison d'être* durchaus nicht beweisen können, — das sind noch die

einigermaßen interessanten Attribute dieser Erzählung.

Mariens. Sammlung von Traktaten und Konventionen zwischen Rußland und ausländischen Mächten. St. Petersburg 1889. Band VIII. Traktate mit Deutschland (1825—1888.)

Vorliegende, höchst interessante Sammlung des Petersburger Professors enthält gegen 70 Nummern Text verschiedener Dokumente und bietet viel des Interessanten. So enthält z. B. S. 167 und ff. die Wiedergabe eigenhändiger Aufzeichnungen Kaiser Nikolaï I. über die westeuropäischen Revolutionen des Jahres 1830.

Durch den Tod Saltykow's (Schtschedrin) verliert die russische Litteratur ihren größten Satyriker, der unbarmherzig die Geißel auf alle Schwächen des russischen Volkes fallen ließ und namentlich das vom Gipfel bis zur Wurzel morsche Bureaokratentum scharf mitnahm. Eine nähere Besprechung seiner Werke behalten wir uns vor. **H. M.**

Polnische Litteratur.

Von den laufenden Erscheinungen wären vor allem die bei Gebethner und Wolff zu Krakau erschienenen Novellen des talentvollen Viktor Gonninski zu erwähnen, denen die zu Krakau blühende typographische und graphische Kunst reizende Zierden versetzen. — Auf der Warschauer Vaudevillebühne kamen Heinrich Sienkiewiez's „Skizzen mit der Kohle“, humorvolle und realistische Bilder aus dem Bauernleben, in dramatisierter Form zur Aufführung; sie scheinen sich auf der Bühne behaupten zu können, dank der geschickten Bearbeitung von Galasiewicz und Keller, welche auch manche Erzählungen Krasszewski's auf die Bühne gebracht.



Th. Fontane.



Wie stellen wir uns zu den Franzosen?

Von M. G. Conrad.

(München.)



Nur in bezug auf unser dramatisches Leben und Streben — ethisch, künstlerisch und volkswirtschaftlich allerdings das wichtigste Gebiet der Nationalgeistespflege jedes nur einigermaßen bedeutenden Kulturvolkes — sei heute diese Frage aufgeworfen: Wie stellen wir uns zu den Franzosen?

Die Vor- und Nebenfragen dieser Hauptfrage haben wir bereits in den vorausgegangenen Hefen an verschiedenen Stellen behandelt. Die „Gesellschaft“ wird überhaupt diesen Gegenstand nicht aus dem Auge verlieren, so lange nicht in diesem Hauptstück nationaler Kunstpflege Wandel geschaffen und unsern Bühnenleitern — den großen und den kleinen — der richtige und kunstpolitisch allein haltbare Standpunkt klargeworden ist. Unseligerweise kann man bei diesen Herren heute überhaupt noch von keinem Standpunkt in bezug auf die nationale Kunst, sondern nur in bezug auf das Geschäft und auf die Interessen, Gewohnheiten und Liebhabereien gewisser entscheidender Kreise reden, die nichts weniger als die geistig erleuchteten, künstlerisch anspruchsvollsten und volksethisch empfindlichsten in allen höheren Dingen sich gezeigt haben — mit verschwindenden, die Regel nur bestätigenden Ausnahmen.

Wie stellen wir uns also zu den Franzosen?

In allem Vernünftigen, Echten und Bewährten ziehen wir den Hut vor ihrem stolzen Beispiel und sagen: Machen wir's wie sie! Die nationale Bühne gehört der nationalen Dichtung, das ist oberste Regel bei den Fran-

zosen, und sie wird eingehalten vom ersten Schauspielhaus des Landes wie von der letzten Provinzschmiede. Die Zulassung von nichtfranzösischen Werken, selbst von solchen der stammverwandter Nachbarvölker, wie Italiener, Spanier u. s. w., ist seltene Ausnahme.

Dieses weise Verhalten, durch Jahrhunderte streng beobachtet, hat die französische Dichtung zu reinster, stärkster Entfaltung getrieben und für Schriftsteller und Schauspieler eine Tradition nationalen Stiles herausgebildet, wie bei keinem anderen Volke. Das französische Volk hat damit die Genugthuung erlebt, daß es durch die furchtbarsten Kämpfe und Niederlagen innerer und äußerer Politik auch nicht um Haaresbreite von seiner nationalgeistigen Ruhmeshöhe herabgedrückt werden konnte — erstens, und zweitens, daß seine geistige Energie unberührt, sein moralischer Mut ungebrochen geblieben selbst in den vernichtendsten Krisen militär- und finanzpolitischer Schicksalschläge.

Wirtschaftlich und sozial betrachtet, hat Frankreich durch seine konsequente geistige und künstlerische Selbstachtung und Selbsttreue auch dies erreicht, daß es in allen Wirren und Wandlungen des äußeren Lebens stets auf einen wohlhabenden, geachteten, das gefellige Niveau der feinen Lebenskreise mit bestimmenden Schriftsteller- und Künstlerstand, auf eine allen Stürmen gewachsene Aristokratie des Geistes bliden und sich daran erfreuen konnte. Selbst die sogenannte „Bohème“ birgt solche Schätze nationalen Geistes und originell-französischer Gesinnung und Lebensauffassung in sich, daß auch sie zur Bereicherung und eigenartigen Entwicklung des Volkswesens ihr erkleckliches Scherflein beiträgt und geradezu ein Kulturfaktor geblieben ist bis auf den heutigen Tag. Der Duft höherer Gefittung, raffinierterer Humanität, der auf der französischen Geselligkeit liegt, ist nicht zum geringen Teile auf den genialen Mutterchooß der geistigen und künstlerischen Aristokratie in allen ihren Abstufungen, bis herab zur Bohème, zurückzuführen. So ist Frankreich nicht nur das reichste, sondern auch das geistigste und vornehmste Land geblieben in dem vom Militarismus und Rammonismus bis zum Wahnsinn beheizten und verrohten alten Europa.

Nun kamen die faulen deutschen Bärenhäuter auf den hirnrissigen Gedanken: „Auf, gehen wir nach Frankreich, lassen wir uns dort ledern und schleppen wir dann das Lustsamste und Kitzelndste nach Deutschland!“ Das geschah namentlich im vorigen und vorvorigen Jahrhundert — und bald bevölkerte sich Deutschland mit französischen Komödianten, Tänzern, die Fürsten errichteten sich ihre Klein-Verfailles, ihre Hirschparks u. s. w. u. s. w. Sogar die Sprache schleppten sie mit heim, Sprachmeister, Bonnen und ähnliches Gelichter, das zwischen den Salons, Alkoven und Schlafgemächern krecht

und fleucht. Alle Moden und Laster und Thorheiten der Franzosen wurden in das deutsche Mistbeet gesetzt und gediehen üppig.

Das nächste Ergebnis war dies: Deutschland faulte der französischen Unterjochung auch in der Politik entgegen, Deutschlands Völker und Fürsten wurden von Napoleon zu Boden getreten. Eine weltgeschichtlich durchaus wohlverdiente Strafe.

Dann kam das Zeitalter des mächtig gesteigerten Verkehrs; alles wurde Waare, Handelsartikel, Waffe des brutalsten Mammonismus. Was früher aus Lustsamkeit und Vergnügungssucht in niedrigem Sinnentrieb von den Franzosen herübergeholt wurde, das wandelte sich jetzt in tausendfältigen Formen zum Gegenstande der kaufmännischen Spekulation, und der „Import“ aller erdenklichen Güter und Werte wurde in größten Maßstabe organisiert. Die Deutschen machten den Deutschen mit dem Französischen eine Konkurrenz auf allen materiellen und geistigen Gebieten, die beispiellos ist in der Geschichte.

Nun ließen sich die verblödeten Auslandsaffen den Warnern gegenüber also vernehmen: „Warum denn nicht? Warum sollen wir das Bessere nicht nehmen, wo wir's finden?“

Warum nicht, ihr lieben Seelen? Weil das Bessere niemals übertragen werden kann. Weil das Gute, das überall gedeiht, dann von selbst zum Besseren und Beiten wächst, wenn es auf dem eigenen Boden in ursprünglicher Kraft und Artung gezogen, gehegt und gepflegt wird. Weil es ein Verrat an der eigenen Begabung und Bestimmung ist, das Eigene zu verwahrlosen und das Fremde sich mechanisch anzueignen. Weil es zur Verarmung der Menschheit, zur Verfälschung der Weltkultur führen muß, wenn sich ein ganzes großes und befähigtes Volk der Heraustreibung, Steigerung und Fruchtbarmachung der eigenen Kräfte entschlägt und sich die Erzeugung der höchsten und schönsten Kulturgüter von einem anderen Volke besorgen läßt. Weil ein Volk im Welthaushalt überhaupt seinen Beruf verfehlt und das Recht selbständigen Daseins verwirkt, wenn es nicht in eigener Art und Tüchtigkeit aus sich heraus das Höchste und Schönste und nur seiner besonderen Begabung Mögliche zu leisten vermag. Ein Leihvolk, ein Nachahmungs- und Kopistenvolk, das nur oder hauptsächlich oder mit Vorliebe vom Kulturpump lebt, ist überflüssig. Denn es verliert mit seiner Originalität seine Kraft, seinen Sondermut, seine urschöpferische Heiterkeit, mit seiner Zeugungskraft geht sein fröhlicher Lebensstolz und Kämpfersinn flöten — es ist schließlich sich selbst, Gott und der Welt eine Last, ein Spott, ein Greuel und fliegt zuletzt auf den Misthaufen.

Man verschoue uns mit der Phrase vom notwendigen „Austausch“.

Wir stehen mit den Franzosen nicht auf dem Fuße des Austausches. Die Franzosen nehmen in Kunst und Litteratur so blutigwenig Fertiges von uns und beschränken sich so weise nur auf Beobachtung und Anregung, während wir massenhaft ihr Fertiges zu uns heimzuschleppen, daß in schöngeistigen Dingen, besonders in litterarischen und dramatischen, nur der Leichtsin oder die Schlechtigkeit von einem „Austausch“ fabeln kann. Austausch beruht auf Gegenseitigkeit und Einhaltung des Gleichgewichts. Wo ist davon etwas zu spüren?

„Hier soll,“ schrieb jüngst ein statistisch geschulter Kenner der Verhältnisse, „die volkswirtschaftlich außerordentlich bezeichnende Thatsache festgenagelt werden, daß mehr als ein Viertel aller von deutschen Bühnen gezahlten Autorenanteile an — Franzosen gezahlt werden, d. h. daß niedrig berechnet, etwa eine Viertelmillion Mark Bühnenhonorar jährlich von deutschen Bühnenleitern in die Taschen französischer Schriftsteller abgeführt werden.“

Abgesehen von dem materiellen Verlust, der hierdurch den deutschen Schriftstellern unaufhörlich von den einheimischen Kunstpflegern zugefügt wird, welch' ein unausgesetzter Verderb des deutschen Geschmacks und der deutschen Litteratur! Denn erstens sind es nicht die eigenartigsten und edelsten französischen Stücke, die in Deutschland beliebt und jahrein jahraus auf der Bühne sind, sondern die raffiniertesten, pikantesten, aufreizendsten, d. h. die künstlerisch und ethisch ungesundesten; zweitens sind die deutschen Dramatiker, die neben den Franzosen auf deutschen Bühnen gespielt sein und Erfolg haben wollen, gezwungen, dem vordorbenen Geschmack Rechnung zu tragen und *à la française* zu schreiben. Da aber nicht die starken Originalgeister solches vermögen, sondern nur die Talente ohne Wurzelkraft, ohne selbständige Eigenart, ohne Mark und Blut aus dem vaterländischen Geistesboden, so ist es einleuchtend, daß die deutsche Bühne beherrscht wird von Pseudodeutschen und nachgemachten Talmi-Franzosen, von entdeutschen Technikern ohne geistige Kraft, Tiefe und Originalität.

Und wenn dazwischen hinein auf die sogenannten deutschen Klassiker und einige andere gespielt werden, so wirken auch sie nicht mehr gesund und nachhaltig bis auf Herz und Nieren, sondern nur kraft des Reizes der Abwechslung, also gleichfalls durch eine Art pathologischer Pikanterie.

Ganz abgesehen von der grauenhaften Stillosigkeit der darstellenden Kunst in Deutschland, wo die nämlichen Bühnenleute gezwungen sind, im Laufe einer Woche alles durcheinander zu spielen: Shakespeare und Sardou, deutsche Klassiker und Talmi-Franzosen, Kraut und Rüben im tollsten Lunterbunt! Kann man da in irgend einem anständigen und vollgeistigen Sinne von deutscher Schauspielkunst reden?

Man sehe sich doch darauf hin einmal die französischen Schauspieler an, die in ihrem Elemente bleiben dürfen und nicht gleich Experimentierfischen gezwungen sind, heute in den Salzfluten des großen Ozeans, morgen in dem saden, süßen Flußwasser, übermorgen im glühenden Schlamm eines Sumpfes, überübermorgen im toten Wasser eines Aquariums zu plätschern.

Man sehe sich dies und anderes an und lege sich dann die Frage vor: Wie stellen wir uns zu den Franzosen? Und die Franzosen zu uns: In welcher Beleuchtung erscheinen wir da?

Als Schlußfrage: Wie ist diesem ungeheuren Verderben, dieser deutschen Selbstherabwürdigung zu steuern?

Der Karrenschieber von Grisselsbrunn.

Novellette von Th. Fontane.

(Berlin.)

Wir saßen in einer Weinstube, Name gleichgiltig, um den runden Stamm-tisch (ein neuer Scharzhofberger war am Tage vorher angekommen) und gesehelt uns, der Reihe nach, in Vortrag kleiner Geschichten; aber es mußten eigene Erlebnisse sein. Unter den Letzten, die das Wort nahmen, befand sich auch Baurat Oldermann, der erst seit kurzem nach Berlin übersiedelt war.

„Ich möchte,“ hob er an, „eine Geschichte von einem Karrenschieber erzählen und zwar — damit die Geschichte von Anfang an einen Namen hat — die Geschichte vom Karrenschieber von Grisselsbrunn.“

„Nun, Grisselsbrunn, vordem eine berühmte Heilquelle, war seit Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Kaffeegarten geworden, unmittelbar vor den Thoren von B., und als dieser, wie Sie wissen, im Laufe der siebziger Jahre sich auszudehnen und alle Vordörfer und Nachbardörfer in sich aufzunehmen begann, kam auch Grisselsbrunn an die Reihe. Kaum daß man die berühmte Quelle noch respektierte. Die ringsherum stehenden Pavillons und Buden fielen und die Platanen und Ahornbäume schließlich auch, — alles um einem großen Hotelbau, samt einem Bazar im Erdgeschoß, Platz zu machen. Ich wurde, nach Gutheißung meiner Pläne, mit der Oberleitung des Ganzen betraut und überzeugte mich, gleich beim ersten Spatenstich, daß, bei der sumpfigen Terrainbeschaffenheit, vor allem ein fester

Untergrund geschaffen werden müsse. Damit ging ich denn auch vor und gab einem Bauführer und einem alten Polier, der uns, als Ortsangehöriger, gute Dienste leistete, die nötigen Weisungen. Lange Bretterreihen wurden gelegt und ein paar Dupend Karrenschieber in Dienst gestellt, um den nötigen Kies und Sand, ganze Wege, heranzuschaffen und von oben her in die Baugrube hinabzuschütten. Zweimal des Tages sprach ich vor, um nach dem Rechten zu sehen, denn mir sowohl wie den Unternehmern lag daran, den Bau noch vor dem Herbst unter Dach zu bringen. Alles war ruhig, fleißig, geschickt, am geschicktesten aber ein rotblonder, schlanker, beinahe schöner Mann von Mitte dreißig, der sich, ohne daß er sich abgefordert oder den Apaten und Schweigsamen gespielt hätte, doch ganz ersichtlich von dem Rest der Mannschaft unterschied. Er war größer und stärker, Vollbart, die Augenlider gerötet, aber nur wenig. Statt der Jacke trug er ein enges Röckchen, dazu eine Militärmütze und dicksohlige Schnürschuhe, die mal einem Alpenreisenden gehört und gedient haben mochten. Alles war in desolatester Verfassung und überall von eigener Hand geflickt und zusammengenäht, aber der Schnitt dieser ramponierten Kleidung und vor allem die Haltung dessen, der darin steckte, machten es unmöglich, über ihn hinzusehen. In jeder seiner Bewegungen sprach sich, um das Modewort zu gebrauchen, ein besonderer „Schick“ aus, am meisten aber in der Art, wie er mit der Karre hantierte. Die Schiebebäume fest in der Hand haltend, hielt er mit dem Karrenrade genau die Mitte der Bretterlage, nicht viel anders, als ob es sich um ein Balancierkunststück im Zirkus gehandelt hätte; der eigentliche Triumph seiner Geschicklichkeit aber war der Umkippungsmoment, wo er mit einem raschen und kräftigen Ruck den Inhalt der Karre von oben her in die Baugrube stürzte.

Das ging so Tage lang, und als anderthalb Wochen um waren, nahm ich Veranlassung mit dem Polier zu sprechen und mich nach dem Mann, der in allem so sehr von seiner Umgebung abwich, zu erkundigen. Aber der Polier war außer stande, meine Neugier zu befriedigen und wußte nichts, als daß sich der Betreffende vor etwa zehn oder zwölf Tagen zur Arbeit gemeldet habe. „Und da nahm ich ihn. Denn karren kann jeder. Freilich, daß er nicht von uns ist, ist leicht zu sehen. Sehen Sie bloß seine Hände. Verbrannt, aber doch keine Arbeitshände.“ Dies war alles, was ich erfuhr. Wenig genug und half mir nicht weiter. Da nahm ich denn eines Tages Veranlassung, an den Gegenstand meiner Neugier, oder richtiger meiner Teilnahme, selber heranzutreten und ihm zu sagen: „ich bäte ihn, mich nächsten Sonntag in meiner Wohnung zu besuchen; von 9 bis 11 Uhr werd' er mich sicherlich treffen.“

Und er kam auch. Sein Anzug, was auf einen Zustand höchster Not deutete, war derselbe wie Alltags: dasselbe Röckchen, dieselben Schnürschuhe, nur alles sehr gepußt und gebürstet, so daß ich den Eindruck einer herabgekommenen Existenz, eines Mannes von ursprünglich guter Erziehung und besten Manieren im verstärkten Maße hatte. Er blieb in der Thür stehen, verbeugte sich und sagte: „ich hätte befohlen“. Dann bat ich ihn Platz zu nehmen. Er rührte sich aber nicht und sah mich nur an und wartete, bis ich ihn antreden würde. Das that ich denn auch. „Sie werden erraten haben, weshalb ich Sie gebeten habe, zu mir zu kommen. Sie gehören einer anderen Gesellschafts-schicht an und „die Karre zu schieben“ ist Ihnen nicht an der Wiege gesungen worden. Sie sind aus einem guten Hause, haben Schulen besucht und sind dann früher oder später gescheitert, mit Schuld oder ohne Schuld, sagen wir mit, das ist das Wahrscheinlichere. Spiel, Weiber, Wechsel, vielleicht falsche. Und dann war es vorbei und die Geduld erschöpft und Sie hatten keine Familie mehr. Und so kam es, wie's kam. . .“

Jeden meiner Sätze hatte er mit einem leisen Kopfnicken begleitet und als ich abschließend und fragend hinzusetzte: „Ist es so?“ sagte er: „Ja. Es ist so. Wir waren unserer neun; davon sechs auf Schulen und in der Armee. Der Vater konnte nicht mehr. . .“

„Gut; ich verstehe“. Ich weiß genug und will nicht in Geheimnisse eindringen. Und nun hören Sie. Ich bin nicht reich, aber ich habe Verbindungen und denke, daß ich Ihnen helfen kann, wenn Sie Hilfe wollen.

Er schwieg.

„Ich werde,“ fuhr ich fort, „mit dem Polier oder besser mit dem Bau-führer sprechen; er wird Ihnen eine andere Stellung auf dem Bau geben, und ich werde für Ihre Kleidung sorgen. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Sie sind groß und stark (ich hoffe auch innerlich) und Sie werden sich herausretten. Hier ist meine Hand. Alles wird davon abhängen, ob Sie die Kraft haben, diese Hand zu fassen und zu halten.“

Er kam auf mich zu und ich sah, daß sich sein Auge mehr und mehr geröthet hatte. Dann sprach er mir kurz und knapp seinen Dank aus und ich fühlte, daß eine Thräne auf meine Hand fiel. Dabei war ich bewegt wie er selbst und unter wiederholtem Zuspruche meinerseits schieden wir.“

Noch denselben Tag sprach ich mit dem Bau-führer, der, wie gewöhnlich, so auch an diesem Sonntage mein Tisch-gast war. Er ging auf alles ein und versprach, das Seine zu thun, „aber freilich, bis vor Ende der Woche werde sich schwerlich was thun oder auch nur Rat schaffen lassen.“ Ich war einverstanden und trat an demselben Abend noch eine kleine Reise

nach Dresden an, die mich drei Tage von meinem Bau fern hielt. Als ich zurückkam, war das Erste, daß ich nach meinem Karrenschieber ausfah. Er war aber nicht da.

„Sagen Sie, Polier, wo ist der . . . Nun Sie wissen schon, wen ich meine.“

„Weiß. Er ist nicht wieder gekommen.“

Ich war erschüttert und ließ Nachforschungen anstellen, wobei mich die Behörden aufs Bereitwilligste unterstützten. Aber umsonst. Es war keine Spur von ihm zu finden. Wohin war er? In die neue Welt — oder weiter? . . .

Eine Todesstunde.

Von M. Spanier.

(Samburg.)

Zu einer Zeit, in der man die Lehrer mit demselben Rechte musikalische Theologen oder theologische Musikanten nennen konnte, war er ins Amt getreten. Es wehte ein orthodoxer Hauch durch die Welt. Die Religion, will sagen: die Theologie, sollte in der Schule über alles herrschen, das „wichtigste Fach“ sein, und die Musik, das Allertweltskind, das als schmucke, ausgelassene Dirne bei den weltlichsten Ergötzungen mitspielt, mußte als edle, wohlstandige Frau Musika die Geister in jene Gemütsstimmung und Verzückung einfließen, die zur Aufnahme und Eindringlichkeit gewisser Lehren gewaltig beiträgt.

Der Mann, von dem wir reden, war auch orthodox, er war es voll und ganz, mit allem Fanatismus, der dazu notwendig ist. Als er am Seminar den Unterricht seiner frommen Lehrer genoß, war es sein sehnlichster Gedanke, für das wahre, echte Christentum zu wirken wider den Unglauben, die Sinnenlust, den Weltfynn. Er verachtete die Thörichten, welche das Heil von sich stießen und bemitleidete sie zugleich.

Mit einer Art wollüstigen Begeisterung träumte er sich in Verfolgungen und Leiden hinein, die ihm die bösen Menschen, so seine Lehren verachteten, bereiten würden, — er aber wollte gequält werden, er sehnte sich danach, für seinen Gott das Martyrium zu erdulden . . . und dachte freilich nicht daran, daß bei solchen Gestimmungen alles andere, nur keine Dornenkrone zu erringen war.

Als er aber selbständig wurde und unter andere Menschen kam, da ward er bald andern Sinnes. Er lernte das Leben kennen. Freilich nur in dem kleinen, weltentlegenen Orte, dessen Schuljugend er belehren sollte. Aber so viel merkte er doch bald, daß das, worauf so ungeheuer viel Gewicht gelegt wurde in dem großen Lebenskampfe, der in der Millionenstadt wie in dem kleinsten Neste ausgesochten wird, recht wenig in seiner Bedeutung zur Geltung kam. Er sah „Fromme“ schlecht, „Unfromme“ gut handeln, natürlich auch umgekehrt, — aber doch in einem Verhältnis, daß es ihm einleuchtete, daß, was er Religion nannte, nicht die Handlungen der Menschen beeinflusste, nicht zum Guten antrieb, daß es ein neutrales Gebiet war, welches zwar in Kirche und Schule obenan stand, aber im Handel und Wandel gleichgültig zur Seite. Und die Religion sollte doch auch die Menschen bessern — — —

Sein Verstand regte sich. Dieses und jenes Dogma erschien ihm bald nicht mehr einleuchtend. Dann suchte er es zunächst auf die vernünftigste Weise zu erklären, — bis es ihm auch mit der Erklärung nicht mehr vernünftig erschien und aufgegeben wurde. Er hatte ja auch gelesen — und er las jetzt sehr viel, nicht allein in frommen, auch in andern, ganz andern Büchern —, daß einfache Menschen durch Majoritätsbeschluß derlei Glaubenssätze aufgestellt; war er nicht auch ein Mensch mit Urtheil und Verstand? Allerdings die Erleuchtung mit dem heiligen Geiste, die fehlte ihm freilich, ja, ja

Und immer, wenn er eine solche Kirchenlehre aufgegeben hatte, dachte er: So weit bist du nun gekommen, weiter wirst du nicht gehen; denn das übrige ist die lautere Wahrheit, das leuchtet dir alles ein! Es ging auch einige Zeit so, bis ihm dann wieder etwas aufstieß, das nicht in seinen Gedankenkreis paßte, und das dann nach kurzem Kampfe über Bord geworfen wurde.

Und so war er endlich dabei angelangt, daß ihm kein Dogma mehr galt. Und doch fühlte er sich noch voll und ganz auf dem Boden des Christentums, ja gerade jetzt vertrat er das echte, nicht durch Pfaffenwillkür gemachte und gefälschte Christentum, jetzt hatte er die Religion Christi; und er meinte, jetzt könne er Halt machen, denn was er nun vertrat, das lasse sich alles mit philosophischem Denken vereinigen, daran gäbe es nicht zu deuten und zu zweifeln. Und er eiferte im Stillen mit jener kleinen Schar von Geistlichen, die gegen die starre Orthodoxie ankämpften; er las die Zeitung dieser Partei mit ihrer fortgeschrittenen, freieren Überzeugung, mit ihrer kampfesmutigen, mannhaften Gesinnung.

Aber er machte doch nicht Halt. Wenn auch nur ein Stein aus dem

Gebäude des Konfessionalismus gerissen wird, er löst einen andern, dieser wieder einen, und so ferner. Denn es hängt ein Stein mit dem andern gar eng zusammen, und der gemeinsame Kitt ist der unerschütterliche, kindliche Glaube, der jedes Zweifels ledig, unwandelbar treu und zufrieden ist. Wenn dieser aber ins Wanken kommt, nur an einem einzigen Punkte, dann muß das ganze Gebäude stürzen.

Er legte sich die Frage vor: Ist das denn wirklich noch Christentum zu nennen? Kann das nicht auch ein aufgeklärter Jude, Muhammedaner, Buddhist unterschreiben? Aber das war ja gleichgültig, wenn er nur die Wahrheit hatte, der Name kümmerte ihn nicht.

In dem kleinen Orte fand er keinen Verkehr, Bücher mußten ihn ersetzen. Und wenn er so ob den Schriften saß und das Auge vom Blatte aufrichtete, von dem er Erhebendes und Begeisternes gelesen, und sann — und sann — — dann baute sich vor seinen Augen auch eine Kirche auf, eine unermesslich große, nicht durch dumpfe, starre Mauern eingeschlossen, sondern eine freie, weithin sich dehnende, vom leuchtenden Himmelsblau gedeckt. Frische Waldbäume standen darin, die hoch ins Blaue ragten, und in den Wipfeln ein Getön aus tausend schmetternden Rehlen. Und eine gewaltige Gemeinde war versammelt, nicht mit trübem Blick und gemartertem Antlitz und gefalteten Händen, sondern mit frischer Fröhlichkeit im blinkenden Auge, mit heiterem Lächeln um den genussfrohen Mund, und doch mit edler Begeisterung im ganzen Wesen. Und die da predigten traten aus der Mitte der Gemeinde, die immer größer und größer wurde, und sprachen wie zu ihren Genossen und Verwandten, wie zu ihresgleichen, und er konnte sie alle und verstand sie — — und er selbst stand bescheiden in einer Ecke und wollte sich nimmer zeigen, aber sie lächelten ihn an und faßten ihn bei der Hand — — —

Es gab keine Grenze mehr, er versank immer tiefer im Unglauben. Alles Vermitteln wies er von sich, es war ihm jetzt zuwider. Er kannte die Lebensarten von der „Notwendigkeit des Positiven für das Volk“, vom „historisch Berechtigten“, vom „stufenweisen, nicht unvermittelten Fortschritt“ — — also weil zwischen Nacht und Tag die Dämmerung liegt, sollte er, der das Licht kannte, in einer künstlichen Verfinsternung leben?

Manchmal aber hatte er auch schwache Stunden. Er machte sich die bittersten Vorwürfe, er wollte zu Gott beten um die Kraft zu glauben, um ein Wunder, auf daß es klar sei, — — daß ein Gott lebt. Er hätte so gern an den persönlichen, sich der Geschenke des einzelnen mit Vaterhuld annehmenden Gott geglaubt, aber er konnte nicht. Er sah die Schlechten oben auf und die Guten im Leide — freilich die Schriftgelehrten sind auf

alle Fälle gerüstet; das Unglück ist eine Strafe — wenn aber einer gar keine Strafe verdient hat? — dann ist es eine Prüfung. Das wußte er ganz gut, er mußte es ja den Kindern beibringen; aber leider ist es die Art der theologischen Beweisführung, daß sie denen nur gewaltig imponiert, die schon von vornherein von dem zu Beweisenden überzeugt sind, — er aber glaubte nicht.

Wenn er nur so viel klare Zeichen und Beweise für die gütige göttliche Vorsehung gehabt hätte, wie er gegen sie zu finden wähnte, er würde willig und gern zu dem himmlischen Vater emporgeblickt haben.

„Und wenn Er doch wirklich sein sollte? Kann mich Gott strafen, weil ich nichts von ihm wissen kann? Ich strebe und forsche nach der Wahrheit mit all meiner Kraft, ich will ja nur das Gute und Rechte, und ich sollte damit sündigen?“

Und er rang sich zu der Überzeugung durch, — es hatte Jahre, viele Jahre gekostet — das Wohlwollen gegen den Nächsten, das sich in Thaten umsetzt, die Vernichtung aller selbstfüchtigen Strebungen, die opferwillige Drangabe der eigenen Persönlichkeit im Dienste der Gesamtheit — die Humanität sei der Kernpunkt alles Religiösen, — die Liebe alles, der „Glaube“ nichts.

Inzwischen aber gab er seinen Religionsunterricht in altgewohnter Weise weiter. Er kannte die verschiedenen Anleitungen und methodischen Hilfsmittel für eine fruchtbringende Unterweisung im Christentum, er benutzte sie gründlich und lehrte alles, was verlangt wurde. Es war daher natürlich, daß seine Klasse bei dem alljährlichen Examen, das in Gegenwart des Pastors stattfand, förmlich glänzte, die Kinder wußten alles wie am Schnürchen und gaben mit einer Sicherheit und Festigkeit über gewisse überirdische Dinge Auskunft, die den mutigsten Philosophen hätten stußig machen können. Und alljährlich wurde der Meister der Schule für seinen tüchtigen Religionsunterricht gelobt.

Sollte er anders handeln? Vielleicht die Kinder in seiner Religion unterrichten? Man hätte ihn von seiner Stelle gejagt, selbstverständlich. Man hätte auf den Narren mit Fingern gezeigt, eine Menge Freundschaften würde er verloren haben, seine Verwandten hätten sich von ihm losgelöst. Was für ein Gesicht machte wohl der sonst so freundliche Geistliche, bei dem er jeden Sonntag abend speiste? Er wußte auch keinen andern Beruf, den er hätte einschlagen sollen, er war auch viel zu bequem, um eine völlige Änderung in seinen Lebensgewohnheiten eintreten zu lassen. Würde er durch mutige Offenheit irgend etwas für „seine Religion“ gewirkt, ihr auch nur einen einzigen Anhänger zugeführt haben? Man hätte den verrückten Schul-

meister, der sich um sein bißchen Brod bringt, einfach ausgelacht. Und was die Kinder anlangte, — — hatte er nicht auch trotz seiner Jugendbildung den rechten Weg gefunden?

Und doch quälte ihn der Gedanke, daß er ein erbärmlicher Heuchler sei, daß zwischen seinem Denken und Lehren, zwischen seiner wirklichen und gespielten Überzeugung ein himmelweiter Gegensatz bestehe. Wenn er auf seinen einsamen Spaziergängen Reflexionen über sich anstellte, dachte er oft, daß er einmal doch die volle Wahrheit aufdecken müsse, daß er nicht bis an sein Ende heucheln dürfe, einmal müsse die Welt erfahren, wie er es wirklich meine. Wann? Aber wann?

Da flog ihm ein Gedanke in den Kopf — ja, ja, er flog ihm in den Kopf, denn wer kann für seine Gedanken? die steigen auf, die kommen, ungerufen, ungewollt! — Wenn sein letztes Stündlein gekommen, da wollte er es ihnen sagen, in dem Zustande, wo selbst der hartgefottneste Ungläubige zu seinem Gott zurückkehrt. Freilich, es wird nicht alle Welt sein Sterben sehen; aber die wenigen erzählen es den andern, denn es ist etwas Eigentümliches, Seltsames, es macht Aufsehen; dann kommt es in die Blätter, und tausend, tausend Menschen lesen es und werden stußig und denken nach und prüfen — und der Anhang wird wachsen! Wie die Bibel von Simson erzählt, daß er mehr Philister bei seinem Tode, da er den Tempel des Dagon einriß, als bei seinen Lebzeiten vernichtet hatte, so wollte auch er die Säulen des Kirchentums erschüttern, daß die Glaubensphilister in Verwirrung und zum Untergang getrieben würden — und sterben. — — —

*
*
*

— — — Sie waren da, wenige Leute aus der Gemeinde. Der Pfarrer des Ortes trat an das Bett des Sterbenden und ergriff seine Hand. Der aber entzog sie ihm sanft. Mit Milde und Mitleid im Antlitz schaute der Geistliche ihn an und verhartete betend an seiner Seite. Der Schulze ging im Zimmer auf und ab. Er blickte mit seinen hochmütigen Augen umher, als ob er sagen wollte:

Macht euch hier nicht so breit, dies ist ein Gemeindehaus, der da ist mein Beamter, der stirbt — auf meine Kosten!

Die andern stellten sich scheu in den Hintergrund und machten die trüben Gesichter, wie sie bei solchen Gelegenheiten üblich und geziemend sind.

Der Kranke richtete sich auf: „Ich hab' was auf dem Herzen, einen Wunsch!“

Wie sie ihn jetzt alle mit Andacht ansahen, grinste er und sprach — ganz, ganz leise, denn seine Zunge ward schwer wie Blei: „Möchte doch —

die — ganze — — Theologie“ — Weiter aber kam er nicht; als ob er einen Keulenschlag vor den Kopf bekommen hätte, sank er kraftlos zurück.

— — „Gemeingut aller Menschen werden!“ ergänzte der gefällige Geistliche und blickte sich dabei um, wie wenn er sagen wollte: Seht, so stirbt ein rechter Christ, im letzten Augenblicke noch schafft er im Weinberge des Herrn.

Der Sterbende röchelte fieberhaft. Eine gewaltige Aufregung bemächtigte sich seiner. Also deshalb hatte er bis zum letzten Augenblicke mit seinem Bekenntnis gezögert, damit es der Pastor zu einem Predigtext benutzen könnte; also alles, alles verloren, und noch mehr als das, für die ihm im Grunde der Seele verhasste Kirche wirken müssen, da er ihr mutiger, zerstörender Feind sein wollte — es war unerträglich.

Das durfte nicht geschehen. Er wollte sich heben; aber mit Centnerlasten drückte es ihn nieder. Er sank wieder zurück. Der Schweiß quoll ihm von der Stirn. Er hielt den matten Atem an, er mußte mit seinem Lebensstoff sparsam sein. Nur Ruhe, Ruhe, es muß noch einmal gehen. Einige Minuten lag er so da, eine Ewigkeit für ihn. Dann stützte er beide Hände auf die Leisten seines Bettes und richtete sich hoch, es ging, es ging wirklich.

Und nun schrie er, daß er selbst über die Macht seiner Stimme erschraf: — — alle Theologie zum Teufel gehen! Was Ihr Religion nennt, ist keine, ist Götzendienst. Ihr quält Eure Kinder mit unnützem Zeug aus alten Schartefeln“ — —

Er hielt einen Augenblick inne; er merkte, noch hatte er Lebensstoff in sich. Die Leute sahen einander verblüfft an. Der Pfarrer aber legte seine Hand auf die heiße Stirn des Kranken und sagte mit scheinbarer Ruhe: „Der Arme, er phantasiert!“ —

Da kreischte jener auf mit einer Stimme, die alle erbeben machte, denn es war als ob in den Worten seine zerrissene Seele austönte: „In meinem ganzen Leben habe ich mich mit leeren Phantasien abgeben müssen, jetzt spreche ich die blanke Wahrheit; denn ich will meine jahrelange, schändliche Heuchelei durch Offenheit sühnen. Ich glaube an Euren ganzen religiösen Kram nicht! Was schafft er auch Gutes? Ihr baut damit Hindernisse auf, verstellt damit die Wege, die zu dem einen führen, das allein not thut, zur reinen Menschlichkeit und damit zur irdischen Glückseligkeit! Fragt die Geschichte, wie viele Menschen im Namen Eurer Religion unglücklich gemacht sind! Die Zahl der hingerichteten Ketzer, Ungläubigen und Heiden ist gewaltig groß. Aber verdreifacht, verzehnfacht sie. Denn es kommt noch hinzu die große Menge der stillen, feigen Unglücklichen, über

die keine Geschichte meldet. Zu der Sorte gehöre ich, wenigstens bis jetzt. Was plagt Ihr Euch so viel um Gott und den Himmel, — cui bono? Herr Pastor! — nehmt Euch der Menschen auf Erden an, ja aller Menschen, ohn' Unterschied der Klasse und Rasse, in Selbstlosigkeit, mit aufopfernder Liebe, erhebt euren Geist zum Schönen und Guten, bändigt das Gemeine. Lebt in und mit der frischen, fröhlichen Natur, stellt Euch unter ihr Geseß" —

Die Worte flossen ihm vom Munde, unaufhaltsam, ununterbrochen.

Der Pfarrer aber sprach mit Angst und Schreden in der bebenden Stimme: „Unglücklicher, Du lästerst, richte Dein Herz zu Gott!“

Da lachte er wild auf: „Es giebt keinen Gott! Glaubt mir's, Du, und Du, und Du (er sah jeden besonders an, wie wenn er es ihm auf die Seele binden wollte). Ich muß es ja wissen, ha, ha, ich sterbe gleich, ich werde nicht im letzten Augenblick lügen, ich — stehe — ja — mit — einem — — Fuß“ — —

Er wollte weiter schreien, aber es ging nicht. Zäh fiel er zurück — — — — — Sein Kopf traf die Bettkante, er erwachte. Hu, was für ein wildes Zeug hatte er da geträumt. Er rieb sich die Augen, warf die Bettdecke zurück, es war ihm schrecklich heiß. So verharrte er einige Minuten, bis er sich wieder zurecht gefunden.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel. Horch, da läutet es!

Bim — bam — bim — bam —

Es ist Sonntag! Draußen vor dem Fenster hallen Tritte.

Er pochte an die Wand. Das Dienstmädchen trat an die Thür, klopfte und rief: „Was wünschen Sie, Herr Lehrer!“

„Bürsten Sie schnell meinen schwarzen Rock, — ich will zur Kirche!“ — —



Wirklichkeit.

Von Ottilie Siebenlist.

(Preßburg.)

„Sehen Sie doch nur, das ungleiche Paar.“ —

Mühselig schoben sich durch die bereits dichtbesetzten Reihen des großen Operntheaters Mann und Frau. Die Overture hatte bereits begonnen; es erhoben sich daher allseits mißbilligende Blicke über die unwillkommene Störung.

Breitspurig und ihres Erfolges gewiß schritt die robuste Frau mit dem gemeinen Gesichte und überladenen Buge voran, indes der elegant aussehende, noch ganz junge Mann ihr verlegen folgte.

„Welches Band doch wohl die Beiden verknüpft!“ flüsterte die hübsche Blondine neuerdings ihrem Nachbar zu; doch der schien gänzlich in seine Partitur vertieft; er hatte die Frage vollständig überhört.

Nicht so die jugendliche Schöne, welche die Spätgekommenen aufmerksam musterte.

Immer unangenehmer fielen ihr die brutalen Züge der Frau in die Augen; und stets von Neuem mußte sie in den schwärmerischen Blicken des Mannes forschen; begierig, irgend eine Zusammengehörigkeit in den ungleichen Menschen zu entdecken.

Der erste Akt der Oper war zu Ende. Der Nachbar der reizenden Blondine, welcher bisher nur seiner Partitur gelebt, wurde wieder Mensch. Mit lebhaftem Interesse lauschte er dem launigen Geplauder der jungen Dame.

„Glauben Sie, daß es seine Frau ist,“ fragte sie, nach dem seltsamen Paare deutend.

„Wer denn sonst?“ gab er gleichmütig zurück.

„Erklären Sie mir, ich bitte Sie, wie kann ein gebildeter Mann — und einem solchen gleicht er — sich so tief vergessen? Unterscheiden Sie doch nur: er und sie!“

Der junge Mann zuckte gleichmütig die Achseln: „Vielleicht hatte sie Geld, und er war am Verhungern.“

„Pui über das Geld, das solche Verbindungen möglich macht,“ rief sie entrüstet aus.

Er lächelte bitter: „Das kommt so vor im Leben.“

„Sagen Sie mir doch, wären Sie imstande, gleich Sinnwidriges zu begehen?“

Der junge Mann sah ihr tief in die neugierig fragenden Augen, und sonderbar, was ihr in dem natürlichen Umgange mit ihm nie geschehen: eine heiße Blutwelle schlug ihr ins Gesicht.

„Nein,“ sagte er dann leise, sie noch immer ansehend, „ich brächte Ähnliches nie über mich. — Wenn's denn sein müßte — lieber verhungern.“ —

Seine gewöhnlich heitere Miene ward urplötzlich ernst, so daß die Fragestellerin zum ersten Male dachte, das Leben ihres Nachbarn fliehe wohl kaum gleich ruhig hin wie das ihrige. Sie begann ihn mit noch regerem Interesse zu betrachten.

Seit ungefähr vierzehn Tagen hatten sich die jungen Leute, ohne sich zu suchen, auf denselben Plätzen getroffen und sehr viel Vergnügen an ihrer Unterhaltung gefunden.

Sie fragten sich nicht nach Namen und Stand, sondern lebten nur dem Augenblick, und der dächte ihnen lochend und lebenswerth.

Wenn sie von einander schieden, erkundigten sie sich nicht, wann und wo sie sich sehen wollten. Auch ohne sich's zu gestehen, wußten sie gewiß, ein Jeder werde trachten, auch morgen wieder hier zu sein, sobald er nur könne.

Natürlich und ungezwungen blieb ihr Verkehr die ganze kurze Zeit hindurch. Und heute, mit einem Male fühlte sie sich verlegen, als er immer wieder ihren Blick suchte und wie zufällig im Eifer des Gespräches ihre Hand berührte.

Wieder kam ein Zwischenakt und der junge Mann sagte komisch ernst: „Erraten Sie, Fräulein, was das Schönste an unserer Bekanntschaft ist? Daß wir gar nichts von einander wissen.“

Sie lachte ihm fröhlich ins Gesicht, als er sie „Fräulein“ nannte. „Ich bin gar kein Fräulein mehr, sondern lange eine Frau.“

Sie sah ihn jäh erblaffen und wie ängstlich in ihren Zügen forschen und hatte ihre Freude daran.

„Verheiratet also,“ flüsterte er und wandte sich rasch ab; „wer hätte das gedacht!“ —

„Verheiratet gewesen und jetzt Witwe.“

„Unmöglich!“ rief er aus, doch so froh, als wäre ihm ein Alp vom Herzen gefallen.

„Warum unmöglich? Ich bin schon dreiundzwanzig Jahre alt. Sie sehen mich noch in Trauer um meinen Gatten!“

Das war ihm früher gar nicht aufgefallen. Er konnte sich zu ihrem weißen und doch rosigem Teint, zu dem hellen, flodigen Haare keinen hübscheren Rahmen denken, als das einfache dunkle Kleid.

Und wieder studierte er in ihren weichen, sonnigen Zügen und sprach wie zu sich selbst: „Unmöglich“. Ihr kindliches Antlitz glich einem unbeschriebenen Blatt; es gemahnte an eine Rosenknospe, die erst im Aufblühen begriffen.

Sinnend wandte er sich ihr zu: „Sie hatten aber doch noch keinen Roman?“

„Da haben Sie Recht; das, was man die Alles bezwingende Liebe nennt, kenne ich“ — ihr Nachbar schaute so eigentümlich forschend in ihr Gesicht — zögernd und kaum vernehmbar vollendete sie — „kenne ich nicht.“

Der letzte Akt begann. Nicht ganz so ruhig wie die verflossenen Tage saßen die jungen Leute nebeneinander. Hier und da blickte der junge Mann von seinem Notenheft auf und es traf sie, die scheu und errötend die Augen senkte, sein heißer, trotziger Blick. Sie hörten wenig von dem Schluß der Oper. — Beim Ausgang wartete, wie sonst stets, die Dienerin der jungen Dame, welche letztere bloß anhielt, um ihrem Nachbar Lebewohl zu sagen. Sie gab ihm das erste Mal die Hand und fühlte, als er einen Kuß darauf drückte, daß es gleich einem magnetischen Strome ihren Leib durchdrang.

„Also auf Morgen,“ jagte sie noch und halb schon im Gehen — „und Ihren Namen?“ Hastig zog er eine Karte hervor, die sie zu sich nahm, und gleichsam als Erwiderung entgegnete sie eilig: „Ich heiße Gina,“ winkte ihm einen Gruß nach und verschwand im Dunkeln. —

Das „auf Morgen“ kam nicht. Gina mußte plötzlich verreisen. Eine Schwester ihres verstorbenen Vaters, die erkrankt war, verlangte nach ihr. Das langwierige Leiden ihrer fast einzigen Verwandten, dann Erbschaftsmißhelligkeiten hielten sie hin. Es vergingen Wochen, Monate, ehe sie sich rüstete, nach B. zurückzulehren.

Einmal hatte sie in der verflossenen Zeit ihres Nachbarn gedacht; oftmals seine Karte gelesen: „Hans Karner, Dr. juris. — gasse 1.“ Der Name gefiel ihr nicht übel. Ob er wohl damals ihrer geharrt, ob er sich manchmal ihrer erinnert oder sie bereits vergessen hatte! Sie hatte sein ledes angenehmes Gesicht mit den feurigen Blicken so gut im Gedächtnis. —

Gina freute sich, ihn wiederzusehen. Noch heute, es lag ein halbes Jahr dazwischen, ward sie glühend rot, wenn sie jenes letzten Abends und des heißen Kußes gedachte, den er auf ihre Hand gedrückt.

Trotzdem sie vermählt gewesen, empfand sie lebhaft wie ein junges Mädchen. Der viel ältere, vermögende, jedoch stets kränkliche Mann hatte sie gewählt, um ihr Schutz zu bieten und sie selbständig zu machen.

Und Gina war ihm eine gewissenhafte treue Pflegerin geblieben und vergoß an seinem Grabe aufrichtige Thränen.

Ihr Herz jedoch hatte geschwiegen, als sie ihm ihr Jawort gegeben; es hatte auch nicht geblutet bei seinem Verlust. Und nun —, so oft sie die kleine Karte zwischen den Fingern drehte, erschien sie sich so wichtig, als hätte sie ihren eigenen Roman.

Bergnügt fuhr sie Wwärts. Einige Male mußte sie laut aufschauen. Es fiel ihr ein, daß er sie „Fräulein“ genannt. Auch das wußte sie noch, daß er heftig erschrocken, als er hörte, sie sei bereits Frau.

Sie freute sich, daß er Rechtsanwalt sei, und sie ihn über ihre verwidestn Angelegenheiten um Rat fragen könne.

Nicht erst bis zum Abend wollte sie warten — Gina nahm für gewiß an, ihn wieder in der Oper zu treffen —, sondern, kaum angekommen, den Herrn „Doktor Hans Karner“ aufsuchen.

Sonderbar, je näher sie dem Ziele ihrer Reise kam, um so unruhiger ward sie. Es tauchten ihr nun Schreckbilder auf; sie fürchtete, etwas zu versäumen; Alles in ihr drängte zur Eile! —

Wenige Stunden später stand sie hochatmend an einer Thüre still, die in großen Lettern dieselbe Aufschrift trug, die sie in ihren bebenden Fingern hielt. Festig klopfte ihr das Herz und ihre Wangen glühten, als sollte sich hier etwas in ihrem Leben entscheiden. Unentzlossen berührte sie den Drücker. Eine Klappe wurde zuerst vorsichtig und gleich darauf die Thüre geöffnet.

Sie fand sich einer gemein aussehenden älteren Frauensperson gegenüber, die mit widerlich rauher Stimme nach ihrem Begehr fragte.

„Ich wünsche Herrn Doktor Karner zu sprechen!“

Unverschämt musterte das Weib den vornehmen Besuch, murmelte ein bedeutames: „Hm“, und forderte endlich auf, einzutreten.

Schon begann Gina bitter zu bereuen, hieher gekommen zu sein. Es wurde ihr bedeutet, durch mehrere Zimmer zu gehen. Im Schreibtisch des letzten sah ihr Nachbar von damals. Er erhob sich, und alle Angst wich von ihr. —

Gina wunderte sich, daß die Frauensperson das Zimmer noch nicht verlasse. Sie gab ihr einen Wink, daß sie nun gehen könne; sie werde sich nun schon allein zurecht finden. Das Weib blieb jedoch und schnarrte unangenehm laut: „Hans, eine junge Dame will Dich sprechen.“

Gina erschrak. Das Weib sagt „Hans“ zu ihm? Ist sie seine Mutter, seine Wirtshafterin oder wer um aller Heiligen Willen?

Hans schrie jäh heraus: „Gina, Sie?“ und es hatte den Anschein, als wolle er ihr entgegenstürzen.

Breitspurig stand das Weib vor ihm: „Junger Herr, was beliebt?“

Alles Blut wich aus des jungen Mannes Jügen. Wie ein Verurteilter, der Ketten trägt, sah er in das angstvolle Gesicht Ginas. Da unterbrach des Weibes mißliche Stimme die böse, lautlose Stille: „Was stehst Du denn so überrascht? Stelle mich der jungen Dame doch vor!“ Er schwieg. Erboßt fuhr sie fort: „Oder schämst Du Dich meiner? Ich bin nämlich — damit Sie nur wissen, schönes Fräulein, daß ich auch ein Wort hier dreinzureden habe — ich bin nämlich seine Fran.“

Gina brachte kein Wort hervor. Sie meinte, das Weib hier müsse irrsinnig sein. Bis in die Lippen blaß, suchte sie in des jungen Mannes verstörten Mienen zu lesen. Sie konnte sich's nicht zusammenreimen: Der bildhübsche, gebildete Mann dort mit dem vornehmen Außern, und hier das herausfordernd gemeine Weib seien ein Paar! Und so wie einstmals er, flüsterte nun sie erschrocken: „Unmöglich“.

Er schwankte wie ein Trunkener und, die stumme Frage ihrer Augen beantwortend, stieß er wild hervor: „Ich war an Verhungern“. Es klang wie der Bebruch eines zu tot verwundeten Tieres. —

Gina wußte nicht, wie sie die Treppe hinunter, in ihren Wagen und nach Hause gekommen!

Sie fand sich daheim, trostlos mit den Händen ihr Antlitz bedeckend und laut weinend, wie noch nie in ihrem Leben. —



Ein Abschied.

Skizze von M. Schwann.

(Voll.)

Am Abend vorher hatte sie ihn geküßt. Ein leiser Schauer durchfuhr ihren schönen Körper, da ihre tauigen Lippen die seinen berührten. Bitternd, sehrend, stehend drängten sich alle Nerven ihm entgegen. Es war ihm nicht gegeben, ein Weib in selig bedrängter Stunde zu überraschen. Wären Sehnsucht und Liebe Herr geworden über ihre Angst und Zweifel, er würde sie umfassen und festgehalten haben bis in den Tod. Sie riß sich los und eilte auf ihr Zimmer.

Am andern Morgen erschien sie bleich und traurig. Ihr Lächeln war so lieb wie ehemals, aber ein Schatten von stiller Wehmut zuckte um ihre Mundwinkel. Er küßte sie wie gestern Abend und nannte sie „Du“ wie gestern Abend. Aber ihre Stummheit brach er nicht. Ein Bann hielt sie gefesselt, und auf der herrlichen Stirne wetterten krause Gedanken. Mit sanfter Hand fuhr er über ihre Stirne. Sie ließ es geschehen und rührte sich nicht.

Noch sechs Stunden war es bis zur Abfahrt ihres Zuges. Sie machten verschiedene Besorgungen, dann führte er sie zu Tische. Da saßen sie nun, als hätten sie stets zusammengehört. Sie bestellte und gab der Kellnerin ihre Aufträge. Und was sie bestellte, ging ihn an; sie konnte ja seine

Liebingsgewohnheiten. Er hatte die seltsame Empfindung, sie sei sein Weib, und keiner im weiten Lokale mochte wohl eine andere Meinung gehabt haben. Auch daß sie so wenig miteinander sprachen, stimmte scheinbar dazu. Plötzlich frug sie ihn: „An was denkst Du?“

Er zuckte. — „Daß in drei Stunden Dein Zug geht,“ lautete die dumpfe Antwort.

Sie zog die Augenlider zusammen und sah ihn an, während ein kurzer, leise pfeifender Ton durch ihre weißen Zähne drang. Bald aber bat sie so lieb: „Denke noch nicht daran, mein Lieber, noch ist es nicht Zeit!“ Wieder wurde es still und nach einer Weile brachen sie auf. Er schlug einen Spaziergang vor. Sie sagte zu, und langsam schritten sie durch die vollbelebten Straßen. Doch kaum war eine halbe Stunde vergangen, so wurde sie unruhig. Hastig und abgebrochen waren die Antworten, die sie ihm gab. Ihr Arm lag schwer in dem seinen; von ihrer Schulter zitterte die Erregung zu ihm hinüber.

„Wollen wir nach Hause?“ frug er besorgt.

Sie nickte, und schweigend eilten sie weiter. Bald standen sie wieder in dem öden stillen Zimmer.

„Soll ich mich jetzt schon umkleiden oder später?“ frug sie leise.

„Jetzt!“ antwortete er kurz, „dann hast Du nachher Ruhe.“

Sie eilte hinaus; er war allein. Am Fenster, dessen Vorhänge herabgelassen waren, saß er und wartete. Thränen drängten in seine Augen. Er drängte sie zurück. Eine unsagbare Sehnsucht soltete ihn, er rang sie nieder, denn nimmer durfte hier sein Wünschen den Ausschlag geben. Es widersprach seinem ganzen Mannesgeföhle, zu werben und durch Werben dieses herrliche Geschöpf zu überwältigen. Wohl hätte er sie mit sich fortreißen können, er fühlte es, aber hier war es Pflicht, ihr zu helfen, nicht sie noch mehr zu bedrängen. Der Kampf, den sie zu führen hatte, war der ungleich heftigere. Liebe, die erste, heilige, von ihr selbst kaum erfaßt, drängte sie zu ihm, Erinnerung und Pflicht hielten sie zurück, und nur ein freier Entschluß, ihrem eigenen wahren und selbstbewußten Willen entspringen, hätte die Lösung geben dürfen.

Da trat sie ein. Sie lächelte nicht. Als er sie begrüßte, sagte sie fast rauh: „Laß jetzt das „Du“, wenn ein Mensch es hörte, wie Du die Frau eines andern „Du“ nennst . . .“

Sie sprach nicht weiter, denn groß weiteten seine Augen auf ihr, und als er sie nun „Sie“ nannte, da zuckte sie zusammen und weinte. Er nannte sie wieder „Du“, und sie küßte ihm zitternd die Stirne. So konnten sie nicht scheiden. Er mußte ihr helfen.

„Sage mir, was Dich bedrückt,“ bat er.

„Weißt Du es nicht?“ war die leise Antwort.

„Ja;“ sagte er tonlos.

Dann war es wieder still. — Aber die Zeit drängte.

„O, könntest Du sehen, was für Gedanken in meinem Kopfe umgehen!“ rief sie klagend.

„Ich sehe es,“ erwiderte er, „aber das sollte nicht sein. Was Du mir gabst, war das Geschenk Deiner freien Liebe, der Liebe, welche ich in Dir erweckte, die nie einem andern gehörte.“

„Ja, Du hast recht,“ sagte sie hastig, „und ich sehe auch das Unrecht nicht, das ich gethan, und dennoch peinigt mich der Gedanke, daß ich ihm ein Unrecht that.“

„Sage das nicht! Du thust mir so weh! Die Stunde, die wir dem Himmel geraubt, sei rein und heilig in Deiner Erinnerung, und daß Du mit Reue auf sie zurückblicken könntest, kann ja, darf doch nimmermehr sein!“

So sprach er, und dann ward es still, so still. Nur ihr Blick weilte auf ihm, als wollte sie in seinem Innersten lesen. Aber in seinem Antlitz juckte nichts; was er sagte, war wahr, und aus seinen Augen sprach das feste Bewußtsein einer innern Überzeugung, es sprach aus ihm eine Heldenliebe, die selbst zum Entfagen für immer entschlossen war, wenn ihr die Kraft des freien Entschlusses versagte. — Und immer war es noch still.

„So rede doch noch!“ bat sie traurig.

„Gut! Ich will Dir etwas erzählen, Deine eigene Geschichte. Setze Dich zu mir!“ Und Auge in Auge versenkt, Schulter an Schulter gelehnt, begann er zu erzählen. „Vor zehn Jahren wohl war es, daß er kam, Dich zu seinem Weibe zu machen. Du warst ein Kind von kaum siebenzehn Jahren. Er war ein herrlicher, lieber Mensch. Was Wunder, daß Du ihm zusiehlst! Du wußtest ja nichts von der Liebe, nichts vom Leben. Nur blaue, schillernde Nebelgestalten waren Dir beide. So lebte ihr dahin in stillem Spiel und guter Laune, die Jugend war mit euch und die Lebenslust, denn ernste Sorgen kanntet ihr ja so wenig, wie ernste, Herz und Geist befreiende Arbeit. Du glaubtest glücklich zu sein, weil Du ein andres Glück nicht kanntest, nie von ihm gehört. Ist's nicht so?“

„Ja, aber ich war doch auch nicht unglücklich, und wie verehrte ich ihn, wie er mich! O Gott, ich bin so viel Liebe gar nicht wert!“

„Daß Du ihrer wert bist, zeigt Dir nun ein Anderer, der Dich verehrt und anbetet, wie keiner vor ihm, denn er sah zuerst in Dein tiefstes, heiligstes Seelenleben. — Doch laß mich erzählen! Kinder umspielten eure Kniee, und aus den hellen Augen der Kleinen trankst Du die Liebe, welche die

große, herrliche Natur dem Mutterherzen so reich zu spenden versteht. Da kamst Du zu mir. Ein Zufall führte uns zusammen, wirst Du sagen, und doch war es kein Zufall. Tausend Abende hättest Du neben mir sitzen können, ohne einen andern Eindruck auf mich zu machen, als den, den jedes Schöne auf mein schönheitsliebendes Auge macht. Aber ich war Zeuge weniger Worte, welche Du an Deinen Mann richtetest. Sie waren eine entschiedene Ablehnung einer wirklich in besorgter Zärtlichkeit an Dich gestellten Frage. Die Frau, die so reden konnte, erregte meine Aufmerksamkeit. Da war ein eigenes Leben, ein eigenes Wollen. Ich merkte auf, und siehe da, ich erkannte ein Weib in einer zärtlichen Ehe gefesselt, in der ihre herrliche Natur vor lauter zärtlichen Kleinigkeiten zu gar keiner Entfaltung zu kommen vermochte. Dein Mann hatte nie hineingeblickt in das mächtige Traumleben Deiner Seele; er besaß kein Verständnis dafür. Was er Dir bot und bieten konnte, war Zärtlichkeit, und Du gabst sie ihm wieder, ohne weiter zu denken. Der hellshimmernde Schatz aber Deiner großen ahnungsreichen Liebe blieb von ihm unentdeckt und unberührt. Du selbst wußtest nichts von ihm. Kinder wissen selten von den Schätzen, welche die Natur ihnen anvertraute. Ich aber entdeckte diesen Schatz in Dir — nicht gleich, nicht auf einmal, aber nach und nach. Wir verkehrten miteinander, und es gelang mir, den verschlossenen Vorn zum Fließen zu bringen und, siehe da, in herrlichen, kristallglänzenden Wogen ergoß er sich vor meinen Augen dahin, mein Herz mit unfäglicher Wonne und Entzücken erfüllend. — Warum weinst Du?"

„Ich weiß nicht! Es war so schön bei Dir; Du zeigtest mir eine Welt, von der ich kaum eine Ahnung gehabt, und es thut mir weh, aus ihr und von Dir zu scheiden, unendlich weh. Als Du mich durch die Haubergärten Deiner Dichtung führtest, da war es mir, als müßte dies alles so sein, wie Du es sahst, wie ich es mit Dir sah. Und nun? Nur ein schöner Traum ist es gewesen! Ihn will ich in meinem Herzen bewahren. Das kann doch nicht so schlimm sein. Und doch, nur ein Traum? Nur ein Traum war diese Deine Welt, welche Du mir eröffnetest? — Ach Gott, ich weiß nicht, was ich sagen, nicht, was ich glauben soll!"

„Nicht meine Welt zeigte ich Dir, mein Kind, ich zeigte Dir Deine eigene Seele,“ erwiderte er. „Und kannst Du es nun verstehen, daß ich das Gefühl nicht habe, dem andern etwas genommen zu haben? Konnte ich rauben, wo er nie besaß? Konnte er fordern, wo er nie gegeben? Ich aber gab Dir und forderte nicht. In namenloser Sehnsucht sankst Du mir an die Brust, aus dem zu lebendigem Sein erwachten Vorn Deiner Liebe überbrachte mir Dein tauiger Mund den ersten glühenden Kuß. War es

Unrecht, daß Du ihn mir gabst, oder war es Deine Pflicht? Verpflichtet die Liebe nicht, die in Deinem Busen zu mir sich regt?"

Und laut jubelte sie auf: „Du hast recht! Ich durfte, ich mußte zu Dir!“

„Ja wohl, Du mußttest!“ versetzte er.

„O, warum kamst Du nicht früher?“ fuhr sie fort. „Geseffelt und gebunden verzehren uns die Flammen unsrer Sehnsucht, anstatt unser Dasein mit ihren hellen Gluten zu durchleuchten und zu erwärmen. Warum kamst Du nicht? Warum ist uns das Glück nicht vergönnt?“

„Ich weiß es nicht,“ stieß er heraus. In furchtbarem Kampfe wand sich sein Wünschen unter dem harten Druck seines Willens. Er stand heftig auf. Es war ihm, als sollte er tot vor ihr zusammenbrechen, denn Liebe, nur bange, selige, verlangende Liebe durchzitterte das Weib vor ihm, das mühsam nach letzter Fassung rang. Wieder mußte er ihr helfen. Und er sprach: „Einen harten, fast übermenschlichen Kampf hast Du zu kämpfen. Ich sehe es und wüßte die Antwort, doch darf ich sie Dir nicht sagen. Suche, ringe, vielleicht findest Du die Lösung! — — Und nun lebe wohl! Reise glücklich! Es wird Zeit!“

Die Antwort blieb aus. Bleich und ernst sah sie ihn an. Dann erhob sie sich und nahm seinen Arm. Schweigend verließen sie das Zimmer. Au Bahnhofs saßen sie noch eine Weile stumm beisammen. Nur aus seinem Glase nahm sie den angebotenen Wein. Wo seine Lippen geruht, da tranken die ihrigen, und still schob sie ihm das Glas wieder zu. Auch er trank, er trank die Perle, die von ihrem Auge in den Wein gefallen. Das Zeichen zur Abfahrt! Er begleitete sie zum Zuge. Noch einmal hatten die Hände sich sehrend verschlungen. Dann stieg sie ein. Eine Welt lag zwischen ihnen, doch immer noch suchten sich ihre Blicke. Während seine Nägel sich tief in das Innere seiner Handfläche gruben, grüßte sein Auge hinauf zu dem Weibe, auf dessen Antlitz ihm alle Hoheit und Güte, alle Sehnsucht und Hoffnung der Liebe entgegenleuchteten. — Ein schriller Pfiff — der Zug setzte sich in Bewegung. Noch sahen sie sich, noch grüßte er ihr nach. Da war es ihm, als rief sie ihm etwas zu. War es nur ein letzter Gruß? — Oder rief sie ihm zu: „Auf Wiedersehen!“?



Ein Märchen.

Von N. von Kalantarow.

(Moskau.)

Der König stand heute früh auf, war übler Laune und arg verstimmt. Er hatte auch Grund dazu, der gute, alte König.

Wie es in jedem Staat, unter jeder Regierung mehr dunkle, als lichte Seiten giebt, öfters dumme Würdenträger am Ruder stehen, als weise, so war es leider auch in seinem Reiche der Fall. Das verdroß den König und er wollte nun dem ein Ende machen.

Darum tagte seit drei Jahren die von Ihm erwählte und berufene Kommission aus den Weisen des Landes, um einen „Verstandes-Messer“ zu stande zu bringen, damit der König mit Hilfe desselben die geistigen Fähigkeiten seiner Würdenträger und Räte messen und danach die denselben entsprechenden hohen Ämter im Reiche verteilen konnte.

Besonders fühlbar machte sich ein solcher Apparat für die alten Excellenzen d. h. Mitglieder des Hohen Staatsrats, da derselbe die letzte und höchste Instanz in allen Staatsangelegenheiten bildete. Deshalb mußte darauf doppelt Acht gegeben werden, daß die Mitglieder derselben des Vertrauens des Königs würdig und ihrer hohen Amtsstellung in jeder Hinsicht gewachsen seien.

Gestern wurde das neu erfundene Instrument mit großem Pomp, in Begleitung der dasselbe erfundenen Weisen des Landes, in den königlichen Palaß gebracht und unter eine Glaskuppel gestellt.

Heute sollte endlich die Prüfung stattfinden und es wurden dazu die ersten Würdenträger des Staats erwählt, um einerseits die Brauchbarkeit des neuen Apparats, andererseits aber ihre eigenen geistigen Fähigkeiten prüfen zu lassen, ob sie die innehabenden, hohen Ämter zu bekleiden imstande wären.

Die Zeremonie begann, doch sie dauerte nicht lange.

Und sonderbar, ein je höheres Amt ein Würdenträger bekleidete, um so geringer zeigte der Apparat den Grad seines Verstandes, so daß der ganze Staatsrat aus lauter Geistes-Zwerglein zu bestehen schien.

Das ärgerte den König sehr, und er berief die weisen Erfinder des „Verstandes-Messers“ in den geheimsten Turm seines Schlosses und befahl denselben, eine ähnliche Prüfung mit seiner allerhöchsten Person vorzunehmen.

Es geschah, wie der König befohlen. Doch o Wunder! als die Weisen den Apparat abnahmen und nach dem Grade sehen wollten, konnten sie

leider gar nichts mehr unterscheiden, denn sie waren plötzlich mit Blindheit geschlagen . . .

Am nächsten Tage erschien in der offiziellen Staatszeitung „Weisheit“ ein Artikel, der die ganze Geschichte des neuen Apparates ausführlich erörterte und mit den tiefsinnigen Worten schloß: „Der Mensch versuche die Götter nicht.“

Und es blieb alles beim Alten!

Unser Dichteralbum.

Amsonst.

Was hebst Du den Blick zu den Sternen
empor
O Mensch, aus irdischem Staube?
Verschlossen ist des Erbarmens Thor
Und zwecklos Dein frommer Glaube!

Dein Los ist Kampf vom Morgen zur Nacht,
So lang Deine Pulse schlagen.
Es ist kein Gott, der über Dir wacht
Und hörte Dein Jammern und Klagen!

München.

Sonst ließ er Dich nicht in Elend und
Not

Und nicht in Verzweiflung sinken;
Sonst müßte der Rettung Morgenrot
Doch einmal entgegen Dir winken. —

Drum laß den alten Götterwahn
Den Priestern, Kindern und Frauen
Und lerne kämpfend auf rauher Bahn
Der eigenen Kraft vertrauen!

Ernst Kreowski.

Idyll.

Ein breites Bett an nackter Wand,
Ein Tisch, ein Schrank, zwei Stühle;
Und seidenes Flickwerk, Kappen und Tand
Auf Fenster Sims und Diele.

Gebengt über Schere und Nadelzeug
Mit sinkenden müden Wimpern,
So läßt sie ruhslos, fröstelnd, bleich
Die Nähmaschine klimmern.

Da tritt er ein. Das Antlitz fahl,
Von Arbeit aufgerieben;
Es zahlt mit Not, mit Blut und Qual
Für nacktes Leben und Lieben.

Helsingfors.

Sie springt empor und sieht ihn an,
Halb Wonne, halb Erschrecken;
Was sie doch nimmer verbergen kann,
Will sie ihm küsternd entdecken.

„Ich werde Mutter . . .“ und atemlos
Horcht sie: was mag er sagen?
Wird ihm die Bürde allzugroß,
Wird er es, kann er es tragen?

Da faßt er sie an . . . sie fühlt seinen Kuß
Auf fröstelnde Lippen beben,
Als segnete ein verzweifelter Gruß
Ein keimendes Menschenleben.

Johannes Öhquist.

Dämonische Gewalten.

Ein dunkler Stern schwebt über Dir
Mit Unheil kündendem Erstrahlen,
Beschieden bist Du für und für
Von seinem Licht, dem leichenschalen

Wie oft vermeinst Du zu entflieh'n
Des Sternes grünlich blaffen Flammen,
Doch enger stets und enger ziehn
Die Kreise über Dir zusammen.

München.

Er nahm die Kraft Dir, nahm die Kunst
Und ließ Dir nichts als dumpfes Sehnen,
Er hüllte Dich in glühen Dunst,
Verfentete Dich in krankes Wähnen.

So ohne Hoffnung, ohne Stab
Wirft bald im Tode Du erkalten,
Es schaufeln Dir ein frühes Grab
Dämonisch herrschende Gewalten.

Julius Brand.

Excessor.

Als im frohen Jugendleben
Eignen Denkens Spur ich spürte,
Als zuerst des Genius Weben
Mich mit stolzem Kuß berührte,
Stand es klar vor meinen Augen:
Niedrigem mocht' ich nicht taugen.
Nicht in enge Daseinschranken
Sei gebannt die Seele weit,
Denn mich tragen die Gedanken
Über Raum und Zeit.

Mit der Hoffnung goldnem Flügel
Flog ich hoch ins Aetherreine,
In des Sonnenrosses Bügel —
Blieb tief unten das Gemeine.
Immer höher aufzustreben,
Das ist Wonne, das ist Leben.
Wie der Adler über Berge
Sich in stolzem Schwunge hebt:
Unter mir die Schar der Zwerge,
Die die Zeit begräbt.

Aufwärts ging mein heißes Sehnen
Zu der Vorwelt edler Schar,
Die mit That und Kampf und Thränen
Niederrang Tod und Gefahr,
Die nun ewig unverloren
Zur Unsterblichkeit geboren,
Ihr sollt meines Lebens Sterne
In des Daseins Dunkel sein,
Bis ich einst in weiter Ferne
Kehre bei euch ein.

Bremen.

Und ich hab den Kampf begonnen,
Kämpfe manchen heißen Strauß,
Manche heiße Schlacht gewonnen, —
Doch mein Herzblut strömte ans.
Ja, ich kämpfte mit dem Zweifel,
Rang mit Hölle, Gott und Teufel,
Meine Bahnen zog ich weiter,
Doch anf blut'ger Kampfesstatt
Lag ich selbst, ein müder Streiter,
Siech und todesmatt.

Und ich sehnte mich nach Stille,
Mich nach Frieden, der mich heilt;
Es erstarrt der heiße Wille
Und der schnelle Flügel weilt;
Auszurufen, zu verzichten
Aus der Brust gewaltsam rang.
Aber mitten in den Träumen
Rüttelt mich der Schaffensdrang,
Und ich kann nicht länger säumen
Thatenlos und bang.

Und ich schon, was ich erstritten,
Es vernarben meine Wunden,
Längst vergessen, was erlitten,
Fühle ich mich neu gefunden;
Von mir werf' ich alles Jagen,
Fühle unermesslich Wagen.
Und es tönt in mir die Stimme:
Was du glaubest, glaube noch,
Jage nach dem Ziele, klimme,
Du erreichst es doch!

P. Michaelis.

Gebet eines Menschen.

Ackerkrume,
 Scholle der Erde,
 heilige, reine —
 Wie ich dich liebe!
 Geboren ward' ich
 Aus deinem Schoße.
 Denn eh' ich mich dachte,
 In Eltern mich dachte,
 Eh' ich mich fühlte
 Im steigenden Werden:
 Sag ich mit dir
 In warmer Umarmung,
 Atomezerfoben,
 Lusthauchumkost,
 Lichtstrahlgenährt,
 Pflanzenbeseelend,
 Werdeluftfüß. —
 Erde war ich!
 Und Erde werd' ich,
 Und nichts darüber!
 Dann schlaf' ich wieder
 In heiliger Scholle.
 Wurzeln hängen
 Bliestafel.

Am Kalle der Knochen . . .
 Doch Jahrhunderte rinnen,
 Pflüge zergraben,
 Wasser zerwählen,
 Winde zerwehen:
 Und in tausend Atome
 Zerrieben die Reste
 Organischen Seins.
 Aber die Schwere,
 Die Selbstsucht der Erde,
 Hält sie zu Boden,
 Mischt sie mit Brüdern
 friedlich zusammen.
 Ruht Krümchen bei Krümchen,
 Harrende Leichen.

Ackerfcholle,
 Zengin der ewigen
 Erdfrohen Rückkunft,
 Zengin der stillen
 Wiederverwesung —
 Ackerfcholle
 heilige, reine,
 Wie tief ich dich liebe!
 Ludwig Scharf.

Nizzi.

Du forderst auf mit raschem Augenblitze,
 Mit sanftem Aufschlag und dem kleinen Spiele
 Mit Bändern, Maschen und mit Schuhbandknüpfen,
 Mit Deinen Füßen, die neugierig schlüpfen
 Jetzt unterm Rocksaum vor mit schmaler Spitze,
 Jetzt sich verbergen wie gescheucht vom Ziele.

Du sorderst auf mit Deinem rohen Lachen,
 Mit schnellem Wort, das Du mir heiter zuwirfst,
 Aus dem versteckter Wunsch mir lieblich flüstert:
 „Auf Wiedersehn“. Wie sich die Nacht verdüßert!
 Nur Deiner Augen helle Sterne wachen,
 Mit denen Du mein Herz aus seiner Ruh wirfst.

Dir gegenüber stehe ich im Garten
 In lauer Sommernacht, die Gäste wogen
 Und schwagen bei der Musik lauten Klängen.
 Dir will der knappe Leib die Brust bedrängen,
 Der nah' sich schmiegend hält der süßen zarten
 Und halb erschwoll'nen Knospen sanften Bogen.

Das weiße Kleid in schlank gelegten Falten
 Umfließt die Hüfte Dir und wallt hinunter
 Und endet mit aufzuckend breitem Rande,
 Wo rot bestrumpft und trippelnd auf dem Sande
 Hierlichsten Spieles Deine Füßchen walten
 Enthüllend, bergend, plaudernd, ewig munter.

Du forderst auf, daß ich Dich Kind bestaune,
 Daß mir gefalle Deiner Jugend Neuheit,
 Die mir so blütenfrisch entgegenleuchtet;
 Mit weichem Schimmer ist Dein Aug' befeuchtet,
 Das nach mir blickt in übermütiger Laune
 Und wieder dann in mädchenhafter Scheuheit.

Und Du hast Recht. Die ältre Dir zur Seite
 Ist längst vergessen, seit ich Dich gesehen.
 Dir dient mein Herz, Du hast das Spiel gewonnen.
 Nicht hast umsonst das feine Netz gesponnen,
 Denn sieh', schon saßt mich Glut zum süßen Streite,
 Mein Atem stockt und meine Blicke stehen.

Salzburg.

Theodor von Grienberger.

Kaiser Friedrich III.

I.

Letzte Fahrt.

(6. Juni 1888.)

Ich sähe wohl gern (er sprach es stumm)
 Noch einmal die Plätze hier herum,
 Am liebsten auf Alt-Geltow zu, —
 Und ihr kommt mit, die Kinder und Du."

Das Dorf, es lag im Sonnenschein,
 In die stille Kirche tritt er ein,
 Die Wände weiß, die Fenster blank,
 Zu beiden Seiten nur Bank an Bank,
 Und auf der letzten — er blickt empor
 Auf Orgel und auf Orgelchor
 Und wendet sich und spricht: „wie gern,
 Vernähm' ich noch einmal „Lobe den
 Herrn“;

Den Lehrer im Feld, ich mag ihn nicht
 Hören,
 Dicky, laß Du das Lied mich hören."

Und durch die Kirche, klein und kahl,
 Als sprächen die Himmel, erbraust der
 Choral,

Und wie die Töne sein Herz bewegen,
 Eine Lichtgestalt tritt ihm entgegen,
 Eine Lichtgestalt, an den Händen beiden
 Erkennt er die Male: „Dein Los war leiden,
 Du lerntest dulden und entfagen,
 Drum sollst Du die Krone des Lebens tragen.
 Du siegest, nichts soll Dich fürder be-
 schweren:
 Lobe den mächtigen König der
 Ehren..."

Die Hände gefaltet, den Kopf geneigt,
 So lauscht er der Stimme.

Die Orgel schweigt.

II.

Lehter Besuch.

(14. Juni 1888.)

König Oskar, vom Mälar kommt er
daher,
fährt über den Sund, fährt über das Meer,
Nun sieht er die Küste: Deutsches Land,
Haide, Kiefer, märkischen Sand,
Und nun Auen und Schloß und Aäken,—
Er kommt, um den sterbenden Kaiser zu
seh'n.

Dem melden sie's. „König Oskar ist da.“
Kaiser Friedrich wie suchend um sich sah,
Ein leuchtend Bildnis hängt an der Wand,
Sein Bildnis von Angelis Meisterhand,
Orangeband, Orden, Helmbuschzier,
Pasewalker Kürassier,
Er blickt drauf hin und den Blick sie
verstehn:
„So soll mich König Oskar seh'n.“

Und sie legen ihm Koller und Küras an,
Aufrecht noch einmal der sterbende Mann,
Aufrecht und hager und todesfahl —
König Oskar tritt in den Marmorfaal,
Sprechen will er, er kann es nicht,
Ein Thränenstrom seinem Aug' entbricht,
Da steht sein Freund in des Jammers Joch,
Gebrochen und doch ein Kaiser noch:
Den Passafsch zur Seite, den Helm in der
Hand,
Kaiser Friedrich vor König Oskar stand.

„Bild einß von Größe, Schönheit, Gläck,
Das ist das letzte, das blieb zurück.“
Stumm neigt sich der König, und noch
einmal,
Und nun zum dritten und — verläßt den
Saal.

III.

Grabchrift.

(Oest. 15. Juni 1888.)

Du kamst nur, um Dein heilig Amt zu schaun,
Du fand'st nicht Zeit, zu bilden und zu baun,
Nicht Zeit, der Zeit den Stempel aufzudrücken,
Du fand'st nur eben Zeit noch, zu beglücken,
Du sahst Dein Reich und ließ'st es Deinem Erben,
Du fand'st nur Zeit, um wie ein Held zu sterben.

IV.

Re Umbertos Kranz.

(Friedenskirche, Mai 1889.)

Im alten Dom zu Monza ruht die Krone,
Die eiserne. Die trug er. Doch zu
Monza
Blüht auch des Lorbeers viel in meinen
Gärten.
Pflückt von dem Lorbeer und den dunkel-
schönsten,
Schlingt ihn zum Kranz; der Kranz soll
mich begleiten

Berlin.

Bis hin zur Ruhesätt' meines Martyr-
freundes,
Bis in die Friedenskirche. —

Siegeslorbeer,
Nicht Friedenspalmen will ich niederlegen
Auf seinen Sarg. Wozu noch Friedens-
palmen?
Er hat, was er ersehnt, — er hat den
Frieden.

Theodor Fontane.

Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.

Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland,

Ein Birnbaum in seinem Garten stand,
Und kam die goldene Herbsteszeit,
Und die Birnen leuchteten weit und breit,
Da stopfte, wenn's Mittag vom Turme
scholl,

Der von Ribbeck sich beide Taschen voll,
Und kam in Pantinen ein Junge daher,
So rief er: „Junge, wisse 'ne Beer?“
Und kam ein Mädel, so rief er: „Kütt Dirn,
Kumm man röwer, ick hebb 'ne Birn.“

So ging es viel Jahre, bis lobesam
Der von Ribbeck auf Ribbeck zu sterben kam.
Er fühlte sein Ende. War Herbsteszeit,
Wieder lachten die Birnen weit und breit,
Da sagte von Ribbeck: „Ich scheid' nun ab.
Legt mir eine Birne mit ins Grab.“
Und drei Tage drauf, aus dem Doppel-
dachhaus,

Trugen von Ribbeck sie hinaus,
Alle Bauern und Bädner, mit feiergesticht
Sangen „Jesus meine Zuversicht“
Und die Kinder klagten, das Herze schwer,
„He is dod nu. Wer giwt uns nu 'ne
Beer?“

Berlin.

So klagten die Kinder. Das war nicht
recht,

Uch, sie kannten den alten Ribbeck schlecht,
Der neue freilich, der knaufert und spart,
Hält Park und Birnbaum strenge ver-
wahrt,

Aber der alte, vorahnend schon,
In Mistraun gegen den eigenen Sohn,
Der wußte genau, was damals er that,
Als um eine Birn' ins Grab er bat,
Und im dritten Jahr, aus dem stillen Haus,
Ein Birnbaumsprößling sproßt heraus.

Und die Jahre gehen wohl auf und ab,
Längst wölbt sich ein Birnbaum über dem
Grab,

Und in der goldenen Herbsteszeit
Leuchtet's wieder weit und breit.

Und kommt ein Jung' übern Kirchhof her,
So flüstert's im Baume: „wisse 'ne Beer?“
Und kommt ein Mädel, so flüstert's: „Kütt
Dirn,

Kumm man röwer, ick geb Di 'ne Birn.“

So spendet Segen noch immer die Hand
Des von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.

Theodor Fontane.

Edelweiß.

Ihr fragt, warum man so selten den
Besten
Begegnet zu Markt und bei lärmenden
Festen?

Auf dem Tagesmarkt, unter Bücherplunder
findet ihr nicht des Geistes Wunder.
Empor müßt Ihr klimmen, zur Klause
gehen

Und nach der Dichtung Edelweiß sehen.
Himmelnahe, auf höchstem Grat,
Dort lebt der Genius und seine That.
Dort lebt er einsam, vergessen, verlassen,
Indes die unten schwelgen und prassen,

Mödling bei Wien.

Umnebelt das Herz, den Kopf, die Sinne
Von Goldesklang und niederer Minne.
Dem Schein, der Phrase Lob und Preis!
In die Gasse hinein mit dem Lorbeerreis!
Indes sie haschen nach trügender Lust,
Ersteht in des Dichters durchgeistigter
Brust

Das Hochlied vom einstigen, höheren
Leben:

Als Erbe muß er's der Menschheit geben,
Die in dämonischer Blindheit verkennt
Deß' Namen im Segen die Zukunft
nennt.

Margarethe Halm.

Sippſchaft.

Es kommt oft plötzlich über mich
Wie Sturm in Frühlingnächten,
Da möcht' ich jubelnd meinen Arm
Um Deinen Nacken ſtechten.

Da möcht' ich kiffen Deinen Mund
Im wilden Sehnſuchtſtrieme
Und ſingen Dir ein trunken Lied,
Ein Lied von meiner Liebe.

Doch ſeh' ich dann an Deiner Seit'
Die falſche, glatte Sippe,
Kriecht mir ein Schatten übers Herz
Und ſtumm wird meine Lippe.

Auf der Jagd.

Ich ſah oft, wie Dein ſchönes Haupt
In ſtillem Weh ſich neigte,
Wenn draußen vor des Schloſſes Thor
Der blinde Spielmann geigte.

Ich ſah in Deinem Augenpaar
Oft eine Thräne ſtehn,
Wenn nach der Waidluſt Du im Forſt
Ein ſterbend Reh geſehn.

Mir aber haſt Du aus der Bruſt
Das treue Herz geriffen,
Du höhnt mein Leid und ſchläfft wie ſonſt
Auf Deinen ſeidnen Kiſſen.

München.

Heinz Offer.

Beſuch im Weinhaus.

Da liegen ſie, die Schädel all'
Und glohen auf mich her,
Als wüßten ſie, wie bald ich ſchon
Von ihnen einer wär'.
Ich weiß! Und weiß, daß über Nacht
Ich dann vergeſſen bin;
Vergeſſen, was ich fühlt' und dacht'
Und was ich war und ſchien;
Geriffen über Nacht mein Bild
Aus jeder Menſchenbruſt,
Die ich bekämpft, die ich erfüllt
Mit Liebeſhimmelſluſt!
Dann, Lieder, ſeid ihr wie Gebeln,
Das hier am Boden morſcht,
Ein Nachlaß, der in Winkeln liegt,
Dahin kein Auge forſcht.
Mein Liebchen ſelbſt erkennt vielleicht
Dann nicht mehr meine Schrift,
Wien.

Wenn ſie ein Blatt von meiner Hand,
Ein namenloſes, trifft.
Es ſei, daß niemand wiſſen ſoll,
Wer dieſen Schädel trug,
Mit jenen Armen ſich wie toll
Durchs tolle Leben ſchlug;
Doch denſt Du, daß die Nächſten, die
Dein Herz voll Treue trug,
Doch dieſes Herz verſtanden nie,
So lang' es ihnen ſchlug;
Und denſt Du, daß es menſchlich iſt,
So teilnamlos zu ſteh'n
Vor Bruderloos zu jeder Friſt
So gaſſend, wie ſie ſteh'n
Vor dieſem Hauſen Totenbein —
Dann grauet Dir vielleicht
Vor manchem, der im Sonnenschein
Die Hand zum Gruß Dir reicht.
Hermann Hango.

Vae victis!

Auf den Totenschädel eines wahnsinnigen Dichters.*)

Der Feuerherd steht leer,
 O welch ein düst'rer Friedel
 Der Hammer tönt nicht mehr
 In der verlass'nen Schmiede,
 Die Nachtlust weht herein
 Durch Fenster und durch Thüre,
 Nicht daß zu rotem Schein
 Sie lech die Flamme schüre.
 Sie weht die Asch' hinaus,
 Ein armes Spiel der Winde,
 Daß man vom ganzen Haus
 Die nackte Wand nur finde.
 Der Meister ist davon —
 Wohin, wer weiß zu sagen?
 Doch keinen Arbeitslohn
 Hat er mit fortgetragen
 Einst ging es lustig her,
 Es hörte ganze Wochen
 Der Hammer, stark und schwer,
 Nicht auf, voll Lust zu pochen.
 Die Flamme hat geglüht,
 Das Eisen sich gebogen,
 Der Funken wild gesprüht,
 Als ob die Blitze flogen.
 Der Schmied war nicht allein,
 Mit ihm schafft' ein Geselle,
 Der blickt' wie Sonnenschein
 Auf alle Welt so helle,
 Fahr.

Er sang dem Vogel gleich
 Die allerschönsten Weisen,
 Es war im ganzen Reich
 Kein Bursch so froh zu preisen;
 Die ganze Welt war sein,
 Ihm stand der Himmel offen,
 Sah doch sein Aug' hinein
 Voll Sehnsucht und voll Hoffen.
 In einer dunklen Nacht,
 Da ist er fortgeblieben,
 Geheimnisvolle Nacht
 Hat ihn weit weggetrieben.
 Ein Andern kam zum Schmied
 Gar finster und verschlossen,
 Der sang kein lustig Lied,
 Floh einsam die Genossen.
 Wohl schlug er immerzu
 Und hämmert' lange Nächte,
 Als ob er nicht an Ruh'
 Und Feierabend dächte.
 Da ist mit wildem Schlag
 Der Hammer einst zersprungen,
 Es hat seit jenem Tag
 Kein Ambos mehr geklungen.
 Nun ist der Meister fort,
 Mit ihm auch der Geselle,
 Und einsam liegt sie dort
 Die nackte Feuerstelle.

E. Peschier.

Judentum und Antisemitismus.

Eine zeitgenössische Studie von Conrad Alberti.

(Berlin.)

„Γνωθι σεαυτον.“

Hermann Conradi erörtert in seiner neuesten Schrift „Kaiser Wilhelm II. und die junge Generation“, die er mir zu widmen die Liebenswürdigkeit hatte, in sehr geistreicher Weise das Wesen der spezifisch modernen Tragik. Rein geistig aufgefaßt ist das Wesen der Tragik seelischer Kampf

*) Aus der Gedichtsammlung: „An zwei Seen“ von Eugene Peschier. Konstanz, Wilhelm Med. 1890.

des Menschen mit sich selbst, Zerreißung des einheitlichen Wesens des Menschen, Widerspruch zwischen Überzeugung und Neigung, an dem der Einzelne zugrunde geht, Spaltung des Willens, entgegengesetzte Strömungen in der Seele, in deren Wirbel der Unglückliche scheitert. Mit einem Wort, Tragik ist Zweifelseelenbildung, und je unentrinnbarer, natürlich notwendiger, je unverschuldeter vom Willen des Einzelnen diese Bildung ist, je mehr durch die naturgesetzmäßige Einrichtung des Weltganzen bedingt, je ernster und stärker der im Vorhinein vergebliche Versuch des Einzelnen ist, diese Luft auszufüllen, desto tragischer, desto mitteleidwürdiger ist die Persönlichkeit, das Volk, die Zeit. Mit Recht nennt Conradi einen modernen Herrscher eine tragische Figur, wenn ihn die Überzeugung, die Erkenntnis auf andere, demokratische Bahnen weisen und zugleich die Familientradition, das dynastische System, dessen Erbe und Träger er ist, nötigen, sich jeder modernen Anschauung zu verschließen. Er wird Ausgleichungen suchen, wird hin- und herschwanke, und in diesem Kampfe zugrunde gehen. Eine solche tragische Figur war z. B. Alexander II. von Rußland.

Aber das Muster einer tragischen Figur dieser Art — in noch weit höherem Grade als der Fürst — scheint mir der moderne Jude zu sein, der aufgeklärte Jude der heutigen Zeit, dessen Typus Guplow im „Uriel Akosta“ so großartig angedeutet hat, wenigstens in der gewaltigen Schlussszene des zweiten Aktes, so gut wie er im „Zauberer von Rom“ die Tragik des modernen Katholizismus mit Meisterstrichen entwarf.

Niemand empfindet diese tiefe Tragik seines Schicksals so, wie wir Mitglieder der jüngeren Generation von jüdischer Abstammung, und unser ganzes Dasein ist ein unaufhaltbarer Kampf mit uns selbst, ein ewiges Verbluten.

Ich darf dreist behaupten, daß es unter der ganzen jungen, mit moderner Bildung durchtränkten jüdischen Generation kein Mitglied giebt, das von der Überflüssigkeit, Schädlichkeit und Verfaultheit des Judentums nicht in tiefster Seele überzeugt wäre.

Das Judentum hat jedes Recht zum Dasein verloren. Es hatte ein solches, so lange der Monotheismus noch bestand, der Glaube an einen persönlichen Gott, den Gott der Offenbarung, denn es war die reinste, vollendetste, konsequenteste Form dieser Weltanschauung, im Gegensatz zum Christentum, das nie etwas anderes war, als ein seltsamer Kompromiß zwischen Eingötterei, Mehrgötterei, Vielgötterei, ein Mischgericht von Judentum, Hellenismus, Brahmanismus und eine Menge kleinerer Zusätze, wie Manichäertum u. Der Monotheismus ist aber tot, der Glaube der Zukunft ist ein gereinigter und fortgebildeter Pantheismus, die Religion der Platon,

Giordano Bruno, Goethe, geläutert, verbessert, neu begründet durch die Forschungen eines Darwin, Robert Mayer, Helmholtz, Dubois Reymond, Gäkel, Wundt, Benedikt, Lombroso, die Religion der einen gewaltigen, unerforschlichen Naturkraft, die sich in den verschiedensten Formen und Stärken durch alle Erscheinungen und Gestaltungen der Materie darstellt. Das „Gesetz“, welches seine absolute Macht über den alten Juden unerbittlich ausübte, es hat für den modernen Juden seine Heiligkeit verloren, seitdem uns Wellhausen die Entstehungsgeschichte desselben unwiderleglich aufgedeckt hat, seitdem wir wissen, daß die „Offenbarung“ ein frommer Betrug ist, daß die Grundlage des Judentums, der Pentateuch, nicht früher als Hagiographen und Propheten entstanden ist, sondern im Gegenteil viel, viel später erst künstlich fabriziert wurde, als das Judentum auseinanderzufallen drohte und man durch ein gewaltsames Mittel, durch Herstellung einer Urkunde, das Zerbröckelnde zusammenzuhalten suchte. Die Vorschriften des Gesetzes sind teils in Fleisch und Blut der modernen Kultur übergegangen, wie die vernünftigen unter den zehn Geboten, und können aus denselben nicht mehr entfernt werden, aus dem einfachen Grunde, weil sie der menschlichen Natur entsprechen, weil sie durchaus nicht jüdisches Sondereigentum sind, sondern sich auf einer bestimmten Kulturstufe bei jedem Volke herausbilden müssen. Teils sind sie durch die moderne Wissenschaft auf reine und festere Grundlage gestellt, die äußerlichen Befehle sind zu inneren Überzeugungen geworden, wie die Liebe zum Tier durch Schopenhauer und den Darwinismus, teils sind sie durch die technische Ausbildung der modernen Wissenschaft, zumal der Hygiene überflüssig und sinnlos geworden, wie die Verbote, Hasen und Schweine zu genießen, die Beschneidung, die nur für wärmere Klimata Zweck hat.

Schädlich wirkt das Judentum in politischer Hinsicht als ein zugleich ultrareaktionäres und ultraradikales Element. Denn diese beiden Eigenschaften finden sich in wunderbarer Weise im Judentum gemischt. Mit fanatischer Zähigkeit hängt es an den veraltetsten, sinnlosesten Einrichtungen und Anschauungen und baut zugleich mit demselben Fanatismus Barrikaden, wirft Bomben und Dynamitpatronen wo es kann. Dieser Widerspruch hat sich nicht etwa durch die Verhältnisse historisch entwickelt, er liegt vielmehr im Wesen des Judentums, das schon zur Zeit Moses, der Könige, der Propheten, des Herodes ebenso neuerungssüchtig wie verbohrt war. Indem das Judentum so zwei Extreme umfaßt, wird es der natürliche Feind und Hinderer der allmählichen organischen Fortentwicklung, die in allen Dingen allein die Krone gesunder Zustände ist.

In Wirklichkeit hat das heutige Judentum alle religiösen, ethischen,

ethnischen Rassen-Momente bis auf winzige Spuren abgestreift, es bildet nichts mehr als eine soziale Gemeinschaft. Die fortwährend steigende Schwierigkeit des Erwerbs, der immer brutalere Formen annehmende Kampf ums Dasein zwingen zur Bildung kleinerer und größerer Verbände, Kooperativ-Genossenschaften, zu gegenseitiger Stützung, zu gemeinsamem Vorgehen, um gewisse Erwerbszweige zu beherrschen. Dabei leitet die heutigen Juden jedoch ausschließlich das materielle Interesse. Das sogenannte ideale Zusammengehörigkeitsgefühl, die Familienliebe u., die selbst Christen als eine besondere jüdische Tugenden gepriesen haben, sind schon längst nicht mehr vorhanden, wenigstens nicht im höheren Grade als bei Andersgläubigen. Sie bestanden so lange sie nötig waren, so lange die Juden noch eine verfolgte Herde bildeten, so lange einer den Schutz des andern brauchte. Seit der Emanzipation hat das alles aufgehört, und mit Recht sagt Gutzows Uriel . . . „gleich als wenn wir Brüder wären, die mir weit seltener als wir scheinen, sind!“ Ein Wort das von tiefster Kenntnis der Verhältnisse zeugt. Den Juden betrachtet der Jude heut nur noch als einen natürlichen oder positiven Bundesgenossen im wirtschaftlichen Kampfe und stützt und hält ihn nur als solchen, die Fälle, daß Juden ihre Verwandten mitleidlos verhungern und untergehen lassen, ereignen sich heut alle Tage. Das Judentum hat aufgehört eine Religion, eine Rasse, eine Nation zu sein — es ist nur noch eine Klique. Es ist eine große soziale Bildung mannichfacher Gruppen und Ringe, wie sie sich bei den Christen ähnlich finden. Während der jüdische Bankier und der jüdische Seufsal im Vestuhl nebeneinander stehen, verhandeln sie ihre Börsen-Manipulationen. Gläubig sind sie beide nicht, sie finden sich höchstens rein formell mit einem Wesen ab, dessen Existenz beiden gleich zweifelhaft erscheint, und wenn nicht wirtschaftliche Gründe dagegen sprächen, so würden sie das ebensogut in einem Gebäude mit dem Kreuz auf dem Dach thun, wie in einem mit dem doppelten Dreieck.

Auf diesem Gebiete zeigt sich vor allem die Verderblichkeit des Judentums. Denn was man ihm sonst vorwirft, ist bloßes Gefasel. Die geschlachteten Kinder von Tizza-Ehlar dürften wohl niemanden mehr amüsieren als die eingesfleischten Antisemiten selbst, welche dergleichen kindische Gruselgeschichten doch wider besseres Wissen nur zu dem Zwecke fabrizieren, die dumme urteilslose Mehrheit des Volkes in ihre Gefolgschaft zu pressen. Dem strenggläubigen Juden sind englische Beersteaks und Rostbeef verboten, und Menschenblut sollte ihm erlaubt sein!!

Und ist der christliche Bucherer etwa harmloser als der jüdische? Treibt er den armen Bauern nicht genau so herzlos in halbnaaktem Zustande von seiner Scholle wie dieser? Wir geben auch nichts auf die Klagen des

verschumpften adligen Gutsbesizers, der sein Vermögen verhurt, verkauft, verspielt, Geld von den Juden aufnimmt und dann Mord schreit, wenn der Jude den bankrotten Lumpen zuletzt von Haus und Hof jagt! Er klagt das Gesetz an, das dem Juden nicht befiehlt, ihm für sein Loddlerleben Geld zinsfrei zu leihen. Auch daß sich besonders viele Juden unter den Fälschern, Betrügern, Hehlern u. befinden, rührt mich nicht. Dafür befand sich unter den 53 Mördern, welche Herr Krauß als preußischer Scharfrichter ins Jenseits beförderte, auch nicht ein Jude. Der christliche Germane hat eine Vorliebe für Verbrechen aus Rohheit, der Jude für solche aus List — *chacun à son goût*. Die christliche Bäuerin, welche Kalkwasser in die Milch gießt und das ausgehöhlte Stück Butter mit Margarine füllt, steht nicht um einen Zoll höher als der jüdische Krämer, der dem Käufer wertlosen Schoddy für feinstes Kammgarn aufredet. In allen Religionen, Ständen, Nationen bilden die Lumpen die erdrückende Mehrheit und die anständigen, ehrlichen Menschen die verschwindende Minderheit — diese Vorwürfe gegen das Judentum sind höchst albern. Dann der vielbeleumdete Talmud! Was soll der nicht alles verschuldet haben! Die größten Grausamkeiten sollen darin befohlen, jedes Verbrechen gegen Christen gebilligt sein! Nur schade, daß es den Juden mit dem Talmud geht wie Victor Hugos Kommunarden, dem der Dichter die Verbrennung der ungeheuern Bibliothekshähe zum Vorwurf macht, unter Aufzählung all der litterarischen Unerfährlichkeiten, die seine rohe Hand vernichtet, woraus jener nur die lakonische Antwort erteilt: „Ich kann nicht lesen“. Die Juden von heut haben nämlich keine Ahnung von all den schönen Sachen, die angeblich im Talmud stehen: die Mehrzahl derselben kann nicht einmal mehr das alte Testament im Urtext lesen, der in gutem Hebräisch abgefaßt ist, geschweige den in schwer verständlichem Dialekt geschriebenen Talmud. Vollständige deutsche Übersetzungen dieses Wertes existieren aber gar nicht. Von 1000 heutigen Juden dürfte kaum einer imstande sein den Talmud zu verstehen. Gesetz also, dieser enthielte alle jene Scheußlichkeiten und Schändlichkeiten — was aber christliche Kenner derselben wie Prof. Delitsch entschieden bestreiten — wie sollte er trotzdem den geringsten bestimmenden Einfluß auf die Juden ausüben, wenn diese ihn durchaus nicht zu lesen vermögen, da sie gar kein Hebräisch mehr lernen und verstehen?

Aber das Judentum ist allerdings der charakteristischste und folgerichtigste Vertreter des Prinzips des modernen Kapitalismus, der Akkumulation. Nicht als ob die Juden in bezug auf Ausnutzung des Arbeiters, auf Herabdrückung des Lohns und menschenunwürdige Behandlung des Arbeiters, nur einen Zoll tiefer ständen als die Christen. O nein! Unter jenen

Ehrenmännern von Kohlenbaronen, welche die westphälischen Streiks in diesem Frühjahr herausbeschworen, befand sich auch nicht ein Jude. In keiner jüdischen Fabrik werden die Arbeiter schlechter behandelt als in einer christlichen. Unsere Arbeiter wissen ganz genau, warum sie Christen und Juden in einen Topf werfen. Sie sind die klassischen Zeugen gegen den Antisemitismus, und ihr Zeugnis ist vernichtend, denn hätte der Antisemitismus nur einen Funken innerer Berechtigung, so müßten die Arbeiter ja in der Mehrzahl auf seiner Seite stehen — sie aber bekämpfen die christlichen Fabrikanten genau so wie die jüdischen.

Niemand kann indes bestreiten, daß das Judentum in hervorragender Weise an der Verumpfung und Korruption aller Verhältnisse Anteil nimmt. Eine Charaktereigenschaft der Juden ist das hartnäckige Bestreben, Werte zu produzieren ohne Auswendung von Arbeit, das heißt, da dies ein Ding der Unmöglichkeit ist, der Schwindel, die Korruption, das Bemühen, durch Börsenmanöver, falsche Nachrichten, mit Hilfe der Presse und auf ähnliche Weise künstliche Werte zu schaffen, sich diese anzueignen, und sie dann im Eintausch gegen reale, durch Arbeit geschaffene Werte von sich abzuwälzen, auf Andere, in deren Händen sie in Lust zerfließen wie Helena in Fausts Armen. Die Vertreter der Korruption von Börse, Presse, Theater in meinem Roman „die Alten und die Jungen“, die Vertreter der Klasse, die sich ohne Arbeit zu bereichern sucht, sind daher Juden. Es läßt sich leider nicht leugnen, daß die moderne Kunst, besonders das Theater, nur durch Juden korrumpiert worden sind. Ich nenne die Namen Blumenthal, Lautenburg, Adolf Ernst (der freiwillig zum Judentum übertrat). Das Judentum bildet in der modernen Gesellschaft eine Clique mit der eben gezeichneten Tendenz. Hand in Hand damit geht eine gesellschaftlich höchst gefährliche Eigenschaft: die Bildungsheuchelei. Den Juden fehlt im allgemeinen der Kunstsinne vollständig, weil ihnen der plastische Sinn abgeht, die naive Freude am Sinnlichen, sie sind zu viel Verstandsmenschen, kritische Delektiker (ich selbst habe leider für einen Romanschriftsteller auch zu viel davon!) daher findet man unter den Juden wenig echte Künstlernaturen und wenig wirklich bedeutende schöpferisch-kritische Geister. (Ausnahmen wie Heine, Rahel beweisen nichts.) Im allgemeinen ist für die Juden die Kunst nur ein Gegenstand, ihren Wiß daran zu üben, und das Gemeingefährliche dieser Eigenschaft besteht darin, daß sie diese fade Wipelei mit größter Dreistigkeit der Welt als echte Kritik aufreden. So lange das Judentum nicht emanzipiert war und darnach nicht das große Wort führen konnte, hätte der Geldproß sich nie erlaubt, seine Ansicht in künstlerischen und anderen Dingen über die der wirklich Gebildeten, der Fachmänner zu stellen — der jüdische Kommerzienrat erklärt, auf das

Portemonnaie klopfend, seinen Geschmack, sein Urtheil für allein maßgebend. Er bezahlt ja im Theater die besten Plätze. Die charakteristischen Züge treten nirgends so scharf hervor als im Judentum, der Jude kann niemals direkter Rob werden, aber auch niemals Aristokrat, er bleibt stets Parvenu. Kein Mensch wird die Christen, die Germanen für Engel halten, und ich behaupte, daß der Prozentsatz des Anstands und der Gemeinheit bei Christen und bei Juden ganz gleich ist. Der Christ ist unbedingt roher als der Jude, aber er ist ehrlicher, er hat den Mut der Unbildung, er gesteht seine Unkenntnis offen ein, der Jude, im allgemeinen nicht gebildeter als der Christ, treibt immer Bildungsheuchelei. Der Jude kann im allgemeinen nicht auf eine solche Stufe der brutalen Rohheit hinabsinken,*) wie unter Umständen der Christ, er wird selten im Kinnstein enden, aber er vermag sich mit seltenen Ausnahmen auch nicht zu einer solchen Höhe des Idealismus der Humanität, der Opfervilligkeit, der selbstlosen Hingabe an eine Idee, an die Allgemeinheit, an eine große Sache emporzuschwingen, wie der auf der Höhe der Geistes- und Herzensbildung stehende Christ. Der Selbsterhaltungstrieb bleibt immer der stärkste Trieb im Juden, das Opfer desselben, die rückhaltlose Hingabe an einen Andern, an eine Sache kennt er kaum.

Was man aber dem Judentum mit Recht zum Vorwurf machen kann, ist nicht, daß es schlechter ist als andere Gemeinschaften, sondern nur, daß es nicht besser ist. Wenn ein Volk sich selbst als das auserwählte bezeichnet und den Vorrang vor allen andern beansprucht, wie das Judentum thut, so genügt es nicht, daß seine Fehler auch die anderer Nationen sind, sondern man hat das Recht zu verlangen, daß es die großen Worte einlöst, daß es in der That besser, edler, idealer sei als alle, daß es sich zum Hort aller idealen Bestrebungen mache und mit Verzicht auf jede materielle Selbstsucht nur dieser lebe. Höchstens aber kann man den Juden zugestehen, daß sie nicht schlechter sind als die Christen, daß genau wie bei diesen auf 99 Lumpen ein anständiger Mensch kommt. Daß das Judentum aber nicht besser ist als das Germanentum, während es dies unablässig zu sein behauptet und fortwährend von dem „jüdischen Kopf“, dem „jüdischen Herzen“, dem „jüdischen Gemüt“ spricht als von Dingen, die es in besonderer Eigenschaft vor Andern voraus habe, daß es gerade so im Materialismus ver-

*) Eine Ausnahme bildet nur der geschlechtliche Verkehr, besonders das Verhalten reicher Judenzungen armen Mädchen, Räterinnen zc. gegenüber. Dieser erreicht eine ungläubliche Stufe der cynischen Rohheit, zu welcher ich christliche junge Leute nie habe hinabsinken sehen. Diese bewahren dem Weibe gegenüber meist doch noch einen letzten Rest von Scham, die unsern Börsenjobbern bis auf das Fäntchen ausgeht.

sumpft ist wie alle andern Gesellschaftskreise — das mache ich ihm in erster Linie zum Vorwurf. Und es ist seltsam zu sehen, daß der Kreis, der sich am lautesten und entrüftesten über den deutschen Chauvinismus aufhält, über das unaufhörliche Selbstherausheben der Vorzüge des deutschen Volkes, daß er selbst den schlimmsten Stamm-Chauvinismus treibt und bei jeder Gelegenheit alles Gute als jüdisch in Anspruch nimmt und die jüdischen Eigenschaften vor allen andern preist, und mit eiserner Zähigkeit an einer Selbständigkeit festhält, die schon längst jede Berechtigung verloren. Eine der gefährlichsten, spezifisch jüdischen Eigenschaften aber ist die brutale, geradezu barbarische Unduldsamkeit — wieder ein seltsamer Widerspruch bei einem Stamme, der jeden Augenblick laut nach Duldung schreit. Eine schlimmere Tyrannei kann nicht geübt werden, als sie die jüdische Clique übt. Von jener Achtung für die Ansichten, die Person des Gegners selbst bei energischer Bekämpfung, wie man sie zum Teil bei den Germanen, ganz besonders aber bei den Romanen (Italienern) findet, ist bei den Juden nie die Rede. Wer es wagt sich der jüdischen Clique entgegenzustellen, den versucht diese unweigerlich mit viehischer Brutalität niederzutreten. Und es ist noch ein großer Unterschied zwischen der Unduldsamkeit des Germanen und des Juden. Jener bekämpft den Gegner im offenen, ehrlichen Kampfe, er ruft gegen den Geist vor Allem wieder den Geist in die Schranken. Der Jude sucht aber seinen Gegner auf geistigem Gebiet meist zu vernichten, indem er ihm den materiellen Boden entzieht, seine bürgerliche Existenz untergräbt, oder indem er die Existenz und die Bestrebungen seines Gegners der Welt so viel als möglich zu verheimlichen, diese zu belügen sucht, indem er den Andersgesinnten einfach wegläugnet. Die niederträchtigste aller Kampfarten, das Totschweigen, ist spezifisch jüdisch. Als Gegner im sozialen wie im geistigen Kampfe bedient sich der Jude mit Vorliebe der niedrigsten Mittel, weil er weiß, daß der germanische Christ lieber den Kampf aufgibt, als ihm auf das Gebiet der Gemeinheit folgt.

Worin besteht nun aber das tragische im Wesen des modernen Juden?

Run, alle diese Ausführungen gelten nur von einem Teil der modernen Juden — von der älteren Generation. Die jüngere jüdische Generation ist fast ausnahmslos von der Überflüssigkeit und Schädlichkeit des Judentums überzeugt, sie hegt nur den einen Wunsch, sie ist nur von dem einen Bestreben befeelt, dasselbe so schnell als möglich abzustreifen. Diese Generation hat zum Teil auf den Feldern von Sedan, Mars la tour, Le bourget für die Einigung Deutschlands ihr Blut eingesetzt, zum Teil ist sie in den gewaltigen Eindrücken jener ungeheuern Kämpfe und Heldenthaten aufgewachsen. Sie ist erzogen in den Anschauungen eines Darwin, Wundt, Taine, Nietzsche,

Watz und all der erlauchten modernen Geister, der Herolde einer neuen Kultur, welche auf ganz neuen, gewaltigen Pfeilern ruht. Sie ist glücklich, wieder ein Vaterland zu haben, einem großen, starken Gemeinwesen anzugehören, welches die Führung der Menschheit zu einer höheren Stufe der geistigen und sozialen Entwicklung übernehmen will. Sie erkennt die Überflüssigkeit des Judentums an und will rückhaltlos aufgehen im Deutschtum, sie ist sich über die im Laufe der Jahrhunderte der Unterdrückung erworbenen verderblichen Eigenschaften des Judentums vollkommen klar, und kennt nur ein Ziel: ernst und unablässig an der Beseitigung derselben zu arbeiten. Man darf sagen: nirgendwo giebt es glühendere, entschiedener und rückichtslosere Feinde des Judentums, als unter den Juden, und diese Gegner sind für das Judentum gewiß gefährlicher als alle andern, denn keiner kennt die tiefsten und geheimsten Fehler des Judentums so wie sie, keiner vermag so die Mittel und Wege zur Vernichtung des Judentums zu erkennen, wie sie.

Und warum zögert nun diese große Masse, das innerlich schon längst überwundene Judentum auch äußerlich von sich abzuwerfen wie einen zerfetzten Rock und den Kampf gegen den alten Geist, den sie haßt, zu beginnen, um ihn zu vernichten?

Zu warum? Das ist eben das tragische Moment! „Die Ehre nur ist's, die mich euch verpflichtet!“ sagt Uriel Akosta. Der einzige Feind der die völlige und rückhaltlose Verwandlung des größten Teils der Juden in Deutsche und die Vernichtung der widerstrebenden Elemente durch die vorwärtstrebenden hindert — dieser einzige und alleinige Hinderungsgrund ist — der Antisemitismus. Sich von der alten Gemeinschaft loszusagen, in einem Augenblick, in dem von anderer Seite ein heftiger, gewaltjamer Sturm gegen diese unternommen: kein Mann von Ehre würde das thun, er müßte befürchten, der Feigheit bezichtigt zu werden. Tausende von Juden sind bereit, den äußeren Rest des Judentums, das sie innerlich schon längst überwunden haben, auch äußerlich von sich abzuwerfen; und nur der Antisemitismus hält sie davon zurück, nur der wohlbegründete Wunsch, ihre Trennung nicht als Fahnenflucht angesehen zu wissen. Nur diesem Zwange gehorchen sie, wenn sie gegen ihre Überzeugung, gegen ihren Wunsch, gegen ihr Herz ein ihnen längst Verhaßtes mühsam mit verteidigen helfen, indes sie im Herzen nichts heißer wünschten, als — nicht an der Seite — aber an Stelle der Angreifer zu sein, denn sie wissen nur zu gut aus eigenster Anschauung, und wissen es viel besser als diese Gegner selbst, wie wohl begründet, bis zu einer gewissen Grenze, die Sache dieser letzteren ist. Man wird mir zugeben, daß es einen tragischeren Konflikt nicht gut geben kann,

und ich kenne Viele, die an diesem inneren Kampfe zugrunde gehen. Der Antisemitismus selbst hat aber — so weit er ehrlich gemeint ist — auch seine innere Tragik: indem er für den Fortschritt kämpfen will, wird er zum Verbreiter der ärgsten Reaktion; indem er den Gegner bekämpfen will, stärkt er ihn in Wahrheit nur, denn er hat bis zum heutigen Tage noch kein anderes praktisches Resultat erzielt, als dem Gegner tausende von Bundesgenossen zu erhalten, die diesem sonst als Feinde gegenüberstehen würden. Und er wird nie ein anderes Resultat erreichen. Der Ansturm des Antisemitismus wird immer vergeblich sein, weil dieser die eigentlichen schwachen Positionen seines Gegners so wenig kennt, wie ein Belagerungsheer, das eine neue Festung einschließt, weil er ganz falsche Wege und Kampfarten einschlägt, mit denen er diesem Gegner gegenüber nie etwas ausrichten wird. Es ist heller Wahnsinn zu glauben, das Judentum könne durch gesetzliche Maßregeln vernichtet werden — alle äußeren, gewaltsamen Angriffe (rechtlicher und wirtschaftlicher Natur) werden es nur stärken, seine Glieder nur inniger an einander schweißen. Nur geistiger Kampf, Selbstzerfetzung, Zerfall von Zunen heraus, verbunden mit größerer Freiheit, mit allmählicher Aufsaugung und geistiger Umwandlung durch das Germanentum sind imstande das Judentum aus der Welt, oder wenigstens aus Deutschland zu schaffen. Wer die Anschauungsweise, den Charakter, das Empfindungsleben des Juden studiert, wird das bestätigen. Tausende von Juden warten schon heut nur auf den Tag des bürgerlichen Friedens, um das letzte Band zu vernichten, das sie noch äußerlich an das Judentum knüpft.

Warum kommt er nun nicht, dieser Tag des Friedens?

Man muß sich, um eine Antwort darauf zu finden, den modernen Antisemitismus näher ansehen, denn offenbar liegt nur in ihm, der den Krieg begonnen, der Grund.

Bei näherer Betrachtung ergibt sich, daß der Antisemitismus kein einheitliches Ding ist, sondern sich aus einer Menge der verschiedenartigsten Elemente zusammensetzt, die den verschiedensten Beweggründen folgen. Von dem Hauptleitmotiv der alten Judenhessen, dem Glaubenshaß, ist außer bei einigen Landpastoren, keine Spur mehr darin zu finden: aus dem einfachen Grunde, weil das Christentum, wie überhaupt der Monotheismus selbst heut überwundene Dinge sind, derentwegen sich kein Mensch aufregt. „Gläubige“ giebt es in allen Konfessionen heut nur noch aus Bequemlichkeit oder aus Gründen äußeren Vorteils, aber nicht mehr aus Überzeugung. Abgesehen von einzelnen Spielarten, die ohne Belang sind, kann man die Antisemiten in zwei Hauptgruppen teilen:

Antisemiten aus Geschäftsrücksichten, und

Antisemiten aus Begeisterung, oder auch praktische und ideale Antisemiten.

Jene sehen im Juden vor allem den Konkurrenten, und zwar den geschickten, klugen, auch manchmal gewissenlosen und schmutzigen Konkurrenten, der die Preise drückt. Ihn beseitigt, hoffen sie sich neue Absatzgebiete zu erschließen. Als das bekannteste Vorbild dieser Art nenne ich Herrn Herzog. Zu ihr gehören auch die Leute, welche den Antisemitismus rein aus Umsatzzwecken betreiben, Drucker, Restaurateure, Kaufleute, die auf eine sichere Kundenschaft spekulieren. Hierher muß man auch ein paar mal hunderttausend Schafsköpfe rechnen, welche die Juden einfach totschlagen möchten, weil sie „das Geld haben“! Zu diesen gehörte u. A. Franz Dingelstedt, wenn er von Mosenthal sagt: „er wurde geboren von armen, wenngleich jüdischen Eltern“. Armut und Jammer sind unter den Juden in demselben Prozentsatz vertreten wie unter den Christen, und ich wünsche meinem antisemitischsten Gegner nicht das materielle Elend, in dem ich aufgewachsen bin. Die Wahrheit ist, daß der Jude großzügiger auftritt als der Christ, während der Christ sich bescheidener oder geiziger verhält und lieber das Geld im Schranke aufhäuft.*) Ein Jude, der 6000 Mark Einkommen hat, macht ein Haus wie ein Christ mit 20 000.

Die Antisemiten aus Begeisterung, als deren Musterbild mir der vortreffliche Hans Herrig erscheint, sind im Gegensatz zu jenen meist Leute vom höchsten, glühendsten Idealismus, von löblicher Liebe zu Volk und Vaterland erfüllt, aber Träumer, welche von Rassen-, Geistes-, Empfindungseinheitlichkeit des ganzen deutschen Volkes schwärmen, und mit Hintansetzung aller soziologischen und geschichtlichen Thatfachen ganz vergessen, daß, wenn die Einheitlichkeit eines Volkes nicht von Natur gegeben ist, sondern sich erst bilden soll, dies nicht im Handumdrehen geschehen kann, sondern längere Zeiträume erfordert. Mit Gewalt ist da nichts auszurichten, die Gesetze der Anpassung, Zuchtwahl, Vererbung wirken nicht von heut auf morgen. Sie haben auf Grund der mittelalterlichen Verhältnisse, der strengen Abschließungen, die Juden zu dem gemacht, was sie sind, sie können auf Grund der neuen Verhältnisse erst nach geraumer Zeit das Wesen der Juden von neuem umgestalten und sie im Deutschtum aufgehen lassen. Hier kann man nur sich bestreben, mit Umsicht und Eifer den Prozeß der organischen Entwicklung zu fördern, alle Hemmnisse zu beseitigen — wie, zeige ich weiter unten —, durch Zwangsmaßregeln stört man ihn nur und verdirbt Alles.

*) Um mich volkswirtschaftlich auszudrücken: der Christ vertritt mehr das Prinzip der Schaffbildung, der Jude das der Akkumulation.

Diesen Leuten zähle ich auch eine gar nicht kleine Zahl zu, welche den Juden lediglich gewisser äußerer Eigenschaften wegen haßt — der krummen Nase, der kleinen Gestalt, der mauschelnden Sprache, des lodderigen Ganges wegen. Auch diese Dinge sind durch Inzucht, Vererbung, überhaupt durch das Milieu ihrer sozialen Vergangenheit bedingt und werden und müssen sich im Lauf der Zeit ändern, bei den veränderten modernen Lebensbedingungen, dank der Anpassung, Zuchtwahl u. s. w. Schon heute giebt es eine ganze Zahl Juden, welche das Gardemaß besitzen, oder die wenigstens nach Haar, Nase, Sprache, Gang kein Mensch von einem guten Germanen unterscheiden kann. Ich bin so frei mich zu denen zu zählen, die wie innerlich so auch äußerlich den letzten Rest mittelalterlichen Judentums abgestreift haben.

In welcher Klasse soll ich nun aber den Führer und Leiter der ganzen Bewegung unterbringen? Wahrhaftig, Herr Stöcker bildet eine Klasse für sich. Denn man darf ihn weder beschuldigen, daß er geschäftliche Zwecke verfolge, noch ihm eine sachliche Begeisterung nachrühmen. Überhaupt, Stöcker ist weder der Hallunke, zu dem ihn seine Gegner machen, noch der neue Luther, als den ihn seine Verehrer ausführen. Wenn man Alles bei ihm versteht, so kann man ihm manches verzeihen. Kein Zweifel, daß er sich bei Einleitung der antisemitischen Bewegung in der Notwehr befunden. Juden hatten sich in intime kirchliche und parochiale Angelegenheiten gemischt, hatten sogar die Wahlen in den Sprengeln zu beeinflussen gesucht. Das war ungehörig, und niemand konnte es Stöckern verargen, daß er als Geistlicher sich gegen Angriffe von dieser Seite wehrte und als geschickter Strateg den Krieg in das Land des Angreifers hinüberspielte. Herrn Stöcker das zu verargen ist so lächerlich wie die Wut Victor Hugos über die deutsche Invasion. Der Appetit kommt nun nicht bloß beim Essen, sondern auch beim Stöckern. Er hatte sich als Agitator entbedt, und seine glänzende schauspielerische Begabung half ihm zu schnellen, ungeahnten Erfolgen. Wer Stöcker reden gehört hat, weiß, welch ein Schauspielertalent in ihm steckt — Barnay weiß als Marc Anton die Spitzen seiner Rede nicht so zur Geltung zu bringen, wie er. Es ist ein Genuß zu sehen, wie er seine Witze und Scherze so ganz unabsichtlich in das Publikum zu werfen scheint, und wie sie dadurch zünden! Nichts ist verführerischer als der Ruhm des Volksführers: Stöcker ist ehrgeizig, eitel, jede Bewegung spricht das aus, und er frönte seinen Leidenschaften. Ein Teil der Unterfeldherren Stöckers hat sich als ehrliche Fanatiker erwiesen, ein anderer als erbärmliche, den gemeinsten Motiven folgende Kanakillen, und das ist vielleicht recht gut. Denn man kann nicht leugnen, daß der Antisemitismus manches Gute gestiftet hat. Er hat einen Teil der Juden und zwar den unverschämten, ekelhaften, dem

Börsejobbertum, Angst eingejagt und eine gewisse Zurückhaltung und Verschidenheit aufgezwungen, so daß solche Ausschreitungen wie während der Gründerjahre heut nicht mehr möglich sind; er hat den anständigen Teil der Juden angehalten über sich selbst und diese Fragen eingehend nachzudenken und an der Beseitigung mancher mit Recht gerügten Uebelstände zu arbeiten. Und andererseits verhinderte die offenkundige Erbärmlichkeit und Jämmerlichkeit gewisser Antisemitenführer, daß die Bewegung eine Ausdehnung gewann, eine Teilnahme der anständigen Leute, welche dieselbe für die ruhige, organische Entwicklung der deutschen Verhältnisse hätte verderblich machen und thörichte, unmögliche Ausnahmegesetze heraufbeschwören können.

Mit der zuerst gezeichneten Klasse von Antisemiten — denen aus Geschäftsrückichten — ist natürlich nicht zu verhandeln. Diese Leute wollen nicht den Frieden, wollen nicht die ruhige Entwicklung, wollen nicht ein gänzlichcs Aufgehen des Judentums im Germanentum. Sie denken nur an ihr materielles Interesse, sie wollen nur einen Teil der Konkurrenz beseitigen, sie werden ihr sinnloses und erfolgloses Wühlen und Heben fortsetzen.

Aber ich wende mich an jene zweite, zahlreichere Klasse, denen die Bekämpfung des Judentums eine heilige, sittliche Aufgabe erscheint, und ich rufe ihnen zu: „Gewiß, viele eurer Vorwürfe und Beschwerden sind sachlich berechtigt. Wenn es euch aber Ernst ist mit eurer Sache, wenn ihr in der That nur der Sache dienen, nur ein fremdes Element im Deutschtum beseitigen, es dem Gesamtkörper assimilieren wollt — so stellt eure Agitation ein, denn der einzige Erfolg derselben ist die Stärkung des Judentums, ihr bewirkt nichts, als daß ihr einen ansehnlichen Teil des modernen Judentums verhindert, seinen heißesten Wunsch in That umzusetzen: sich selbst für immer von jener veralteten Mittelaltersichheit zu befreien und dieselbe aufs eifrigste zu bekämpfen. Euer Kampf wird immer erfolglos bleiben, denn die eigentlichen Schwächen des Judentums werden euch stets unbekannt bleiben. (Mit Ausnahme von Guklow und Gustav Freytag habe ich noch keinen Christen gefunden, der das Wesen des Judentums richtig erfaßt hätte, denn selbst alles, was Stöcker sagt, trifft nicht den Kernpunkt der Sache.) Mit Erfolg bekämpft kann das Judentum nur werden vom Judentum — das solltet euch nachgerade die Beispiele Christi und Pauli gelehrt haben. Alle gewaltsamen Angriffe des Mittelalters, selbst die Vertreibung aus Spanien, haben das Judentum innerlich nur gestärkt, die Gegner nur geschwächt. Nur innere, geistige Selbsterziehung kann das Judentum vernichten und auflösen. Dies zu bewirken, ist die Sehnsucht, das Ideal der modernen Juden der jüngeren Generation. So lange ihr aber eure Angriffe fortsetzt, ist es den letzteren aus Gründen der Ehre, die ihr würdigen werdet, un-

möglich selbst gegen die aufzutreten, die sie Feinde nennen möchten, und die Freunde zu nennen ihr selbst sie zwingt.“

„Wir verlangen nicht, daß ihr unthätig bleiben sollt in diesem Kampfe, der auch eine Ehrensache für euch ist, als für Männer, welche das Deutschtum glühend lieben und es mit Recht in Deutschland zur alleinigen Herrschaft führen wollen. Wir erbitten sogar eure Unterstützung, eure Bundesgenossenschaft, aber in einer andern Bethätigung als durch Wählen, Heßen, Schimpfen. Wir wünschen, daß ihr das Judentum bekämpfen helft, nicht durch Zwangsmittel, sondern im Gegenteil durch die Freiheit. Ihr ahnt nicht, welch eine erlösende Kraft in der Freiheit, in der sozialen Gleichheit ruht! Rechnet dabei meinethwegen mit der größten menschlichen Schwäche, der Eitelkeit. Schon heut kennt der Jude meist keinen größeren Stolz, als rückhaltslos in die germanische Einheitlichkeit ausgenommen, ihr gleichgestellt zu werden, und diesem Ziele bringt er jedes Opfer. Der jüdische Reserveoffizier wird sich bestreben, jede spezifisch jüdische Eigenschaft möglichst abzulegen und in allem seinen rein germanischen Kameraden gleich zu werden. Ihr solltet den Juden den Eintritt in die Offiziers- und Beamtenlaufbahn erleichtern statt erschweren, denn alle, welche dieselbe wählen, sind für das exklusive Judentum verloren und dem Germanentum gewonnen. Vor Allem aber muß als das stärkste und beste Mittel zur Germanisierung des Judentums die Mischehe bezeichnet werden. Zu allen Mischehen, die ich kenne — und es sind sehr viele — erhalten die Kinder die strengste germanische Erziehung, und der jüdische Teil bemüht sich um des andern Teils, um der Kinder und der Verwandten des letzteren willen (vorausgesetzt, daß diese nicht um seiner Abstammung willen sich ihm versagen) gänzlich im Deutschtum aufzugehen, während er unbedenklich mit seinen jüdischen Verwandten bricht, sobald diese sich ihm widersetzen. Bei einem solchen System, bei einem wohlwollenden Gegenübertreten der germanischen Elemente, bei konsequenter Erleichterung der Umwandlung bin ich überzeugt, daß in 150 Jahren in Deutschland auf der dann hoffentlich zustande gekommenen Berliner Weltausstellung als Merkwürdigkeit der letzte Jude gezeigt werden wird. Allerdings ist hier eines nötig: die dauernde Einwanderung fremder, besonders polnischer Juden in Deutschland muß verhindert werden, damit das immerhin nicht machtlose konservative Element im Judentum keine Stärkung erfährt, damit der geistige Zusammenhang mit den orthodoxen Elementen im Osten möglichst gelockert wird. Von Zeit zu Zeit, wenn der Assimilierungsprozeß in Deutschland schon eine gewisse Stufe erreicht hat — alle fünf- und zwanzig Jahre etwa — kann man ja dann einen kleineren Trupp fremder Juden nach Deutschland hineinlassen, um auch diesen sich nach und nach zu assimilieren.

So wird das Deutschtum allmählich sich eine Zahl brauchbarer und tüchtiger Kräfte erwerben, es wird eine glänzende That der inneren Kolonisation ausführen. Richtig behandelt, müssen die Juden die Janitscharen des Deutschtums werden."

Und wenn bei diesem Prozeß durch Vererbung und Anpassung eine Anzahl jüdischer Eigenschaften auf das Deutschtum übergingen: wahrhaftig, es wäre ein Glück für das letztere, denn selbst Stöcker wird nicht läugnen, daß das Judentum bei seinen spezifischen Fehlern auch nationale Vorzüge besitzt, welche dem Deutschtum zu seinem großen Schaden fehlen. Dem Juden ist ein praktischer, realistischer Sinn zu eigen, der ihn bei jedem Unternehmen gleich den rechten Punkt erkennen läßt, wo der Hebel anzusetzen ist, er versteht eine große Erfindung oder Entdeckung sofort praktisch auszunutzen. Dem Deutschen fehlt das, und darum haben ihn Engländer und Amerikaner so oft um den verdienten Ertrag seines eigenen Nachdenkens gebracht. Der Jude hat einen gewissen Geschmack, einen Sinn für die Eleganz der Form, der Erscheinung, eine Art Grazie, Schick, Lebendigkeit, die dem gemüthlich tiefer angelegten Deutschen oft fehlen. Man kann das namentlich bei den Frauen und Mädchen und bei den Schriftstellern beobachten. Gerade diese Eigenschaft, die gefällige Form, hat in den Augen der Welt, die ja nun einmal nach dem Äußern urteilt, den Franzosen zum Schaden der Deutschen eine übertriebene Werthschätzung verschafft. Durch eheliche Kreuzung, durch Vererbung und innigen Verkehr mit den Juden könnten diese höchst vorteilhaften, den Deutschen fehlenden Eigenschaften sehr leicht Nationalbesitz werden, und das deutsche Volk bei seinem tiefen und gewaltigen Geiste, seinem reichen Gemüt würde dann auch Franzosen, Amerikanern, Engländern gegenüber die Stellung einnehmen, die ihm schon längst zukommt.

Zu fürchten hat das deutsche Volk bei dieser Art der Belämpfung des Judentums wirklich nichts. 48 Millionen gegen 500000!! Sieht Herr Stöcker nicht ein, wie albern es ist, jenen vor diesen bange zu machen? Das Deutschtum muß ja das Judentum einfach auffaugen! Es hat das ungeheure Slavenreich zwischen Elbe und Oder wirtschaftlich und geistig aufgezehrt, es hat die Wenden und Sorben sich assimiliert — und es sollte mit der Handvoll Juden nicht fertig werden? Natürlich entwickeln so gewaltige historische Prozesse sich nicht von heut' auf morgen: erst in unsern Tagen stirbt der letzte bescheidene Rest des Wendentums aus, und in der nächsten Generation des Spreewalds wird keiner mehr die Sprache seiner Väter verstehen. Das sollten sich unsere deutschnationalen Heißsporne merken. In der Kulturgeschichte giebt es eigentlich nur eine einzige Sünde: die Überstürzung, die Ungebuld. Man mache daher nicht ferner dem deutschen Volke

weiß, daß 48 Millionen vor 500000 Furcht haben, und durch Ausnahmsgeetze und Kreuzzüge gegen sie geschützt werden müßten, denn man sagt damit nur, daß die 500000 sämtlich Riesen seien und die 48 Millionen sämtlich klägliche Wichte.

Wann wird das deutsche Volk einsehen, daß der Antisemitismus die größte Beschimpfung ist, die man ihm anthun kann, ein Versuch, ihm das trostloseste Armutszeugnis auszunütigen? — —



Freie Bühne.

Berlins Publikum und Presse über Hauptmanns Drama
„Vor Sonnenaufgang“.

Von Ernst von Wolzogen.

(Berlin.)

Der 20. Oktober 1889 wird auf lange Zeit hinaus ein denkwürdiger Tag für die Geschichte des deutschen Theaters bleiben. In den Mittagsstunden dieses hellen Sonntags wurde nämlich in den Räumen des Berliner Lessing-Theaters zwischen den Alten und den Neuesten ein Kampf ausgefochten, dem sich in der gesamten Theatergeschichte nur die große Schlacht vergleichen läßt, die im Jahre 1830 bei Gelegenheit der ersten Aufführung von Viktor Hugos „Hernani“ zwischen Klassizisten und Romantikern geschlagen wurde. Ich setze voraus, daß die Leser der „Gesellschaft“ wissen, daß es sich um die Aufführung von Gerhart Hauptmanns sozialem Drama „Vor Sonnenaufgang“ handelte, welche der Vorstand des Vereins „Freie Bühne“, getreu seinem Versprechen: „Den großen Vertretern realistischer Kunst bei den fremden Nationen die Versuche der Deutschen wagemuth beizugefellen“, als zweite Vorstellung Ibsens „Gespenstern“ folgen ließ. Der engere litterarische Kreis, in welchem Hauptmanns Erstlingsdrama gleich bei seinem Erscheinen als Buch (bei Conrad in Berlin) ganz ungewöhnliches Aufsehen erregte, mag wohl gar sehr erstaunt gewesen sein, als er dies tollkühne Stück so unverzüglich auf dem Spielplan der „Freien Bühne“ wiederfand. Daß dies von Brutalitäten strogende Werk jemals den Weg auf die Bühne finden würde, hatten wohl auch diejenigen nicht für möglich gehalten, welche — gleich mir — beim Lesen von der außerordent-

lichen Kraft der Charaktereſchilderung und dem bis in die nebensächlichſten Einzelheiten hinein mit verblüffender, ſolgerichtiger Sicherheit durchgeführten naturaliftiſchen Stil der Darſtellung mächtig gefeſſelt wurden! Daß die „Freie Bühne“ den Mut hierzu beſeſſen, hat erſt recht eigentlich ihre Daſeinsberechtigung überzeugend dargeſtan. Es konnte kein Drama gefunden werden, das nicht nur für das große Publitum, ſondern vielleicht mehr noch für unfere Kritiker und Dramatiker aller Bekenntniſſe orientierender hätte wirken können. Gerhart Hauptmann, dieſer 27-jährige „Neueneſch“, hat gar unſanft ſein Publitum beim Raſenzipfel gepackt und ihm Ohren und Augen nach Oſten gewandt, damit es dort die Morgenröthe eines neuen Tages ſchimmern ſehe. Ein Chaos dicker, übelduftender Zuſelnebel wallt brauend und brodelnd über die Bühne, aber ein blutroter Schein erleuchtet doch am Ende die Stelle, wo die Sonne nun bald emporſteigen ſoll. Hauptmann ſcheint ſich ſeiner Miſſion als grober Wegweiſer wohl bewußt geweſen zu ſein, indem er für ſein Drama den Titel „Vor Sonnenaufgang“ erſann — die Wahl ehrt ſeine Beſcheidenheit wie ſein Selbſtbewußtſein gleichermaßen! Ob es ihm auch ſelber gelingen wird mit Sonnenglanz und heiterer Lebenswärme die giftigen Nebel aufzuſaugen, auseinanderzujagen, die er in ſeinem jugendlichmutigen Unmut heraufbeſchworen hat? Es wäre nicht undenkbar, denn er hat uns gezeigt, was er kann — wenn er jezt nur wollen wollte! Ja, ich meine — an den biſherigen Dramen der realiſtiſchen Schule in Deutschland (ich denke dabei vornehmlich an die Jüngſten) hat man das bedeutende Wollen freudig anerkennen, das Können aber nur allzuſehr vermiſſen müſſen; Hauptmann dagegen hat, was er wollte, mit meiſterhaftem Gelingen bis auf den letzten Gedankenſtrich zum Ausdruck gebracht — wenn er nur etwas Edleres wollte! Hoffen wir, daß ſeine Phyſiognomie nicht trügt — er ſieht nämlich nichts weniger als böswillig aus, wie das Publitum bei ſeinem häufigen Erſcheinen auf der Bühne des Vereins zu ſeinem Erſtaunen beſetzen mußte.

Der Vorſtand des Vereins hat ſeine Schuldigkeit gethan — ſchön: wie haben aber die Mitglieder ihre Prüfung beſtanden? Grad hinaus geſagt: Gottsjämmerlich! Daß es ohne heftige Kämpfe nicht abgehen würde, war vorauszuſehen — obwohl die Leitung klugertweiſe ſchon einige allzu unerträgliche Verbheiten (wie die „unzüchtigen Griffe“ im zweiten Akte) und einige arge Längen geſtrichen hatte; aber daß dieſe „Premieren-Grüne“ — um ein recht leſerles Fremdwort zu brauchen! — ſich dem Werke eines erſten Dichters gegenüber ſo ſtumpffinnig und unteif benehmen könnte, das hatte doch wohl niemand erwartet, den ſein Anteil an der Sache des Realismus der „Freien Bühne“ zugeführt hatte! Schon, wenn ich nicht irre, am Schluß des erſten

Alles, in welchem erstaunlicher Weise die widerlichen Rohheiten der Frau Krause in der Tischszene humoristisch aufgefaßt wurden, erschallte aus dem Parkett heraus der entrüstete Ruf: „Sind wir denn hier in einem Vorbau oder in einem Theater?“ Daß der Herr, der diese hochnotpeinliche Frage stellte, in der Absicht, sich einen großartigen Entrüstungssuß zu leisten, und wohl dazu vorbereitet ins Theater gekommen war, ging später noch daraus unzweifelhaft deutlich hervor, daß er im letzten Akte, der sozusagen vor der Thür der Wochenstube spielt, eine blanke — Geburtszange aus einer Zeitung wickelte und diese als Fahne über dem Haupte schwenkte!*) Eine ästhetische

*) Während diese Blätter in die Presse gehen, hat sich aus dem „Falle Isidor Castan“ — denn kein anderer, als dieser hier sehr bekannte, allzeit über irgend etwas „entrüstete“ Arzt und Journalist hat sich als jener originelle Fahnenchwenger herausgestellt! — ein neuer, aufgeregter Zeitungskrieg entwickelt, der in diesen Tagen sogar ein gerichtliches Nachspiel zur Folge haben wird. Der Vorstand der „Freien Bühne“ hat nämlich den Herrn Dr. Castan, wegen jener argen Verletzung des gesellschaftlichen Anstandes, aus der Liste der Mitglieder gestrichen und auf Herausgabe der Eintrittskarte gellagt. Herr Castan will Widerklage wegen Beleidigung erheben und, als würdiger Anwalt, tritt für ihn das Berliner Tageblatt in die Schranken. Ein junger Redakteur, der in seiner Hoffnung, in dem neuen Verein eine hervorragende Rolle spielen zu können, betrogen wurde, rächt sich dadurch, daß er coram publico die (angeblich!) schmutzige Wäsche des Vorsitzenden, Otto Brahm wäscht, und dann voll edler Entrüstung die Frage aufwirft: Hat ein solcher Mann das Recht, über gesellschaftlichen Anstand zu urteilen?! Diesmal leisten reaktionäre Feuilletonisten aller Parteien dem edlen Tageblatt Herresfolge und fordern Einberufung einer Generalversammlung, anderen Spielplan und wer weiß was noch. Diese ganze Löswillige, oder auch verblendete Entrüstungskomödie, die dem Verein am liebsten die hohe Polizei auf den Hals hehen möchte, ist so beschämend — leider aber auch so bezeichnend für die literarische Unreife unseres Berliner Publikums wie nur möglich! Wer sich nur einigermaßen ernsthaft um literarische und theatrale Fragen bekümmerte, dem müßten die acht Schriftstellerarbeiten, die nebst einem Geschäftsmann und einem Rechtsanwalt die ordentlichen Mitglieder und zugleich Gründer des Vereins darstellen, mit genügender Deutlichkeit die künstlerische Richtung der zu erwartenden Theater Vorstellungen bezeichnen. Sollten die Außerordentlichen es durch ihren garstigen Zeitungsspektakel wirklich erzwingen, daß künftig der Spielplan der „Freien Bühne“ in öder Vereinsinsinpelei durch Stimmmehrheit festgestellt werden muß, dann: fahre wohl du schöne Absicht, der neuen Kunst eine Heimstätte zu bieten!

Inzwischen ist in der Sache „Brahm und Genossen contra Castan“ das Urteil dahin ergangen, daß Herrn Dr. Castan vorläufig die Berechtigung zum Besuche der Vereinsvorstellungen nicht entzogen werden dürfe, da derselbe durch die Störung der einen Aufführung noch nicht bewiesen habe, daß er dem Zweck des Vereins, Veranstaltung von Theater Vorstellungen, dauernd entgegenarbeiten wolle. Daraus scheint also hervorzugehen, daß der Verein erst dann das Recht habe, ein Mitglied auszuschließen, nachdem dasselbe alle Vorstellungen gestört hat. (!!) Wer ein rich-

Entrüstung einem solchen „Säuferdrama“ gegenüber wäre wohl zu verstehen gewesen, jedenfalls keine moralische — die gehört in das Residenztheater, wo dasselbe „vornehmste Publikum der Residenz“ sich mit Frau, und womöglich gar Tochter, an den gemeinsten Zoten unbeschreiblich ergötzt. Sollte nicht vielmehr die dunkle Ahnung, daß vor der urkräftigen Landluft, die von diesem „starken Stüd“ her durch den Theaterraum wehte, in nächster Zukunft auch wohl gar die hochgeschürzte Muse der geilen Verdauungs-dramatiz Reißhaus nehmen müßte, jener so konservativen „geistigen Aristokratie“ Berlins bange gemacht und sie zu so verzweifeltstem Widerstande aufgestacheln haben? Was Wunder, wenn durch das Zischen, Pfui!- und Schluß!-Rufen der Gegner auch die Freunde wild wurden, und es an übertriebenem Beifallsgetobe nicht fehlen ließen? Gemein — mindestens aber höchst ungebildet war es, daß jene oben gekennzeichnete Gesellschaft, nachdem sie erkannt hatte, daß hundert Zischer schon durch ein Duzend breiter Patschenpaare niedergelatscht werden, auch die ernstesten Reden, ja sogar die wunderbare Liebeszene des vierten Aktes, die auch den ehrlichen Gegnern machtvoll ins Herz griff, mit höhnischen Zurufen und albernem Gelächter begleitete!

Ich fand am andern Tage den „Verein“ ganz vortrefflich rezensiert in einem Ph. St. unterzeichneten Aufsätze der „Berliner Presse“, der überhaupt wohl das „Objektivste“ enthält, was die Kritik über die Vorstellung zu Tage gefördert hat — und der meine obigen Auslassungen erklärend ergänzen möge. Es heißt darin: „Der Verein ‚Freie Bühne‘ zählt etwa 600 Mitglieder. Der Vorstand hat sich der irrigen Meinung hingegeben, daß diese Sechshundert nun auf dem Boden seiner künstlerischen Anschauung ständen oder wenigstens, daß es ihnen um eine ehrliche Prüfung dieser Richtung zu thun sei. Weit gefehlt. Der Verein ‚Freie Bühne‘ besteht zu neun Zehntel aus Leuten, die eben nur in den Mitgliederlisten aufgeführt, die bei den Aufführungen gesehen werden wollen — mit einem Worte, aus unserem eigentlichen Premieren-Publikum, jenem in höherem Sinne urteilsunfähigen Ausschnitte unserer Gesellschaft, die den Trivialitäten in Schönthaus ‚Letztem Wort‘, der Scheinpoesie in Lindaus ‚Schatten‘ begeistert zustimmen, die das Schicksal einer Premiere entscheiden und denen dann ein Teil der Berliner Kritik lebenswürdig zustimmt. Und für dieses Premierenpublikum hat man nun die ‚Freie Bühne‘ geschaffen! Wozu? Das eine Zehntel des Vereins ver-

tiges Urteil über die durch den erbitterten Zeitungskrieg aufgerührten Streitfragen zu gewinnen wünscht, der laufe sich für 50 Pf. die in diesen Tagen bei E. Fischer in Berlin erschienene Schrift „Wozu der Lärm?“ von Paul Schlenker, welche in vollkommen objektiver, klarer Darstellung die ganze Entstehungsgeschichte des Vereins u. s. w. schildert. v. B.

mag sehr wohl aus der Lektüre einer dramatischen Dichtung Wert und Bedeutung derselben zu erkennen — ich gebe gern zu, daß eine Aufführung dies noch schärfer und schlagender erkennen läßt. Aber ist das heute möglich gewesen? Hat man aus dieser Aufführung, die begleitet war von lärmenden Hohnworten, von gellendem Lachen, von stürmischem Tumult des Publikums Hauptmanns Dichtung wirklich besser kennen lernen können, als aus der Lektüre? „Das Schicksal der heutigen Aufführung bedeutet darum viel mehr, als eine bloße Ablehnung der Dichtung Hauptmanns. Sie hat gezeigt, daß die Mehrheit des Publikums der ‚Freien Bühne‘ nicht gewillt ist, in eine objektive Prüfung der Leistungen dieser künstlerischen Richtung einzutreten. Als säße man einer blöden Fosse von Jacobson oder Mannstädt gegenüber, so hat das Publikum sich den geistvollen ‚Ul‘ gemacht, selbst mitzuspielen — im Grunde genommen doch dasselbe Publikum, das den albernen Späßen und dem Ausstattungschwindel der kleinen Possenbühnen zujubelt. Ich will sehr gern zugestehen, daß das überschwängliche Lob, mit dem man Hauptmanns Dichtung angepriesen, daß der lärmende Beifall der ‚Jüngsten‘, die hoch vom dritten Rang beständig nach dem Dichter riefen, ärgerlich machen mußte; daß die Mehrzahl derjenigen, die nach dem ersten Akte, der mit einer Szene voll echter Poesie schließt, bereits zischten, weniger ihrer eigenen Meinung folgten als dem abspredhenden Urteil einiger Wenigen, die das Stück gelesen — aber all das wiegt nicht so schwer, um zu verdunkeln, daß die heutige zweite Vorstellung der ‚Freien Bühne‘ einen großen Mißerfolg des ganzen Unternehmens bedeutet.“

Diesem Schlusse kann ich nun freilich nicht zustimmen, die „Freie Bühne“ mußte begründet werden, schon um jungen, ledern Stürmern für ihre Werke eine Heimstatt zu eröffnen — oder wenigstens doch die Hoffnung auf eine Heimstatt — und um einem wirklich litterarisch gebildeten Publikum Gelegenheit zu geben, sich über die Möglichkeit der neuen Richtung für die Bühne ein Urteil zu bilden. Leider aber ist dieses Publikum bei uns zu Lande so winzig klein an Zahl und so wenig opferwillig — vielleicht auch opferkräftig! — daß es nie die Kosten für ein solches teures Unternehmen allein aufbrächte. Es ist eben das alte Lied, das in diesen Blättern schon aus allen Tonarten erklingen ist: das Lied von der trostlosen Teilnahmslosigkeit unsrer Stat klopfenden Biermanen der ernsten Kunst gegenüber. Die Aristokratie, der hohe Beamtenstand, der Offizier, der Gelehrte — sie alle kümmern sich nicht soviel um künstlerische Fragen — schimpfen aber kräftig mit, wenn die Rede darauf kommt, daß die hehre, keusche deutsche Kunst verwässert und verjudet worden sei! Was anders als eure niederträchtige, schlafmütige Gleichgültigkeit ist denn daran schuld, ihr hochmögenden, hoch-

geborenen und hochwohlweisen Leute, daß alle absonderlichen deutschen Kunstunternehmungen, hier „Freie Bühne“, dort „Bayreuth“, sich von den goldenen Trägern der Börsenjobber, oder auch der lustreisenden Engländer und Amerikaner nähren müssen? Ja, die Mehrheit der Vereinsgenossen hat sich „vor Sonnenaufgang“ glänzend blamiert; aber die Sonne der „Freien Bühne“ möge darum doch lustig weiter scheinen über Gerechte und Ungerechte!

Und wie hat sich die Kritik aus der Bredeuille gezogen? Es gab da eigentlich nur eine Überraschung: das gänzlich abspreekende Urteil Karl Frenzels! Man höre: „... Selbstverständlich verdient das soziale Drama ‚Vor Sonnenuntergang‘ an sich in keiner Weise diesen Lärm. (?) Vor einem wirklichen Publikum, an einem Theaterabend gespielt, ginge es rettungslos an seiner grauen Langweiligkeit unter. Alle Unflätigkeiten, mit denen es reich gesegnet ist, vermögen über den Mangel an Handlung und über die Gedankenleere nicht hinwegzuhelfen. Von einem dramatischen Konflikt ist keine Rede, denn der Held sagt uns Guten Morgen! in dem Augenblick, wo der Konflikt in der Seele jedes Menschen aufspringen müßte. Um Studien über Kohlenbergwerke und die Stellung der Arbeiter zu machen, kommt Alfred Loth, eine gährende Mischung von Schwärmer, Demagoge und Stromer, in ein schlesisches Dorf, in das Haus eines Freundes von der Universität her. Da erfährt Loth von dem Arzt, der natürlich auch ein Universitätsfreund sein muß, daß Helenens Vater ein Säufer, daß ihre Schwester ebenfalls dem Branntweingenuß ergeben ist. Das furchtbare Gesetz der Vererbung — dieser Popanz der Naturalisten — erhebt sich zwischen ihm und der Geliebten. Es geht nicht, schreibt er ihr, und fährt davon. Helene betrügt das Gesetz der Vererbung, rasch entschlossen nimmt sie des Vaters Hirschfänger und ersticht sich. Leider hinter der Szene. Wenn Gerhart Hauptmann ein Dramatiker wäre, so würde diese Enthüllung des Arztes den Wendepunkt und die Achse seines Stückes gebildet haben, denn mit ihr beginnt das, was wir bisher Drama genannt haben: der Kampf zwischen zwei Leidenschaften oder Pflichten in der menschlichen Brust. Wenn Gerhart Hauptmann verliebt wäre, was man in meiner Jugend verliebt sein nannte, würde er die vollkommene Leblosigkeit seines Helden begreifen. Hat sich je ein Verliebter um das Schicksal seiner etwaigen Kinder gekümmert? In dem Augenblick, wo er seine Geliebte ‚medizinisch‘ betrachtet, liebt er sie nicht mehr. Dem Mädchen gegenüber handelt Loth nichtswürdig, gegen sich selbst unnatürlich. Und diese Unnatur — Spartanertum nennt es ein Bewunderer — giebt sich als ein realistisches Drama, während es genau betrachtet, nichts als eine lustige Parodie der Ibsenschen ‚Gespenster‘

wider Willen ist. Nein, in der Wirklichkeit verlaufen die Dinge ganz anders. Da greifen die Stromer (!) mit beiden Händen nach einem reichen Mädchen, das mündig ist und über sein Erbe verfügt, und spekulieren vergnüglich auf den Tod des Trunkenbolde von Vater; da mögen die sozialdemokratischen Wanderprediger keine regelrechten Austerneffer sein, aber auf einen guten Kognak verstehen sie sich."

Frenzel begeht, indem er hier von dem Fehlen des Konfliktes spricht, denselben Irrtum, den fast die gesamte Kritik gegen Ibsen beging, indem sie bei den „Gespenstern“ übersah, daß Frau Alving und nicht Oskar Träger der Idee ist, der Konflikt in ihrer Seele den eigentlichen Inhalt des Dramas ausmacht. So ist auch in Hauptmanns Drama das qualvolle Ringen und Kämpfen der reinen Seele Helene der tragische Mittelpunkt, und ich meine, da hätten wir doch Konflikt genug. Aus ausgefangenen Gesprächssetzen und eigener Unterhaltung habe ich übrigens in den Zwischenakten der Aufführung die Entdeckung gemacht, daß die anwesenden Frauen, und zwar diejenigen, die sich vorzugsweise „Damen“ nennen durstten, weit mehr unter dem Banne des Dichters standen, indem sie das tragische Geschick Helenens, die mit solcher Inbrunst nach dem Sonnenaufgang lechzt, im tiefsten Herzen mitempanden, während die Männer sich nicht darüber beruhigen konnten, daß der Held ein so steifer Phrasendrescher sei! Loth ist aber durchaus nicht der Held. Und dann — solche spartanischen Sozialdemokraten, solche fanatischen Idealisten des Cynismus, wie dieser Loth und sein Freund Schimmelpfennig, sind tatsächlich eine Ausgeburt der allerneuesten Zeit; das mögen die Alten uns Jungen einmal glauben! Langweilig sind die Leute mit ihrer Dozierwut freilich recht oft, aber grundehrlich im Hasßen wie im Lieben — wenn sie auch vielleicht nicht so gut verliebt sind, wie es die Alten gewesen sind! —

Aus einer ganz andern Tonart, ganz persönlich, unbeirrt und warmherzig, wie es dieses ewigjungen Alten liebenswürdige Art ist, klingt Theodor Fontanes Bericht. Darin heißt es, nach einer vorzüglich aufklärenden Inhaltsangabe: „Dies ist der Inhalt des Stücks, den ich in dieser Skizze, seinem Kern und Wesen nach, glaube richtig wiedergegeben zu haben. Aber was ich nicht wiedergegeben habe, weil es sich nicht wiedergeben läßt, das ist der Ton, in dem das Ganze gehalten. Und deshalb ist jede Wiedergabe derart immer unvollkommen und meist auch schädigend. Der Ton ist, bei Arbeiten wie diese, die viel von der Ballade haben, nahezu Alles, denn er ist gleichbedeutend mit der Frage von Wahrheit oder Nicht-Wahrheit. Ergreift er mich, ist er so mächtig, daß er mich über Schwächen und Unvollkommenheiten, ja selbst über Ridikulismen hinwegsehen läßt, so hat ein Dichter zu

mir gesprochen, ein wirklicher, der ohne Reinheit der Anschauung nicht bestehen kann und diese dadurch am besten bekundet, daß er den Wirklichkeiten ihr Recht und zugleich auch ihren rechten Namen giebt. Bleibt diese Wirkung aus, übt der Ton nicht seine heiligende, seine rettende Macht, verflärt er nicht das Häßliche, so hat der Dichter verspielt, entweder weil seine Gründe doch nicht rein genug waren und ihm die Lüge oder zum mindesten die Phrase im Herzen saß, oder weil ihn die Kraft im Stich ließ und ihn sein Werk in einem unglücklichen Momente beginnen ließ. Ist das Letztere der Fall, so wird er's beim nächsten Male besser machen, ist es das erstere, so thut er gut, sich „anderen Sphären reiner Thätigkeit“ zuzuwenden. Gerhart Hauptmann aber darf aushalten auf dem Felde, das er gewählt, und er wird aushalten, denn er hat nicht bloß den rechten Ton, er hat auch den rechten Mut, und zu dem rechten Mute die rechte Kunst. Es ist thöricht, in naturalistischen Verbheiten immer Kunstlosigkeit zu vermuten. Im Gegenteil, richtig angewandt (vorüber dann freilich zu streiten bleibt) sind sie ein Beweis höchster Kunst.

„Das ungefähr waren meine Betrachtungen, als ich das Stück G. Hauptmanns gelesen. Es erschien mir einfach als die Erfüllung Ibsens.“

Ganz in demselben Sinne, im Lobe wie im Tadel ruhig und fein abwägend äußert sich Heinrich Hart in der Tgl. Rundschau: „Gerhart Hauptmann gehört zu derjenigen Gruppe der jüngeren Realisten, die vorläufig noch im Banne Ibsens steht; ihre Schöpfungen sind Tendenzdichtungen, gerichtet gegen die heutige Gesellschaft, mit Vorliebe werden die wundesten Stellen der modernen Verhältnisse, die kräftesten Auswüchse dem Lichte bloßgestellt, und in der Leidenschaft des Kampfes wird nicht immer die dichterische Objektivität gewahrt und nur zu oft mischt sich in die Tendenz entstellende, schwarzfeherische Mörgelei. In Gerhart Hauptmann stecken aber Eigenschaften, die ihn ohne Zweifel über Ibsen hinausführen werden; er ist nicht vor Allem Kämpfer, sondern Dichter, der Menschen zu schaffen versteht, um ihrer selbst, nicht bloß um der Tendenz willen, und die Liebe ist bei ihm stärker, als der Haß. Sein Drama ‚Vor Sonnenaufgang‘ macht eine seiner Entwicklungsstufen aus, aber es bedeutet nicht den Schluß, nicht die Reife. Das Drama ist seiner Technik nach episch aufgebaut, es umspannt im allgemeinen keine sich steigende Handlung, sondern Charakterbilder, Szenen aus dem Volks- und Gesellschaftsleben und Gespräche. Aber in den Einzelheiten ist eine gewaltige dramatische Kraft unverkennbar. Die Größe des Werkes entspringt aus der genialen Charakteristik, die in wenigen Worten und Zügen eine Gestalt von Fleisch und Blut vor uns hinzustellen versteht, und aus der Sprache, die so köstlich frisch, unatürlich und lebensvoll ist, wie

sie das Wesen des Dramas erlaubt. Die höchste realistische Wahrheit ist dem Dramatiker verschlossen, er muß gruppieren, auf Wirkungen hinarbeiten, die Natürlichkeit der Sprache beschneiden in einem Maße, das der Wirklichkeit nicht ganz entspricht; nur der Epiker kann sich der realistischen Freiheit im höchsten Sinne erfreuen und bedienen. Die Schwäche des Werkes aber besteht in seiner Tendenz, die, gegen den Alkoholismus gerichtet, den Dichter nicht nur zu einer einseitigen Schilderung des Bauerntums nötigt, das ebenso viehisch verkommen dargestellt wird, wie es Auerbach dereinst idealisiert hat, sondern auch ein unhaltbares Ergebnis herbeiführt. Der Träger der Tendenz, Alfred Loh, verläßt das geliebte Weib, das er gefunden, weil er die Überzeugung hegt, nur eine gesunde Frau heiraten zu dürfen, und er den Argwohn nicht erlösen kann, daß auch seine Geliebte innerlich angefaßt ist von der Giftluft, die sie umgibt. Unhaltbar ist dieses Ergebnis, weil der Dichter unterlassen hat, eins von beiden zu thun: entweder den Charakter des Loh so zu zeichnen, daß der starre Theoretiker, der lieber unbarmherzig ist, als daß er ein Tütelchen seiner Anschauungen ausgiebt, unverkennbar und unbedingt glaubhaft erscheint, oder aber das Weib als ein in der That, nicht nur dem Argwohn nach, ungesund darzustellen. Der hohen Bedeutung des Werkes nimmt jedoch diese Schwäche nichts.“

Daß Paul Lindau und Sidor Landau sich nach Kräften bemühen, durch ironische Darstellung des Inhaltes und reichliche Einstreung von Witzworten die Sache des Naturalismus lächerlich zu machen, das ist eigentlich selbstverständlich, da es der Leserkreis des Berl. Tageblatts und des Börsencouriers nun einmal so verlangt. Lindau schickt seiner Besprechung das Motto voraus:

„Vor Sonnenaufgang ist ein Schnabes gut,
Desgleichen zu Mittage,
Nachmittags er nicht schaden thut,
Nacht abends keine Plage,
Hingegen soll ein Braantwein
Um Mitternacht nicht schädlich sein.“

findet aber zum Schluß auch ein gutes Wort der Anerkennung in dem Goetheschen Zitat: „Im Widerwärt'gen große, tücht'ge Züge.“ Diese Worte, ehrlich gemeint, kennzeichnen allerdings die positive Leistung des jungen Dichters auf das Treffendste. Weiter heißt es dann: „Es ist Talent da, ein ganz unterschiedenes Talent sogar. Nur möchte ich es nicht in diesen für die neue Richtung eigentlich charakteristischen Äußerungen suchen. Wenn Jemand heutzutage ein Stück schriebe — Ort der Handlung: Charité, Station für ekelregende Hautkrankheiten, so würde es unzweifelhaft beachtet werden, und man würde sagen: es ist scheußlich, aber Talent ist da! Den

Beweis der wirklichen Begabung erblicke ich vielmehr gerade in dem, was mit dieser neuen Schule nichts gemein hat: in der Innigkeit, Reinheit und Wärme der Liebeszene zwischen Loth und Helene. Aus dieser Szene, aus dieser allein, spricht ein volles und echtes Talent, das — möge mir Apoll verzeihen, wenn ich den Namen des reinsten Dichters in diese Gesellschaft bringe —, um mit Goethe zu reden, allerdings auch, im Widerwärtigen große, tüchtige Züge' befundet."

Die wunderliche Behauptung, daß die allgemein als hinreißend empfundene Liebeszene in ihrer Reinheit und Innigkeit mit der neuen Schule nichts gemein habe, stellen übrigens außer Lindau noch mehrere andere, sonst oberflächlich absprechende Kritiker auf — z. B. auch F. v. Zobeltig im „Deutschen Tageblatt". Sie schimpfen alle mit dem kräftigsten Abscheu über den schönheitsmörderischen Naturalismus, der das Wahre nur im Schmutzigen zc. erblicke; und wenn ihnen nun die feinste, duftigste Poesie mit den Mitteln der naturalistischen Darstellung geboten wird, dann höhnen sie: ha, seht ihr, wie ihr eurem Grundsatz untreu werdet? Das ist mir ein schöner Naturalismus! Daß die junge Schule sich bisher thatsächlich vorwiegend mit garstigen Stoffen beschäftigt hat, das ist bei ihrer eigenen und der Jugend ihrer Befenner nicht zu verwundern: denn alle Revolutionen sind am Anfang so brutal, und junge Fanatiker eines Prinzips so beschränkt in ihrem Grimm wie nur möglich. Lindau hat vollständig recht darin, daß er in jener Liebeszene die eigentlich entscheidende Talentprobe sieht. Er darf nur nicht leugnen wollen, daß sie ihre ergreifende Wirkung eben der völligen Neuheit des Stils verdanke, der im strengsten Sinne naturalistisch ist. Man muß wirklich sagen, daß seit der Gartenszene im „Faust" kein Liebesgespräch von so überwältigender Wahrheit gedichtet worden sei, keines, das in seinem Wechsel von bebender Inbrunst und naivster Trivialität, von lieblicher Kinderei und thränenschweren Ahnungsschauern so ganz und gar aus der Eigenart der beiden Liebenden heraus empfunden worden wäre. Ein gleich großer Dichter der alten idealisierenden Schule hätte aber nimmermehr gewagt die Worte hinzuschreiben, die Hauptmann, der Naturalist, ganz leck der alltäglichsten Wirklichkeit nachstenographiert hat — und hätte damit dann auch nicht jene wunderbare Wirkung erreicht.

Daß ich Landau zuletzt anführe, ist eigentlich ein großes Unrecht, denn er kam zuerst von allen mit seinem 2¹/₂ ganze Zeitungspalten langen Bericht heraus — kaum 4 Stunden nach Schluß der Vorstellung!! Das ist eine Leistung der Fügigkeit, die dem Börsenturier und seinem Berichterstatter so leicht niemand nachmacht! Landau ist berühmt und beliebt als der geschmeidigste und liebenswürdigste Theaterkritiker Berlins. Um alles in der Welt nicht,

würde er einem Direktor das Geschäft oder einer schönen Künstlerin die gute Laune verderben durch ein herbes Urtheil. Kann er einmal gar nicht umhin ein wenig zu tabeln, so thut er es mit leichter Ironie und versäumt nie auf jede Nadelstichwunde ein Zuckert zu legen. Der eingehende und dabei wie aus der Pistole geschossene Bericht über „Vor Sonnenaufgang“ ist eins der größten Meisterwerke J. Landaus. Seine journalistische Gewandtheit hat den Zwiespalt, in den sein wohlwollendes Herz mit den Forderungen des seinen Börsenpublikums geriet, das die Abschlichtung des plebejischen Naturalismus so gebieterisch verlangte, aufs bewunderungswürdigste überwunden. Alle Wetter, wie energisch legt er los, wenn es sich um die allgemeinen Fragen handelt: „Die ‚Freie Bühne‘ bewährt sich immer mehr als eine überaus funreiche Einrichtung, dem überfeinerten Großstädter die Sonntage augenehm durchzuekeln. Nachdem Ipsen, der Grobherr des Realismus, mit etwas erblicher Gehirnerweichung und Wahnsinn den schönen Anfang gemacht, folgen dem gebietenden alten Hergenmeister die Zauberteufelinge, die des Widrigen noch unendlich, unendlich mehr auf der Bühne anhäufen, die uns mit dem unsauberen Wasser aus dem neuesten faustlichen Schlanumquell der Realisten überschwemmen, und die nur noch nicht gelernt haben, die Geister, die sie riefen, wieder loszuwerden. Heute war Gerhart Hauptmann der Sonntag-Nachmittagsprediger der ‚Freien Bühne‘, und er behandelte das Thema vom Trinken und Betrinken, vom delirium tremens, dem Säusertwahnsinn und den Formen seiner Vererbung. Man hatte das Gefühl, als seien die Vorstände des Vereins ‚Freie Bühne‘ zugleich Vorstandsmitglieder des ‚Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke‘ und hätten einfach im Drange der Geschäfte die Vorlagen für die beiden Vereine vertauscht. Eins haben sie sich jedenfalls ershwert, das ist die Steigerung. Was wollen sie uns noch vorsehen, womit uns noch überraschen, nachdem sie uns heute schon das Abstoßendste geboten haben, was je auf einer deutschen Bühne erschien, das Abstoßendste, das eine geübte Realistenphantasie erfinden kann? — „Schön ist häßlich, häßlich schön“, diese Offenbarung der Macbeth-Hergen ist die ganze Ästhetik der neuesten Quackalber, die aus widrigen Ingredienzen Heiltränke für die kranke Litteratur brauen wollen. Rosen und Vergiftmetznicht sind nichts für die Poesie, sind überhaupt nichts, sind Idealisten-Lügen. Aus Rattenzahn und Molchsunge wird nun die Nahrung für die Bühne und ihre Gemeinde bereitet. Ihr wollt das Leben schildern, ihr Poeten, und führt uns in euen Salon? in eine bürgerliche Stube? Pui über euch, ihr Lügner. Als ob es in der Welt einen Salon gäbe, eine bürgerliche Stube! Der Misthausen, der ist wahr und allein wahr, der ist die Welt, erschließt uns den Stall und ihr seid

Schrift—staller. Das ist die Heilslehre der Realisten. Unter dem Schlachtruf 'Wahrheit' wird ein Chimborasso von Phantasterei und Lüge aufgerichtet, aber es ist die Übertreibung des Häßlichen, also ist's die alleinseigmachende, neue, die echte Poesie."

So grimmig ist Landau noch nie geworden — und doch weiß er zum Schlusse dem Dichter, den Darstellern, den Leitern des Vereins so viel Hübsches zu sagen, daß ihm niemand ob seiner geharnischten Ausfälle böse sein wird. —

Allgemeine Anerkennung haben übrigens die Darsteller geerntet; allen voran die bisher ziemlich unbeachtete Poesenliebhaberin, Fr. Elsa Lehmann vom Wallner-Theater, die sich zu aller Erstaunen als ein naturalistisches Talent ersten Ranges entpuppte! Ihre Leistung wird den Zuschauern vom 20. Oktober unbergänglich bleiben in ihrer so ergreifenden, schlichten Wahrhaftigkeit. Ebenso die köstliche Schöpfung der Frau Ida Stägemann, die die „Spillern“ in einer Masse darstellte, wie sie in so überwältigender Echtheit vielleicht noch nie eine Schauspielerin gewagt hat. Auch Herr Kadelburg, der sonst die unmöglichsten Leutnants, schneidig-sentimentale Phrasenhelden eigener und fremder Fabrik, in immer gleicher, schier unerträglichem Manier darstellt, gestaltete — vielleicht wider seinen Willen — den Ingenieur Hoffmann zu einer kostbar echten Menschenperle. Ebenso waren der besoffene Bauer Krause des trefflichen Pagay, die Frau Krause der Frau von Pöllnitz, der Arbeitsmann Weibst des Herrn Pauly, die Miele des Fr. Schüle, sowie der Doktor Schimmelpennig Gutherys schauspielerische Leistungen, wie sie erst die Naturwahrheit der neuen Dichtung, besonders in Ibsens Meisterwerken, möglich gemacht hat. Wenn die Dichter nur wirkliche Menschen schaffen können, Schauspieler, die sie lebendig auf die Bühne zu stellen vermögen, giebt es genug. Das hat, unter vielem anderen, Hauptmanns Drama durch die Aufführung gleichfalls bewiesen.

In der trefflichen Besprechung Karl Bleibtreus im letzten Hefte der „Gesellschaft“ ist ihren Lesern eine strenge, aber gerechte Beurteilung des merkwürdigen Werkes als litterarische Erscheinung geboten worden. Sein Urteil ist im Wesentlichen auch das meine; die Aufführung aber hat mir die Überzeugung verschafft, daß diese so ansehbare Hauptmannsche Technik und vornehmlich seine so verklärte Sprache sich als reformatorisch nachwirkend auf das junge Dichtergeschlecht erweisen werde. Schon Ibsen hat in den reifsten Werken die Monologe und das Beiseitesprechen aufgegeben; doch in der Rede selbst ist ihm Hauptmann um ein Bedeutendes vorausgeeilt. Wer je die Feder in die Hand genommen zur Wiedergabe eines Gespräches, der weiß, wie unendlich schwer es ist, den angelernten und gelesenen Buch- und Zeitungsstil

zu vermeiden. Hauptmann ist ohne Widerrede der erste deutsche Dichter, dem dies vollkommen gelungen ist, und es ist nicht zu verkennen, daß ein gut Theil der plastischen Wirkung seiner Charakterdarstellung auf dieser Sprache beruhte.

Mag sich immerhin das Berliner Premierenpublikum als ästhetisch un-reif, die Presse als unfrei, wenn auch im großen Ganzen nicht böswillig, gezeigt haben, die Aufführung des Dramas „Vor Sonnenaufgang“ war doch ein höchwichtiges Theaterereignis und wird um so sicherer gute Früchte tragen, wenn der junge, so plötzlich zur Tagesberühmtheit gelangte Dichter selbst daraus gelernt hat, wie leicht er seinen Gegnern die Waffen aus den Händen zu winden vermöchte. Hoffentlich begegnen wir ihm bald wieder — und als Sieger!

Schleicher und Genossen.

Dokumente zur Moral in der Litteratur.

Von M. G. Conrad.

(München.)

(Dritter Artikel).

Wort:

Im Reich der Schönheit und Gedanken
Galt nie ein fremdes Nachtgebot.

Sie selbst nur gaben sich die Schranken,
Von andrem Eindruck unbedroht.

Die Quelle der Empfindung springe
In ungehemmter Kraft hervor;

Ein großer Sinn nimmt groß die Dinge
Und hebt noch, was er fürst, empör.

Es sei dem Spott, dem bittern Hohn
Das herbe Wort nicht unterlag,

Wie werde vor der Wahrheit Throne
Die Ruhe, welche stürzt, verlag.

Hermann Lingg.

1.

Gleichlautender Brief des Herausgebers der „Gesellschaft“ an die Herren Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller in Zürich:

Rottmannshöhe am Starnberger See, 10. VIII. 89.

Sehr geehrter Herr, ich setze voraus, daß Ihnen die Antriebe nicht unbekannt geblieben sind, welche vor einigen Monaten der Prof. Dr. Georg Scherer in München gegen die Cotta'sche Buchhandlung und den Dichter Martin Greif auf dem Wege einer geheim zirkulierenden „Erklärung“ eines sogenannten „provisorischen Komitees in München, Wien und

Berlin“ angezettelt hat. Ich darf um so eher annehmen, daß Ihnen diese Angelegenheit nicht unbekannt geblieben, als der Prof. Dr. Georg Scherer Ihren Namen mit dem drei anderer Dichter (Lingg, Heise und Keller, bezw. Meyer) zusammen anführte mit der Begründung,

„daß man diese Erklärung den genannten Männern schuldig zu sein glaube“.

Ebensowenig wird Ihnen entgangen sein, daß die Presse Deutschlands die Scherer'schen Erklärungs-Umtriebe einmütig und in den strengsten Ausdrücken verurteilt hat. Dabei sind in einigen Blättern — ich nenne den „Bayer. Kurier“ in München — auch harte Worte gegen die vier von Scherer uamentlich aufgeführten Dichter gefallen, wohl in der Annahme, daß dieselben um die Scherer'sche Heße gewußt und dieselbe gebilligt hätten.

Nachdem Scherer mit seinem angeblichen „Komitee“ die Verurteilung in der Tagespresse ruhig hingenommen, hat er gegen meinen Artikel „Schleicher und Genossen“ im Maiheft der „Gesellschaft“ Beleidigungsklage erhoben. Behufs meiner Verteidigung ist es mir nun dringend zu wissen nötig, welche Stellung Sie, geehrter Herr, als einer der vier von Scherer genannten Dichter, zu der Sache einnehmen. Ich stelle daher, mich auf Ihre literarische Ehrenhaftigkeit und kollegialische Gesinnung stützend, das ergebene Ersuchen, mir freundlichst mitzuteilen:

1) ob Sie um das Scherer'sche Vorgehen gegen Cotta und Greif gewußt,

2) ob Sie die Hereinziehung Ihres Namens und im Zusammenhang damit die ganze Macherei gebilligt haben.

Ihren baldigen Mitteilungen entgegensehend, verbleibe ich mit der Versicherung aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebener

Dr. M. G. Conrad.

2.

Antwort des Herrn Conrad Ferdinand Meyer, Kilchberg bei Zürich, 15. August 1889:

Sehr geehrter Herr, zurückkehrend finde ich Ihr Schreiben vom 10. In einem Handel, welchem ich völlig fremd bin, der mich, hüben und drüben, nicht erbaut, und den ich überdies für geringfügig halte, beschränke ich mich auf die Erklärung: daß ich um das fragliche Vorgehen gegen Greif nicht gewußt, das erst durch den „Kunstwart“ zu meiner Kenntnis kam, und daß ich die Anführung meines Namens nicht habe billigen können.

Empfangen Sie, geehrtester Herr, die Versicherung der achtungsvollen und freundlichen Gesinnung

Ihres C. F. Meyer.

Die Antwort Gottfried Kellers lautete kurz und bündig:

Die Strafe des Verfolgungswütigen wird nicht ausbleiben.

Keller.

3.

Sehr geehrter Herr!

Ich lese eben einen kurzen Zeitungsbericht — nach der „Fr. Ztg.“ — über Ihre Beurteilung in der Scherer'schen Beleidigungsklage und kann nicht umhin, Ihnen zu bezeugen, daß Sie ehrenvoll unterlagen. Sie werden mir nicht nachsagen lassen, daß ich Veranlassung hätte, Ihnen oder Ihrer Zeitschrift besonders dankbar zu sein und auch wohl nicht denken, ich sei eingeschüchtert — nein, es ist lediglich die Pflicht wahrhaften Zeugnisses für die wahrhaftig vereinsamten anständigen Menschen, die wir auf unserm Parnasse noch haben.

Es ist also jetzt gerichtsseitig konstatiert, daß das Vorgehen des Herrn Prof. Dr. G. Scherer „ungeeignet und verflucht“ war und (den unschuldigen) Martin Greif, nicht den (schuldigen, wenn es schon eine Schuld war) Cottaschen Verlag treffen sollte.

Ich weiß nicht, ob Ihnen das Poeten-Winkel-Blatt je vor Augen gekommen ist, das sich „Monatsblätter, Organ des Vereins Breslauer Dichterschule“ betitelt. Da würden Sie in Nr. 7 S. 111 (Juli 1889) zu Ihrem Erstaunen Ihren Hermann Lingg für Herrn Scherer eine Lanze brechen sehen — sie zerbricht allerdings kläglich.

Die Dichtung, sagt H. Lingg dort, sei ein kostbarer Schatz der Nation, da dürfe durchaus keine derartige Reklame entschuldigt werden. Das große Publikum halte sich in seinem Urteil hauptsächlich an die Buchhändleranzeige (sie) und gebe nichts auf Kritiken. „Man will,“ sagt er weiter in einer Umwandlung kollegialischen Edelmutes, „Martin Greif nicht tod machen, nur das Unanständige, Anmaßende, sich als ersten Lyriker ausposaunen und sich in gleiche Reihe mit Uhland und Lenau stellen zu lassen . . .“

„Zu lassen“, beachten Sie das, bitte, wohl. Es handelt sich, wie Hermann Lingg allenfalls selber wissen konnte, um eine Sache, die Greif gar nicht einmal hätte hindern können, wegen der er, ich bin es überzeugt, dem Verleger die Wahrheit gezeugt haben wird. Wer von uns Allen hat sich nicht schon über dumme Verleger-Reklame geärgert? Aber in

diesem Punkte hat das Geschlecht eben samt und sonders kein Gewissen. Hätte wirklich H. Vingg niemals an sich diese Erfahrung zu machen gehabt? Ich zweifle doch sehr.

Was zerrt man denn den armen Greif in dieser unerquicklichen Weise in die Erörterung, den Mann, der von sich selber nicht einmal behauptet hat, was er mit gutem Gewissen durfte, daß er sich Hermann Vingg ebenbürtig fühle?

Doch ich unterbrach den Satz Vingg's, er fährt fort: „Das will man ihm (NB. ihm, Martin Greif!) verweisen und dazu hat man volles Recht. Keiner der Lebenden darf von sich sagen, daß er der erste seiner Zeitgenossen sei, und Martin Greif noch lange nicht.“ —

H. Vingg hatte ausdrücklich die Ermächtigung zur Veröffentlichung dieses Schreibens erteilt. Nach dem Ausgange Ihres Prozesses will ich es Ihnen und dem Leser — falls Sie von meiner Ermächtigung Gebrauch machen wollen, diese Mitteilung Ihren Lesern zu unterbreiten — überlassen, sich aus der Vingg'schen Erklärung einen Vers zu machen. Der meine geriete vielleicht so, daß er gar zu schlecht zu dem hohen Lobe stimmte, das ich vor nicht langer Zeit den Dichtungen Vingg's erteilte. Ich füge aber jetzt gerne noch das hinzu, was ich als freier Mann und Kritiker aussprechen darf, während es für den Verleger allemal eine Ungehörigkeit bleibt, daß ich Martin Greif unbedenklich für bedeutender, als Lenau (für gesunder und wahrer) und sogar als Uhland (für tiefer poetisch veranlagt und so zu sagen von mehr Race) halte, und ein klein wenig von Poesie und von echtem Deutsch verstehe ich auch.

Hochachtungsvoll

Berlin, 8. XI. 89.

Xanthippus.



Mein erster publizistischer Prozess.

Von M. G. Conrad.

(München).

Seit mehr als zwanzig Jahren stehe ich als Mann der Feder in der Öffentlichkeit. Trotz meines heißen Kämpferblutes und meines unentwegten Eintretens für natürliche Entwicklung, Freiheit und Heiligkeit in allen guten Dingen ist mir das Glück beschieden gewesen, als Publizist im Stande der Unschuld zu verharren und mit den Gerichten nichts zu thun zu haben. Erst dem sündigen und, um ein Wort Bismarck's zu gebrauchen, „ausrichtamen“

Herrn Prof. Dr. Georg Scherer, Lyriker, Wanderredner und Vorsitzender des famosen „provisorischen Komitees in Berlin, München, Wien“, wohnhaft Barenstraße 49 in München, ist es beschieden gewesen, mich aus dem Stande der Unschuld ein wenig herauszudrängen. Wie das gekommen, wissen die Leser der „Gesellschaft“ aus meinen drei Aufsätzen „Schleicher und Genossen“. Ob aber der obsiegende Teil in diesem meinem ersten Prozeßprozeße der Sache und der Moral nach nicht der eigentlich unterliegende Teil geblieben ist, das mögen meine Leser aus den „Gründen“ des nachfolgenden Urteils selbst entscheiden.

Im Namen Seiner Majestät des Königs von Bayern

erkennt das Schöffengericht des kgl. Amtsgerichts München I. in der Privatklagesache des Schriftstellers Professor Dr. G. Scherer, hier, gegen den Schriftsteller Dr. Georg Conrad hier wegen Beleidigung in seiner öffentlichen Sitzung vom 31. October 1889, in Gegenwart: 1. des kgl. Amtsrichters Trautner; 2. der Schöffen: Buchholz, Adalbert, Buchhändler, Keinath, Johann, Optiker; 3. des f. Gerichtsschreibers Ungner nach gepflogener Haupt-Verhandlung zu Recht, wie folgt:

I. Der Angeklagte Dr. Georg Conrad, geboren am 5. April 1846 zu Gnodstadt, Amtsgericht Ochsenfurth, protestantisch, verheiratet, Schriftsteller hier, ist schuldig eines Vergehens der Beleidigung und wird hienwegen in eine Geldstrafe von fünfzig Mark, umgewandelt für den Fall der Uneinbringlichkeit in eine fünfzägige Haftstrafe, sowie zur Tragung der Kosten des Verfahrens und zur Erstattung der dem Kläger erwachsenen notwendigen Auslagen verurtheilt.

II. Dem Privatkläger wird die Befugnis zuerkannt, den verfügenden Teil des Urteils einmal binnen 2 Monaten nach Eintritt der Rechtskraft auf Kosten des Angeklagten öffentlich bekannt machen zu lassen und zwar in der Monatschrift für Litteratur und Kunst „Die Gesellschaft“ durch Abdruck im gleichen Teile der Zeitschrift, in welchem der beleidigende Artikel veröffentlicht wurde oder für den Fall eines bestehenden Hindernisses durch Veröffentlichung in den Münchener Neuesten Nachrichten.

Vorstehendes gebe ich als bevollmächtigter Vertreter des Privatklägers hiemit bekannt.

Dr. Dürck, Rechtsanwalt.

Gründe:

Die J. G. Cottasche Buchhandlung in Stuttgart kündigte die fünfte Auflage der Gedichte von Martin Greif, welche in ihrem Verlage erschienen, gegen Ende des vorigen Jahres unter anderm in der Allgemeinen Zeitung

an und fügte der Annonce zur Empfehlung dieser Gedichte eine Notiz an, in welcher behauptet war, daß der Dichter sich große Popularität in weiten Kreisen erworben und nach dem übereinstimmenden Verdikte der Kritik und des Publikums nachgerade eine Notorietät als Klassiker in der Art Uhlands und Lenaus erlangt habe und unbedingt als der bedeutendste Lyriker unter den Lebenden gelte.

Dieses reklamehafte Inserat und das darin ausgedrückte überschwengliche Lob für Martin Greif, erregten bei einigen litterarischen Autoren und Rezensenten Anstoß.

Der Privatkläger Dr. Georg Scherer hier, welcher gleichfalls zu diesen hierüber unwillig gewordenen Personen zählte, verschickte im Frühjahr hiesigen Jahres eine Zuschrift, welche als „vertraulich“ bezeichnet war, an verschiedene deutsche Dichter, Schriftsteller und im litterarischen Leben bekannte und namhafte Persönlichkeiten.

Diese vertrauliche Zuschrift war von dem Kläger „im Auftrage des provisorischen Komitees“ erlassen und von Berlin, München, Wien als Aufgabeorte bezeichnet.

Darin wurden die Adressaten zu einer Abwehrrklärung gegenüber der Reklameankündigung der Martin Greiffischen Gedichte aufgefordert.

Der Inhalt dieser beabsichtigten Erklärung, welche, wenn sie mit einer genügenden Anzahl von Unterschriften versehen wäre, in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht werden sollte, bestand darin, daß zunächst die Ankündigung des J. G. Cottaschen Verlegers als „marktstreuerische unwahre Reklame“ bezeichnet und dann hervorgehoben wurde, daß Martin Greif durchaus nicht berechtigt sei, die hervorragendste Rangstelle unter den jetzt lebenden Lyrikern einzunehmen, und daß derselbe nach seinen bisherigen Leistungen auch „nachgerade keine Aussicht“ habe, eine Notorietät als „Klassiker“ in der Art Uhlands und Lenaus zu erlangen.

Diese letzteren Ausfälle gegen Martin Greif erweckten in allen mit dem derzeitigen litterarischen Wirken Vertrauten, den Glauben, daß der beabsichtigte Angriff sich nicht so sehr gegen den Cottaschen Verlag, als vielmehr gegen den Dichter Martin Greif richtete. In der Presse Deutschlands und Deutsch-Osterreichs erschienen eine Reihe von Artikeln, welche heute als Beweismittel beigebracht, verlesen wurden. In denselben ist durchweg das Gebahren des sogenannten provisorischen Komitees auf das Schärfste verurteilt und im Tone der Entrüstung gegeißelt worden. Diese Anschauung, daß der von dem Kläger und den hinter ihm stehenden Personen beabsichtigte Schlag nur äußerlich gegen die Verlagsfirma gerichtet war, eigentlich aber den Dichter Greif treffen sollte, wird auch von dem erkennenden Straf-

gerichte geteilt und als begründet erachtet, ebenso auch die Ansicht, daß das gewählte Mittel als ein verstecktes, der Intrigue ähnliches erscheint.

Es wird nicht behauptet, daß der Kläger allein oder in Verbindung mit Andern den Versuch gemacht hätte, die Verlagsfirma zu einer Abänderung ihrer Ankündigung der Greif'schen Gedichte zu veranlassen. Hätte man auch lediglich nur dies erreichen wollen, so wäre keinesfalls ein so umfangreicher Apparat notwendig gewesen, wie der ist, daß man in den bedeutendsten Litteraturcentren der deutschen Sprache auf geheimem Wege Unterschriften von Litteraten und Litteraturfreunden zur Abwehr gegenüber einer einfachen Buchhändlernotiz sammelte.

Das in Szene gesetzte Abwehrmandver mußte naturgemäß noch weit mehr Anstoß erregen und Unwillen schaffen, als jene reklamahafte Notiz, von der durchaus nicht erwiesen ist, daß sie im Einverständnis mit dem Dichter erfolgte.

Es bestand, wenn die Abwehrklärung wirklich veröffentlicht wurde, dringende Gefahr, daß Martin Greif schuldloserweise herabgewürdigt und als ein an Selbstüberhebung krankender Autor gekennzeichnet werde, ein Umstand, der seine geistige Schöpfungskraft lähmen und auch seinen beruflichen Erwerb beeinträchtigen mußte.

Der Angeklagte Dr. Georg Conrad teilte die in der Presse laut gewordene Entrüstung über die Scherer'sche Agitation und brachte dieselbe in Zusammenhang mit den damaligen Bühnenerfolgen und ehrenden Auszeichnungen des Dichters Greif und gewann die Überzeugung, daß nur die gestränkte Autoren-eitelkeit die Aktion gegen Greif hervorgerufen habe.

Er verfaßte, wie er heute selbst einräumt, im April heurigen Jahres einen gegen die Thätigkeit des sogenannten provisorischen Komitees gerichteten Artikel und brachte diesen unter der Überschrift: „Schleicher und Genossen“ in der von ihm herausgegebenen und redigierten litterarischen Monatschrift „Die Gesellschaft“ und zwar in dem im Mai heurigen Jahres erschienenen 5. Hefte zum Abdruck.

In dem Artikel ist das Gebahren der zum „provisorischen Komitee“ gehörigen Personen in den schärfsten Worten, wie „Lumperei“, „schielende Neidboldhaftigkeit“, „Stänkere“, „Unverschämtheit“ kritisiert und sind dieselben als „Schleicher“, „dunkle Ehrenmänner“ zc. bezeichnet.

Allein eine strafbare Beleidigung ist in diesen Auslassungen nicht zu erblicken. Der Angeklagte macht in durchaus glaubhafter Weise geltend, daß er als Herausgeber einer litterarischen Fachzeitung sich berechtigt und verpflichtet erachtet hat, den Übergriffen der Komiteemitglieder entgegen zu treten, weil diese förmlich das Recht zu einer Rangbestimmung der Dichter und Schriftsteller der Gegenwart in Anspruch zu nehmen schienen. Auf

allenfalls in dem Artikel vorkommende beleidigende Bemerkungen trifft die Schutzbestimmung des § 193 R.-St.-G.-B. zu; denn der Angeklagte wollte, wie ihm zu glauben ist, nur die Interessen des bedrohten Dichters Martin Greif und anderer Fachgenossen schützend wahrnehmen und er hatte nicht die Absicht durch diese mehr objektiv gehaltenen Bezeichnungen den Kläger persönlich zu verunglimpfen.

Das litterarische Leben eines Volkes gründet sich auf geistige Regsamkeit und Angriffe von Kritikern auf schaffende Dichter, sowie Kämpfe von Regenten und Kritikern unter sich müssen freier beurteilt werden und dürfen nicht denselben einschränkenden Gesichtspunkten wie der Verkehr einzelner Privatpersonen unterstellt werden.

Anderß gestaltete sich die Sachlage mit dem Schlusse des in Frage stehenden Artikels des Beklagten.

Dr. Conrad ließ sich, als er den Artikel schrieb, mehr und mehr von Ärger und Erregung hinreißen. In der zweiten Hälfte desselben wendet er sich immer schärfer gegen den Privatkläger Dr. Scherer persönlich und belegt diesen mit allerlei wenig schmeichelhaften Bezeichnungen, wie „humo obscurus“, „anmaßender Mandatar“ u. s. w.

Sodann slicht er ein von Hermann Lingg verfaßtes Gedicht ein, das den Titel „Die Gemeinheit“ führt und in welchem das unwürdige Gebahren von erbärmlichen Kreaturen gebrandmarkt wird.

Unmittelbar nach Abdruck dieses Gedichtes bemerkt er, daß „die edle würdelose Sippe“ „Schleicher und Genossen“ — ihr Mandatar Professor Dr. Soundso — (das ist Professor Scherer, der Privatkläger) erbärmlich Fiasco gemacht hat und führt hiernach eine Erklärung an, die der Kläger gegenüber den Münchener Neuesten Nachrichten aus Anlaß der oben erwähnten Preßfehde abgegeben hatte. Er nennt diese Erklärung eine „läppische Ausrede“ und citirt nochmals aus jenem Gedichte die Worte:

„Die Gemeinheit nie verlegen,
Wird vor keiner Schande rot.“

An diese gegen den Kläger direkt gerichtete Schlußbemerkung reiht er endlich noch die Worte: „und nun Fantasio, reich' uns das Waschbeden“.

Der Inhalt und die Zusammenstellung dieser Bemerkung läßt sich nicht anders auffassen, als daß damit dem Privatkläger persönlich der Vorwurf der „Gemeinheit“ und einer „unwürdigen schamlosen Handlungsweise“ gemacht ist; daß derselbe als eine so verächtliche Person, wie sie das Linggsche Gedicht geißelt, hingestellt ist, mit der man sich nicht beschäftigen könne, ohne sich zu befudeln. Es bedarf keiner weiteren Ausführung, daß mit solchen Auslassungen die Grenzen einer statthaftern Kritik überschritten sind. —

Es liegt ein persönlicher ehrverletzender Angriff auf den Gegner vor, und aus der Form, sowie aus der Gruppierung der gemachten Bemerkungen geht die Beleidigung klar hervor.

Die Schärfe der Ausdrücke läßt darauf schließen, daß der Angeklagte sich nicht nur dieser von ihm verübten Ehrverletzung bewußt war, sondern geradezu die Absicht hatte, den Kläger zu beleidigen.

Damit ist der Thatbestand eines Vergehens der Beleidigung nach §§ 185, 194 St.-G.-B. gegeben.

Bei der Strafmessung war die Schwere der Beleidigung wie der Umstand, daß sie durch Abdruck in einer Zeitschrift weite Verbreitung erlangte, strafers schwerend zu berücksichtigen.

Andererseits aber war zu erwägen, daß das Vorgehen des Privatklägers keineswegs ein korrektes war und eine Abwehr geradezu hervorrief, ferner daß der Angeklagte aus einem anerkennenswerten sittlichen Beweggrunde handelte und sich in seiner Entrüstung, die er selbst in heutiger Hauptverhandlung noch bekundete, zu einer persönlichen Beleidigung hinreißen ließ.

Es rechtfertigte sich hienach die erkannte mäßige Geldstrafe, eventuell Freiheitsstrafe. §§ 28, 29 R.-St.-G.-B.

Als zur Strafe verurteilt hat Angeklagter gemäß §§ 496, 497, 503 R.-St.-P.-D. auch die Kosten und Auslagen zu tragen. Da die Beleidigung öffentlich verübt wurde, mußte dem Kläger gemäß § 200 R.-St.-G.-B. die Befugnis zur öffentlichen Bekanntgabe des Urteils zuerkannt werden. Es war hiezu zunächst die Zeitschrift, in welcher der beleidigende Artikel abgedruckt worden war, zu bestimmen und eventuell falls der nicht mit verflagte Verleger die Veröffentlichung verweigern sollte, die für amtliche Bekanntmachung des Strafgerichtes bestimmte hiesige Tageszeitung. —

Trautner.

Theodor Fontane.

Ein Festblatt zu seinem siebenzigsten Geburtstag (29. Dezember 1889).

Von Conrad Alberti.

(Berlin.)

Unter den Gestalten der Schriftsteller der älteren Generation, welche dem Realismus in Deutschland die Wege bereitet, auf ihn hingedeutet oder sich zu ihm bekehrt haben, und die unsere Zeitschrift den Lesern im Bilde vorführt, darf natürlich auch Theodor Fontane nicht fehlen. Denn

nächst Frenzel hat vielleicht keiner der Schriftsteller von altbewährtem Ruf soviel für die Entwicklung des deutschen Realismus gethan, ist so bereit und eifrig für eine moderne Kunst und Kunstanschauung eingetreten, für eine Richtung, die sich ganz auf dem Boden der Weltanschauung unserer Zeit bewegt, wie er. Fontane ist ein leuchtendes Musterbeispiel aus jenem herrlichen, leider von Tag zu Tag mehr entschwindenden „alten“ Geschlecht, welches die Grundsätze der Ritterlichkeit auch im literarischen Leben aufrecht erhält, und das im Gegensatz zu der mittleren Schriftstellergeneration vom Schlage Spielhagen und Heyse, deren Dichten und Urteilen ausschließlich die Rücksicht auf den Honorargewinn bestimmt, sich im Schaffen, Urteilen, Anerkennen, Verwerfen von nichts anderem leiten läßt, als dem Streben nach Wahrheit, das sich keinen Augenblick bedenkt, fremde Leistungen und Anschauungen vorurteilslos zu prüfen und sich zu ihnen zu bekennen, wenn es sie als berechtigt, als dem Wesen der Zeit entsprungen erkennt. Solche Männer, wie Freitag, Frenzel, Fontane werden immer unserer, des jüngeren Geschlechts, höchster Verehrung sicher sein, weil wir in ihnen dieselben Grundsätze leben sehen, die auch uns — im Gegensatz zu der mittleren Generation — leiten. Wir betrachten uns als die natürlichen Erben ihres Geistes, während wir die Erbschaft jener zweiten, bis jetzt herrschenden Generation, auf das entschiedenste ablehnen.

Was Fontane der deutschen Litteratur bedeutet, läßt sich in wenigen Zeilen auseinandersetzen.

Fontane begann seine Laufbahn als Lyriker, der Lyrik ist er sein ganzes Leben lang treu geblieben, und in seinen Gedichten hat er vielleicht sein Bestes gegeben. Nach Uhland ist Fontane Deutschlands erster Balladen-
 • dichter. Ein Gedicht wie „Archibald Douglas“, hat kein anderer Deutscher geschrieben. Welch dramatische Darstellung! welch edle, markige Sprache! Wie hinreißend sind die Heimatsliebe und Treue hier verkörpert! Nur Wildenbruch hat in seinen besten Gedichten („Hegenlied“) Beweise von ähnlicher Kraft der Darstellung geliefert. Von ganz eigener Art sind Fontanes märkische Balladen. Die höchste Knappheit und Einfachheit ist hier die höchste Schönheit, jeder Vers, jedes Wort in dem unsterblichen Ziethenliede ist wie aus Bronze gegossen. Das ist echt preußischer Geist, eine Gesundheit, ein moralischer Mut, welcher handelt ohne viele Worte zu machen. Man kann sich nichts schlichteres und nichts rührenderes denken als die letzte Strophe des Ziethenliedes; eine Welt von Gemüt liegt darin. Und erst seine märkischen Genrebilder. Die „Commer- und Wintergeheimräte“ — welch köstlicher Humor sprudelt darin! Welch feine und doch schlagende Verpottung der steifen Bureaucratie! Vor allem aber der „Herr von Ribbeck“!

Ein Genrebild, wie Knaus es nicht feiner malen könnte. Ein ganzes Menschendasein mit seinem vollen Wesen, mit seinem geistigen Wirken auch noch nach dem Tode steht in wenigen Versen vor uns, schlicht und wahr, ohne jede Phrase, jede Übertreibung. Dabei in all diesen Gedichten, welche Kunst der Sprache, welche Behandlung des Verses! Hier sind die Grundzüge einer neuen, echt modernen und echt nationalen Lyrik. Auf dem Boden Fontanes hat Villenron weiter gebaut, dessen lyrische Eigenart eine merkwürdige Verwandtschaft mit der Fontaneschen zeigt: dieselbe frische Unmittelbarkeit, derselbe natürliche Erdgeruch, dieselbe gesunde Schlichtheit.

Nicht minder klassisches leistet Fontane in der Anpassung fremder Art, seine Übersetzungen schottischer Balladen und Volkslieder sind glänzende Musterstücke deutscher Übertragungskunst, sie erhalten die volle Eigenartigkeit des Originals und erscheinen doch ganz wie deutsch gedacht.

Ein anziehender Zug in Fontanes Wesen ist seine innige und unermüdete Liebe zu seiner engeren Heimat, der Mark. Er hat sie für das große Publikum eigentlich erst entdeckt — in seinen „Märtyrlichen Wanderungen“. Bis dahin galt allgemein die Mark als eine öde Sandwüste, von den unangenehmsten und größten Menschen bewohnt. Fontane entwarf als erster hinreißende Bilder ihrer landschaftlichen Schönheiten, der stillen, rings von rauschenden Wäldern eingeschlossenen Seen, in deren Uferschiff, auf deren einsamen Inseln der Kranich horstet, der lieblichen Hügel, der freundlichen Dörfer, der weiten Forste. Er brachte der Welt diese zähen, tüchtigen Menschen näher, welche darin wohnen, er entwarf prächtige Bilder aus der wechselvollen Geschichte des Landes, die reich ist an kühnen Heldenthaten und heroisch ertragenen Leiden. Und der Gedanke zu diesem Werke, welches geradezu unwägend auf das Urtheil der Welt über die Mark wirkte, war dem Dichter in fremden Lande gekommen, mitten unter Leuten anderer Zunge, angesichts der schottischen Hügel und Seen, wo er sich, frei von falscher Sentimentalität, frei von falscher Auslandsvergötterung sagte, daß seine vielverschrieene Heimat in Wirklichkeit ebenso schön sei als dieses hochgepriesene Land der Romantik.

Fontane war schon sechzig Jahre alt, als er seine zahlreichen Verehrer, die ihn als Dichter, als Schilderer einheimischer und fremder Eigenart und Kultur hochschätzten, mit einer überaus merkwürdigen Enthüllung überraschte, nämlich mit der Thatsache der Entdeckung seines Talents. Es ist etwas eigentümliches um diese alte Generation. Sie ist unendlich langsam herangewachsen, in einem Alter, in dem andere von der Bildfläche öffentlichen Wirkens abtreten, ist sie erst auf derselben in ihrer höchsten Entfaltung erschienen und hat als Greise dann Thaten vollbracht,

welche die Welt erstaunen machten. Man hatte bei Kaiser Wilhelm, Fürst Bismarck, Moltke, die alle schon alte Herren waren, als sie in führende Stellungen kamen, das Gefühl, daß sie mit jedem zunehmenden Jahre immer jünger, thatkräftiger, stärker wurden. Zu dieser wundervollen Generation zählt auch Fontane, und dieselbe Art bewies auch er auf seine Weise.

Nachdem er in einem vierbändigen Roman „Vor dem Sturme“ ein breites Gemälde aus der Zeit vor den Befreiungskriegen entworfen, ging er mit einem Schritt in das Lager der Modernsten über, stellte seiner Erfahrung, seine umfassende Kenntnis der Gesellschaft, seine feine Lebensweisheit, seine enorme Schärfe der Beobachtung, seine Kunst plastischer Gestaltung in den Dienst jener großen und gewaltigen Idee des Realismus, deren Fahne in Deutschland zuerst M. G. Conrad und Max Kreßer siegend entfaltet hatten, und seinem gereiften Talent gelang es, sich im ersten Anlauf, mit der Novelle „L'Abultera“ einen führenden Platz in der Schar der neuen Kämpfer zu verschaffen. So wie in dieser Novelle war jener Teil der Berliner Gesellschaft, dessen Herrschaft auf den Geldsack gegründet ist, noch nicht geschildert worden. Während Lindaus Versuche, die Berliner Gesellschaft zu zeichnen, wie in „Herr und Frau Bemer“ im „Zug nach dem Westen“ klägliche Stümpereien blieben, platte Nachahmungen Daudetscher Vorbilder, gab Fontane gleich Kreßer wahres, eigenartiges, studiertes und scharf gezeichnetes Leben. Was Fontane so auszeichnete, und was außer ihm nur noch zwei Schriftsteller besitzen — „der eine ist Kreßer“, der andere unser alter lange verkannter Alexis — das war seine Kunst, das spezifisch Berlinische in Tonfarbe, Stimmung und Zeichnung der Charaktere auszudrücken, die Fähigkeit, soziale, ethnologische Typen zu schaffen. Diese Kunst bewährt er in allen seinen Werken, in Cécile, in dem herrlichen Roman „Irrungen Wirrungen“, einem Meisterwerk von unergleichlicher Frische, das er mit neunundsechzig Jahren schrieb. Lindau, Blumenthal, Spielhagen und Genossen vermögen in ihrer vollkommenen Unfähigkeit das Berlinische, den gesellschaftlichen Sondercharakter ihrer Gestalten, den Geruch derselben nur dadurch auszudrücken, daß sie sie in der Tiergartenstraße wohnen oder die Linden entlang spazieren lassen — im übrigen könnten ihre Geschichten unverändert in Buxtehude oder Breslau spielen. Welch klägliches Leben an der äußerlichen Schale! Nicht in den Namen der Personen, nicht in den Straßennamen, nicht in der Mundart der Rede beruht der Berliner Charakter — das ist nur äußerlicher Zielfanz, sondern die sozial-realistische Kunst beruht darin, Gestalten zu zeichnen, welche nur auf dem Boden der Gesellschaft einer bestimmten Stadt entstehen können, welche für den gesellschaftlichen Charakter der letzteren typisch sind.

Und das ist's, was Fontane so vorzüglich herausbringt. Dieses ganze propige Berliner Emporkömmlingstum mit seiner inneren Hohlheit und Hohlheit, seinen klöbigen Manieren, seiner läppischen Brutalität, diese Frauen der Finanzkreise, hohl, seelenlos, ohne jede Spur einer Gemüthsempfindung, unfähig jeder Leidenschaft, mit kranken, ewig zitternden, ewig nach Beschäftigung und Erregung verlangenden Nerven, diese langweiligen Liebhaber mit dem Poposcheitel, die von korrekter Eleganz stinken, und deren Hauptsache ist, so wenig als möglich aufzufallen, diese Mädchen aus dem Volke, langweilig, bescheiden, gutmütig, denen die Liebe nur eine notwendige physische Verrichtung und Ausfüllung leerer Zeit ist, bei der sie nicht das mindeste empfinden, diese Damen der Aristokratie, gesund, heiter, anständig, dumm und langweilig: diese ganze Mischung von Progentum, physischer Strenge, Brutalität, Nervosität, Stumpfsein, Gewinnsucht, Langweile, bureaukratisch-militärischer Korrektheit, Gutmütigkeit, Selbstsucht ohne Leidenschaft, Bildungschwindel, Anspruchslosigkeit, Neugier, Unterhaltungsbedürfnis, bei gänzlicher Abwesenheit jeder Anmut der Form, jeder das Herz ausfüllenden Empfindung . . . das ist der eigentümliche Charakter der Berliner Gesellschaft, welcher sie von jeder anderen Gesellschaft unterscheidet, wie sie Fontane so meisterlich verkörpert. Es ist verblüffend, wie er oft mit zwei, drei Strichen Gestalten plastisch hinstellt, daß wir die ganzen Menschen vor uns sehen, z. B. die beiden Berliner Touristen auf der Harzreise im Anfang der „Cécile“. Der eigentliche Stoff ist bei Fontane fast stets von winziger Unbedeutendheit; die Ausführung, die Einzelarbeit, fein wie ein Bild von Gerhard Douw, ist Alles. In „Irrungen Wirrungen“, einem der besten Romane, den wir in deutscher Sprache haben, handelt es sich um das Verhältnis eines Offiziers zu einer kleinen Bürgerstochter. Auf keiner Seite ist irgend eine tiefere Empfindung im Spiele — sie hat schon vor ihm ein Verhältnis gehabt, er löst das Verhältnis, heiratet ein reiches, artiges, hübsches, dummes Ding, mit dem er ausgezeichnet lebt, und sie fühlt nicht das geringste Unglück, sondern verheiratet sich bald darauf mit einem Manne aus dem Volke, der sich über das, was vor der Hochzeit lag, gern hinwegsetzt. Wie erbärmlich ist das alles, wie jämmerlich! Was für Drecksjelen diese ganze Misere, der nichts großes begegnet! aber wie menschlich ist es! wie wahr! Von welcher packender Richtigkeit jedes Wort, jedes Gespräch, jede Schilderung! Welche Fülle von Beobachtung, von Kunst, von Feinheit ist auf jeden einzelnen Binselstrich verwendet! Sprache und Auftreten dieser Leute — von welcher täuschender Echtheit! Man meint, das alles selbst mit erlebt zu haben!

Fontanes Blick für das Gesellschaftliche ist verblüffend. Er lebte nur .

vorübergehend in Wien und man kann sich — Bauernfelds Stücke ausgenommen — keine wundervollere Zeichnung der höheren Wiener Gesellschaft denken als in seinem „Graf Petöfy“. Wer von seinen Berliner Geschichten kommend zu dieser übergeht, findet sich plötzlich in einer ganz anderen Welt. Diese Schlawheit, Genußsucht, diese Behaglichkeit, welche zwischen Genialität und Bertumptheit schwankt, diese Kunstsimpelei, diese Verweichlichung, diese schillernden und reichen Formen, diese Toleranz, welche der Trägheit und Behaglichkeit entstammt, diese Leidenschaft ohne Thatkraft, die sich schließlich selbst verzehrt, diese äußere Grazie, welche eines Tages mit fürchterlichem Knack zusammenbricht!

Alles in Allem: Fontane ist als Realist, als Erzähler, als sozialer Schilderer den größten Meistern ebenbürtig, welche wir unter uns besitzen, auch jenen Verühmtheiten des Auslandes, die wir theils mit Recht, größtentheils aber mit Unrecht abgöttisch verehren. Wie kommt es, daß er trotzdem in Deutschland wie im Ausland noch nicht ganz den Grad von Anerkennung erreicht hat, auf den ein Künstler von seinem Rang mit vollem Recht Anspruch machen darf, daß seine Werke nicht in Duzenden von Auflagen verbreitet, nicht in alle lebenden Sprachen übersetzt sind? Ich glaube — und das habe ich ihm auch einmal persönlich gesagt — es liegt einfach daran, daß Fontane eben zu viel Künstler ist. Denn diesen Ehrennamen verdient er in weit höherem Grade als Turgenjeff, Tolstoj, Ibsen, Bjelland und wie die hochberühmten Herren alle heißen. Das Berlinertum, das er vor allem in seinen Erzählungen schildert, ist in Deutschland wie außerhalb durchaus nicht so bekannt wie etwa das Pariserium. So geht der auswärtige Leser mitunter an den feinsten Zügen, die uns Berliner entzücken, achtungslos vorüber, und gewisse Seltenheiten, Besonderlichkeiten, die eben aus dem besonderen Charakter des Berliners entspringen, wirken wohl gar befremdend. Wenn bei Turgenjeff ein Russe etwas Extravagantes sagt oder thut, so steht gleich ein anderer daneben, der zum Leser gewendet spricht: „Na, ja, so sind wir Russen nun,“ oder dergl. Das ist zwar sehr unkünstlerisch, aber für den nicht mit russischen Verhältnissen Vertrauten sehr wirksam, und daher nehmen wir den außerordentlichen Anteil an solchen Schilderungen und Novellen. Fontane verschmäh't mit seinem künstlerischen Feingefühl solche Kniffe — und daher kommt es, daß dem auswärtigen Leser viele der subtilsten Schönheiten seiner Werke entgehen. Wir können daher nur wünschen, daß von ständiger Seite über seine Werke möglichst oft und ausführlich geschrieben und die Schönheiten und Vorzüge derselben möglichst eingehend auseinandergesetzt würden, damit man im Reiche, besonders in Süddeutschland und im Auslande endlich wisse, wach und unvergleichlich

Wert diese Erzählungen als Kunstwerke wie als Kulturschilderungen enthalten.

Fontanes journalistische Thätigkeit kann ich kurz erwähnen. Seine Schilderungen aus Schottland und England sind berühmt, sie sind im Verein mit Karl Bleibtreus Skizzen das Beste, was über das moderne Albion geschrieben wurde, und haben uns das Verständnis der Kultur diesen unseren Verwandten bedeutend näher gebracht.

Eine ganz eigenartige Erscheinung ist der Theaterkritiker Fontane. Er kennt keine starren ästhetischen Prinzipien, keine vordaherigen Anschauungen: für ihn ist jedes Kunstwerk ein selbständiges eigenlebige Wesen. Es fällt ihm nicht ein, sich erst dann in ein weibliches Gesicht zu verlieben oder es zu verschmähen, nachdem er sich vorher mit Zirkel, Meterband und Ästhetik vergewissert, daß seine Maße allen theoretischen Idealen entsprechen, und ob ein ähnlicher Kopf sich bei Raphael findet. Er teilt ganz einfach mit, ob ihn ein Stück interessiert oder gelangweilt hat, er erwähnt, wer ihn angezogen oder abgestoßen. Geradezu staunenswert ist Fontanes Bestreben, nicht hinter seiner Zeit zurückzubleiben, er weiß, daß verloren ist, wer sich dem Gange der natürlichen organischen Entwicklung widersetzen will, und in diesem Bewußtsein eilt er lieber der Zeit voranzukommen, als daß er ihr nachhumpelte. In diesem Bestreben geht er vielleicht manchmal ein bißchen zu weit — o neuer Vorwurf für einen Greis! — er läßt sich durch seine natürliche Liebenswürdigkeit bisweilen verleiten, bestemmten Personen manches auf's Wort zu glauben, wofür er Fremden wohl erst strikten Beweis abfordern würde — dahin rechnen wir namentlich sein bestemmendes Eintreten für den modernen Ibsenschwindel, für den Humbug der „Freien Bühne“ u. a. m., das meist seinen persönlichen Beziehungen zu den Machern jener albern und schwindelhaften Veranstaltungen entspringt. Aber diese kleinen und sehr menschlichen Schwächen entspringen ganz seiner Subjektivität, seinem unmittelbaren Wesen, das auf keine Theorie schwört, nur der eigenen Anschauung, der eigenen Empfindung folgt, und wir nehmen sie gern mit in den Kauf, da wir sonst auch auf seine natürliche und wohlthuende Frische verzichten müßten! Denn trotz dieser Kleinigkeiten bleibt Fontane doch unbestritten der erste Theaterkritiker Berlins, nächst Frenzel. Diese hohe Stellung sichert ihm sein goldlauterer litterarischer Charakter, welcher ihm nicht gestattet, sein Gewissen, sein Urteil, seine Feder wie so viele andere Kritiker „maßgebender“ Berliner Blätter für ein Glas Sekt, einen Händedruck, ein Beesseak, eine Schäferstunde zu verkaufen, und die öffentliche Meinung, die Wahrheit zum Schaden des Publikums und der echten Kunst zu verfälschen, die von der Asterkunst zurückgedrängt wird, weil sie mit ihr in solchen Mitteln

nicht wetteifern kann. Und ebensowenig hat er je wie die Brahm und Genossen seine Überzeugung durch hämischen Neid gegen die kühn und ernst vorwärts strebenden landsmännischen Kollegen beeinflussen lassen. Dazu fehlt ihm das treibende Motiv jener Brahminen, des eigenen Nichts durchbohrendes Gefühl, das Bewußtsein der eigenen produktiven Ohnmacht. Von diesen kleinen hämischen Gnomen und Kobolden des modernen Brahminentums gezwickt, angespöckelt, mit Kot beworfen, verlästert, auf die Hühneraugen getreten — kleinlicher, gottlob erfolgloser Schabernack, den ihre Urheber selbstgefällig mit Gassenjungenstolz bejubeln, — hat die moderne einheimische Produktion in Fontane einen aufmerksamen, wohlwollenden Beobachter gefunden, der gleich Frenzel wohl weiß, daß er nicht wie jenes kleine Kropfzeug von fremdem Erfolg für die eigene Wertschätzung zu fürchten hat, daß sein Ansehen in seinen eigenen Leistungen beruht und nicht im niedrigen Ansehen Anderer. Und so bestätigt sich auch hier Rinkels schönes Wort:

Die Großen sind mir nicht beschwerlich —
Die Halbtalente nur sind gefährlich,
Denn weil sie selbst nichts leisten können,
So wollen sie auch den Andern nichts gönnen.

Wie die letzten Verse herrlich auf die Brahm, Schlenker, Berg, Goldbaum und Genossen passen, so die erste Zeile auf Freitag, Frenzel, Fontane, Wildenbruch u. s. w. Sie sind uns Jüngeren so wenig beschwerlich, daß wir jede Gelegenheit, jeden ihrer Ehrentage benutzen wollen, ihre Verdienste nach Gebühr zu feiern, öffentlich zu verkünden, und ihnen ein recht langes, starkes und gesundes Alter wünschen, einen reichen Strom der Produktion, der erst mit ihrem fernem Tode versiegt.

Vorherrschaft des Militarismus.

Eine Entgegnung von J. B.

In dem unter obiger Überschrift im Septemberheft der „Gesellschaft“ erschienenen Artikel fragt u. a. der Verfasser: „Wann erfolgt denn dann eigentlich die seit vollen vier Jahren vergeblich erwartete Widerlegung der Kampfschrift ‚Ewiger Krieg?‘“ Mit dieser Kampfschrift ist eine von Herrn Lieutenant Bernhard Kießling veröffentlichte „Studie eines deutschen Offiziers“ gemeint.

Wir wollen zeigen, warum keine Antwort erfolgt sein wird und dann versuchen, kurz eine solche zu geben.

„Ewiger Krieg“ sowohl, wie desselben Verfassers „Der Kriegsgedanke und die Volkserziehung“ haben bei ihrem Erscheinen die weitesten Kreise unberührt gelassen, einfach darum, weil diese Kreise von diesen Schriften nichts wußten oder hierfür kein Interesse hatten. Einige Zeitungen, die Exemplare erhielten, besprachen dieselben kurz, in Fachkreisen wurden sie gelesen, gelobt oder getadelt, je nach dem eigenen Standpunkt, und seither hat niemand mehr Veranlassung gehabt, die beschauliche Ruhe zu stören, deren sich diese Schriften, wie so manche andere, in den Bibliotheken, Antiquariaten und dergl. erfreuen.

Das ist unseres Erachtens ein Grund, warum eine Widerlegung nicht erfolgt ist. Das ist bedauerlich, denn durch beide Schriften strömt trotz aller schiefen und paradoxen Behauptungen, den zahlreichen Anwendungen von Citaten, denen mit Gewalt eine andere Bedeutung aufgezwungen wird, der oft mehr als naiven Auffassung des Verhältnisses zwischen dem Krieg und den anderen Thätigkeitsgebieten — eine in unserer Zeit wohlthuend wirkende ehrliche Begeisterung, die sympathisch für den Verfasser stimmt und das Lesen seiner Schriften zu einer angenehmen und anregenden Beschäftigung macht.

Ein weiterer Grund: es giebt heute für jeden ernsthaften Mann Wichtigeres zu thun, als sich in eine theoretische Polemik über die Möglichkeit des „ewigen Krieges“ oder des „ewigen Friedens“ einzulassen. Beide Bezeichnungen sind überhaupt falsch gewählt und führen notwendig zu widersinnigen Folgerungen.

Um aber unseren allgemeinen Bemerkungen einen allgemeinen thatsächlichen Untergrund zu geben, nehme ich ein paar Beispiele aus den angezogenen Schriften heraus, um zu zeigen, mit welcher Methode, Logik und Gründlichkeit Herr B. K. zuweilen zu Werke geht.

In „Ewiger Krieg“ werden u. a. die Beziehungen des Krieges zu den Künsten, Wissenschaften, zu Handel und Industrie behandelt. Nehmen wir hier uns den auf S. 100 beginnenden Kapitel „Der Krieg und der Handel, die Industrie, das Gewerbe“ folgenden Satz heraus:

„Die Tuchindustrie, die Lederindustrie sind in hohem Grade für den Krieg thätig; Gewehrfabriken, Pulver- und Patronenfabriken mit allem, was sie fordern, würden ohne den Krieg kaum viel Thätigkeit zu entwickeln in der Lage sein; der Eisenbahn- und Wegebau wird vom Krieg lebhaft gefördert; die Geschützgießereien und Geschosfabriken würden mit dem letzten Schuß definitiv eingehen; die heute zu einer großartigen Entwicklung gediehene Industrie der Kriegskonserverfabrikation würde auf eine minime Rolle

herabsinken, wenn sie kein großes Heer mehr zu versorgen hätte; die moderne deutsche Schiffsbauindustrie endlich verdankt ihren Aufschwung ganz unmitttelbar und fast ausschließlich der durch die Gründung der deutschen Kriegsflotte entsprungenen Anregung, die Dillinger Hüttenwerke aber, deren Konkurrenz der englischen Industrie gegenüber sich bedeutend fühlbar macht, verdanken ihre ganze jetzige Bedeutung nur den Aufträgen der deutschen Kriegsmarine“ u. s. w.

Mit diesem Satz stellt sich der Verfasser auf den Standpunkt des — man gestatte das harte Wort — Vierphilisters, der nicht weiter als von heute auf morgen zu denken vermag, da ihm die einfachsten volkswirtschaftlichen Gesetze unbekannt sind.

Also, die Tuch- und Lederindustrie, die Gewehr- und Pulverfabrikation würden ohne Krieg kaum viel Thätigkeit zu entwickeln imstande sein. Selbst die Thätigkeit der Kriegskonservensfabriken, sowie die der Dillinger Hüttenwerke würden auf eine minime Rolle herabsinken! Und das Allererschrecklichste wäre, wenn mit dem letzten Schuß alle Geschützgiebereien und Geschößfabriken eingehen müßten!

Herr B. K. hat also keine Ahnung davon, daß, da alle Güterherstellungen, also auch die Herstellung von blauem Tuch und von Geschützen, mittelst Kapital geschieht, es gleich ist, ob dieses der Staat thut, indem er drückend hohe Abgaben erhebt und Schulden macht, oder ob das Geld in den Händen der Privatwirtschafter bleibt, — immer wird das Kapital beschäftigt, nur das „wie“ und „wo“ ist verschieden. Herr B. K. scheint zu glauben, daß, wenn wir kein farbiges Tuch für unsere Soldaten mehr nötig hätten, dieselben dann nackt herumlaufen würden, und wenn wir nicht Gelegenheit hätten, ungezählte Millionen für Geschütz- und Gewehrfabrikation auszugeben, wir diese Millionen dann zum Fenster hinauswerfen oder verfaulen lassen müßten. Als wenn wir nicht für wichtige, heute freilich an letzter Stelle stehende Kulturforderungen nicht noch höhere Summen verwenden könnten, um nur das Notdürftigste zu thun, die dann wenigstens im besten Sinne produktiv, nämlich kultur- und wohlstandsfördernd wären. Und sollten wir keine Kriegskonservensfabriken mehr brauchen, so werden unsere Dajen trotzdem nicht an Altersschwäche sterben, sondern wir essen das Fleisch frisch, anstatt es als totes Kapital in Magazine aufzustapeln und teilweise verderben zu lassen.

Eine Gemeinschaft, Familie, Stamm, Volk, welche ihre volle Arbeitskraft und ihr ganzes Kapital nur auf Herstellung der Mittel zur Befriedigung der kulturellen Bedürfnisse verwenden kann, hat ungleich günstigere Daseinsbedingungen als eine andere derartige Gemeinschaft, die außer dem

einen enorm großen Teil der Arbeitskraft und des Kapitals dazu verwenden muß, sich gegen äußere Angriffe zu schützen. Dieses bedingt erhöhte Arbeitszeit oder Einschränkung im Verbrauch, oder beides zusammen. Zimmer aber ist in letzterer Gemeinschaft sowohl der Einzelne wie auch das Ganze im Nachteil in bezug auf Lebenshaltung und Rationalwohlstand.

Das Gesagte ist feststehend für normale Verhältnisse. Sind aber unsere Verhältnisse normale? —

Nehmen wir jetzt den Fall an, daß in unserer ersten Gemeinschaft, in welcher bis jetzt alle Arbeitskräfte lohnend beschäftigt waren, und die Mitglieder ein weit angenehmeres Leben führten, als in der zweiten Gemeinschaft, — nehmen wir an, durch großartige technische Erfindungen und Verbesserungen würde die Arbeit zum großen Teile anstatt wie bisher von den Arbeitern jetzt mittels Maschinen besorgt und durch Monopole die Früchte der Arbeit Einzelnen zugewiesen. Hunderttausende von Arbeitern werden brotlos. Man kann aber die Leute nicht verhungern lassen, und so entschließt man sich zur Gründung großartiger Arbeiterkolonien. Da tritt plötzlich durch das Verhalten einer Nachbargemeinschaft die Notwendigkeit heran, ein Heer aufzustellen, um das Land gegen feindliche Einfälle zu schützen. Die Arbeiterreserve hat jetzt geeignete Verwendung. Und somit kämen wir zu dem Ergebnis, daß vom wirtschaftlichen Standpunkte aus unsere Kasernen weiter nichts sind, als etwas kostspielig angelegte Arbeiterkolonien, die nebenbei den Zweck haben, auch für die Sicherheit des Landes zu sorgen. Das muß Herrn B. K. solange recht sein, bis er es widerlegt hat.

Betrachten wir die Sache von einer andern Seite.

Wir haben heute überall Überschuß an Arbeitskräften, technischen sowohl wie menschlichen, und die Erzeugung von Gütern übersteigt bedeutend den Verbrauch. Und dieses, obwohl eine halbe Million der besten Arbeiter unproduktiv ist und doch tüchtig konsumiert! Wenn nun diese halbe Million plötzlich entlassen würde und anfinge, sich an der Produktion zu beteiligen? Das bisher für den Militarismus notwendige Kapital würde auf andere Weise Anlage suchen und sich mit den freigewordenen Arbeitskräften zur produktiven Beschäftigung verbinden. Aber diese Leute würden, obwohl nun eine ganz bedeutende Mehrproduktion ermöglicht ist, kaum im selben Verhältnisse mehr konsumieren als bisher.

Die aus den beiden letzten Absätzen sich ergebenden Widersprüche zu lösen, würde hier zu weit führen. Es sollte nur gezeigt werden, welche verwickelte Probleme sich hier bergen und wie weit entfernt hier die Weisheit des Herrn B. K. von richtiger volkswirtschaftlicher Einsicht ist.

Den nämlichen einseitigen naiven Standpunkt, wie ihn Herr B. K. bei Betrachtung des Verhältnisses von Krieg, Handel und Industrie einnimmt, behält er für alle andern Vergleichungsgebiete bei.

Wir sehen dieses an dem Mißbrauch, den Herr B. K. mit den Zitaten treibt. Hier wird alles verdreht oder auf den Kopf gestellt, nur um brauchbar zu werden: Vogel friß, d. h. beweiße, oder stich. Goethe und die „Allg. Zeitung“ sind das Hauptarsenal. Am meisten verwundert würde aber der Denker Albert Lange sein, wenn er wüßte, in welchem Sinne seine „Geschichte des Materialismus“ ausgebeutet wurde.

Lange sagt u. a. bei Beschreibung der hohen Bedeutung der alexandrinischen Schule: „Die notwendige Ergänzung der induktiven Methode, der zweite Grundpfeiler unserer heutigen Wissenschaften, ist bekanntlich das Experiment.“

Herr B. K. gebraucht diese Worte auf Seite 105 zur Bekräftigung seiner Ansicht, „daß der Krieg rasch eine unermessliche Fülle von Thatfachen und Erfahrungen zutage fördert, die unter anderen Verhältnissen sehr langsam und ganz unvollständig in die Erscheinung getreten wären.“ Der Krieg ist also nicht nur für das Kriegshandwerk und für die Politik von experimenteller Bedeutung, sondern „jeder Krieg liefert auf dem Gebiete der verschiedensten Wissenschaften neue wertvolle Erweiterungen des Gesichtskreises oder bedeutende Vertiefungen der jeweiligen Anschauungen.“

Ein anderes Beispiel.

Lange schreibt: „Alexanders Eroberungszüge im Orient kamen der Bereicherung der Wissenschaften zu gute und befreiten und erweiterten den Gesichtskreis durch Vergleichung.“

Unser begeisterter Lange-Interpret wendet die sich hieraus ergebenden Schlüsse ohne Weiteres auf die Gegenwart und auf die Kriege im Allgemeinen an. Was aber früher richtig war, ist es heute nicht mehr. Das mit der Erweiterung des Gesichtskreises mag meinetwegen für vereinzelte Fälle noch eine bedingte Geltung haben, wie z. B. für die afrikanischen Expeditionen. In den Kriegen zwischen zivilisierten Staaten kommt aber das gerade Gegenteile heraus von dem, was Herr B. K. mit der Erweiterung des Gesichtskreises meint. Besonders dann, wenn es gewissen Leuten nachginge. Um unsern Gesichtskreis zu erweitern, wahre Kunst und wirkliche Wissenschaft zu fördern, um dem Handel und der Industrie stetige Unterlagen zu geben, stehen uns heute viel natürlichere und ergiebiger Mittel zu Gebote, als der vom Zufall beherrschte Krieg und die brutale Gewalt.

Und daß Kriege zwischen sogenannten zivilisierten Völkern überhaupt noch möglich sind, das beweist uns, daß diese Staaten eben noch nicht zivi-

lisiert sind, daß die Leitung der Staaten nicht so ganz nach den Grundsätzen wahrer Zivilisation und echter Humanität erfolgt, sondern daß unsere heutige offizielle Zivilisation oft nur ein zusammengelogener, mit allen möglichen gangbaren Phrasen und Mitteln aufgeführter Schwindelbau ist, hinter welchem die Macher aller Länder ihr selbstfüchtiges, ehrgeiziges Spiel treiben. Möglich, daß welche es sogar ehrlich meinen. Aber der dämonisch wirkenden Kraft des Geldsacks, die überall hin wirkt, kann sich heute selbst die stärkste Regierung und der ehrlichste Wille nicht entziehen.

Herr B. K. findet es sehr ungerecht, daß man von einer „rohen Vorherrschaft des Militarismus“ spricht. Im objektiven Sinne ist nichts richtiger, als diese Behauptung. Darum ändern auch die bewußten „Schweizerinnen“ nichts, die lieber einen Hauptmann heiraten, als einen Leutnant oder gar einen gemeinen Zivilisten. Sie werden ihre guten Gründe haben. Übrigens, warum deswegen „in die Ferne schweifen?“ — Ich will dieses verlockende Thema jedoch nicht weiter ausspinnen.

Das soll keine „rohe Vorherrschaft des Militarismus“ sein, wenn diesem Moloch die besten Kräfte des Volkes geopfert werden müssen zum unermesslichen Nachteil aller anderen kulturellen Tätigkeitsgebiete? Herr B. K. sagt freilich, der Krieg sei ein naturnotwendiges Übel. Aber wo steckt denn diese Naturnotwendigkeit? Würde in den zivilisierten Staaten eine unbeeinflusste Abstimmung über Krieg oder Frieden möglich sein, so würde sich unfehlbar ergeben, daß niemand den Krieg will, außer ein ganz kleines Häuflein Interessenten. Das ist die ganze Naturnotwendigkeit. Aber mit allen Mitteln wird mit den heiligsten Gefühlen des Volkes „Schindluder“ getrieben, so daß eben dieses Volk schließlich selbst glaubt, es müsse so sein, obwohl es sich keine Rechenschaft geben kann über das Warum dieser blutigen, inhumanen und antichristlichen Wirtschaft.

Ich frage: Wenn es möglich war, das Volk derart zu drillen, zu gewöhnen und zu bearbeiten, daß es die schwersten, blutigsten Lasten geduldig trägt für etwas, was es im Grunde gar nicht will; sollte es wirklich schwieriger sein, das Gegenteil zu veranlassen? Ich glaube kaum. Wo steckt nun die Naturnotwendigkeit? —

Gerade Herr B. K. ist ein Beweis, auf welche Abwege unsere ganze öffentliche Meinung geraten ist. Aber nicht „naturnotwendig“ geraten ist, nein, — sie wurde künstlich gezüchtet. Wie viel Manneskraft und ehrliche, überzeugte Begeisterung wird heute infolge der einseitigen Erziehung und Einflusnahme, geblendet von äußeren Erfolgen, auf Dinge übertragen, die es einfach nicht wert sind, weil sie Scheinwerte, gefälschte, aufgelogene Werte

sind. Allein wer heute nicht alles schön, herrlich und vollkommen findet im Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte, der ist ein „Reichsfeind“.

Ich will hier Herrn B. K. noch ein Zeugnis von einem Mann vorführen, der wie wenige den Anspruch auf Beachtung machen kann. Also:

„Die Sophisten des Militarismus und des Nationaldünkels haben zu jeder Zeit den Krieg als einen sittlichen Zuchtmeister gepriesen. Für innerlich schon verlotterte Völker, denen ihr Tyrann äußerliche Motion machen muß, wie schon Aristoteles andeutet, mag diese Behauptung eine traurige Wahrheit sein. Da heißt Gift gegen Gift, Revolution im Völkerleben gegen innere Revolution! Dennoch kann niemand verkennen, daß der Krieg der höheren Kultur tausendfach schadet. Er ist dem humanen, idealen Streben feindlich und bringt einen bengelhaft-brutalen Nationalegoismus, der sich als „Nord-Patriotismus“ breit macht, zur Herrschaft. Er schwächt den Freiheitsinn der Völker, erzieht sie für die innere Knechtschaft. Er hätschelt einen blutdürstigen Nationalstolz voll von furchtbaren Gefahren, erschüttert die Achtung des Rechts und des Eigentums, erweckt die Raubtiertriebe im zivilisierten Menschen wieder, zerrüttet den Nationalwohlstand; durch das Schuldenwesen in seinem Gefolge leistet er der Geldoligarchie Vorschub und wird Zuchtschule von zahllosen anderen Äußerungen privater und öffentlicher Unsittlichkeit. Er beugt nicht einmal den Chauvinismus des besiegten Volkes, sondern macht den Rachedurst zum einzigen Hebel, um der Zerrüttung, in der es nun dem Sieger zum Nutzen fällt, Einhalt zu thun. Bis zur Erschöpfung aller Völker erzeugt ein Krieg den andern und in jedem wird die Gesamtexistenz mehr oder minder dem Zufall preisgegeben. Der Staat, der den Krieg zum Selbstzweck macht, negiert die Nationalexistenz der anderen Völker, die er besiegt, und seine eigene, indem er diese dem Spiel des Zufalls und der Gewalt anheim giebt.“

Dies ist die Ansicht von Dr. Albert Schäffle, I. I. Minister a. D., und im vierten Bande seines „Bau und Leben des sozialen Körpers“ zu finden. Die Stimme eines Mannes, der eine derartig reiche Erfahrung und ein derartig umfassendes Wissen sein eigen nennt, das ihn befähigt, von den höchsten Standpunkten aus die Dinge zu betrachten, zählt ganz anders, als eine in jugendlicher Begeisterung hingeworfene Schrift, die eigentlich weiter nichts ist, als eine Aneinanderreihung von allerlei passenden und passend gemachten Ausprüchen, zusammengeschweißt mittels einer originell anmutenden Schreibweise. Geduldig tragen die Völker die furchtbaren Lasten, die ihnen durch die ständige Kriegsbereitschaft aufgebürdet werden. Daß aber der Krieg ein eminent wichtiger Kulturfaktor, eine sittliche Notwendigkeit, daß der Kriegsgedanke zur Grundlage aller Erziehung zu machen sei,

— das lassen wir uns doch nicht mehr anflügen. Ich sage nicht, daß die Kriege in absehbarer Zeit verschwinden, aber sie werden vermindert werden. In, sagen wir einmal kühn, in vierzig, fünfzig Jahren werden wir, — unbeschadet der in den verschiedenen Ländern bestehenden Regierungsformen, die „Vereinigten Staaten von Europa“ haben, welche Kriege unter sich ausschließen. Ausgenommen Rußland und etwa die Türkei; Frankreich sowie die Schweiz, diese „halbwildern“ Völker werden hoffentlich bis dahin soweit zivilisiert sein, daß sie sich an dem Bunde beteiligen können ohne demselben Unehre zu machen. Der heute so aufgeblähte Militarismus wird dann wohl ziemlich zusammengeschrumpft sein.

Sollten wir aber bis zu dieser Zeit etwas Ähnliches wie einen europäischen Staatenbund nicht haben, dann haben wir etwas anderes. Aber unser heutiger Staat mit seiner „rohen Vorherrschaft des Militarismus“ wird dieses „andere“ vermutlich nicht sein. Wir können dann auch etwas noch Schlimmeres haben. Und dieses Schlimmere muß mit Naturnotwendigkeit eintreten, wenn wir fortfahren, uns mit Phrasen über Gefahren hinwegzulügen, die Würde des Menschen und die Rechte des Volkes mit Füßen zu treten, ihm statt seiner angeborenen Rechte nur Land und Flitter zu bieten. Eines Tages wird es die Täuschung einsehen. Bis dahin Gott befohlen, Herr B. K.!



Emile Augier und der Realismus.

Ein Gedenkblatt von Karl Bleibtren.

(Charlottenburg.)

Der Bedeutendste jener älteren Dichterschule, die sich um Ponfard als eine „Schule des gesunden Menschenverstands“ (école du bon sens) wider die Ausschreitungen der Romantiker zusammenscharte, der Berühmteste der neufranzösischen Bühnenbeherrscher, hat nun auch die Bühne verlassen, mit dem Sargbrett jene Bretter vertauscht, welche ihm die Welt bedeuteten. Denn in der That, ist es wirklich die Welt, welche sich in Augiers Dramen spiegelt, oder ist es die Welt des Scheins? Wir fürchten fast, das Letztere. Unstreitig strebte er nach Wahrheit, nach Wiedergabe der Wirklichkeit im Rahmen des Theaterbildes. Sardou kannte den Ernst dichterischer Ziele nur selten, obschon dem Augier an Glanz der Erfindungsgabe weit überlegen, und Dumas log stets wie ein echter Virtuose der Dialektik. Solche

geistreichen Taschenspielerereien, welche „die Fremde“, den „natürlichen Sohn“ oder „Deuise“ beleben, verächtliche Augier, dem es nicht um ausgeklügelte Probleme, sondern um derbe dramatische Wirkungen zu thun war. Die berechnende Rührseligkeit Dumas' blieb ihm vollends fremd und die „Kameliendame“ mit ihrer ganzen Nachahmerschule, welche die poetische Rettung der Gefallenen als einträgliches Geschäft betrieb, reizte ihn zu dem erbitterten Rückschlag der „Demimondehochzeit“ (*mariage d'Olympe*), worin er freilich umgekehrt das Kind mit dem Bade ausschüttet und der übermenschlich edeln Marguerite Gautier des Herrn Dumas die ebenso un menschlich gemeine Olympe Taverny gegenüberstellt.

Er hatte es stets mit der Moral, der treffliche Augier! Mit Berserkomödien begann er, in welchen das böse Laster durch die Tugend gerührt und besiegt wird. Wegen „Gabrielle, Komödie in 5 Akten und in Versen“ erhielt er sogar den großen Tugendpreis der Akademie für das moralischste Werk. Am Schluß dieser Hymne auf die Ehe schwingt sich die reuige Gattin sogar bis zu schwindelnder Verzückung empor, indem sie statt des romantisch leidenschaftlichen Dichters, der ihrer ehelichen Tugend nachstellt, ihren hausbackenen Gatten anschwärmt: „Du bist der wahre Dichter, Dich liebe ich,“ worauf der Vorhang mit Recht vor Verblüffung fällt. Auch in der geistreich erfundenen, an spanische Gaumergeschichten im Stil des Gil Blas erinnernden Komödie „Die Abenteuerin“ erbricht sich das Laster und die Tugend setzt sich zu Tisch. Später wurde Augier jedoch ernsthaft und erholte sich von diesen moralischen Jugendstreichen. Zwar der „Prüfstein“, dessen Schauplatz vorzögl. nach Deutschland verlegt wird, mutet noch ganz altfränkisch-harmlos an, aber mit der trefflichen Satire auf die Bertuppelung reicher Bankiersstöchter an arme Adlige „Der Schwiegersohn des Herrn Poirier“ griff er schon tüchtig hinein ins volle Menschenleben und sogar, einmal kühn geworden, in den tiefsten Schmutz, wie „Die arme Löwin“ beweist. Die Handlung dieses berühmten Effekstückes baut sich auf einem einzigen magern Motiv auf, die Charakteristik entpuppt sich bei näherem Zusehen als fadenscheinig. Die braven Leute, der Schwächling und der ironische Chor — jene seither in allen französischen Stücken typisch gewordene Figur, gleich dem „Vertrauten“ in der alten Alexandriner-Tragödie, nämlich der junge Boulevardier, welcher die Ereignisse auf der Bühne durch welt-erfahrene Weise erläutert — all diese Gestalten sind gewöhnlich, verbraucht und die „Arme Löwin“ selbst bleibt uns ein psychologisches Rätsel. Erst dort entfaltet Augier sein glänzendes Talent, wo er ganz darauf verzichtet, als eigentlicher Dramatiker zu wirken und nur soziale Satiren in figurenreichen Charakterbildern entwirft. In der schon oben erwähnten „Demi-

mondehochzeit“ springt die Tendenz ebenso vordringlich ins Auge, wie der Mangel an Handlung und Steigerung. Das weltberühmte „Haus Fourchambault“ schien innerlich so baufällig, daß bekanntlich ein deutscher Autor sich betrogen fand, um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, noch ein „Glück und Ende“ genannten Hauses heranzuleimen. Augiers wahre Stärke messen wir vielmehr nur an der Doppellkomödie „Die Schamlosen“ („Les Effrontés“) und „Der Sohn Giboyers“ (von Laube „Der Pelikan“ verballhornt), besonders der ersteren, wo der waghalsige Börsenspekulant und Zeitungsbesitzer Bernouillet unsere lebhafteste Teilnahme erweckt. Wie im „Barbier von Sevilla“ Figaro nur das dienende Instrument ihm gleichgültiger Intriguen vorstellt, aber in „Figaros Hochzeit“ seinen eigenen Zweck selbstherrlich verfolgt, so führt der demokratische Redakteur Giboyer im zweiten Drama aus, was er im ersteren nur ahnungsvoll läppisch angestrebt: „Die ersten Stürmer füllen den Graben und bilden Trittbrette mit ihren Leibern für die Nachdrängenden. Ich bin die geopferete Generation.“ In dieser Gestalt bewies Augier ein feines und mannhaftes Empfinden für den Pulsschlag der Zeit, jene große demokratische Bewegung, die allmählich schwillt und auswärts flutet. Dennoch muß es gesagt sein, daß diese Schilderungen der Korruption, besonders der Verderbtheit gewisser Finanzkreise — ein Motiv, das später Sardou in „Familie Benoiton“ bis zum Überdruß ausbeutete — uns heut nicht mehr reizen und packen, sondern kaltklassen wie melodramatische Birchspeißeriaden. Seiner Zeit galt das Alles als äußerst bitter, aber äußerst schmachhaft; heute finden wir es matt und fade. Die sozialistische Anschauung der Dinge steigerte heute den finstern Ernst der Auffassung, die trotzige Kampflust auf beiden Seiten zwischen den Alten und den Neuen, bis zu einem Grade, welcher die ganze französische Bühnenarbeit, als deren kernigster Vertreter Emil Augier wohl gelten mochte, zu vernichten droht. Diese ewigen Ehebrüche der oberen Zehntausend, diese ewigen Grafen und bürgerlichen Millionäre fangen an, grade so langweilig zu werden, wie die rührend steifen Lustspielpuppen unsrer Kogebue und Töpfer aus der guten alten Zeit. Sie fangen an? Nein, sie sind es schon lange, so herzlich langweilig, daß man selbst die rohen Dramatisierungen der Zolaschen Romane, obschon sie wie Parodien wirken, daneben mit einem befriedigten Seufzer der Erleichterung begrüßt.

„Et ce n'est point ainsi que parle la nature,“ urteilt der Alceste in Molières Misanthrop über ein geziertes Sonett. Aber dieser Vorwurf: „So spricht nicht die Natur“ richtet sich heute sogar gegen jene Kunst, die uns noch vor zwanzig Jahren realistisch vorkam. Diese ganze neufranzösische Salonkomödie mit ihren ewig gleichen stereotypen Expositionen, wo

immer die Bedienten sich über die Herrschaft unterhalten, erstarrte zur Phrase und Schablone. Die Charaktere, mit welchen ihre gefeierte Technik bei ihrem Bühnenschachspiel hantierte, nuzten sich selber ab durch endlosen Gebrauch. Darüber ging denn auch die Gallische Grazie, der viel esprit Gaulois verloren. Sainte Beuve sagte einst sehr wahr: „Ein Kern von Voltaire fehlt unsern Dichtern“. Die besonderen inneren Eigentümlichkeiten der Franzosen zeigten sich nie in ihren Molière und Boileau, nicht in der „Médée“ und dem „Hotel Rambouillet“, nicht in den Perrückenträgern des Roi-Soleil, sondern in Villon, Rabelais, Regnier, Molière. Nicht im Rousseau, Mafstre, Chateaubriand, Victor Hugo, Lamartine, sondern in Beranger, Muffet, Balzac. Heut aber wurde alles steif, kalt, grell, die Anmut fehlt und die Heiterkeit; der größte Stimmungsmaler, der je sich französischer Sprache bediente, Zola stampft plump und schwerfällig einher. Augier wollte erheitern, wollte ergreifen: Beides gelang ihm nur schwach. Mit ihm stieg der Ehrlichste ins Grab aus der Generation der „Rache“. An seinem Grabe trauert die Kunstherrschaft der Bourgeoisie.



Der Realismus und der Lehrerstand.

Aus unserer Redaktionsbriefmappe.

Der Leiter der „Bayerischen Lehrerzeitung“ schreibt: „Mürnberg, 13. Oktober 1889 . . . Da wir auf dem Gebiete der Schulpolitik Gelegenheit genug haben, uns mit unsern bekannten Gegnern herumzuschlagen, so ist es nicht geraten, auch noch auf dem Felde der Litteratur den Kampf mit ihnen aufzunehmen . . . Sie, geehrter Herr, werden es mir also nicht verargen, wenn ich auf die neue realistische Bewegung, die sich in unserer Litteratur gegenwärtig vollzieht, nicht tiefer eingehe, sondern es bei der „Anregung bewenden lasse, die Göhring*) gegeben hat.“

Von einem Bögling eines großen norddeutschen Lehrerseminars liegt folgende Mitteilung vor:

„Wir haben hier seit längerer Zeit einen litterarischen Zirkel gebildet, der sich bemüht, das Studium der Litteratur unter den Lehrern und Lehr-

*) Über den Wert dieser Göhringschen „Anregung“ hat sich Fritz Hammer in seinem jüngsten Aufsatz „Die Schlußforscher in der Kritik“ andeutend ausgesprochen.

„amtsandidaten mit Eifer zu pflegen. Mit der Litteraturkenntnis und dem Litteraturunterricht ist es im allgemeinen noch sehr schlecht bestellt. Eine große Zahl — besonders unter den Volksschullehrern — interessiert sich überhaupt nicht für Poesie im weiteren Sinne, und für die übrigen — sogar die Herren Seminarlehrer nicht ausgeschlossen! — ist mit Goethes Tod die litterarische Welt mit Brettern vernagelt. Uns ist es nun vor allem darum zu thun, die neue und neueste vaterländische Litteratur in den Vordergrund des Interesses zu rücken. Wir sind deshalb zusammengestanden und haben uns die Werke Conrads, Pleibtreus und Albertis angeschafft. Die Bestellung auf die Werke Walloths sollte gerade abgehen, als die Nachricht von deren Beschlagnahme eintraf. Jeder dieser Schriftsteller soll zunächst Gegenstand eines längeren Vortrages sein . . . Auf ähnliche Weise wollen wir einen größeren Kreis mit Hamerling, Fitzer und Bulthaupt bekannt machen.“



Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

(Schluß.)

1. Ergebnisse der Jahresausstellung im Glaspalast.

Einer der beliebtesten Einwände gegen die moderne Hellmalerei richtet sich gegen die Stoffwahl. Die Hellmalerei verenge den Sinn für die Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt! Die Hellmalerei wie der Realismus überhaupt kultiviere ausschließlich das Gewöhnliche, Schmutzige, Traurige, Erbärmliche! Die moderne Richtung verpöne die schönen Traumgeschichten der Einbildungskraft, verpöne überhaupt die Phantasie! Die Neueren hätten sich dem Pessimismus verschrieben und seien stumpf und blind für die heiteren Seiten des Daseins!

Das Alles will aus der künstlerischen Stoffwahl erwiesen werden.

Wer mit unbefangenen Augen diese erste Münchener Jahresausstellung gemustert hat, weiß nun, daß von alledem nicht die Hälfte, nicht ein Viertel wahr ist. Wahr ist, daß die neue Richtung die Stoffgrenzen ungeheuer erweitert und der Kunst Gebiete erschlossen hat, welche dem überwundenen Akademismus als hervorragend unmalerisch, unpoetisch, unschön gegolten haben. Wahr ist, daß die neue Richtung die verlogene Kosabrille der Schönseiligen und Gefühlsduseiligen in die Ecke geschleudert und dafür das natürliche Auge geschärft hat, damit es instande sei, auch im anscheinend Häßlichen und Armlischen den Wesensgeist der Welt zu erkennen und mit voller Kraft der Befeehlung und Erinnerung hervorzugestalten. Wahr ist, daß

die echten, radikalen Realisten, die bis in die äußersten Haarspitzen erfüllt sind vom Geist der Moderne, ebenso die lustigen, heilen, wie die traurigen, trüben Seiten des Gesellschaftslebens mit der neuen Technik zu meistern verstehen. Und die Phantasie soll bei ihnen zu kurz kommen, die Einbildungskraft soll bei ihnen nichts mehr mitzusprechen haben? Das Fabulieren soll ihre schwächste Seite sein?

Wohl, das Fabulieren ins Blaue hinein, das sinnlose, mattherzige, romantisierende Fafeln, das ist glücklicherweise für sie abgethan. Dafür sind sie um so gewaltiger im Aufspüren tiefsinniger Naturweisheit, um so gewandter in der Gestaltung elementarer Natursymbolismen. Es ist endlich langweilig geworden, zum Beweise dafür immer wieder den Mund mit den Böcklin'schen Phantasieflüchten vollzunehmen. Böcklin ist wohl noch der Erste, aber längst nicht mehr der Einzige und allgemach auch nicht mehr der Interessanteste dieser symbolisierenden Malerpoten. In dieser ersten Münchener Jahresausstellung ist als jüngster Vertreter dieser Richtung ein viel geistreicherer Kopf auf dem Plan erschienen: Franz Stud mit seinem technisch verbäufelnden „Wächter des Paradieses“ und seinen „Kämpfende Faune“, während Max Klinger mit einem halben Duzend Radierungen in verwandter Richtung wahre Orgien genialer Naturphantasie feierte.

Was die Kunst der Erinnerung, der Seelenforschung im Gewöhnlichen und sozial Gedrückten betrifft, haben die längst bewährten Meister Friß v. Uhde, Liebermann u. a. zwar noch keine vollebenbürtigen Nachfolger gefunden, allein eine Reihe von beachtenswerten Werken — in erster Linie die „Madonna im Frühlingsgarten“ von Wilhelm Volz — erfüllen mit der freudigen Genugthuung, daß jene Meister mehr und mehr verwandte und kongeniale Talente auf die neue Bahn leiten.

Dabei ist auch sonst an Originalköpfen, die durch eine eigentümliche Technik zu fesseln und merkwürdige Naturstimmungen zu fassen wissen, kein Mangel. Der Sonderling Hans Thoma mit seinem „Abend“ und „Apollo und Marsyas“, der Sonderling Trübner mit seinem „Kartoffelfeld“, — wer ist ihnen nicht mit Vergnügen nachgegangen?

Gewiß, im eigentlichen Genrebild stellen die Alten noch ihren Mann, daß es noch heiße Kämpfe zwischen ihnen und den Jungen setzen wird, bevor die Letzteren im Wohlwollen des Publikums sich eines unangefochtenen Ehrenstühes erfreuen. Defregger, spröde und matt und nichtsfagend in der Farbe, weicht ein unüber trefflicher Charakteristiker in seiner alten „Brautwerbung“ wie in seinem neuen „Vor der Schlacht am Berge Hiel“! Und Franz Simm, welche Feinheit in der Beobachtung, welche überwältigende Beherrschung der mikroskopischen Farbengebung in seinen kleinen Sittenbildern! Wäre er ein Franzose, hätte er längst seinen überberühmten Mitbewerber Meissonnier aus dem Sattel geworfen. Simm ist bedeutender als Meissonnier, allein er ist ein Deutscher und wohnt nicht in Paris, sondern in Schwabing bei München, wird also in alle Ewigkeit nicht so angestaunt und bezahlt werden, wie Monsieur Meissonnier. Vorläufig muß er zufrieden sein, daß seine wundervolle Miniaturtechnik das Entzücken einiger Kenner älteren Schlages bildet und von Seiler, Steinmetz u. a. mit Glück nachgeahmt wird. Es ist Kunst zum Vergnügen schlankweg — das ist freilich noch nicht der Gipfel der Kunst, bloß Augenweide und Behagen zu gewähren, allein man müßte doch ein fanatisch veranunter Moderner sein, wenn man deshalb dem Meister die Ehre nicht lassen wollte, die ihm gebührt.

Wahrhaftig Welttriumphe hat auf dieser ersten Münchener Jahresausstellung

die Bildnismalerei gefeiert, Welttriumphe insofern, als kein anderes Kunstvoll imstande wäre, diese Werke zu überbieten. Und zwar teilen sich in diese Erfolge brüderlichst Radikale wie Konservative, die Extremen wie die Justemilieu-Naturen. Von Fritz v. Uhdes Bildnis eines Bauernmädchens reicht der Ruhmestrang bis hinüber zu den Bildnissen des Akademie-Direktors Karl August v. Kaulbach, und die hypermodernen Salonladyen Albert Kellers mit ihrer außerordentlich tiefgründigen Geistigkeit und raffinierten Technik, denen sich Hugo v. Habermanns Damenporträt würdig anschließt, rauben dem Lenbachschen Bildnis des bayerischen Prinzregenten nichts von seiner strengen Tüchtigkeit im Malerischen wie im Charakterkühnbernden und Seeleauschöpfenden, noch dem Porträt der Gräfin Karolyi und ihres Sohnes von Julius Benczur etwas von seiner imposanten Verbindung von Vornehmheit und Natürlichkeit. Summa: Sieg an Sieg auf der ganzen Linie der Bildnismalerei.

Das Ergebnis dieses ersten Münchener Salons oder, wählen wir lieber ein deutsches Wort, dieser ersten Münchener Kunstschau ist ein überraschend befriedigendes und läßt mit hochgespannten Erwartungen den kommenden Jahren entgegenblicken. Die deutsche bildende Kunst ist in einem Aufstiege begriffen, der ihr über kurz oder lang die führende Stelle in Europa sichern muß, wenn nicht eine reaktionäre Kulturpolitik die freien Meister der freien Künste, einbezogen die Litteratur und das Theater, vom freien Wege abdrängt oder Hindernisse schafft, welche das frei- und frohgemute Streben lähmen. Mögen ihr und uns die ewigen Götter gnädig sein! Das heißt: — wir verstehen uns schon.

2. Was in den Theatern vorgeht.

Das Gärtnertheater hat, bevor es seine „Münchener“ unter Hofbauers Leitung wieder auf die Wanderschaft ziehen ließ, den einheimischen Kunstfreunden wieder einmal den Mund recht wässrig machen wollen nach auserlesenen Gerichten. Es brachte Anzengrubers „Fled auf der Ehr“ zur Aufführung. Ein echtes Volksstück von einem echten Volksdichter. Soviel die Kritik auch an dem Anzengruberschen Werk auszusetzen haben mag — und will sie's mit der Wahrheit halten, hat sie sehr viel daran auszusetzen — es war doch ein heller Lichtblick voll Glanz und Poesie in dem grauen Einerlei der Schnidschnack-Theaterspielerei und Operettenduderei. Man ärgerte sich — und man mußte in die Hände klatschen, man hätte gern zu manchen Szenen den Mund gespißt und gepiffen, daß das Haus gelte, und doch jubelte einem wieder das Herz, wenn aus all' der Säkneierei wieder der volle, starke Laut der Natur hervorbrach wie Frühlingssturm. Und nun sind die „Münchener“ fort mit dem „Fled auf der Ehr“ und Rudelmeier-Rauchenegger mit seinem „Jägerblut“ ist hier geblieben und wir haben das Nachsehen.

Als der selige Jakob Offenbach seiner operettistischen Schwereudereien genug hatte und alt und schwach und langweilig wurde, da setzte er sich hin und wollte eine anständige komische Oper schreiben. Der Wille war so übel nicht, auch die Anständigkeit wäre nicht vom Übel gewesen, allein der gute Vorsatz wurde nicht mehr von der ausreichenden Kraft unterstützt. Und so entstand Offenbachs anständig gedachtes, aber unanständig schwach gelungenes letztes größeres Werk „Hoffmanns Erzählungen“, eine Verbindung von lendenlahmer Phantastik deutscher Spießbürgerei und Pariser Gehirnerweichung und Boulevard-Sentimentalität. Deutsche Unnatur multipliziert mit Pariser Unnatur.

Um wieder einmal Apatres für sein Kude/meier-Publikum zu haben, hat das Gärtnertheater diese fromme Offenbadiade gekauft und seinem Spielplan einverleibt. Wenn das Stück Kassa macht, hat es seinen nächsten Kunzszweck erfüllt. Wir wünschen dem Gärtnertheater alles Gute.

Das Königl. Hoftheater hat im weiteren Verfolg seiner Shakspeare-Ausführungen auf der Reformbühne „Heinrich IV.“ ersten und zweiten Teil mit glänzendem Erfolg gegeben. Namentlich für den zweiten Teil erwies sich die neue Bühneneinrichtung als überaus zweckmäßig. Die Aufzüge und Auftritte folgten rasch hintereinander, ohne Geräusch der Verwandlungsmaschinerie, ohne Störung in der Stimmung. Zwar haben wir noch nicht Shakspeare in seiner „originalen Größe und Schönheit“, allein wir haben ihn hier jetzt doch besser und vollständiger, als ihn irgend eine andere deutsche Bühne hat. Und so viel auch von dem genial urwäcfigen Text weggeschnitten — und daß ist leider Gottes sehr viel — und so viel auch in Ausdrücken und Wendungen gemildert ist, um die wohlherzogenen, keuschen Ohren nicht zu verletzen — das ist hin und wieder gleichfalls himmelschreiend viel — so haben wir doch in München immer noch mehr, als andere Theaterstädte: wir haben zunächst einen Falstoff, der seinesgleichen sucht, und wir haben sogar ein Dortchen Lafenreißer, das andertwärts entweder gar nicht oder sicher nicht in dieser relativen Vollenbung der Rolle mitthun darf.

Sind wir also auch noch nicht in jenem gelobten Lande der Kunst, wo Milch und Honig in allen Bächen fließt, so sind wir doch auf jener Bergeshöhe angelangt, wo wir einen glücklichen Ausblick in das Land der Verheißung haben und uns ein Gefühl wohniger Befriedigung beschleicht, wie es dem seligen Moses beschrieben war, als er nach vierzigjähriger Wanderung in der Wüste X von Gott auf den Berg Y gefährt, in das Land Z hineinschauen durfte. Er ist bekanntlich an diesem Blic gestorben und auf dem Berge selbst haben ihm Engel sein Grab bereitet. Ein ergreifendes Ereignis. Aber es ist unmenschlich lange her und hat sich zugetragen in weitherer Gegend. Hoffen wir, daß wir an der Mar glücklicher sind mit unseren Fernblicken, daß wir nicht nur in das Land der vollendeten Kunst hineinschauen, sondern selbst noch bei lebendigem Leibe und frischem, wirklichkeitsfrohem Geiste hineinkommen.



Kritik.

Die realistische Litteratur und der Staat.

Der Staat hat bekanntlich in Deutschland andere Sorgen, als sich um die Wohlfahrt der vaterländischen Litteratur zu kümmern. Das ist eine alte Erfahrung. Was die deutsche Litteratur seit, sagen wir einmal: seit des jungen Friedrich Schiller Zeit geworden ist und

an Ansehen im In- und Auslande gewonnen hat, das ist sie geworden und hat sie gewonnen aus eigener Kraft, unter furchtbaren Widerständen und Hemmungen, — unter fortgesetzten polizeilichen Beklemmungs- und Lähmungsversuchen, so oft der vaterländische Dichtungsgeist eine alte Schranke, einen verjährten Bann brechen, eine neue, frische Kraft

entfesseln, einen stürmisch aufjauchzenden Frühling in das unter eisiger Erstarrung liegende oder in Lüge und Heuchelei verrottete Empfindungsleben des Volkes loslassen wollte.

Der selige Bundestag z. B. wird ewig sein Denkmal in deutscher Literaturgeschichte haben, denn er hat das Außerordentliche, in keinem Kulturlande Dagewesene geleistet: nicht nur die vorhandenen Druckschriften gewisser genialer Schriftsteller — Heine, Guplow u. a. — sondern auch deren künftige Produktion zu verbieten und mit der Reichsacht zu belegen. Er hat zwar nichts damit ausgerichtet, der Selige, allein in der Welt des Geistes genügt es ja schon, das Außerordentliche, Niedagewesene erstrebt und gewollt zu haben, um ewiger Erinnerung sicher zu sein. In magnis voluisse!

Unsere neueste Litteratur realistischer Richtung im neuen Reiche idealistischer Politik und Sittlichkeit scheint nun auch wieder Einiges erleben zu sollen, was an die schönen Tage von Annodazumal recht gemächlich erinnert. Wir wollen nicht so pessimistisch sein zu behaupten, daß der Geist des seligen Bundestages auferstehe und seinen mitternächtlichen Heilsang durch die Amtskuben des Reiches nehme! Nein, dazu sind wir nicht gespenstergläubig genug. Allein das lebhafteste Interesse, das neuerdings die Staatsanwaltschaft in der Stadt der obersten deutschen Reichsgerichts- Behörde an unserer Litteratur nimmt, fängt an, ein wenig nach altem bundestädglichen System zu schmucken.

Wir sagen den Lesern der „Gesellschaft“ nichts neues, wenn wir ihnen mitteilen, daß Walltho's „Dämon“, Hermann Conrads „Adam Mensch“ und jetzt auch Albertis „Die Jungen und die Alten“ von der Leipziger Staatsanwaltschaft beschlagnahmt worden sind und der Verleger dieser deutschen Druckschriften in

Untersuchung genommen worden ist auf Grund eines sehr bösen Paragraphen im Reichsstrafgesetzbuch, der die Litteratur nur aus dem Gesichtspunkte der Zucht oder Unzucht zu schätzen scheint. Es gehört bekanntlich keine Hexerei dazu, aus einem Schriftwerke den Begriff der Unzucht herauszubekommen und liebevoll mit allen Wurzeln für strafrechtliche Verfolgung zu präparieren. Die fromme Kuckerei in der Pädagogik hat diesen Versuch schon tausendmal mit dem „Wort Gottes“ unternommen und die „Bibel“, die „Heilige Schrift“ wegen „unzüchtiger Stellen“ dem Volk aus der Hand nehmen und hinter Schloß und Riegel legen wollen. Lebenswahrheit, wo sie auf das Sexuelle geht, stempelt ein Schrift- und Kunstwerk zu einem „unzüchtigen“. Sexuelle Schilderungen, die bis ins Innerste verlogen, erheuchelt, romantisch überblümt und manieriert sind, gelten für „züchtig“ und dürfen straffrei passieren. Das Trüben, Herzen, Schwächen, Küffen, Wetaffen, Umarmen — geschildert in einer so hysterisch-blämeranten Sprache, daß einem gesunden, ehrlichen Menschen zum Erbrechen übel wird, gilt gleichfalls für schön und keusch und züchtig.

Das ist im Lande der Denter heute noch die geläufige und gerichtlich respektierte Auffassung.

Trotzdem glauben wir, daß unsere Mitarbeiter, Verleger und Leser dem in Leipzig angekrengelten Verfolgungsprozeß gegen realistische Romanwerke mit Ruhe entgegensehen können. Hat die künstlerische Wahrhaftigkeit wirklich an einzelnen Stellen dermaßen über die Stränge geschlagen, daß der juristische Formalismus sie bei der Nase fassen kann, wohl an, so möge er sie bei der Nase fassen. Die Schmutzforscher in der Kritik werden vor Wonne Purgelbäume schlagen, wenn sie davon hören, und die Denunziantenseelen werden sich auf den

Kopf stellen. Ja, der Formalismus soll sein Recht und alle Welt ihr Vergnügen und ihre blühhche Schabensfreude haben. Aber den Geist der künstlerischen Wahrhaftigkeit, der heute in allen wahrhaft großen Litteraturen der Welt herrscht, wird man auch in Leipzig nicht zu erschaffen und in Ketten und Banden zu legen vermögen.

Der deutsche Bundestag ist tot — und Heine, Gutzkow und Genossen leben heute noch und werden leben, so lange es eine Dichtung auf Erden giebt mit oder ohne Erlaubnis des Staates und der Staatsanwälte. „Das Wort sie sollen lassen stahn!“ singen wir mit Martinus Luther. M. G. Conrad.

Romane und Novellen.

Eine Lüge? Roman von Ida Boy-Ed. Leipzig, Karl Reißner.

Ein hübsches Buch, ein echter Roman. Während von Anfang bis Ende. Weichherzige Leserinnen werden manches Taschentüchlein verbrauchen bei der Lectüre. Die Wittve eines Fürsten-Ktenihäters bleibt, nachdem sich derselbe im Gefängnis aufgehängt, hilf- und mittellos mit einem Töchterchen zurück. Sie legt den verhehlten Namen ihres Gatten, der ihr jedes Fortkommen unmöglich machen würde, ab, und nimmt ihren adeligen Mädchennamen wieder an. Kommt nach Wechselfällen zu einer bösen alten Jungfer, deren Nefte, ein Bureaukrat, sich in sie verliebt und um ihre Hand wirbt. Nach einem Jahr Kampf heiratet sie ihn, als Mädchen! — — Alles sehr gut motiviert. Herr v. Gemmingen, ihr auf diesem Wege erheirateter Mann, würde nie und nimmer über die Thatsache wegkommen, daß sie die Frau eines Verbrechers gewesen. Er würde sie lieber opfern und sich und sie auf Lebensdauer elend machen zc. Ihr Verstand aber und ihr Rechtsgefühl behaupten, daß so und so viel gute Menschen nicht

unglücklich sein sollen, um die Schuld eines toten Sünders wissen. Bon. Sie löst also die Vergangenheit begraben sein, wird eine glückliche Frau und schenkt ihrem Gatten und Tochter. Das Verschwiegene hängt während 17 Jahren wie ein Damoklesschwert über ihrem Haupt. Sie arbeitet Tag und Nacht, ihre Tochter erster Ehe in der Ferne erziehen zu lassen. Herr von Gemmingen glaubt, es sei für eine arme alte Tante. Da kommt eines Tags der Bruder ihres ersten Mannes, der nach Amerika geflüchtet und ebenfalls seinen Namen geändert hat, zurück. Der Knoten schärft sich, das Gewitter zieht sich über ihrem Haupt zusammen. Der junge Bruder Gemmingens verliebt sich in ihre Tochter erster Ehe und will sie in die Familie einführen. Kampf mit dem Bruder Bureaukraten. Die Tochter eines Königs-mörders in seine Familie! Horror! Nie und nimmer! Dann die Frage: und wer ist diese Mutter, wo, was wißt ihr von ihr, was ist sie, was treibt sie? Da erhebt sich seine Gattin mit den Worten: „Ja bin die Mutter!“ Tableau! — Kampf. Verzeihung und Schluß mit den Worten des Gatten: „Laß mich der Vater auch Deines ersten Kindes sein!“ Das ist wie gesagt eine hübsche Geschichte, rührend, interessant und spannend von Anfang bis Ende. Und so fein von der Verfasserin ausgeflügelt und hinausgestüpelt, daß dem Buchstaben noch die Heldin mit ihrer 17 Jahre langen Lüge wirklich Recht behält. Innerlich überzeugt wird aber kein Leser davon werden. Wenigstens keine logische, wahrheitsliebende Natur. Aus dem einfachen und unumstößlichen Grunde, daß ein wahres Glück, zumal zwischen Ehegatten, nie und nimmer auf einer Lüge aufgebaut werden kann. Im Allgemeinen. Hier im ganz Besonderen aber noch viel weniger. Eine seelisch so hoch und so fein organisierte Frau wie diese Heldin, unter-

nimmt erstens eine so kolossale Lüge nicht und zweitens könnte sie dieselbe nicht siebenzehn Jahre ertragen. Unmöglich. Der Franzose sagt in solchem Fall, indem er das Buch beiseite legt: c'est une énormité. — Dann, was jedem erwachsenen Leser sofort auffallen und ihn zum Widerspruch reizen muß ist, daß die Verfasserin ein Hauptmoment als einfach nicht vorhanden betrachtet, übergeht und vollständig unberührt läßt. Es ist dies ebenso verwunderlich als natürlich. Das häßliche Buch würde nämlich gar nicht geschrieben worden sein, wäre die Verfasserin gezwungen, das, was ich meine auch nur einigermaßen in Rechnung zu ziehen. Und nun zur Frage: Wo in aller Welt findet eine Frau, die zwei Jahre verheiratet war und, nota bene ein Kind geboren hat, — einen Mann, der genug Naivität und Unerfahrenheit besäße, besagte Frau als Jungfrau heimzuführen?! Noch dazu einem Junggesellen aus der Münchener Aristokratie! Einen Mann von der Empfindlichkeit und Strupulosität dieses Herrn von Gemmingen? Die Zumutung ist stark, nicht wahr, verehrtes Publikum? Noch weit enormer aber, wenn wir den Punkt der Heldin gegenüber beleuchten. Wie wäre es je möglich, daß eine, ich betone wiederholt, feilsch und gemächlich so hoch organisierte Frau, wie die geschilderte Heldin, um Vorteil, selbst für ihr Kind, selbst um ein ganzes Lebensglück, sich so unaussprechbar weit entwürdigte, einem geliebten Mann gegenüber eine derartige Jungfernkomödie auf- und durchzuführen? Und das mußte sie. Denn nur auf dieser Lüge, ihrem Mann gegenüber, konnte sie das übrige Lügengebäude balancieren. Diese Frau müßte ja vor Ekel über sich selbst vergehen. Man denke sich die Sache nur aus, es handelt sich nicht um eine Lüge an sich, um eine Lüge des Augenblicks, sondern um fortgesetzte, wenigstens längere Zeit

fortgesetzte — Handlungen der Verstellungskunst widerlichster, ekelhaftester Art, einem Ehrenmann, einem geliebten Mann gegenüber!

„Eine Lüge?“ Ja, eine Lüge von Anfang bis Ende. Durch und durch. Häßlich und kunstvoll aufgepußt, von außen reizend anzusehen, wie die meisten Lügen — faul und widerlich im Grunde. München dient der Geschichte als Schauplatz, könnte jedoch gerade so gut jede andere Stadt sein. Von Totalsarbe keine Spur. Das Buch wird viel begehrt und viel gelesen sein. Unfern lieben Philistern ein Hochgenuß, denn sie lieben die verrentete Moral und die halbe Wahrheit, und ihnen dankt das Leben, ethisch gleichgültig, welches Leben, der Güter höchstes, wie hier der unglaublichen Heldin. Fritz v. Brud.

Die Bergpredigt. Roman von Kreyer. (Tresden, Pierzon.) Kreyer hat sich in diesem Buche wiedergefunden, nachdem er in „Reiter Timppe“ auf das Gebiet des bürgerlichen Rührromans, ins „Gemütsvolle“, abgeirrt war. Dort hätte das große Thema: Untergang des Handwerks durch Großindustrie viel umfassender dargestellt werden können und die ganze Geschichte bildet nur ein Arrongeschick „Mein Leopold“ ins Kreyerische übersezt. In diesem neuesten Werk aber wendet sich Kreyer zu seinem wahren Gebiet zurück: der sozialen Satire. Die „Bergpredigt“! Es bleibt das interessanteste Werkmal der menschlichen Entwicklung: Die Lehren Christi, der Bruderliebe und Freiheit, wurden zur sichtbarsten Waffe der Unterdrückung. Das Christentum der modernen Gesellschaft ist eine große Lüge. Freilich, was wäre heut nicht Lüge! Die gepriesene „Bildung“? Erst mit unverdaulichen Kudeleu füttern und dann kräftig ärgern, so bekommt man Gänseleberpastete — so züchtet man mit unverdaulicher Gymnasial- und

Universitätskost die leberleidende und unzufriedene Jugend heran. Unsere Schriftstellerei verlor alles natürliche, lebenszeugende; geistige Pollutionen, nichts weiter. Da kann man sich denn nicht wundern, wenn ein kraftvoller Mannesautor wie Krejer in den Gegensatz, ins Grobkloßige, verfällt. Wir wollen ihm das nicht allzu arg veräbeln und an einen nervösen verbitterten Geisteskämpfer nicht den philiströsen Maßstab anlegen. Ja, wir Modernen kapudeln vor allen äußeren Popanzen wie nur je, aber den nervösen Dichter, welchen früher ein mystischer Nimbus umgab, beurteilen wir wie jeden Kohlenkipper. Das ist auch so ein Stück der gepriesenen Humanität unseres ausgezeichneten Jahrhunderts, das heißt die modernen Erkenntnisse der Psychologie und Physiologie aufs Zus anwenden! Wenn also die, so sich getroffen fühlten, aber Krejers „Vergpredigt“ Jetermordio schreien und ihre Brandmarkung am liebsten dem Staatsanwalt ans Herz legen, wie das heut Sitte zu werden scheint, so lache man darüber. Fiat iustitia, pereat mundus, ja wohl, aber erst muß die iustitia da sein. — Auf das „Künstlerische“ sehe ich als induktiver Litteraturanalytiker Krejers überhaupt nicht mehr an; seine autobidaktische Schwerefälligkeit wird er ewig behalten. „Künstlerische“ Geseze arten fast immer in „technische“ aus, daher nur der Gedankengehalt entscheidet. Zudem sieht sich alles doppelt an. Wird mein Blick durch gallige Stimmung getrübt, will ich wider Shakespeare eifern wie der tollste Grabbe. Und andererseits tauchen immer neue Welten unter der äußeren Kunstschale auf, Symbote unergründlicher Lebenerätsel, je tiefer wir in das Wesen einer echten Dichtung eindringen. — Wird die „christliche“ Gesellschaft, den wahren Kern teilweiser Übertreibungen anerkennend, gegen so überherbe Anklagen wie die der Krejer'schen Entrüstungs-

romane vom Recht der Selbstverteidigung Gebrauch machen? Das kann sie nicht, denn diese ganze sozialistisch angehauchte Anklagelitteratur enthält gar zu viel Wahres. Allerdings merkt man, daß der Autor selbst die Pastorenkreise nicht kennt, die er schildert. Seine unverfrostene Porträtierung Stöders (Hosprediger Bod) wollen wir nicht auf ihre Wahrscheinlichkeit hin präsen. Wenn Krejer sich aber der Aufgabe gewachsen fühlte, die Berliner Kirche als jeder christlichen Gesinnung bar zu zergliedern, so hätte er uns etwas mehr greifbare Typen vorkühren müssen, als eben nur Bod und den sinnlichen Julius Palbus: Die Fabel hätte auch das Thema erschöpfender darlegen können. Die eigentliche „Handlung“ ist ziemlich geringwertig, die Charakteristik hingegen durchweg von sicherer Meisterschaft. Als Dichter freilich, wie in den „Vertommenen“, zeigt sich der geniale Verfasser auch in dieser neuesten Schöpfung nicht mehr. Hand in Hand mit seinem künstlerischen Reifen (die „Vergpredigt“ scheint viel sorgfamer gefeilt als „Meister Timpe“, der immer noch wertwürdige Stilberenkungen und Schludrigkeiten aufweist) geht eine seltsame Ernüchterung, eine klare Mäßigkeit der Darstellung, gegenüber dem Aufsprühen einer dämonischen Wildheit in seinen früheren reichbewegten Sittengemälden. Immer deutlicher wird seine Verwandtschaft mit Alberti. Ziehen wir dessen kritisch-publizistische Thätigkeit ab und fügen eine erstaunliche Darstellungsgabe hinzu, so bekommen wir Krejer. Und zwar lege ich weit mehr Gewicht auf diese epische Kraft der Darstellung, als auf die Beobachtung, in welcher angeblich allein Krejers Stärke beruhen soll. Nichts berührt mich drolliger, als das plötzliche Wohlwollen der idealistischen Biedermaunsmeute für diesen Bösesten der Bösen, nachdem ich dreiviertel meiner literarischen Gegner mir gerade durch

mein stetes Langenbrechen für ihn erworben. Wenn irgendwo, dann zeigt sich hier die Unreife und Gemeinheit unserer „Kritik“ im heftigen Dichte. Aus allen Urteilen geht hervor, daß sie lediglich am Stofflichen hängen bleiben. Da wird „Die Verkommenen“ bloß gelobt als erster Versuch, die Arbeiterverhältnisse des Berliner Bedding zu schildern. Die elementare Kraft, welche hier überraschend ihr Titanenhaupt emporreckt, wie ein bisher am Boden wachsender Riese, der seine Banden sprengt: der Genius der sozialen Dichtung — von dem allen sah der deutsche Kritiker nichts. Daher das durch einen urplöthlichen Lobpsalm des Herrn Kirchbach entsejjelte Wonnebrunnen über „Meister Timpe“, als ob K. hier einen unerwarteten Sprung vorwärts gethan hätte. Für diese unreifen Köpfe, welche die „Reise“ gleichwohl für sich allein gepachtet zu haben beanspruchen, kommt es lediglich darauf an, ob man nach ihren Etikette-Regeln das „Wert“ sauber gebürstet und zunftgerecht zugestupft habe. Ich hingegen sah nur einen Rückschritt gegen früher. Schon in „Die Betrogenen“ fanden sich Charakterbilder von tiefsinziger Auffassung, wie der Heiligenmaler und sein falsches Idol, und eine Szene von mächtig erschütternder Lebenstragik: Die Arbeiterin, welche sich prostituiert, um ihr sterbendes Kind bei der Engelmacherin zu retten. Die „Verkommenen“ mögen ja Fehler in Fülle besitzen, verraten vor allem naive Unreife der Technik. So z. B. wenn nach der meisterhaften, eines Thaderay würdigen, Ehe-Entlarbung eines Journalisten, der zu gleicher Zeit einen Leitartikel über die Moral schmiedt, der Autor auf einmal kindlich dazwischen schreit: „Dieser ehrsüchtige Lump sprach von der Heiligkeit der Ehe!“ wodurch er die ganze Wirkung künstlerisch zerstört. Aber man vergißt all solche Unbeholfenheiten angesichts der großartigen Seelenkündigung und plastischen Lebensnachbildung,

welche Figuren wie Kaulmann und Rosa Jakob, wie Ida Merd und ihre Familie hervorzaubert, das Gespräch zwischen dem jüdischen Musiker und dem germanischen verkommenen Genie, sowie den prachvollen dröhnenden Orkan der Schlufßzene heraufbeschwört. Von alledem, sowie den echtdichterischen Stimmungsbildern des Straßenlebens, wußte die sogenannte Kritik nichts zu melden: Nur das einzig Verfehlt, die Isportagehafte Nährgeschichte des komiker Sängerknab, der sein verlorenes Mädchenlein wiederfindet, fand Gnade vor ihren Augen. Denn wir wollen halt gute, brave Menschen haben, was fürs Gemüt, beileide keine Schmutzianen, vor allem die Frauen seien edel und keusch. Fort mit allen erotischen Verheiten, denn siehe, wir sind makellos keusch; rein und friedsam floß unser Leben dahin; wir Regensenten und Leser kennen überhaupt keine „Verkommenen“ oder solche „Drei Weiber“, wir leben stets nur unter „vornehmen“ Bieder Männern. In welche Gesellschaft fährt uns dieser Autor! So etwas giebt's ja gar nicht, Verzerrung, unreifer Pessimismus. Edel sei der Mensch, hilfsreich und gut! wie unser Altmeister so herrlich singt. Apago, Satanas! — Der Roman „Drei Weiber“ machte peinliches Aussehen durch Fortträtierung einer Reihe stadtbekannter Persönlichkeiten, alle Welt fiel darüber her. Oskar Welten nannte das Buch „durch und durch dilettantisch“, Feixner trompetete würdevoll, Kreyer sei seit seinen „Weiden Genossen“ (einer marligen, aber noch recht mangelhaften Erstlingsnovelle) ununterbrochen rückwärts geschritten!! Als Hauptverbrechen ward ihm angerechnet, daß die Schilderung einer Abendgesellschaft und die einer Klubzene den breitesten Raum einnahm. Nun, warum denn nicht, sobald erstere die Peripetie und letztere die Katastrophe, sowie das eigentliche Ideen-Zentrum des Romans verkörpern? Welch oberflächliche Seichtigkeit

keit, die immer nur am äußerlichen haften bleibt! Gerade die Klubzene gehört zum bedeutendsten, was Kreyer geschrieben, und würde, rein für sich betrachtet, wenn tüchtig abgefeilt, als Hogart'sches Kabinetstück ein meisterliches Symbol der sozialen Poesie darbieten. Da hält man sich darüber auf, daß ein Kommerzienrat im Vorzimmer einer Vereinstame mit einem bettelnden früheren Zuchthaussträfling zusammenstößt und von diesem als sein lieber alter Genosse aus dem Zuchthaus begrüßt wird. Gewiß ist das an sich Unstimm. Aber die Szene selbst hat der trefflichere Meister doch wieder mit virtuoser Flottheit hingeworfen. — Die unerschöpflich frische Darstellungsgabe Kreyers verleugnet sich auch in dieser neuen „Bergpredigt“ nie und nirgends. Nachdem unser sozialer Romancier, lediglich durch uns in die Höhe gekommen, mit dem ihm eigenen saftigen Brustton der Überzeugung urbi et orbi seine Lossagung vom Naturalismus verkündigt, unter Vorschubung eines imaginären Jüngstdeutschland, das ihn ja freilich als „Urgenie der Hintertreppendoesie“ öffentlich und privatim verspottet hatte, — läßt Kreyer seine guten Absichten doch wieder im Stich. Denn Oskar und Klaudine in der „Bergpredigt“ geben Anlaß zu recht saftigen Realismen. Die zürnende Absage an die Realisten und die Bekehrung Kreyers waren also nicht so böß gemeint. Doch mögen jene Biedermänner à la „Berliner Tageblatt“, die ihn früher bespuckt wo sie konnten, ihn nur weiter zärtlich in die Arme schließen und ihn gegen die „Grünen“ ausspielen. — Auch in der „Bergpredigt“ übertrifft Kreyer die ausländischen Realisten an zielbewußtem Streben nach sozialen Gesamtbildern. Die Weite des Blicks wird freilich ebenso wie die phänomenale Sicherheit seiner Menschendarstellung durch Neigung zur Karrikatur beeinträchtigt.

Doch scheint mir nicht ausgemacht, ob er nicht diese verzerrende Einseitigkeit doch noch überwinden werde. Seine Beschränkung auf das Berliner Stoffgebiet, wo seine Unerfahrenheit nur in einen kleinen Kreis persönlicher Beobachtung gebannt bleibt, sowie sein Mangel an tieferer Bildung machen freilich ein Wachsen und Reifen dieses gewaltigen Talents zu höherem Dichtertum fast unmöglich. Wie wird er Jola erreichen an künstlerischer Abrundung und Reifung der einzelnen „Stilleben“ und „Interieurs“, der Genre-Landschafts-Stimmungsbilder. Hier scheint ihm auch Conrad bedeutend „über“. Doch beginnt in diesem neuesten Roman der Sinn für Form (hier als erzählender Prosaakt zu verstehen) allmählich in ihm rege zu werden. Hier kündigt sich ein unverkennbarer Fortschritt an. Und doch auch hier ein seltsames Nachlassen. Früher brach aus der giftigen Bitterkeit des dichtenden Proletariers oft eine überwältigende dämonische Urkraft hervor, wie sie sonst nur Dichtern ersten Ranges eignen. Das ist nun anders geworden. Verschwunden sind die böshafte Galle, der selbstgerechte Ingrimm, das Ungehobelte, alles verschmolzen und untergehend in einer fabelhaften Lebenswirklichkeit, sobald seine Figuren (nicht der Erzähler selber) reden. Verschwunden die Kompositionslosigkeit der photographischen Momentaufnahme, deren täuschende Treue kein Feinspühiger bestreiten kann, dieser minutiös ausgeführten Mangel-Malerei, im losen Rahmen eines Romans. Dafür tritt das Spießbürgerliche und Altbackene seiner kleineren Novellen jetzt auch in die Romane über, welche, um es kurz zu sagen, an künstlerischer Abrundung sehr gewonnen, an inhaltlicher Größe stark eingebüßt haben. Daß auch hier in der „Bergpredigt“ die blipartige Intuition seiner Menschenkenntnis mehrfach Triumphe feiert, brauche ich wohl kaum zu beteuern: Das kommt Kreyern gleichsam

im Schlafe. Nur wo allgemeine sittliche Anschauungen in Frage kommen, pflegt er konfus zu werden. So bekanntlich in seinem Märstück „Bürgerlicher Tod“. Dort begehrt der Held eine schwere Urkundenfälschung ohne jeden ersichtlichen Grund, da er vermögend ist, aus leerer Prahlerei und Eitelkeit. Das ist gemein. Er läßt sich aber dann zu einer hohen Strafe als äußerst raffinierter Mensch verurteilen, ohne mildernde Umstände im Anspruch zu nehmen, bloß aus Furcht, daß sein Stiefvater davon höre, von dem er peluniär ganz unabhängig. Das ist verrückt. Er erwirkt von seinem Reisegefährten, daß sein Name nicht in die Zeitungen kommt. Welche Macht, das zu thun, hat denn ein junger Kaufmann? Und das Gericht sollte bei so gravierendem Falle keine Nachforschungen über Lebens- und Familienverhältnisse des Fälschers angestellt haben?! Trug der plötzlich verhaftete Jüngling keinerlei Dinge bei sich, wie jeder andere Mensch, die seinen Namen verrieten? Das alles ist schlechtweg unmöglich. Nachher will er, obgleich er auf seine Braut verzichtet, durchaus den Ehekontrakt unterzeichnen, trotzdem ihm ein Jahr Ehrverlust zudiktirt. Als man ihm natürlich das verbietet, gerät er und sein Autor in hohe sittliche Entrüstung! Der Kleptomane Hippe stiehlt weiter — nun ja, er und auch der junge Wechselfälscher mögen ja dabei die edelsten Menschen sein; daß aber von den beiden nun das weit geringere Vergehen eines anderen als unfähbares Verbrechen betrachtet wird, spricht wahrhaftig nicht für ihre edle Redlichkeit. Meineid, um die Ehre einer Frau zu retten — hilf Himmel, so was soll in den anständigsten Familien vorkommen! — soll als hundertmal schlimmer gelten als Fälschung und Diebstahl?! O Krepper Crindur, welch ein Zwiespalt der Natur! Dieser mißlungene Dramaverfuch Kreppers rückt mir den Saß eines Kritikers nahe,

den ich kürzlich las: „Neben der Lyrik giebt gerade das Drama den Entschaid, ob der Verfasser ein Schriftsteller oder ein Dichter ist.“ Ich fürchte, das Dichterische in Krepper, ohnehin verflümmert, ging jetzt ganz im Schriftstellerischen unter. Darin liegt keineswegs eine Herabsetzung. Es scheint noch sehr die Frage, ob ein Dichter an allgemeiner Bedeutung einem thätigen Schriftsteller vorzuziehen sei. Novalis und Tieck waren Dichter, Gutzow und Wienberg Schriftsteller; deren Einfluß auf die literarische Entwicklung übersteigt aber den jener Romantiker bei weitem. Der Unterschied zwischen Dichter und Schriftsteller läßt sich überhaupt nicht mit ein paar Tiraden abthun. Behaupte ich, daß Ruffet und Jola die einzigen Dichter ihrer an großen Autoren so reichen Nation, so möchte der Beweis eine eingehende Studie erfordern. Und ich sage ohne Bedenken hinzu, daß ein Voltaire dennoch viel wichtiger für die Welt gewesen sei. — „Die Bergpredigt“ liefert jedenfalls den Beweis, daß der Schriftsteller Krepper sich in aufsteigender Linie entwickelt. Karl Bleibtreu.

Offengestanden, als Säkholzraspler will uns der lähne Florentiner Professor Paul Mantegazza nicht sonderlich gefallen. In seiner neuesten Schrift „Die drei Grazien“, übersetzt von R. Teuscher, (Verlag von Herrn. Costenoble in Jena) verläßt er das Gebiet der Thatfachen, das er in seinen früheren Werken so fesselnd und pikant zu beherrschen wußte, und versteigt sich in den blauen Dunst der Fabeleien und Spekulationen. „Die drei Grazien“, halb Roman, halb Dissertation (natürlich nicht im akademischen Sinne!) sollen die Möglichkeit der platonischen Liebe zwischen einem Waisling älteren Datums und drei jugendlichen, keuschen und fürchtbar geistreichen und etcetera Damen erweisen. Wie immer, weiß Mantegazza auch hier sein schrift-

stellerisches Talent in den glänzendsten Farben schillern zu lassen, allein überzeugend wird er mit diesem hyperidealen und keuschen Buche niemand — am wenigsten seine Leserinnen, deren wir ihm übrigens recht viele wünschen. Platonische Liebe — bei drei Grazien a. D., und dieweil die eine die andre nicht aus dem Auge läßt, vielleicht! Ignotus.

Gregor Samarow oder Oskar Meding hat sich unter dem Titel „Unter fremdem Willen“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanst.) insolge des Rode-Problems des Hypnotismus einen ganz merkwürdigen zweibändigen Roman entzwickeln lassen. Hätte er tiefer über die Sache nachgedacht und sich die strengen Vorschriften realistischer Kunst zu Herzen genommen, würde er das Buch noch ein wenig für sich behalten haben.

Die Geschichte ist die: Schauplatz — ein Schloß im alten niedersächsischen Teile des Westfalenlandes, allwo Fürst Leo als Majoratsherr residirt. Er lebt soweit ganz glücklich und in Frieden mit seiner Gattin und einem Sohne. Da wird ihm ein Mensch empfohlen, ein gewisser Salatiери, nein, Salantieri, teils als Gast, teils als Bibliothek-Stöberer. Ein Unheilsmensch natürlich mit dem entsprechenden romanhaften Äußeren, unheimlich, orientalistisch u. s. w. Schrecklicher Rachedurst ist's, was ihn in das fürstliche Heim führt. Er will nichts Oeringeres, als mittels seiner hypnotischen Kraft das ganze Haus verderben. Mit dem Appetit kommt das Eisen, oder umgekehrt, und so wird die Geschichte immer schlimmer. Ehren-Salantieri leistet als Hypnotiseur und Suggestionist (ich bitte den Sprachverein um ein brauchbares deutsches Wort!) so Großes, daß man irgend einer in ihrer Art gleichfalls leistungsfähigen sogenannten Fakultät (zu Deutsch? —) die Frage vorlegen möchte: Ist es wissenschaftlich men-

schenmöglich, mit Hilfe der Suggestion (!) solche Dinge zu vollbringen? Oder wollte Samarow-Meding sich nur die Freiheit nehmen, besugt oder nicht, der Wissenschaft ein wenig mit dem Roman nachzuhelfen? Kurz, es geht ganz schauderhaft zu. Leser, die spannende Geschichten lieben, müssen dabei ihre Rechnung finden. Ist die höhere Litteratur pflegt dabei freilich wenig oder nichts abzufallen.

Marie Conrad.

Herr Baron Anton von Perfall ist mit unserer Kritik seines Romans — der Titel ist uns entfallen, es war im letzten Junihft — nicht zufrieden gewesen. In einer Zuschrift an den Herausgeber dieser Zeitschrift läßt er seine Verstimmung nicht un deutlich durchblicken. „Vielleicht findet der Kritiker in meinem Novellenband ‚Über alle Gewalten‘ doch ein ernstes Streben, als nur Unterhaltungslektüre zu liefern, falls er selbst den nötigen Ernst dabei anzuwenden gesonnen. Durch Herauszerren einzelner Sätze aus Sinn, Zusammenhang und Stimmung läßt sich allerdings viel erreichen und eine gelungene Parodie liefern.“

Wir würdigen vollkommen das ernste Streben des Herrn Anton von Perfall, allein den Vorwurf, daß unser Kritiker Freih. v. Brud statt einer ernsthaften Kritik nur eine Parodie geliefert habe, müssen wir als eine unberechtigte Unterstellung und als eine Verdächtigung unserer durchaus ehrlichen kritischen Absichten zurückweisen. Das schwere Amt eines Kritikers wird von niemand ernster genommen, als von unserem geschätzten Mitarbeiter Freih. von Brud, die kritische Rechtspflege nirgends unparteiischer und gewissenhafter geübt, als in unserer „Gesellschaft“.

Wir fordern jeden Leser auf, der in der deutschen Zeitschriftlitteratur bewandert ist, uns ein Blatt namhaft zu machen, worin die litterarische Kritik eine un-

fassendere, sachlichere und redlichere Pflege findet, als bei uns! Die „Gesellschaft“ ist auch als kritisches Organ einfach ein Unikum in der gesamten deutschen und nichtdeutschen Publizistik. Die Fälle und Tüchtigkeit unseres kritischen Teiles wird von keiner andern Zeitschrift der Welt erreicht, geschweige übertroffen. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir uns anmaßen, niemals zu irren, immer und jedesmal unfehlbar das Richtige zu treffen. Aber das soll gesagt sein, daß wir hinsichtlich des besten Willens, die Kritik auf die erreichbar höchste Stufe der Gediegenheit und Zuverlässigkeit zu treiben, keinen Vergleich mit den angesehensten Kritikern der Welt scheuen. Keinen Vergleich auch bezüglich der Bereitwilligkeit, einen nachgewiesenen Irrtum einzugesehen und antikritischen Stimmen Raum zu gönnen.

Mit Vorstehendem wollen wir kein eitles Loblied gefungen, sondern nur schlichte Thatsachen festgestellt haben, zu Ruh und Frommen aller Viedermänner, die nicht müde werden, uns in die Schuhe Dinge zu schieben, von denen unser Herz nichts weiß. Diese Feststellung ein für allemal, und damit Buakum.

Der von der Verlagshandlung dem Anton von Perfallischen Novellenband „Über alle Gewalten“ mit auf den Weg gegebene Empfehlungszettel hat folgenden Wortlaut:

„In diesen zwei Erzählungen zeigt sich ein Talent ersten Ranges. Es sind beides bayrische Dorfgeschichten, aber es lebt in ihnen noch ein anderes Element, als man bisher bei Geschichten dieser Art zu finden gewohnt ist, es ist etwas von der Kraft, Frische, Ursprünglichkeit und der eigentümlichen Tonart Bret Harte's in diesen Novellen, von denen die erste auch zum größten Teile nach Amerika hinüberspielt. Meisterhafte Charakteristik, strappierende Wahrheit der Schilderung aller Verhältnisse, realistische Rührtheit in

der Ergreifung des Stoffes sichern diesen Novellen eine lange Lebensdauer und die tiefste Wirkung; den Autor aber stellt dies Buch sofort mit den größten Meistern der Dorfgeschichte auf eine Stufe. Das Gemüth des deutschen Dichters erscheint in diesen Novellen vermählt mit der kraftvollen Originalität der amerikanischen Erzähler und dies giebt diesem Autor ein ganz eigenartiges Gepräge und verleiht seinen Dorfgeschichten einen besouderen Reiz.“

Der Ulan. Roman von Johannes von Dewall. Mit 141 Illustrationen von G. Brandt. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Nach Paris zur Zeit seiner Belagerung durch deutsche Truppen fährt uns der in den letzten Februartagen des Jahres 1871 beginnende Roman, dessen dritte Auflage in einer sorgfältig ausgestatteten, mit zahlreichen Abbildungen gezierten Gestalt erschienen ist. Die Erinnerung an jene historisch große Zeit, die geschilderten Vorgänge, die graziösen Arabesten feinen Salonlebens und eines fesselnden Herzenromans sind ganz geeignet, dem „Ulan“ in immer weiteren Kreisen des Publikums steigende Beliebtheit zu sichern. Es sind auf diesem Gebiete, der Verquickung von blutiger Historie und parfümierter Liebe, so wenig litterarisch wertvolle Werke vorhanden, daß man dem Dewallschen Fabuliertalent, das Venus und Mars in der beliebtesten diskreten Art so vollkommen gerecht zu werden versteht, gerne durch die Finger sieht und von einem so schnell-schreibenden Schriftsteller nicht mehr verlangt, als er bei seiner Veranlagung und Dichtweise geben kann. Wie gesagt, der Dewallsche „Ulan“ ist eins der besseren Bücher dieser Gattung. Ignotus.

Die schöne Helena. Roman von Alexander v. Roberts. (Dresden, Minden.) Roberts gehört zu den aus-

gesprochenen Realisten, ohne jedoch dem Naturalismus zu verfallen. Er versäzt über ein scharfes Sehvermögen und beherzigt das Zola'sche Wort: „un coin du monde, vu à travers son temperament.“ Das Soldatenleben in Köln hat er recht fest und brav geschildert. Der Unterschied rheinischen und preussischen Wesens ist gut erfaßt. Karl Bleibtreu.

Hans Land: Die am Wege sterben. Berlin, 1889. A. H. Fried & Co. Als ich die erste Sammlung kleiner Skizzen dieses jungen Anfängers wohlwollend in der „Gesellschaft“ anzeigte, wurde von einigen persönlichen Freunden des Verfassers ein fürchterliches Geschrei gegen mich erhoben, und ein zuweilen in Litteratur machender Breslauer Börsenjüngling trieb die Unverschämtheit so weit, ohne den Versuch eines Beweises, zu behaupten, ich hätte mich von persönlichen Beweggründen leiten lassen, indem ich den Verfasser nicht für das größte Genie der Neuzeit erklärte, sondern bei seinem Erstlingswerk auch eintige Schwächen entdeckte, auf welche ich den jungen Anfänger glaubte aufmerksam machen zu müssen. Jener Breslauer Börsenjüngling erfrechte sich sogar, zu behaupten, mich hätten eigensüchtige Beweggründe geleitet, ich zitterte, daß mir Herr Land mein bißchen litterarisches Renommé wegnehme, und Gott weiß was noch. Ich bin so anmaßend, zu glauben, daß mein litterarischer Ruf doch zu gefestigt ist, um von einem jungen Anfänger mit drei mittelmäßigen Skizzen über den Haufen gerannt zu werden. Daß ich auf die sonstigen Flegelien des Rezensenten der „Monatsblätter der Breslauer Dichterschule“ eingesehe, wird niemand von mir verlangen, ich habe nicht nötig, den Lesern dieses Blattes noch zu versichern, daß meine Besprechungen noch nie etwas anderes beeinflußt hat, als meine beste Überzeugung, welche wohl unrichtig sein kann, aber nie unehrlich.

Ich habe nun das neue Buch des Herrn Land mehrmals durchgelesen und kann nach gewissenhafter Prüfung nur sagen, daß er noch bedeutend hinter seinem ersten Versuch zurückbleibt. Der Hauptfehler des letzteren zeigt sich leider hier in noch viel schlimmerem Grade: eine grenzenlose Verlogenheit. Selbstverständlich erhebe ich diesen Vorwurf nur gegen den Geist des Buches, nicht gegen seinen Autor, dessen Persönlichkeit mir so gut wie unbekannt ist. Verlogen nenne ich ein Buch, das mit dem Aufgebot der schwaufigsten Rhetorik versucht, unsere Teilnahme für Menschen in Anspruch zu nehmen, uns Menschen als unglücklich und mitleidswert vorzuführen, die in Wahrheit Dummköpfe, Schurken, Schwächlinge sind. Wenn ein Mädchen, dessen Vater krank darnieder liegt, der das Geld fehlt, die Medizin zu kaufen, wenn ein solches Mädchen aus Kindesliebe zur Dirne wird, um von ihrem Sündengelde ihrem Vater das Leben zu retten, wie z. B. die Sonja im Rasolnikow, so ist solch ein Geschöpf eine Heldin; wenn sie aber im gleichen Falle ein fremdes Sparkassenbuch stiehlt, an der Börse spekuliert, das Geld verliert und sich dann unter die Räder einer Lokomotive wirft, so ist sie eine ganz gemeine Diebin. Wenn ein Mädchen von ihrem Geliebten verlassen wird und sich der Arbeitscheu und Prostitution ergibt, so ist das unter Umständen wahr, aber es wirkt widerslich, wenn wir nicht die inneren Kämpfe dieses Mädchens sehen, wenn wir nicht sehen, was sie um ihres Geliebten willen leidet. Der Marie Hans Lands steckt die Dirne schon im Blut, als sie noch anständig ist. Sie macht nicht einmal den Versuch, ihren Schmerz durch angestrengte Arbeit zu betäuben, zu überwinden, sie ergibt sich der Arbeitscheu, sie ist einfach widerwärtig. Wenn ein Schauspieler sich der Morphiumsucht ergibt und daran zugrunde

geht, so ist das traurig, ekelhaft, aber er ist nicht poetisch, sofern der Dichter keinen Versuch macht, uns die physische Notwendigkeit zu zeigen, die dem Künstler die Morphiumspritze in die Hand drückt: z. B. die unerläßlichen seelischen Aufreibungen der dramatischen Kunst oder ähnliches. Wenn die Gattin eines berühmten Malers diesem eröffnet, sie wolle mit einem Offizier durchgehen und der Meister, ganz in seiner Kunst verloren, sie segnet und sich erschießt, statt um seinen höchsten Besitz als Mann zu kämpfen, so ist solch ein Mensch ein Idiot, ein Eretin und der Dichter ein Lügner, der alle rhetorischen Künste anwendet, unsere Teilnahme für den Maler zu erpressen. Mit einem Wort: Herru Land fehlt das Bewußtsein der moralischen Gerechtigkeit in der Poesie — nicht der äußerlichen poetischen Gerechtigkeit, die sich im Tode des Helden im spätesten Alter äußert, sondern der inneren —, ihm fehlt die Wahrhaftigkeit, und ohne diese ist kein großer Dichter denkbar.

C. A.—i.

Durch die Brandung ans Land. Roman von H. Fries-Schwenzen. (Berlin, F. Fontane.) In realistischer Weise zeichnet der norwegische Verfasser ein tragisches, erschütterndes Lebensbild aus seiner Vaterstadt Christiania. Das Werk ist ein moderner Künstlerroman von aktuellstem Interesse. In den Personen der beiden Haupthelden sind die einander bekämpfenden Richtungen in Kunst und Politik geschildert, welche für das gegenwärtige Kulturleben Norwegens so überaus charakteristisch sind.

Die fromme Witwe. Roman von Karl von Persall. (Tüßeldorf, Felig Vogel.) Der durch seine früheren Romane in der litterarischen Welt geschätzte Erzähler führt uns in dieser seiner neuesten Dichtung ein Seelengemälde von erschütternder Wirkung vor Augen und

schildert in demselben gewisse intime, die tiefsten Seelenzustände bloßlegende Vorgänge des katholischen Lebens. Wenn auch von freisinnigen Anschauungen geleitet, ist der Verfasser doch zu viel Künstler, um einen politischen Tendenzroman mit kulturkämpferischen Schlagworten zu schreiben. Wir finden eine von hohem psychologischen Interesse geleitete Darstellung merkwürdiger Thatsachen, in welcher Licht und Schatten gleichmäßig und kunstgerecht verteilt, der Katholizismus als eine abjektive Thatsache unseres Kulturlebens erscheint.

Carmagnuola, historischer Roman aus der Zeit der letzten Visconti, von Otto von Monteton. (Hannover 1889. Schmorl & von Seefeld.) In der heldenhaften Gestalt des Carmagnuola schildert uns der Autor einen jener Condottieri, welche in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts den Krieg als Lebensberuf fast selbstständig betrieben. Das Buch empfiehlt sich als ein geschichtlicher Roman in der besten Bedeutung des Wortes.

Silva Maria. Erzählung aus der Reformationszeit von H. Kaydt (Hannover-Pinden, Karl Manz). Die lebendige, kraftvolle Darstellung einer gährenden Periode unserer Geschichte in dem fesselnden Rahmen einer Novelle verbürgt dem Buche einen umfassenden Leserkreis.

G.

Liberius. Roman von Walloth. (Leipzig, Friedrich.) Dieser neueste römische Roman bezeichnet den bisherigen Höhepunkt des Walloth'schen Schaffens. So rüchhaltig ich die brennende Harnen- glut der früheren Schöpfungen Walloth's auf diesem Gebiete anerkannte, obgleich er mir die epische Kraft des Anfangs der „Oktavia“ nie mehr erreicht zu haben schien, konnte man sich nicht verhehlen, daß eine Eintönigkeit und stete Wiederholung der Konflikte und Figuren, ja

der einzelnen Situationen sich bemerkbar machte, wodurch z. B. „Der Gladiator“ wie ein Abklatsch der vorausgehenden beiden Romane erschien. Der Bildhauer im ersten, der Rime im zweiten, der Gladiator im dritten Roman, in ähnlicher Reihenfolge der Nero, Domitian, Caligula, die Poppäa, Julia, Pyrrhis, immer die äppige mittelalterliche Frau, die einen schwachen sinnlichen Jüngling liebt, und daneben eine herbe Mädchenblüte — alles das wiederholte sich ewig. Auch die meisterhafte Bildnähigkeit einzelner Szenen (in erster Linie sei hier genannt die Nachszene bei Domitian) gleich sich überall. In diesem „Tiberius“ aber hat Walloth durchaus neue Gestalten geschaffen, hauptsächlich in diesem neuen ganz abweichenden Cäsarentypus, aber auch in dem trefflich gelungenen Sejan und der einzigen Heldin des Romans, der seltsamen Germanin Thusnelda. Das Liebeselement, welches bisher jede höhere historische Auffassung überwucherte, hat Walloth diesmal weise auf ein sehr geringes Maß beschränkt und seine ganze Kraft auf die psychologische Schilderung der historischen Mannesgestalten verwandt. — Ich mißbillige aufs höchste die Lobhudeleien jener guten Freunde, welche Walloths herrliches Talent verziehen und verderben. Ich verwerfe sowohl im Prinzip wie in der einzelnen Ausführung seine Dramen und Gedichte, und mußte bisher seine Versuche, zum modernen Leben Fühlung zu gewinnen, völlig verfehlt nennen, bis mich der „Dämon des Reides“ eines Bessern belehrte. Wenn er dort den Ort „Für Herren“ unkünstlerisch, weil ohne jeden ersichtlichen Zweck, anführt, woran sich Böswillige klammerten, so ist das ebenso belanglos, als wenn er anderswo einmal Kofen, Weichen und Nachtigallen zur selben Jahreszeit blühen und singen läßt. Es giebt ja auch waschichte „Realisten“, welche Schwalben mit

Brotkrumen füttern lassen, während ein Kind wissen sollte, daß Schwalben nur fleischfressende Vögel sind. Solcher lapsus calami kann dem Besten passieren. Im Ganzen aber habe ich mich von der Ansicht bekehrt, daß in Walloth ein Romantiker schwarzgeistere. Um so mehr empört mich eine höhnische Abfertigung dieses ausgezeichneten „Tiberius“ in Mauthners „Deutschland“, welche von „unwahrer Romantik mit naturalistischen Räspchen“ fabelt und Walloth mit Ebers auf eine Stufe stellt. In derselben Nummer wird mein „Cromwell bei Marston Moor“ gnädig gelobt und „die kräftige Prosa“ meiner Schlachtbilder über Scherenberg und Wildenbruchs poetische Schlachtbilder erhoben, im übrigen aber orakelt, daß ich in meinen „formlosen Dramen“ trotz gelungener Charakteristik kein Bühnenwerk schuf, bloß weil ich eigenfinnig jede Kunstform sprengte. Fünf Akte ohne Szenenverwandlung im Akt, nach allen Regeln der Bühnentechnik aufgebaut — „formlos“? Und das dumme, auf läppi-schen Zufällen aufgebaute Nachwerk der Goncourts formvoll? — Ja, da kann man sich nicht mehr wundern, wenn eine so prächtige Dichtung wie „Tiberius“ als „lächerlich“ abgethan wird. Tröste sich Walloth mit dem Beifall der Eingesichtigen! Karl Bleibtreu.

Lyrik.

Die Pappenheimer von Julius Wolff (Grote, Berlin). Statt jeder Rezension eine allgemeine Bemerkung! Es giebt wirklich noch wohlmeinende Leute in Deutschland, welche mit wohlthuerender Naivität das deutsche Publikum gleichsam entschuldigen, weil es bisher der modernen Singsang-Lyrikazerei keinen Geschmack abgewinnen konnte. Aber nun natürlich, wo wirkliche Dichter von Gottes Gnaden zu singen anheben, nun wird sich das Vorurteil der Deutschen gegen Lyrik gar bald verlieren. Hoh-

gelächter der Hölle! Das Einzige, was die Lyrik noch einigermaßen am Leben erhielt, war ja gerade die Rücksicht auf die Bedürfnisse der höheren Tochter! Nämlich: „Gedichtbücher“, wie er es sinnig nennt, kauft der biedere Deutsche in Maroquin mit Goldschnitt zum Namenstag seiner Töchter, Schwestern und Cousinen, wenn er zufällig nichts Luxuriöseres anwenden will. „Ach geben Sie mir ein Gedichtsbuch für ein gebildetes Mädchen!“ so heißt der ersöhnende Ruf, welcher die Verleger deutscher Lyrik ab und zu vom Bankerott rettet. — Bravo, Julius Wolff. Diesmal erinnern die Verse vielsach an Wilhelm Busch. Diese gereimte Prosa, wieviel kostet die Elle, bezeichnet also den Grad des poetischen Weihnachtsgeschmacks. Ja, ja, da redet man von „Form“, von der deutschen Lyrik-Überlegenheit! Unserem quält sich ab, selbst wenn man die Lyrik nur nebenher betreibt, immer neu umzumodeln, zu streichen, jeden Ausdruck stets aufs neue zu überlegen. Wenn die Überfülle der Gedanken oder einer historischen Perspektive uns zwingt, die Reinheit dichterischer Sprache zu verletzen, so geschieht dies nach bitterem Kampf, dadurch veranlaßt, daß man möglichst viel Gedankenextrakt in ein Einzelgedicht pressen möchte. Viele Gedichte scheidet man aus als nicht gelungen oder nicht bedeutend genug (letztere vielleicht solche, die dem deutschen Kritikerpöbel gerade als die „echte“ Lyrik erscheinen würden), Härten und Geschmacklosigkeiten entstehen lediglich durch den Haß gegen alles konventionelle in Form und Inhalt — und da sieht man vor sich einen solchen Minnesänger, der drauflosreimt, unbestimmt um jeden höheren Begriff der „Form“ in der albernsten trivialsten Leichtfertigkeit, und diesen pathetischen Wilhelm Busch feiert die Welt als Meister der Form von Gottes Gnaden! Nur in den Gedichten von Liliencron, Neder,

Conradi und einigen Jüngstdeutschen steht überhaupt „Formvollendung“ im höheren Sinne; die ersten Dichter der vorigen Generation (Greif, Keller, Raper u. s. w.) reimen zu entschuldig und enthalten oft der inneren Rhythmil.

Karl Bleibtreu.

Zu den Lyrikern, welche sich durch eine ungewöhnlich feine und reiche Empfindung auszeichnen und ihr heiß flutendes Gefühlleben in den maßvollsten, holdesten und sinnigsten Weisen ausströmen vermögen, wird man fortan auch Sandor Barinkay zu rechnen haben, dessen erster Lieber-Eyflus „Liebestraum“ soeben erschienen ist mit einem Geleitwort vom Herausgeber dieser Zeitschrift (München, G. Franzscher Verlag, 96 S.). Das geschmackvoll ausgestattete Büchlein sei allen denen empfohlen, welche das ewige, hohe Lied von der Liebe Lust und Leid aus einem jugendlichen, von süßstem Wohltaute überströmenden Rande vernehmen mögen, einem Rande, der allerdings nicht, wie das Titelblatt glauben machen will, einem magyrischen Sandor, sondern einem echten Münchener Kind! — einem genialen Jungfräulein in der schönen Niarstadt gehört. Unsere alten zahnlösen Meisterfinger von der hochwohlloblichen Münchener Dichterschul' mögen sich grün und blau „giffen“, ich kann ihnen nicht helfen, selbst wenn ihr Schildknappe Prof. Dr. Georg Scherer (Bayerstraße 49) alle seine „provisorischen Komitees in Wien, München, Berlin“ mit ihren furchtbaren Höllenmaschinen gegen mich loslassen sollte: so wonnig und so ergreifend wie Fräulein Sandor Barinkay haben sie alle zusammen in ihren schönsten Jahren nicht gesungen! Und möchte der Herr Poet Prof. Dr. Georg Scherer selbst sein lyrisches Mäuschen spizen und traumverlorene Verse lassen, daß sich die Kenner kugeln vor lachen, er mühte mit seinen poetischen Baugrubnerkunststücken vor dieser gottbegnadeten Sängerin doch die

Sege! streichen und seine „Anthologien“ revidieren: gegen Sandor Barinlay nimmt er sich aus wie ein musikalisch dressierter Stiefelzieher gegen eine Aeolisbarfe. Wir kommen auf den köstlichen „Liebestraum“ zurück. Frisch Hammer.

Vagantenfang und Schwerterklang. Lieder aus deutscher Vorzeit von Franz Hirsch. (Leipzig, Reihner.) Im Augustheft der „Gesellschaft“ hat ein geistvoller Ästhetiker, der mir vorwirft, durch die „großartige Tragödie „Weltgericht“ meine kritischen Theorien selbst widerlegt zu haben, sich über meinen Satz lustig gemacht: „Worin besteht das Wesen des Dramas? Doch wohl zuvörderst darin, daß es überhaupt dramatisch sei.“ Er stellt diesen Satz auf eine Stufe mit der Thorheit: „Worin besteht das Wesen des Holzes? Darin, daß es hölzern ist.“ Das klingt wißig, ist aber nur leicht. Denn das Wesen der materiellen Gegenstände beruht, sofern wir sie nicht genau chemisch untersuchen, auf einer Einheit des Begriffs, „Holz“ ist uns eben bloß „Holz“, während die intellektuellen Begriffe innerlichst aus Zusammensetzungen bestehen. Das Wort „dramatisch“ wird ja sogar im täglichen Leben auf Vorkommnisse angewendet: „Ein dramatischer Moment“ u. s. w. Ebenso bei Gegenständen der bildenden Kunst oder Musik. Und im Epos (z. B. Nibelungenlied) oder Roman sprechen wir ebenfalls davon, daß die Erzählung sich dramatisch zuspize, sich zu wahrhaft dramatischen Wirkungen steigere, und dergleichen mehr. Da nun aber das Drama, seinem eigenen Namen nach, ganz besonders „dramatisch“ sein sollte, bleibt doch das erste Erfordernis desselben, daß es eben nicht episch oder lyrisch gestimmt, sondern „dramatisch“ sei, nicht etwa eine dialogisierte Novelle in äußerlich dramatischer Form. — Darum frage ich gleichfalls: Worin besteht das Grundwesen der Lyrik? Zuvörderst wohl darin,

daß sie überhaupt lyrisch sei. Und die Erkenntnis dieser schönen Wahrheit ist es gewesen, welche alle didaktische und gedankenbetrachtete Poesie einem größeren Leserkreis verschloß während die lustige Sauf- und Minnepoesie sich die Herzen gewann. Denn man darf sich wohl ehrlich gestehen, selbst wenn man selber viel wider diese Erkenntnis gesündigt hat, daß im Gesang, im Singen wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt, ewig die eigentliche Lyrik beschloßen bleibt, wie auch das Beispiel des größten Lyrikers Robert Burns darthut. Allerdings bedingt dieses Singen und Klingen noch nicht Einseitigkeit und Eintönigkeit, ein stetes Trauflösgejuchze zur Fiedel. Unter allen Fahrennden Sängern, welche Junst der selige Scheffel ja unter uns neubegründet, ist Franz Hirsch der Einzige, der auch ernstere Töne anzuschlagen weiß. Es muß jedoch gesagt werden, daß ihm diese weit weniger gelingen, und sein genußreiches Temperament wohl für die Lust entsprechende Töne findet, setzen oder nie für das Leid. Diese Vagantenlieder dürfen mindestens nicht als Nachahmung gelten, denn sie wurden ein gutes Jahrzehnt früher veröffentlicht, ehe die Poesen jahrender Schüler „so anmutigen Ausdruck durch beliebten Sängermund fand“. Das jünglingsfrische Behagen der Stausenzeit hat Hirsch recht ansprechend ver sinnlicht. Doch auch der männliche Ernst der kolonisierenden Staatengründung im Osten des Reichs wird veranschaulicht. Manches zeugt von ungewöhnlicher Sprachfertigkeit und Reimfindigkeit. So „Horaz im Kloster“, „Vagateneinfall“, „Mitornell“. Etwas deutlich erinnert an Bretchens Klage „Die junge Nonne“. Red und schlicht treten Lieder einher wie „Truppliebchen“:

„Versuchs, Du stolze Hildegund,
Ob Du es kannst vergessen.
Daß heimlich thut ein roter Mund
Sich auf den Weinen pressen.

Und bist Du stumm, kennst mich nicht mehr,
So mag auch das mir taugen.
Wie jähst Du kamst so stolz daher.
Da sprachen Deine Augen."

Unter den Stimmungsbildern aus Preußens Ordensgeschichte (vielleicht dem großartigsten Wendepunkt der deutschen Volksentwicklung) findet sich manches minder Gelingene, ja Langweilige, auch öfters unechte Reime. Andres erhebt sich wieder zur vollen Würde des Gegenstandes, so „Der Ritt zum Meer“. Franz Hirsch ist ein Dichter.

Karl Heibtreu.

Fliegende Blätter. Neue Lieder von Paul Barfch. Zweite Auflage. (Leipzig, Baumert & Ronge.) „Mein Herz, du hast gerungen gen blinden Menschenwahn, und was dir auch mißlungen, die Pflicht hast du gethan,“ heißt es im Motto-Gedicht. Paul Barfch zeigte sich stets als ein Charakterkopf von ansprechender freimütiger Frische. So auch hier. Das schöne Streben wird überall erkennbar, den Volksliedton zu treffen. Inniges Gemüt klingt aus den Liebesliedern, ein edles deutsches Herz aus den Entrüstungsverfen über die Unterdrückung der Armen und Wehrlosen. Vieles kündigt ein reifes Künstlertum in meisterlicher Beherrschung der Form, nicht nur der äußeren Rhythmi und Versreinheit, sondern auch jener inneren Form, welche in knapper Abrundung sich kundgibt. Auch ein frischfreistrommer Humor quillt lustig hervor, wie in dem köstlichen Gedicht „Der letzte Dichter“, und steigert sich zu beißender Ironie, wie in „Der Gedächte“, „Königstreue“, „Wettstreit“, „Der Klausner“. Einzelne Gedichte paden mächtig in ihrer schlichten Plastik. So „Nach der Schlacht“:

„Ein leises Lächeln überzieht
Ein Antlitz, denn er hat geseht.
Geflassen blidt er in die Nacht
Und sinnt auf eine neue Schlacht.“

oder „Am Galgen“, das an Burns' wunderbaren Trostschrei „Macpherjous Fahrwohl“ gemahnt:

Die Hölle triumphiert
Und löst auf guten Jang —
Der Henkerstecht probiert
Im Morgengraun den Strang.
Viel hundert stehn und gaffen.
Der Käufer steigt empor,
Es beten ihm die Klassen
Ein leites Sprüchlein vor.
Der Satan hört's mit Beben —
Des Sünders reine Seel'
Sieht er gen Himmel schweben
Mit Engel Gabriel.

Barfch hat viel erlebt und gelitten:

Lb ich den bunten Reigen
Erlebt, ich weiß es kaum!
Nur Wundermale zeigen,
Es war nicht nur ein Traum.

Er kann da manches Genrebildchen aus der Erinnerung zeichnen, wie „Begegnung“, und andre die Töne des Erbarmens lehren, wie in dem herrlichen Gedicht „Die Thränenhale“. Er lernte auch Menschenkenntnis, wie in dem famosen Porträt „Der Biedermann“, wir kennen ja solche Biedermänner:

Tu magst dich edel nennen
Und deuchen allezeit —
Doch wird man stets erkennen
Der Seele Niedrigkeit
Denn nie trägtst du zu Grabe
Die innerste Natur —
Und wem sich zigt der Mabe,
So wird er schwärzer nur.

Als wahrer begnadeter Dichter von Kopf zu Fuß zeigt sich der bescheidene wadere Sängler in „Die Blume der Treue“:

Es laßt ihn ein Schauer,
Die Blume er laub
An der Klostermauer
An Grabestrand. —

Barfch's Dyril hält wohlthunend die Mitte zwischen der alten pathetischen und der neuen ultrarealistischen Sangeskunst, welche die Auffassung über das, was Poesie sei, völlig verschiebt. Mit welchem Geschrei wurden nicht die in Verse gebrachten Arbeiterstuben, die aber nicht echt, son-

dem gemacht wirken, von einigen Unreife begräht — Arno Holz und sein Herwegh-Simbam mußte mindestens „genial“ heißen, und als ich nichts als Formvirtuosität darin entdecken konnte, war's natürlich „Reid“ — und heut? fragt kein Mensch mehr nach diesem Messias. Es freut mich übrigens, daß die Gebrüder Hart mit dem gerechten Mißvergnügen, mit welchem sie jedes aufstrebende Talent zu beehren pflegen, diesen meinen „Reid“ unterstützten — leider kann ihre Verdammung des „Buch der Zeit“ mich ebensowenig von der Bedeutung ihrer eigenen „sozialen“ Lyrik abbringen. Weder Kirchbach noch Lilien-cron, also die größten Antipoden, konnten aber begriffen, warum ich die Lyrik Arens mit einem Eifer pries, der einem gewissen Dankbarkeitsgefühl entsprang, da diese eintönigen, aber immer seelen- und weishevollen Melodien auf mein Gefühl süß und irdischer Schwere enthebend stets gewirkt haben. Es wird bei meinem damaligen Urteil, dem später so Viele beipflichteten, wohl kein Bewenden haben. Eine mondstächtige Schmerzenswollust wie von Lenau und Leopardi (z. B. des letzteren „Lied eines wandernden Hirten in Asien“) ist hier durch das Medium einer pathologisch belasteten Seele hindurchgegangen. Allerdings artet hier die Poesie oft zu bloßer Musik aus; andere, auch Lilien-cron, verkennen aber ebensosehr das Wesen der Lyrik, indem sie allen Nachdruck auf das Bildliche und Bildmäßige verlegen, wie mir denn überhaupt übel wird, wenn ich die neueste Kritikphrase „Plastik“ auch in der Prosaepik verzapfen höre. In der Lyrik müssen „Bild“ und „Musik“ sich innerlich verschmelzen, wie dies bei Barck der Fall ist. Schade, daß wir noch keine übersichtliche Darstellung der modernsten Lyrik haben, wie sie seit der Arenschen Anthologie sich unter ihren Chorführern entwickelt hat. Manches früheres Buch müßte freilich dann mit dazu gerechnet werden.

In meiner Bäckerei fand ich kürzlich einen stattlichen gelben Band, den ich mir einst gekauft, aber wie es zu gehen pflegt, nur obenhin durchblättert hatte: Gedichte von Emil Claar (Berlin, (Freund & Jemel). Ich war überrascht bei dieser zufälligen Neu-Erküre, aufmerksam geworden, hier ein sehr beträchtliches Lyrik-talent zu entdecken, von welchem man weiter kein Aufhebens gemacht hat. Die anacreontischen nedischen Erotika sind freilich ziemlich schwach, weil gewöhnlich, wenn auch von sauber gefeiltem Strophenaufbau. Hingegen erhebt sich der Dichter zu einer gewissen Größe im „Gesang der Ver-nichtung“:

„Ich hab keine Burg und ich hab keine Schranke,
Im bin der allwürgende Weltgedanke.“

Auch hier weht ein „sozialer“ Hauch in bitterem Leid um die Armen und Elenden, in Wehmut über die Unseligkeit des Lebens und über „Die Menschen“:

So keine Liebe wohnt,
Kein Herz in ihnen,
Und keine Wahrheit thronet
In ihren Mienen.
Sie lägen einander an
In Lieben und Hasen,
Und sterben, sterben dann,
Im Innern verlassen.

Erstaunlichen Aufschwung nimmt der Dichter in „Nächtliches Fochen“ mit den mächtigen Schlafstrophen:

Oft an Thore, die verkrummet,
Wacht es an, — wenn niemand wacht,
Heimlich an das Lager Gottes
Wacht der Zweifel in der Nacht.
Und er raunt uns Ocht dem Vater,
Schlammerswirt und traummelod:
Donnernd gehe dich den Kindern,
Brich das alternde Bekleid!

Dagegen fallen allerdings die vielen Heineschen Reminiscenzen ab (S. 62—71), wo „verschollne Nachtigallen und er-trunkne Sähigkeiten“ ihr Wesen treiben und ein Stück „Ich liebte dich“ für Sach-kundige gradesu wie ein wörtliches Plagiat

aus Heine wirkt, ohne daß in Wahrheit ein solches vorläge, während „Ich möchte endlich ruhn“ ganz und gar, in Inhalt und Tonfall, an Lenau anknüpft. Eine Verspielererei wie „Strandreime“ steht dicht neben dem Meisterstück „Scheideweg“:

Ich seh dich getödt von mir,
Ich seh ins Auge dir,
So tief, du mein eigenes Leben!
Du hast keine Freude an mir,
Ich hab keine Freude an dir,
Was nun, du mein eigenes Leben?
So seltsam ist es mir,
Als müßt ich sagen dir:
Fahr hin, du mein eigenes Leben.

Der Band enthält noch sonst manches Schöne, worin wieder die „soziale“ Klage ertönt. Der Dichter sinn't in toteustilkten Nächten über die ungleiche Verteilung von Glück und Unglück:

Habe Nächte zugebracht,
Ob die Genien der Nacht
Eine Lösung mir erlönnen —
Hab es nicht begründen können.

Er hält „Einkehr bei sich selbst“, wie die Überschrift eines wunderschönen Gedichtes besagt. Emil Claar bekennt sich zu der Religion des Naturvergötterers Shelley und läßt „Byron an der Leiche Shelleys“ melodische Klagen singen. Er erkennt nur ein Königtum über sich: das des Dichters. Wie es in der interessanten Ballade „Freiligrath“ heißt:

„Fürwahr, ein König, der da trägt
Die Krone nicht auf eiter Loh,
Auf daß der Wind sie bald verflücht,
Wie eine wette Blütenkrohn.“

S. 113 fand ich den ersten unechten Reim „Kais“ und „Scheues“, aber das originelle Gedicht „Eisenreigen“ büßt darum noch nichts von seinem Reize ein. Bis ans Ende seiner Pieder predigt der Dichter die soziale Not und hofft, daß auf seinem Grabe

„Unüberkührbar wuchern auf die Halme
Und alle Menschen haben endlich Brot.“

Er mahnt:

Hör mein Gebot: o laß vom Brot,
Das Du geseißt, auf dem Tisch einen Biß!
Vielleicht mit dem Reste haß Du der Not,
Dem Tod ein hungerndes Kind entriß!

Laß einen Zug vom Trank im Krug,
Den sonst Du verschüttest, den Boden zu neigen!
Vielleicht ist die Reige grade genug,
Eines Verschmachtenden Lippe zu legen!

Im Bewußtsein solch hehrer hochherziger Gesinnung, mag der Dichter sich wohl rühmen, daß über Kleinheit und niedern Sinn sein „stolzer Geist“ dahinschwebt und nur darum den andern klein erscheine, weil er hoch über ihnen freise.

Karl Weibren.

Ich habe zu der obigen Besprechung der Lyrik von Paul Varisch einen Zusatz zu machen. Ein Herr Bölsche hat sich nämlich erlaubt, in der „Romanzeitung“ des gestrigen Herrn Leigner, unter dessen Fittich geschirmt, den Lyriker Paul Varisch in einer so überaus brutalen und gehässigen Weise anzuzupfen, daß derselbe sich bemüht hat, durch einen unparteiischen Dritten in den Breslauer „Monatsblätter“ gegen solchen Unfug zu protestieren. Es ist dies derselbe Bölsche, welcher in der „Gegenwart“ das junge Gestirn Gerhart Hauptmann mit verzücktem Hallelujah zu begrüßen sich bewogen fand, als ob hier ein neuer Shakespeare erstanden sei. Dieser Tobak war doch selbst der „Gegenwart“ zu stark, und es folgte darauf eine ebenso maßlos ungerechte Vermödelung Hauptmanns durch den bekannten Kemptler Max Harden. Nun, Herr Hauptmann ist ein vermöglicher junger Mann, der es nicht nötig hat und dem Lob und Tadel materiell nichts schaden. Einem jungen von seiner Feder ehrenhaft lebenden Kollegen wie Varisch, der sich aus dem Handwerkerstande durch eigene Tüchtigkeit zum Redakteur emporgearbeitet, durch perfide „Kritik“ seinen Sängerberuf verbittern, zeugt mindestens von wenig „christlicher Gesinnung“, wie

sie bekanntlich im Leipziger Organ sich breitmacht. Freilich, was hat alle Kritik zu bedeuten! Über Shakspeare, Goethe, Schiller, Byron wurde bei deren Lebzeiten der albernste trash verzapft. Sogenannte kritische Seelen, naturgemäß hierin dem produktiven Talent überlegen, schmuggeln ihre Weltflugheit in die Gerichtshöhe der Poesie ein, an deren kritische Selbstverteidigung naive Gemüther glauben. Und doch erklärte ein berühmter Kritiker jüngst ganz offen, niemand sei verpflichtet, Autoren, die ihm nicht behagen, zu besprechen — ja, wozu haben wir denn dann überhaupt noch eine Kritik? Der Kritiker ist Kläger und Richter zugleich, der Dichter ein Angeklagter ohne Verteidiger. Ein ewiger Kampf von Buchstaben und Geist, konventioneller Lüge und innerer sittlicher Wahrheit. Keflake und Humbug spreizen sich, bis der geniale Geist durch den neidischen Größenwahn der andern selbst zum Größenwahn getrieben wird. Nur persönliche Motive spielen hinter den Kulissen bei Wertung litterarischer Leistungen auf. Die verbündete Mittelmäßigkeit bleibt stets erdrückend stärker als der einzelne. „Die Mittelmäßigkeit wägt immer richtig, nur ihre Wage ist falsch.“ Anselm Feuerbach. Wehrlos steht der Dichter einer jeden Kritik gegenüber. Denn diese „Kritik“ be we ist nie, was sie behauptet, und wenn sie zu beweisen vorgiebt, reißt sie Stellen aus dem Zusammenhang. Außerdem kommt der Angegriffene niemals zum Wort, bleibt also ganz verteidigungslos. Nun liest man aber bekanntlich nicht die Dichter, sondern über die Dichter, und dem landläufigen Recensenten ist nichts lieber, als seine Urteile fix und fertig zu beziehen. Der Mensch glaubt selten der Wahrheit, oft der Lüge, gern dem Talentchen, unwillig dem Genie. Einen Autor von feststehendem Eliquen- und Claquerruhm noch so schonungslos anzugreifen, hat eine ge-

wisse Berechtigung und beweist Mut. Einem jungen Dichter aber von vornherein die Lebensader unterbinden ist verwerflich. Welchen Eindruck eine solche „Kritik“ auf das reizbare Dichtergemüth macht, welchen lähmenden Einfluß sie übt, davon kann sich kein anderer einen Begriff machen. Zudem spielt das sachliche Kunstinteresse selbst heut eine sekundäre Rolle: Nur höchst dem Autor selbst ans Leder gehn. Das Erscheinen einer großen Dichtung, wen interessiert das! Aber eine Prozeßverhandlung über irgend ein persönliches Nebenmotiv der Dichtung — holla, das ist ein gewaltig wichtiges Ereignis, darob ein Hallo losbrechen muß von Dan bis Bersaba. O ihr Heuchler, ihr Schalksnarren, ihr elenden, elenden Duden! Ihr redet von Verleumdung, ihr?! Professor Wundt sagt in seiner Aufsichtserregenden Broschüre „Zur Moral der Kritik“: Die Kritik, dieser Wächter des geistigen Eigentums sei so entartet, daß man mit Güte oder mit Gewalt ihm seine Unredlichkeit austreiben müsse.

„Eine gehässige Recension ist Gift für einen angehenden Autor,“ schreibt Byron. Der geniale Dichter Kents starb bekanntlich an einer gemeinen Recension. Und der große Dichter Shelley klagte, trotz seiner Verachtung der elenden „Kritik“, daß er nichts mehr schreiben könne, seine Schaffenskraft gelähmt fühle bei einer so andauernden Herabsetzung und Beschimpfung seines Schaffens. Selbst Goethe und Schiller säßten sich durch die nöthigende Kritikastrei zu der hanebüchernen Grobheit der „Xenien“ gereizt. Daher warnt Professor Wundt in seiner Broschüre mit Recht davor: daß sich in der Menge immer mehr die able Gewohnheit festsetze, „denjenigen, der sich gegen Übergriffe der Kritik wendet, mit Mißtrauen anzusehen“.

Der Uneingeweihte glaubt, daß Selbsthilfe möglich sei durch § 11 des Preß-

gefeßt. Darüber lächelt jeder geschulte Literat. Denn entweder lehnt die Zeitung den Abdruck ab oder sie berichtet die „Berichtigung“ alsbald wieder hinternach in ihrem Sinne, so daß der Angegriffene nochmals ins Unrecht gefeßt wird, um so mehr er sich peinlich beschränken muß, während der Zeitungsreferent sich ganz zu Hause fühlt und so viel Raum beansprucht, als ihm beliebt. Wie unsere Rechtsbegriffe liegen, darf uns jeder hergelaufene Skribent aufsteifste kränken und schädigen. Mir persönlich ist eine Beleidigung meiner Person höchst gleichgültig, eine Berunglimpfung meines Dichtertums nicht.

Karl Bleibtreu.

Drama.

„Schicksal“ von Karl Bleibtreu wird im Januar 1890 in Freiburg i. Br. aufgeführt. Der erste Schlag ist also geschehen, um die Bühne dem deutschen Realismus zu erobern. Vielleicht wird die Freie Bühne ebenfalls ein Bleibtreu'sches Drama zur Darstellung bringen. Mögen andere Theater nachfolgen! — Soeben erscheint bei W. Friedrich „Das Halsband der Königin“, Tragikomödie in 9 Bildern von Karl Bleibtreu.

Z.

Weltrevolution. Soziale Tragödie von F. Lienhard. (Dresden, Pierson.) Das entschieden kräftige Talent des jungen Dichters hat sich hier an einen heißen Stoff gewagt, ohne ihn voll bewältigen zu können. Er schildert das Ausbrechen der großen Umwälzung, geleitet von einem jungen Dichter aus der guten Gesellschaft, welche dessen „sozialen Roman“ mit Entrüstung verwirft, wofür er ihr die soziale Revolution einbläut. Ein stürmischer Odem durchbraust das eigenartige Werk, in welchem sich Lienhard wiederum als geborener Dramatiker entpuppt. Im Einzelnen verrät sich freilich noch einige Unreife, die Charakteristik

erhebt sich kaum übers jugendlich Schablonenhafte. Aber der große Wurf des Ganzen reißt hin.

Messalina. Tragödie von Emil Mauerhof. 2. Aufl. Leipzig. D. Wigand. — Dieser geistvolle Ästhetiker dekretierte in seinem hochbedeutenden Essay „Friedrich v. Schiller“ (wo nur wiederum, wie schon bei Heine, die historische Bedeutung Schillers unterschlagen wird): „Wenn ein Werk sich erst unter dem Schutz eines Vorworts an die Öffentlichkeit wagt, kann man einen Eid darauf ablegen, daß es in jenem mit irgend einem Dinge nicht seine volle Richtigkeit hat.“ Gut gebrüllt, Böwe! Leider widerspricht dem die Thatsache, daß alle Reformpoeten Vorreden schreiben mußten, sogar Herr Mauerhof selbst, welcher diesem produktiven Versuch eine geharnischte Brandchrift wider alle bösen Tadler vorausschickte und schließt: „Ist auch Shakespeare der Rhein und ich nur der Main, so fluten doch unser beider Gewässer einträchtig zum Meere“. Er täuscht sich mit dieser bescheidenen Selbstüberzeugung. Denn Shakespeare ist nicht der Rhein, sondern das Meer selbst, und Mauerhof noch lange nicht der Hauptaebenstrom des angeblichen „Rheins“, wegen dieses Seltsamkeitsdramas. Wohl suchte er eine wirkliche Tragödie (nur die Tragödie giebt den Maßstab für höheres Dichtertum ab, weswegen auch die famossten Romanziers wie Freytag, Auerbach, Spielhagen, Jola, Turgenjeff sich stets so fürchtbar blamieren, wenn sie sich dramatisch versuchen) in feurigen Lettern zu malen, blieb aber in stürmender Unklarheit stecken. Alle Vorwürfe, welche er in hochfahrender Übertreibung wider Andere schleudert, passen schlagender auf diese „Messalina“. Eigenartig, aber formell und stofflich verfehlt. Shakespeare-Nachahmung wird von ihm mit selbstschädlichem Impuls arg verwechselt. Dennoch, so plump

das Können, wird man ein echtdichterisches Wollen nicht verkennen. Mauerhof hat tief erkannt, worin das Wesen der Tragödie beruht. Den Uterus einer sonst ideal angelegten, nur allzu irdischen Lady als tragisches Motiv zu wählen, scheint nur unsern Sempelmeiern der „Kritik“, welchen er mit Recht in der Vorrede höhnische Sarkasmen zuruft, „unästhetisch“, „peinlich“, „der Dichtung unwürdig“ oder wie die Phrasen alle heißen mögen. Aber dies zweifellos tüchtige Motiv hätte eben mit ganz anderer Faust gestaltet werden müssen, vor allem nicht in — Jamben und derartig langweilig-handlungslos. Poesie, echte Poesie, steckt allerdings drin und das will heut schon viel sagen. Wie wäre es denn mit der Freien Bühne?

Karl Bleibtreu.

Theaterliteratur.

Die Entwicklung des szenischen Theaters und die Bühnenreform in München. Von Rudolph Genée. Mit erläuternden Illustrationen. Stuttgart, J. G. Cotta. 95 S.

Dieses Schriftchen enthält zunächst den Wiederabdruck jener Aufsätze in der „Allg. Zeitg.“, welche den Anstoß zu der vielbesprochenen „Münchener Bühnenreform“ gegeben haben, sodann eine Darstellung und Kritik dieser Reform selbst, wie sie auf Shakespeares „Lear“ jüngst angewandt wurde, endlich mehrere gute Illustrationen zur besseren Veranschaulichung der Sache. Obwohl seit dem Erscheinen dieses Schriftchens neue Verbesserungen an der „Reformbühne“ (wir halten diesen Ausdruck für sprachlich richtiger und sachlich zutreffender, als den andern) vorgenommen wurden, Dank der Umsicht und genialen Findigkeit des Obermaschinenmeisters Lautenschläger und Oberregisseurs Savits, so behalten die grundlegenden Genéeschen Ausführungen doch ihren Wert für Alle, die sich

für zweckmäßige Vereinfachung unfreiden Franzosen nachgebildeten und verbildeten Bühnenapparates interessieren. Denn zweifellos werden bald die anderen Theaterstädte dem Münchener Beispiel folgen und sich eine „Reformbühne“ (also noch nicht „Bühnenreform“!) auf die Bretter stellen müssen, da die Ergebnisse der Versuche mit Shakespeare sowohl wie mit Calderon („Dame Kobold“) in München teilweise über alles Erwarten gut ausgefallen sind. Die „Reformbühne“ in München ist keine Experimentallance mehr, sondern eine definitive Einrichtung, wofür der Hoftheaterintendant der Dank aller einsichtigen Kunstfreunde sicher ist, sofern es dem zweckmäßigen Eingehen auf die von der Kritik nachgewiesenen noch vorhandenen Verbesserungsbedürftigkeiten gelingt, zunächst gewisse stimmungstörende Uebelstände zu beseitigen.

Hoffen wir, daß diese „Reformbühne“ zugleich den ersten Schritt zu der „Bühnenreform“ bedeutet, die unserem vaterländischen Schauspielwesen so dringend noththut, eine Bühnenreform, die nicht nur den alten Klassikern, sondern auch der wahrhaft modernen vaterländischen dramatischen Dichtung zu gute kommt. Denn Reformbühne hin, Reformbühne her — so lange nicht auch den Lebenden das Recht wird, das mit ihnen und ihrem eigenartigen Kunsttalente geboren ist, so lange ist die Schaubühne keine nationale Kunstankalt im höchsten Sinne, sondern nur ein Institut für mehr oder weniger gediegene dramatischen Zeitvertreib, ein Museum für mehr oder weniger akademische, mehr oder weniger konventionelle theatralische Sebenswürdigkeiten.

Um von dieser Reformbühne zur Bühnenreform zu gelangen, wird es freilich noch manchen heißen Strauß kosten, wahrhaftige Barrikadenkämpfe sogar gegen die unglaublichen Hindernisse,

womit die Dummheit und Trägheit, der Schlenbrian und Werkstagsgeist in der deutschen Kunstpflege uns den Weg verarmelt haben.

Selbst der so kluge und belehene, wissenschaftlich und künstlerisch gebildete Rudolph Genée giebt in seiner vorliegenden Schrift einen Beweis von der Hartnäckigkeit des Vorurtheils, das in bezug auf die natürliche Fortentwicklung unserer Kunst selbst die helleren Augen um ihre Sehkraft betrügt. Genée will die Haltlosigkeit und Lächerlichkeit eines gewissen Naturalismus demonstrieren — und führt den alten beschränkten Leipziger Professor Gottsched ins Feld, als ob unsere moderne Forderung der Naturwahrheit etwas mit jener Natürlichkeit gemein hätte, die den Schöngestirnen zu des seligen Gottsched Zeiten Verleumdungen verursachte! Genée schiebt den modernen Naturalisten Absichten unter, an die sie niemals auch nur im Traume gedacht haben, und ruft dann schulmeisternd aus: „Merkt euch das, ihr eifrigen Verfechter der sogenannten Natürlichkeit...!“

Ist das Unehrllichkeit oder Beschränktheit?

Beschränktheit offenbar. Der Herr Doktor ist unermügend, der neuen Bewegung aus Herz zu hordchen, den Dingen auf den Grund zu sehen! Daß der Naturalismus kein geist- und phantasieloses Abschreiben der platten Alltäglichkeit, keine bloß mechanische Reproduktion des Wirklichen erstreben kann und will, daß er recht eigentlich die Kunst der Innerlichkeit, der Begeisterung ist, die nicht bei dem äußeren Schein der Dinge stehen bleibt, wie die schönpuerische Flächen- und Linienkunst der sogenannten Idealisten, die aber nur Schablonisten, Konventionalisten und akademisch frostige Techniker sind: — das sollte nun doch jedem einigermaßen gebildeten Menschen geläufig sein, der sich ernsthaft mit den ernsthaften Vertretern des Naturalismus

beschäftigt hat. Sollte? Gott bewahre! Der Augenschein lehrt das Gegentheil, wie wir Figura Rudolph Genée sehen! Das alte leere Stroß wird dem Publikum immer wieder vorgedroschen, daß der Staub in dichten Wolken aufliegt und die Luft und die Köpfe verfinstert.

Die naturalistische Bewegung in Kunst und Dichtung hat einen ganz anderen Sinn, als ihre verbohrteten Widersacher vermeinen, zunächst einen Sinn und nicht einen Unsinn, welcher die Vertreter und Verfechter der neuen, und ach, so uralten Richtung ja zu den allerdümmsten Kreisl auf Gottes Erdboden stempeln müßte, während sie doch in der That und Wahrheit auf das Vorbild aller großen und freien Künstler zu allen großen und freien Schöpfungsepochen des Menschengesistes sich berufen können. Auf das Vorbild Shakespeares in allererster Linie!

Darum begrüßen wir die Reformbühne mit solcher Wärme, nicht weil sie uns schon alle künstlerischen Bedürfnisse in der Dramatik befriedigte, sondern weil sie uns wenigstens den ganzen, unversehrten und unverfälschten Shakespeare — verspricht. Ob sie dieses Versprechen in vollem Umfange erfüllen wird oder nicht, das werden die nächsten theatralischen Ereignisse in deutschen Landen zu erweisen haben.

M. G. Conrad.

Vermischtes.

Vom Niger-Genée von Eduard Flegel. Mit Beilagen herausgegeben von Karl Flegel. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Es sind hochinteressante Skizzen und Briefe, zumeist handelspolitischen Inhaltes, welche der leider zu früh verstorbene Afrikaforscher Eduard Flegel während seiner Reisen in Afrika verfaßte und die von seinem Bruder Karl Flegel, gesichtet und mit erläuternden Beilagen versehen, hier herausgegeben werden.

Bei der hohen Bedeutung, welche die jetzt so aktuelle kolonial-politische Frage in allen Kreisen hervorruft, kommt das Buch zur rechten Zeit und wird zahlreiche Leser finden.

Die Ägyptologie. Ein Grundriß der ägyptischen Wissenschaft von Prof. Dr. Heinrich Brugsch (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Die ägyptologischen Studien haben seit ihrem 60jährigen Bestehen einen gewissen Abschluß erreicht und eine neue Epoche ist in der Gegenwart eingetreten. Eine kritisch behandelte, unparteiische Übersicht der bisherigen Leistungen ist bis zur Stunde niemals geliefert und ist wohl niemand befähigter, dieses Gebiet zu bearbeiten, als eben der Verfasser, welcher in vorliegendem Werke die kritische Sichtung der Masse, das Ausschneiden des Unbrauchbaren und Unbedeutenden von dem thatsächlich Wertvollen sich als Ziel gesetzt hat. Die Aufgabe, die sich Brugsch gestellt: eine übersichtliche Darstellung des Standes der heutigen ägyptologischen Forschung zu geben, darf als glänzend gelöst betrachtet werden.

Shakespeare und Shakespere von Graf Wisthum v. Eckstädt (Cotta). Schade um so viel Geist, so viel Wissen! Freilich, wenn man sogar die (übrigens mißverstandenen) Zweifel Lord Byron's, der in ästhetischen Dingen absolut unreif war, wie seine Fehde mit Bowles über Pope beweist, als Autorität ins Gesecht führt! — Angesichts dieses neuen Attentats der Baconianer, an welches Moritz Carriere seine geistvolle Satire „Der war der Dichter des Faust?“ anknüpfte, sei bemerkt, daß ich zu dem Bacon-Humbig in meiner englischen Literaturgeschichte sowie kürzlich in besonderem Essay („Deutsches Volksblatt“ in Wien) Stellung nahm. Auch sei gerne anerkannt, daß W. Kirchbach einige neue Daten darüber, auch

das berechtigte „Plagiat-System“ des größten Dichters betreffend, in einem rühmenswürdigen Artikel jüngsthin beibrachte, — wie denn der genannte Herr, nachdem das Rekrutenfieber seiner jungen Redakteurschaft verraucht, gewiß noch Erfreuliches leisten dürfte, sobald er sich zu klarerer Besonnenheit durchgerungen. —

Der Ärger unserer Junstphilister über die Thatsache, daß „der größte aller Menschenöhne“ (Buckle) als sterbliche Hülle die äußere Wesenheit eines armen Komödianten und Dachstuhnposten ertor, begreift sich so leicht. Tarob schütteln sich alle Altongeperrücken hoher Wissenschaft und an dem unverbaulichen Wissen würgt man heute noch. Beschränkte Schulverständigkeit will nicht ahnen, daß ein Genie ohne alle schulmäßigen Vorbedingungen ein höchstes Wissen der Dinge erreichen könne. Betrost, Shakespeare hat gar viele Genossen im Unglück. Seit den alten Varden und Minnesängern, seit Homer und dem Nibelungendichter, bis auf die modernen Naturburschen der Litteratur — Adersmann Burns, Weltbummler Byron, vom Kollege relegierter Student Schellen, Laufbursche Dicens und Postillon Bret Harte, nicht zu vergessen der Autodidakten Rollière, Rousseau, Beaumarchais, Veranger, Hörnson, Ibsen, Zola und wie sie alle heißen mögen. Die Götter Griechenlands kannten sie nur wenig, wohl aber die Götter der eignen Brust. Nur die griechischen Klassiker waren freilich von Natur aus hochgebildet, da bei jener merkwürdig wissenschaftlichen Nation schon die kleinen Kinder den jonischen oder dorischen Dialekt verstanden haben sollen! — Was die akademische Bildung der Schiller und Goethe, Lessing und Kleist betrifft, nach unserem heutigen Maßstab berechnet, so ließe sich darüber manch Erbauliches reden. Dubois-Raymond hat sich einmal über Goethes Kenntnis des Griechischen, welche Schillern so gut

wie ganz abging, sehr wegwerfend geäußert, und doch habe Goethe die Iphigenie schaffen können! Ja, ja die Didaktiker seiner Zeit führten auch Shakespeares gehörig zu Gemüthe, wie er, der Komödiant ohne patentierten Bildungsgrad, wagen könne, höchste Probleme zu lösen, während er sich doch nicht einmal dem Problem gewachsen zeigte, die Akten im Urtext zu lesen! Der olympische Spötter verübte dafür die göttliche Schindung des Markhas „Troilus und Cressida“, wo er sich über die banale banausische Schulweisheit so recht von Herzen lustig macht. — Ten Baconianern freilich ist nichts unmöglich. Weil ihnen auch Shakespeares Vorläufer Marlowe unbequem scheint, da er ebenfalls ein Ungelehrter war, so bringt Bisthum es fertig, auch Marlowes Dramen auf Bacon umzutauschen, als ob nicht die Dichtung Marlowes gänzlich von der seines größeren Nachfolgers verschieden wäre im Stil, Weltanschauung und sogar in der theatralischen Technik, die einer roheren Vorstufe angehört! Übrigens stoßen die Baconianer bei ihren Studien auf so viel Widersprüche, daß sie Bacon selbst über Bord werfen und ihm sogar die Autorschaft der — Baconischen Werke abstreiten! (Siehe Eugen Reichel.) Und wie finden die Baconianer das Sonett-Tagebuch Shakespeares, in welchem er sein Unglück („in Ungnade vor aller Menschen Augen, ein Ausgestoßener“) und seinen verachteten Stand beklagt, und zwar in Versen die seinen Dramen ebenbürtig — ist dies Alles auch nur eine Maske des glücklichen vornehmen Lords? Man höre in freier Nachdichtung einmal das berühmte Sonett 64 (Tired with all these), wobei ich für die Umwandlung der Form um Nachsicht bitte:

Müß alles dessen, schreie ich nach dir,
 O ruhsvoller Loth! Ja müß zu schreien.
 Wie das Verdienst als Bettler stets geboren,
 Wie hoch ihr Nichts aufblähen eille Pfann.
 Die reinste Treue wird mit Schmach betohnt.
 Die „Ghre“ ist der Lumpo Tolmi-Schah.

Mit Unbath wird Gerechtigkeit geschändet,
 Und wahrer Kraft steht hin am falschen Maß.

Hinkende Schwäche führt das Regiment,
 Kunst wird getriebelt von dem Unverstand,
 Rartheit kurirt als Arzt tief sinnige Gredt,
 Wahrheit wird Tummheit von dem Vieh mis-
 nannt.

Das Schlechte schleppt als solches Scheringh
 Das Gute als Gefangenen hinterdrein.
 Müß alles dessen, müßt ich stehn von Allen,
 Doch du, mein Lieb, du bleibst dann allein.

Wie, klingt das nach Lord Bacon, dem feilen Streber? — Ärmster und Größter der Menschen, wozu klagen wir über die Erbarmlichkeit der Welt, da du also gelitten und dennoch in deinen Werken gesiegt! Diese ewigen Dichtungsmuster sind weder Erdbilder der Realität noch abstrakte Symphonien des Idealismus. Ganz und gar lebensähnlich schweben sie über der realen Erde als ein Wunderland für sich, emporgesproßt aus Wurzel-Trieben des Lebensbaumes! Die Meere der Ewigkeit rollen durch diese „Schauspiele“, welche ihr Schöpfer Prospero selbst im „Sturm“ als symbolische Träume bezeichnet hat. Und fragt man: Wie konnte ein solches Menschenwesen erstehn? so wird die Antwort stets lauten: Weil er trotz allem, was er gelitten sich ausleben durfte in einer großen litterarischen Zeit. Vor allem aber fand er ein anständiges Theater und ein anständiges Publikum. Es kann als bedenkliches Symptom gelten, daß heut der allgemeinverständlichste edelste Genuß ganz in Monopolbesitz der Bourgeoisie, der Börse und des Kavallerieadels geriet: der Theaterbesuch ist in Folge der hohen Preise dem gebildeten Mittelstand fast verwehrt, an regelmäßigen Besuch erhebender und adelnder Dramenvorstellungen gar nicht zu denken. Panem et Circenses verlangte das Volk des Altertums in verschiedensten Formen; heut wird ihm ersteres möglichst sauer gemacht, letzteres völlig entzogen. Der Mangel an feineren Vergnügungen ist ein wichtiger Nährstoff

sozialer Verbitterung. Voltaire sagt mit Recht, daß Vergnügen eine Notdurst (Besoin) des Menschen sei. Als die Puritaner das lustige Altengland zerstörten, eröffneten sie dem Spieltrieb ein anderes Bett: Ihre Controversen und Predigten ersetzten das Volkstheater. Eine so triste Vergnügungslosigkeit wie in unserer langweiligen Übergangsära gab es nur selten. Diese teils idealdrohe, teils steifleinene, spießbürgerliche Gesellschaft darf sich nicht wundern, wenn man ihr Concours ansagt. Wer heut ein Volkstheater gründet, thut vielleicht mehr zur Milderung und Versöhnung der sozialen Verbitterung, als irgend ein Gesetzgeber mit sadenscheinigen Fiskal-Reformen, die der Sturmwind doch einst zerreißt. Nur darf man sich nicht auf Lutherfestspiele und dergleichen beschränken, ebensowenig wie die ersetzte Kunstpflege des Staats sich begnügen darf, Herrn von und zu Wildenbruch das Höhenzollernkreuz zu überreichen, weil er in seinem mißlungensten Stück, den „Luitpold“, das Herrscherhaus verherrlicht hat. Das ist billig.

Charlottenburg. Karl Bleibtreu.

Iran und Turan. Historisch-geographische Untersuchungen über den ältesten Schauplatz der indischen Urgeschichte von Prof. Dr. Hermann Brunnhofer. Einzelbeiträge zur allgemeinen und vergleichenden Sprachwissenschaft. Band V. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Unter Benennung des sehr reichen Materials an historisch-geographischen Namen aus Zentralasien, die der Verfasser aus den griechischen und römischen Schriftstellern, ferner aus den arabischen und persischen Geographen des Mittelalters, sowie aus den Schriften der neuern Forschungsreisenden geschöpft hat, ist es dem Verfasser gelungen, für eine beträchtliche Reihe von Völkerstämmen, Landschaften, Städten, Flüssen und Bergen, deren Identifizierung bisher der Inter-

pretation des Rigveda getroßt hat, die historisch-geographische Verifikation zu erzielen und den Nachweis zu führen, daß das Terrain, auf welchem sich die Völkerbewegungen des Rigveda vollzogen haben, sich vielfach über das Pendschab hinaus auf das Hochland von Iran und Turan an den Oxus und Oxartes bis hinüber an den Südosten des Kaspiischen Meeres erstreckt hat.

Kulturgegeschichte des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu der Entwidlung der Naturwissenschaften. Geschildert von Ernst Hallier. (Stuttgart, Ferdinand Enke.) Wer etwa von dem der Dichtkunst gewidmeten Kapitel des Buches auf die Gatte des Ganzen schließen wollte, würde versucht sein, die jäugste Arbeit des bekannten Gelehrten als ein Werk zu betrachten, das man unnötig ernst nehmen kann. Wir haben selten etwas so Verbohrtes gelesen als Halliers Bemerkungen über die moderne Dichtung, die jedes Verständnis für das Wesen und die Ziele der Poesie vermissen lassen und nur beweisen, daß ein tüchtiger Naturwissenschaftler nicht auch ein hervorragender Ästhetiker zu sein braucht. Natürlich läßt sich auch Hallier den schönen Vergleich zwischen realistischer Darstellung und photographischer Technik nicht entgehen, hierüber noch ein Wort zu verlieren, dünkt uns unverantwortliche Zeitvergeudung. Hiervon abgesehen repräsentiert das großangelegte Werk eine achtbare Leistung, die schon um ihrer neuen Gesichtspunkte willen Aufmerksamkeit und ernstes Studium verdient.

Von der anhaltischen Anthologie „Das litterarische Anhalt“, herausgegeben von Bernhard Muschi und Dr. Herm. Waschke (Weissenau, Franz Meyer) liegt bereits eine zweite Ausgabe vor. Wir haben über das eigenartige Werk bei seinem Erscheinen bereits eingehend berichtet und freuen uns, daß die

Sammlung so gute Aufnahme beim Publikum gefunden hat.

Deutsches Leben in der Vergangenheit. Von August Suet. (Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses.) Erster Band. — Das deutsche Leben in der Vergangenheit in einzelnen abgerundeten und aus sich selbst verständlichen Bildern zur Darstellung und zum lebendigen Verständnis zu bringen, war die Aufgabe, die sich der Verfasser bei Ausarbeitung dieses Buches gestellt hat. Der vorliegende erste Teil weckt die besten Erwartungen auf die Weiterführung des Gesamtwerkes, er zeigt, wie gut es der Verfasser verstanden hat, den reichen Stoff zu sichten und übersichtlich zu ordnen. Wir sehen dem zweiten Bande, der uns die Entwidlung des geistigen und materiellen Lebens vom Reformationszeitalter bis in das XIX. Jahrhundert hinein bringen soll, mit berechtigten Hoffnungen entgegen.

Neue litterarische Volkshefte Nr. 6. Litteraturbriefe an einen deutschen Marine-Offizier in Ostasien: Geschichte des Naturalismus. (Berlin, Richard Eckstein Nachfolger.)

Die drei Katechismen in alt-preussischer Sprache, nach Kesselmanns Ausgabe neu herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. C. C. Uhenbed. (Leiden, Blankenberg & Co. — Leipzig, K. F. Köppler.)

Der verwandelte König. Schauspiel in drei Aufzügen von Rudolf Schmidt. Aus dem Dänischen überseht von Hermann Barnhagen. Mit einem Vorworte des Dichters. (Erlangen und Leipzig, Andr. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf., Georg Böhme.)

Ein Spaziergang um die Welt. (Amerika, Japan, China) von Graf Alexander von Hübner (ehemal. k. k. Österreich. Botschafter in Paris und am

Die Gesellschaft. V. 12.

päpstlichen Hofe). Mit 324 prachtvollen Illustrationen. 2. unveränderte Auflage. 31.—33. Lieferung. 50 Pfennige. Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.

Peking und seine Umgebung führt uns der berühmte Verfasser meisterhaft vor die Augen. Wir begleiten ihn nach dem fabelhaften Weltwunder, nach der großen chinesischen Mauer, selbst in den kaiserlichen Sommerpalast gelangt Graf Hübner. Wiederum sind diese Lieferungen sehr reich illustriert, und erwähnen wir einige der Illustrationen: der Tempel des Himmels; der Tempel der Erde; Peking (chinesische Stadt); das Innere des Konfucius-Tempels; ein buddhistischer Tempel; Ober-Bonze; der unbedeckte Altar des Himmeltempels (Vollbild); der Finanzminister; die große Lamaerie (Vollbild); der Sommerpalast; die chinesische Mauer (Vollbild); Prinz Kung etc.

Historia do Infante D. Duarte, irmão do El. Rei D. João IV por José Ramos-Coelho. Obra fundada em numerosissimos documentos e comdesenhos do architecto milenez o sr. Lucas Beltrami e phototypias da sr. Carlos Relvas. Tomo I (Lisboa Typographia da Academia Real das Sciencias).

Edgar Steigers gedankenreiche Broschüre „Der Kampf um die neue Dichtung“, die als „kritischer Beitrag zur Geschichte der zeitgenössischen Litteratur“ vor etwa Jahresfrist erschien, liegt bereits in zweiter Auflage vor (Verlag von Wilhelm Friedrich). — Auch Hans Merians geistvolle Studie „Die sogenannten ‚Jungdeutschen‘ in unserer zeitgenössischen Litteratur“ wurde von demselben Verleger in zweiter Auflage heraus gegeben. Der Erfolg dieser beiden Schriften ist auch ein Beweis für die steigende Teilnahme des Publikums für die moderne Richtung in unserer Litteratur.

Reclams Universalbibliothek enthält in ihren lehter erschienenen Nummern (2581—2620): *Rehnes*, Scipio Sicala. Roman. Herausgegeben und eingeleitet von E. Passarge (2581/8). — *Dege*, In der Kaserne. Aus den Memoiren eines Reservisten (2589). — *Folter*, abend Scherz und Ernst. Zum Vortrag und zur Aufführung in Familienkreisen. Herausgegeben von E. F. Wittmann. Drittes Bändchen (2590). — *Plutarch*. Überfetzt von Kaltwasser-Güthling. Zwölfter Band (2591/2). — *Edwin P. Roe*. Wie sich jemand in seine Frau verliebt. Eine amerikanische Dorfgeschichte. Frei nach dem Englischen von K. Knorr (2593). — *D. Iustinus*, In der Kinderstube. Lustspiel in einem Aufzuge (2594). — *H. Ischotte*, Die Walpurgisnacht. — Kriegerische Abenteuer eines Friedfertigen. — Es ist sehr möglich. Drei Erzählungen (2595). — *J. Spee*, Truppnachtigall. Erneut von Karl Panier (2596/8). — *J. Krüger*, Die Lady in Trauer. Schauspiel in fünf Aufzügen (2599). — *Dr. H. Jarz*, Die lehten Kämpfe um die Regitanische Kaiserkrone (2600). — *Der arme Mann* in Todenburg. Herausgegeben von Eduard Bälou (2601/2). — *Humoristische* Vorlesungen von W. S. Saphir. III. Bändchen (2603). — *Psychodramen* von H. v. Meerheimb. Herausgegeben von E. F. Wittemann. II. Bändchen (2604). — *Solo-Spiele*. Gesammelt und herausgegeben von E. F. Wittmann. II. Bändchen (2605). — *Drei Tage* aus dem Leben eines Spielers. Schauspiel nach dem Franz. bearbeitet von Theod. Hell (2606). — *Komödianten*. Von E. M. Vacano (2607). — *Die Adlerhege*. Erzählung von R. v. Gottschall (2608). — *Faust*. Trauerspiel in 5 Aufzügen von H. Klingemann (2609). — *Kleines Kommerzbuch*. Ein Liederbuch fahrender Schüller (2610). — *Der Amerikamäde*. Ame-

rikanisches Kulturbild von Ferd. Körnberger. Mit einer Einleitung von B. K. Schembera (2611/15). — *Petrons Gastmahl* des Trimalchio. Nach W. Heinsses Überfetzung herausgegeben von Dr. Max Oberbreyer (2616). — *Die Herzlosen*. Lustspiel in einem Aufzuge von G. Rich. Kruse (2617). — *Deutscher Minnesang*. Lieder aus dem 12.—14. Jahrh. Übertragen von Bruno Obermann (2618/19). — *Die Zauberflöte*. Oper in 2 Akten von Mozart. Vollständiges Buch (2620).

Psychologie der deutschen Armee von Sidney Whitman. Erweiterter Abdruck aus „Das Kaiserliche Deutschland“. (Berlin, Carl Ulrich & Comp.) Von den verschiedensten Seiten wurde der Wunsch geäußert, von dem Kapitel über die deutsche Armee, das als das beste des Whitmanschen Werkes „Das Kaiserliche Deutschland“ gelten darf, einen Sonderabdruck herauszugeben, um es weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Hr. Whitman hat dieser Anregung entsprochen und seinen jüngsten Aufenthalt in Deutschland benutzt, um seine neuesten Beobachtungen zu vermerken und diese Studie zu überarbeiten und wesentlich zu erweitern. In dieser vervollkommenen Gestalt bildet sie als „Psychologie der Deutschen Armee“ ein einheitliches Ganzes und wird in militärischen Kreisen, wie in den weitesten Schichten des deutschen Volkes, gewiß die freundlichste Aufnahme finden.

Das deutsche Volkstheater. Eine Frage der Zeit von Robert Pröhl (Dresden, F. Lehmanns Verlag).

Keine Schriften von Prof. Christoph Sigwart. Erste Reihe. Zur Geschichte der Philosophie. Biographische Darstellungen. Zweite berichtigte und vermehrte Ausgabe (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr). R.

Die Durchschnittsprofrate auf Grundlage des Marz'schen Wertgesetzes. Von Dr. Conrad Schmidt (Stuttgart, J. G. W. Dieb).

Über die Bildung der Begriffe, ein etymologisch-vergleichendes Wörterbuch aus allen Sprachgebieten von Aug. von Edlinger. I. Liefer. (A.) München, Louis Finsterlin.

Die aristotelische Theorie vom Epos nach ihrer Entwicklung bei Griechen und Römern von Dr. Adam (Wiesbaden, Chr. Limbach).

Die psychologische Forschung und ihre Aufgabe in der Gegenwart. Akademische Antrittsrede von Prof. Dr. Heinrich Spitta (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr).

Elias, der Prophet. Ein alt-hebräisches Epos, besprochen in elf Predigten von Moriz Schwalb (Leipzig, Otto Wigand).

Dr. M. Folticineano: Das Jarenreich der Gegenwart. Berlin, Hugo Steinip. 1889. Der Verfasser dieses Buches ist ein junger Rumäne, welcher, angezogen von dem Ernst und der Größe der deutschen Wissenschaft, bei uns seine Studien gemacht und sich entschlossen hat, auch in litterarischer Hinsicht in Deutschland seine zweite Heimat zu sehen. Wir können damit vollständig einverstanden sein und ihn nicht als einen Fremden, sondern als einen der Unseren begrüßen, denn er besitzt genug von denjenigen Eigenschaften, welche den deutschen Gelehrten und Schriftsteller auszeichnen: Gründlichkeit, Ernst, Fleiß, Begeisterung für die Wahrheit und die vollständigste Beherrschung der deutschen Sprache. Nachdem er in angesehenen Zeitschriften sich schon durch größere Aufsätze zur modernen Kulturgeschichte vorteilhaft bekannt

gemacht, legt er mit diesem Buche gewissermaßen seine Hauptprüfung für den Beruf eines deutschen Schriftstellers ab, und die Kritik kann feststellen, daß er sie cam laude bestanden. Es war ein glücklicher Gedanke, zur litterarischen Einführung einen wichtigen Stoff zu behandeln, der den Vorzug der Zeitgemäßheit, des Tagesinteresses hat, und der uns nur durch ein allerdings vortreffliches Werk in fremder Sprache näher gebracht ist: Leroy Beaulieu's bekanntes Buch. Herr Folticineano entwirft ein übersichtliches Gemälde der Kultur im heutigen Rußland, er schildert uns die Gesellschaft, die staatlichen Einrichtungen, die Litteratur, die Kirche, die Sekten der Russen: alles eingehend, ruhig und sachlich. Seine Charakteristik der Litteratur ist recht glücklich, er verfällt vor allem nicht in den heute bei uns häufigen Fehler ihrer Überschätzung. Einige verdienstungrige Verleger, wie Herr S. Fischer in Berlin, überschwebmen seit einiger Zeit den deutschen Büchermarkt mit Übersetzungen der unbedeutendsten und wichtigsten Erzeugnisse der russischen Belletristik, und versuchen uns die wertlosesten Nachwerke von Tolstoj oder Corolento als große Meisterstücke, als Bereicherungen unserer Bücherkammer einzureden, sie geben die Belästigungen mit diesem Kram noch für ein besonderes Verdienst aus und erheben darauf gestützt gar den Anspruch als „vornehme Verleger“ zu gelten, während sie in Wahrheit nichts leidet als die krasseste und größte Pfennigscharrerei und Plusmacherei. In Wirklichkeit hat aus der ganzen in Deutschland bekannten russischen Belletristik nur Dostojewskis „Raskolnikow“ höhere Bedeutung und Interesse für uns, im übrigen hat die ganze russische Litteratur, Turgenjew und Tolstoj eingeschlossen, auch nicht einen Roman hervorgebracht, dessen künstlerischer Wert an Krepers „Verkommenen“, Pleibtrens

„Schlechte Gesellschaft“, Conrads „Was die Zsar raucht“, Walloths „Dämon des Reibes“, Conrads „Adam Mensch“, Harriots „Unzufrieden“, Widenbruchs „Astronom“, ja selbst Freytags „Soll und Haben“ und Wupfows „Ritter vom Geist“ auch nur entfernt heranreicht: Meisterwerke streng realistischer Darstellung, welche ewige Pierden der deutschen Litteratur aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bleiben werden. Von einem Vergleich mit der modernen französischen Litteratur kann hinsichtlich des Kunstwerts auch keine Rede bei den Russen sein. Was das Follicineanische Buch vor allem auszeichnet, ist die warme Begeisterung für eine gesunde, auf Ordnung beruhende Freiheit und der Haß gegen jenen Despotismus, der die Schwäche ist. Diese Empfindung kommt immer in männlicher, praktischer, zielbewusster Weise bei ihm zum Ausdruck, er verfällt nie in Phrasen und Deklamationen. Die russische Gesellschaft ist eine seitfame Mischung von Überkultur und Unkultur, das bekannte Wort des „pouiriture avant maturité“ findet in ihr seine schillerndste Verförperung.

C. A.—i.

Neue litterarische Vollhefte. Nr. 5. Goethe und noch immer kein Ende. Berlin, Eckstein Nachs. 36 S. Wenn ich ungefähr 13 Seiten Zitate abrechne, so bleiben noch 23 Seiten übrig, auf denen es der unbekannte Autor unternimmt, Goethe als einen eminent modernen Geist hinzustellen, der noch mächtig hineinragt in die arbeit- und problemgefättigte Wirklichkeit unserer Tage, dessen Werke eine wichtige Bildungs- und Erziehungsquelle für das deutsche Volk der Gegenwart sind. In großen Zügen legt er das alles knapp und scharf dar und er entwaffnet von vornherein den Vorwurf, er habe seinen Stoff nicht erschöpft, mit den Worten

(S. 7), er wolle keine wissenschaftlich erschöpfende Abhandlung schreiben. Also gut. Er weist häßlich nach, wie bei Goethe Natur und Genie eins seien, wie er den Leser durch die Flut der erregten Leidenschaften in den sichern Hafen heiter lächelnder spinozistischer Resignation fähre, wie er höchste Geistesfreiheit predige — freilich nicht im Sinne der französischen, revolutionären „liberté“ —, wie er durch und durch Deutsch sei, wie man für seinen Charakter einen höheren Maßstab der Sittlichkeit anzuwenden habe, als den gewöhnlichen der nivellierenden Philistrosität. Alles schön und gut. Aber nun vertreiben Sie sich, Herr Dr. Eugen Wolff (Privatdozent in Kiel), denn ich halte Sie für den Autor, zu der Behauptung, die Naturalisten werden Sie anklagen, weil Sie den Lebenden durch den Kultus der litterarischen Vergangenheit freies Feld verlagern. Himmel, wo hat einer von Ihnen, Fleibtreu, Conrad, Alberti &c. gesagt und mit Ellenbogenhöhen behauptet: „Platz, Exzellenz Goethe, jetzt kommen wir.“ Wer hat denn das je behauptet? Seien Sie doch so geistig frei, wie Sie es sein wollen, Herr Doktor! Wir verehren in Goethe den großen Genius wie Sie, einen großen Realisten, einen Meister des psychologischen Experimentalromans (die Wahlverwandtschaften) wie Sie, den Ersten, der in seiner Person die Zusammengehörigkeit der Poesie und der Naturwissenschaften erkannt hat, den Vater einer von uns angestrebten empirischen Aesthetik u. s. f. Kurz, uns ist Goethe so viel wie Ihnen. Was soll also Ihr Vorwurf? — Die beiden letzten Seiten Ihrer Broschüre hätten unbeschadet des Inhalts fehlen können. Wie sagt doch König Philipp? „Er muß anders von uns denken“.

Freiburg i. B.

Ludwig Jacobowski.

Sprachvergleichung und Sprachgeschichte. Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums von C. Schrader. Zweite vollständig umgearbeitete und beträchtlich vermehrte Auflage. (Jena, Herm. Costenoble.)

Blide in vergessene Winkel. Geschichts-, Kulturstudien und Charakterbilder. Ein Beitrag zur Volkskunde von Max Ebeling. 2 Bde. (Leipzig, Georg Böhme Nachf. [C. Ungleich.]) Als ein prächtiges Volksbuch für das deutsche Haus in ausgesprochen christlichem Sinne sei das Werk bestens empfohlen.

Gisela. Von M. v. W. (Leipzig, Georg Böhme Nachf. [C. Ungleich.]) Eine ernste christliche Weltanschauung und ein tiefes religiöses Empfinden zeichnen den Roman in gleicher Weise aus.

Novellen von Maximilian Krauß. (Erlangen, Th. Krisches Universitäts-Buchhandlung.)

Schriften der Gesellschaft für Experimental-Psychologie zu Berlin. 1.—4. Stück. Inhalt: Das Doppel-Ich von Max Deisoir — Über psychische Beobachtungen bei Naturvölkern von Adolf Bastian — Die Magiker Indiens. Von Friedr. von Hellwald — Die Hypnose und ihre zivilrechtliche Bedeutung von Ad. von Ventivegni. (Leipzig, Ernst Günthers Verlag.)

Alfred Meißner — Franz Hedrich. Geschichte ihres litterarischen Verhältnisses auf Grundlage der Briefe, die Alfr. Meißner seit dem Jahre 1854 bis zu seinem Tode an Franz Hedrich geschrieben. Von Franz Hedrich. (Berlin, Otto Janke.)

Liederbuch für deutsche Studenten. 4. verm. verb. Auflage. (Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung.)

Beiträge zur Experimentalen Psychologie von Hugo Münsterberg. Heft I. Inhalt: Einleitung. Bewußtsein und Gehirn — Willkürliche und unwillkürliche Vorstellungsverbindung. (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.)

Dr. Karl Schmidts Geschichte der Pädagogik, dargestellt in weltgeschichtlicher Entwicklung und im organischen Zusammenhang mit dem Kulturleben der Völker. I. Band. Die Geschichte der Pädagogik in der vorchristlichen Zeit. Von Dr. Friedrich Dittes und Dr. Emanuel Hannal. (Cöthen, Paul Schettlers Erben.)

Leuz und Rauhref. Von Gerhard von Amynator. Zweite Auflage. (Leipzig, Georg Meyers Verlag.) Zwei Novellen des beliebtesten Dichters — „Erstlingsstige bei Adolf Henselt“ und „Ein Reiz im Penze“ — von denen die eine eine Episode aus dem Leben des jüngst verstorbenen Komponisten Adolf Henselt erzählt, während in der andern ein interessantes Problem mit der bei Amynator gewohnten Gründlichkeit behandelt wird. Das Buch wird viel gelesen werden und verdient es auch, allseitig beachtet zu werden.

Zwei Bücher von Richard Hamel. „Ein Wonnejahr“. Dritte vermehrte und umgestaltete Auflage. — „Die reaktionäre Tendenz der welt sprachlichen Bewegung nebst Untersuchungen über Wesen und Entwicklung der Sprache“. — Beide im Verlag von Taubsch & Grohe. Halle a. S. 1889.

Richard Hamel ist in den feinen litterarischen Kreisen längst eine geachtete und gekannte Persönlichkeit. Seine kritischen, litterarhistorischen Arbeiten vereinigen in sich tiefgründigen Blick mit großem Wissen und schneidiger eleganter Darstellungsweise. Seine lyrischen Gedichte sind formvollendet, gemütsreich und zeigen ihren Urheber als selbständig

schaffenden, eigenartig veranlagten Künstler. Seine beiden oben genannten Bücher sind in poetischer und wissenschaftlicher Hinsicht so gelungen, daß sie den Namen des Verfassers in die weitesten Kreise tragen werden. Das „Wonnejahr“, das ich zuerst in diesem kleinen Artikel behandeln will, liegt bereits in dritter Auflage vor — ein seltener, stolzer Erfolg, umso überraschender, als die Dichtung in gar keiner Weise dem Geschmack des Publikums entgegen kommt, sie strömt sogar von Gedanken, eine Eigenschaft, die jeden Alltagsleser fortstreckt, wie eine brennende Cigarre die Näden. Wenn also das „Wonnejahr“ doch drei Auflagen erlebt hat, dann müssen dieser Dichtung geheimnisvolle, mächtig wirkende Reize innewohnen. Vor allem glaube ich, ist es die Originalität des Buches, die den Leser anzieht und festsetzt, Originalität in äußerer und innerer Beziehung. Denn das „Wonnejahr“ ist teils in Versen, teils in Prosa abgefaßt, eine Art der Form bei einer einheitlichen Dichtung, wie wir sie selten in der Litteratur treffen, denn wenige Poeten wie etwa Kavalis bedienten sich ihrer.

Der Dichter behandelt das erste Jahr der Ehe mit einem innig geliebten, geistig hochstehenden Weibe. Die Liebe erfüllt das Herz des Poeten mit unsagbarem Glücke, sie schärft seine Gedanken, weitet seine Seele, sie vergrößert seinen geistigen Horizont, sein ganzes Gefühlleben erfährt eine Steigerung ins Wunderbare; alles, das kleinste und geringste im Alltagsleben, wird ihm zum Symbol des Erhabenen und Ewigen. Das geringste Erlebnis wird ihm zur Quelle tiefer philosophischer Erkenntnisse, alles setzt er in Beziehung zu seiner Liebe. Diese ist gewissermaßen der Mittelpunkt seines Seins und der ganzen Welt, seines Fühlens und Denkens wie aller die Welt erfüllenden und bewegenden geistigen Strömungen. In der Begeisterung dieser

Liebe betrachtet er auch alle Erscheinungen der Gegenwart, betrachtet er Kunst, Litteratur und Politik. Er gleicht einem Seher, der begeisterungstrunken weißsagt, kurz und erhaben wie ein biblischer Prophet. So kann man auch, was die seltsame blumenreiche Phantasie vieler Parteien betrifft, diese Dichtung den Koran seiner Liebe nennen. Es ist eine unterschieden religiöse Dichtung, dieses „Wonnejahr“ in seiner pantheistischen Andacht; Gemüt und Gedanken vereinigen sich hier zu einem eigentümlich schönen Brevier im Stile Schepers, während die blühende Sprachgewandtheit an Nädert gemahnt. Manchmal löst sich der schäumende Wasserfall seiner Empfindung in einen sonnig glänzenden Sprühregen von Aphorismen auf.

Wenn das Wort, daß ein Buch umso besser und wertvoller ist, je mehr sich darüber sagen läßt, richtig ist, dann gehört das „Wonnejahr“ zu den besten und wertvollsten dichterischen Erzeugnissen der letzten Jahre. Man spürt auf jeder Seite, daß dieses Werk ein dichterischer Akt von Selbsterlösung und Selbstbefreiung gewesen, daß der Dichter aus den tiefsten Tiefen seines Herzens heraus schafft, daß er wirklich etwas zu sagen hat, daß das Dichten ihm kein eitles müßiges Spiel, sondern eine ernste, naturnotwendige heilige Sache ist. Als alltägliche Lektüre darf man das Werk keineswegs bezeichnen, denn es enthält nur komprimierte, dichtgedrängte Stimmungen, Gefühle und philosophische Aphorismen. Es ist auch kein Buch für den gewöhnlichen Leser, wie ich eben schon sagte, aber für den geistig höher stehenden wird diese eigenartige Schöpfung ein steter Quell von genügsamer Anregung bleiben. —

Über die kritische Schrift von Richard Hamel muß ich mich hier kurz fassen, da ich in einem anderen Blatte dieselbe ausführlich besprochen habe. Hamel fährt hier einen vernichtenden Schlag gegen

Schleyer und sein Solapül. Er bringt die treffendsten Argumente vor, weshalb eine Weltsprache ein Un Ding, eine Unmöglichkeit sei und weshalb auch schon ein Versuch, dieselbe in das praktische Leben einzuführen, in jeder Beziehung schädlich wäre. Die Ausführungen Hamels gründen sich auf bedeutender wissenschaftlicher Bildung. Hamel macht sich durch seine Schrift zu einem der freimütigsten, aber gefährlichsten Gegner des Solapül. Auch amüstant ist sein Buch, indem dasselbe von abtrünnigen Aposteln Schleners berichtet, die dem System ihres Herrn und Meisters kein Vertrauen mehr entgegen bringen und ein eigenes errichtet haben, dessen Vorzüge und Lückenlosigkeit sie vor aller Welt anpreisen. Was Hamel über das Wesen und die Entwicklung der Sprache vordringt, ist scharfgeistig und hochinteressant. Nur mit seinem Vorschlag, in Deutschland eine Akademie für Übersetzungen zu gründen, kann ich mich nicht befreunden. In Deutschland ist ohnehin die Zahl der Übersetzer eine riesige, und was nur halbwegs von Wert unter den ausländischen Werken ist, wird sicher ins Deutsche übertragen. Wozu also noch eine Akademie für Übersetzungen? Jedenfalls aber ist auch diese Partie des Buches reich an treffenden und zu beherzigenden Stellen.

Es wäre sehr zu wünschen, daß die Schrift Hamels die gebührende Beachtung von Seiten der maßgebenden Kreise finden möge, im großen Publikum wird sie schon wegen ihres interessanten Inhalts stark gelesen werden. Auch insofern ist das Werk sehr beachtenswert, als es ein vollgültiger Beweis für die Behauptung ist, daß selbst die anstrengendste journalistische Thätigkeit echte und starke Talente eher stählt als untergräbt, daß man selbst im Dienste des Tages noch Zeit und Stimmung finden kann, ernste und bleibende literarische Leistungendem Publikum darzubieten. Ernst Wechsler.

Aus dem Nachlasse der jüngst verstorbenen Anna Forstenheim erscheint demnächst ein dreibändiger Roman bei Wilhelm Friedrich in Leipzig. Das Werk, das den Titel „Zauberring des Herzens“ trägt, wird von den vielen Verehrern der allzu früh geschiedenen Verfasserin mit Spannung erwartet.

Ägypten einst und jetzt. Von Dr. Friedr. Kayser, zweite Auflage (Freiburg i. Br., Herderische Verlagshandlung). Das mit Illustrationen und Karten reich geschmückte Werk giebt eine Übersicht über die Geschichte Ägyptens von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage herab, insbesondere war es dem Verfasser auch darum zu thun, das Buch zugleich als Grundriß der ägyptischen Geschichte einzurichten. Die vorliegende zweite Auflage ist inhaltlich nicht unerheblich erweitert, auch ist die reichste neueste Litteratur gewissenhaft zu Rate gezogen worden, um so das Buch auf der Höhe der heutigen Forschung zu halten. Wir empfehlen das gediegene, splendid ausgestattete Werk aufs beste.

Vorschlag zu einer Lesebibliothek für junge Frauenzimmer. Ein bibliographisch-erotisches Kur osum vom Jahre 1780. Mit Anmerkungen und einem Verzeichnis scherzhafter Kataloge herausgegeben von Hugo Hahn (Borna-Leipzig, J. A. Zahnte).

Aus dem Verlage von Adolph Bong in Stuttgart liegen uns eine Reihe von Novitäten vor, die wir der Beachtung unserer Leser bestens empfehlen möchten. Wir erwähnen hier zunächst der zweiten, gänzlich verbesserten und vermehrten Auflage von Karl Emil Franzos' bekannten Kulturbildern „Vom Don zur Donau“, die beiden Bände bilden die Fortsetzung von Franzos' vielgelesenem Buche „Aus Halb-Asien“, dem sie an Frische der Darstellung und kultur-

historischem Wert nicht nachstehen. — „Deutsch-Ungarisches“ betitelt Karl Weisk eine Sammlung von entsprechend geschriebenen Novellen aus dem ungarischen Leben; Ludwig Doezl führt uns in seiner Novelle „Carmela Spadaro“ nach Sizilien, das den szenischen Hintergrund der lebenswürdigen Erzählung bildet und Stephan Milow bietet uns in seinen „Lebensmächten“ einen breit ausgeführten Roman, der die Vorzüge des trefflichen österreichischen Erzählers aufs beste hervortreten läßt.

Des Armen Schuld. Erzählung von Carl von Weber (Leipzig, Greshner & Schramm).

Das tote Herz. Sage, Roman und Wirklichkeit (1886) von Maurus Jokai. Deutsch von Ludw. Kottler. Einzig autorisierte Übersetzung (Wien, Breitensteins Verlagsbuchhandlung).

Gustav Adolf. Ein dramatisches Freispiel für die Volksbühne gedichtet von Paul Kaiser. II. Aufl. (Gotha, Gustav Schloßmann).

Zur Psychologie der Sünde, der Bekehrung und des Glaubens. Zwei Schriften Sören Kierkegaards: Der Begriff der Angst — Philosophische Bissen. Übersetzt und eingeleitet von Chr. Schrempf (Leipzig, Fr. Richter).

Die Herkunft der Burggrafen von Nürnberg, der Ahnherren des deutschen Kaiserhauses von Christian Meyer (Ansbach, E. Brägel & Sohn).

Die abendländische Klosteranlage des früheren Mittelalters. Von Julius Schlosser. (Wien, Carl Gerold & Sohn).

Gotthold Ephraim Lessing als Musikästhetiker. Von Dr. A. Chr. Kalischer. (Dresden, Ferd. Lehmann).

Neue Bilder von Gustav Ströhmfeld. I. Reise. Wanda — Die Ulanen-Marie (Eplingen, Verlag von S. Mayer).

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien soeben als Gegenstück zu „Physiologie der Liebe“, Mantegazza's: „Die Physiologie des Hasses“, in vorzüglicher Übersetzung von Dr. Teufcher. Die alle Erzeugnisse der Feder Mantegazza's, so ist auch dieses sowohl für den Gelehrten, als auch den Laien bestimmt, und ein jeder wird reichen Genuß und hohe Freude in den von tiefem Studium und feiner Beobachtungsgabe zeugenden Ausführungen finden.

Das hohe Lied vom Deutschen Kaiser Friedrich III. Sein Leben und seine Thaten. Dichtung in drei Gesängen und einem Vorgesang an S. M. Kaiser Wilhelm II. von C. Benze von Benzenhofen. (Wiesbaden, Moritz & Münzel.) In pietätvoller Weise hat hier Benze von Benzenhofen dem Gedächtnis des verewigten Kaisers Friedrich eine Erinnerungsgabe gewidmet, die wir unsern Lesern aufs wärmste empfehlen möchten. Die Dichtung zeichnet sich in gleicher Weise durch die Innigkeit des Tones wie durch die schwungvolle edle Sprache vorteilhaft aus; in prächtig dahinfließenden Versen erzählt uns der Dichter die Lebens- und Leidensgeschichte des edlen kaiserlichen Tüblers und innig bewegt legt der Leser das schöne Buch aus der Hand. Der Reinertrag des Wertes ist übrigens zum besten des Kaiser Friedrich-Denkmal's bestimmt.

Sibirien. Von George Kennan. Deutsch von E. Kirchner. (Verlag von Siegfried Cronbach, Berlin.) Was die hier gesammelten Aufsätze über Sibirien und das Verbannungssystem besonders wertvoll macht, ist der Umstand, daß der

amerikanische Verfasser seine Reise nach Sibirien als Freund der russischen Regierung antrat und daß sich in Sibirien seine Befehung auf Grund überwältigender Thatfachen vollzog. Wahrheitsgetreu, auf reichliches, statistisches Material gestützt, erzählt er seine Erlebnisse und bietet uns damit ein hochinteressantes Werk, das nicht warm genug empfohlen werden kann. Wir wünschen dem fesselnden Buche, das von der Verlagsbuchhandlung reich ausgestattet ist, besten Erfolg.

Das Satta-Nipata. Eine Sammlung von Gesprächen, welche zu den kanonischen Büchern der Buddhisten gehört. Aus der englischen Übersetzung von Prof. B. Hausböll in Kopenhagen. Ins Deutsche übertragen von Dr. Arthur Pfungst. 1. Lieferung. (Straßburg, Carl Z. Trübner.) Arthur Pfungst hat sich sowohl als Dichter wie auch als Kenner des Buddhismus — wir erwähnen hier nur seine allseitig gerühmte Übersetzung von Edwin Arnold's „Leuchte Asiens“ — bereits bestens bekannt gemacht und giebt auch in seinem jüngsten Werke einen neuen Beweis seines poetischen Anpassungsvermögens wie seiner Kenntnis der altindischen Religionsanschauungen.

Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker von O. Klügel. Zweite Auflage. (Langensalza, Herm. Beyer & Söhne.) In philosophischer wie kulturhistorischer Hinsicht gleich wichtig, bestricht das Klügelsche Werk vor allem durch die Tiefe der Auffassung und die Gründlichkeit, mit der das große Material verarbeitet ist. Die jetzige Neuauflage ist beträchtlich erweitert, wie dies ja der Stoff des Buches mit sich bringt. Z.

Die tragischen Motive in der deutschen Dichtung seit Goethes Tode. Von Rudolf Heinrich Greinz. Dresden, C. Pierson 1889.

Den Wert dieses unglaublich dilettantenhaftesten Nachwerks mögen einige Stellen des Textes selbst kennzeichnen.

„. . Erwähnt kann (!!) hier auch Dietrich Grabbe (N. B. entweder gar kein Vorname oder beide!) werden, der die phantastische Seite der kleinsten Motive bis zur grotesken Ungehuerlichkeit ausgebildet hat!!!!“ Ist es glaublich, daß ein Mensch solchen Unsinn drucken lassen kann?

„Der soziale Roman soll nicht nur eine nagte und trodrene Schilderung der bestehenden Verhältnisse, sondern er soll auch ein Ideal in sich bergen. (Gegensatz!) Er soll der Leservoelt zwei Spiegel vorhalten, der eine, wie die Verhältnisse wirklich sind, der andere, wie sie sein sollten. (Ein Spiegel, der etwas zeigt, wie es sein soll, ist unbedingt eine Erfindung, die über Edison hinausgeht. Welden Sie schleunigst diese geniale technische Neuerung zur Patentierung an, Dr. Greinz!) Der soziale Roman möge daher nie vergessen, daß er einen pädagogischen Zweck zu erfüllen habe. . .“ (Der Künstler als Schulmeister: Heinrich Greinz hat einen netten Begriff von dem Zweck der Kunst!)

Von den blödsinnigen Schmierereien Paul Lindaus heißt es: „Ein seinsinniger Schilderer des modernen Berlins ist uns in neuester Zeit in Paul Lindau erstanden.“ Wenn Dr. Greinz, wie ich höre, tief unten in einem Winkel Tyrols lebt, so kann man ihm nicht übel nehmen, daß er das Gewäch Lindaus für Berliner Leben nimmt, aber er soll dann nicht über Dinge reden, die er nicht zu beurteilen vermag.

Von Fontanes wunderbar seiner „Adultera“ heißt es: sie sei „talentvoll“. Eines der ersten Meisterwerke deutscher Erzählungskunst „talentvoll“! Der Dichter, der unter allen Zeitgenossen das Wesen des Tragischen am tiefsten erfaßt hat

Wildenbruch, wird kaum erwähnt, die beiden Dichter, welche dem Begriff des Tragischen einen ganz neuen, aus dem modernen Milieu entsprungenen Inhalt gegeben haben, Bleibtreu und Kreßer, sind überhaupt nicht genannt. Nach diesen Proben wird mir niemand veräbeln, wenn ich das kindische Geschmier in den Papierkorb werfe.

C. A.—I.

Über Lesen und Bildung. Umschau und Ratschläge von Anton G. Schönbach. Zweite Auflage. (Graz, Leuschner & Lubensky.) Der Verfasser erörtert in diesen Aufsätzen zunächst die Quellen der heutigen Bildung, sucht dann den Begriff „Bildung“ selbst erweiternd zu bestimmen, bespricht das Verhältnis des Lesens zur Bildung und giebt Ratschläge, was und wie gelesen werden soll. In dieser zweiten Auflage hat der Text des Buches nur ganz geringe Änderungen erfahren; dagegen sind die beiden früheren Listen empfohlener Bücher („Klassiker der Weltliteratur“ und „Auswahl der modernen Erzählliteratur“) gründlich durchgesehen und vier neue Listen („Deutsche Lyrik, Epik, Dramatik, Vermischte Prosa“) hinzugefügt worden. Auch über die moderne Richtung in unserer Literatur wird in ziemlich verständiger Weise geurteilt.

Eine ganze Reihe von Säckelchen, die, ohne Prätention auftretend, nur den Zwecken der leichteren Unterhaltung dienen wollen, liegt uns aus dem Verlage von Richard Edstein Nachfolger (Hammer & Kung) in Berlin vor. Wir nennen unter diesen hübsch ausgestatteten Bändchen: Sport-Humoresken — Modern — Der unvermeidliche Referendar, alle drei von Robert Wild; Lucisner, ferner Militaria, Humoresken von Hans von Spielberg; Wir von der Kavallerie von Victor Laverrenz; Offiziers-Damen von H. von Degen; Ins Gewehr von E.

von Wald-Zedtwig; Landadel von August Kräger. — Demselben leichten Litteraturgenre gehören die bei Victor Laverrenz in Berlin erschienenen Militärischen Humoresken „Unter Kameraden“ an, die Victor Laverrenz zum Verfasser haben.

Elemente der Psychophysik von Gustav Theodor Fechner. Zweite unveränderte Auflage. Zwei Teile. (Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.) Fechners berühmtes Werk, das zum ersten Male eine exakte Lehre von den Beziehungen zwischen Leib und Seele aufstellte, erschien bereits 1859 und war lange im Buchhandel vergriffen. Die hier vorliegende Neuauflage fand in der Person W. Wundts den berufensten Herausgeber, der zwar die ursprüngliche Fassung beibehielt, dafür aber in zahlreichen Noten die späteren Resultate der Fechnerischen Forschung zusammentrug. Fechners bahnbrechendes Werk fand dadurch eine Fortführung und Abrundung, die es auf die Höhe der heutigen Forschung erheben und ihm seine leitende Stellung von neuem gewährleisten.

Bekanntnisse eines verkommenen Genies ist der Titel eines Buches, welches im Selbstverlage nicht lange her erschienen ist. Der Verfasser Dalla Riva (wahrscheinlich ein Pseudonym) veröffentlicht in diesem Werke allerlei Gedanken, Skizzen und Erzählungen aus dem Leben eines geistreichen Taugenichts. Schon im Vorworte versichert man uns von der Wahrheit des Textes und der Leser wäre auch nicht ungeneigt es zu glauben. Wählte er es nicht genug, daß es sich eigentlich um die hinterlassenen Papiere eines geistreichen Narren handelt. Schon das Motto: Ich verlasse die Welt so dumm, wie ich sie gefunden (Voltaire) bestätigt unsere Ahnung. Im Übrigen ist es ein Werk, welchem an Geist und Frische nichts fehlt.

Unserer Väter Werke. Von Prof. Dr. Jul. Veßing. (Berlin, Leonh. Simion.)

Die Beichte meines Lebens. Von Maria Gasiana Fürstin Pignatelli. (Berlin, Hermann Schmidt.)

Die Willkür oder Ein Tag des Ringens. Ein Bühnenjubelfestfrühstück von Richard Meister. (München, Friedr. Ad. Adermann.)

Versuch einer Schillerschen Ästhetik. Studien von Gustav Zimmermann. (Leipzig, B. G. Teubner.)

Friedrich Rückert in seinem Leben und Wirken. Von Conrad Fischer. (Trier, Heinrich Stephanus.)

Fata Morgana. Von Erich Treuenfels. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei.)

Ein Wanderverserz. Militärischer Schwank — Als Kammerzofe. Lustspiel v. Rob. Wild-Queisner (Landsberg a. W., Volger & Klein.)

Die Mindener Kaiserfeste. Zur Erinnerung an den 10., 11. u. 12. September 1889. Wahrheitsgemäß dargestellt von F. Zimmermann (Minden i. W., J. Kaiser & Comp.).

Glossen über die deutsche Burfenschaft von einem Burfenschafter (Leipzig, Armin Bouman.)

Deutsche Zeit- und Streitfragen. Herausgegeben von Jürgen Bona Meyer: Heft 54. Friedr. Bieder, über die Möglichkeit einer künftlichen Universalprache. — Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow: Heft 79, Dr. C. Liebrecht, Schillers Verhältnis zu Kant's ethischer Weltansicht, Heft 81, Dr. Herm. Hagen, über Wesen und Bedeutung der Homersfrage (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei).

Drei Weltsprach-Systeme: Pa-silingua — Solapki — La lingvo internacia. Von P. Steiner-Darmstadt (Berlin-Leipzig, Heusers Verlag).

Wir versehen nicht, unsere Leser auf den Katalog aufmerksam zu machen, den der „Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft“ (Dr. P. Langenscheidt) Berlin, 246, Friedrichstr. soeben herausgegeben hat. Keine deutsche Verlagsbuchhandlung hat sich so ausschließlich den Interessen des Handels und der Industrie gewidmet, und sie ist wohl berechtigt, mit Stolz und Befriedigung auf das zurückzublicken, was sie geschaffen. Die besten Namen aus allen Gebieten der Handelswissenschaft sind hier vertreten, um für jedes einzelne Vorzügliches zu leisten. Wir empfehlen daher jedermann, sich diesen Katalog von der genannten Firma in Berlin kommen zu lassen, um sich von der Vielseitigkeit und Gediegenheit der bez. Werke überzeugen zu können. Auch allen denjenigen, welche bei der herannahenden Festlichkeit einen Kaufmann durch ein wertvolles, dauernd nützliches Geschenk erfreuen wollen, sei obiger Katalog empfohlen.

Die Greuel der „Französischen Revolution“, ihre Naturgeschichte und Pathologie der Gegenwart von Ottomar Beta (Berlin, R. v. Deder's Verlag). Auch ein Beitrag zur Jubiläumfeier der „Großen Revolution“, der aber nicht zu ihrer Verherrlichung geschrieben ist. Der Verfasser der „Politik des Unbewußten“ schildert uns beredt die Schandthaten, die die Revolution im Gefolge hatte und läßt auf diese Nachseiten ein grelles Licht fallen.

Robert Hamerling. Von Dr. J. Schleichl. (Reichenberg, Selbstverlag des Verfassers.)

Echt oder Unecht? Zur Lucas-Passion. Von Erich Prieger. (Berlin, C. F. Conrad.)

Das erste Jahrzehnt der Weltsprache Polapäl. Als Jubiläumsgabe ausgearbeitet von Rupert Hucile. (Überlingen, A. Schöp.)

Novellen aus dem jüdischen Familienleben von Ernst Kossi. 3. Aufl. (Berlin, Emil Streiland.)

Wnosotia. Eine Dichtung von E. Vingen. (Märnberg, Friedr. Kornsche Buchhandlung.)

Französische Literatur.

Richard Cortambert, Nouvelle Histoire des voyages et des grandes découvertes géographiques dans tous les temps et dans tous les pays, 2 vols. (Grande Librairie Générale, Paris, Boulevard Raspail 131). — Die Aufgabe, die sich der auf geographischem Gebiete rühmlichst bekannte französische Gelehrte in diesem Riesenwerke gestellt hat, war keine geringe: handelte es sich doch darum, eine eingehende Geschichte der Forschungs- und Entdeckungstreifen, von Columbus angefangen bis herab zu Stanley's und Wismann's Expeditionen zu schreiben, eine Schilderung, die auf streng wissenschaftlicher Basis aufgebaut und die Resultate der modernen Forschung berücksichtigend, doch anziehend genug geschrieben war, um auch dem gebildeten Laien eine anregende Lektüre zu bieten. Cortambert ist diesen beiden an ihn herantretenden Forderungen aufs beste gerecht geworden, sein Werk zeichnet sich in gleichem Grade durch Tiefe wie Gründlichkeit der Behandlung aus, ohne doch dabei an seiner Lesbarkeit etwas zu verlieren. Man wird mit staunender Bewunderung erfüllt, wenn man die beiden Folianten durchblättert und sieht, mit welchem Vienenfleiß das ungeheure Material zusammengetragen und geordnet ist. Allerdings wurde dem Verfasser seine Arbeit durch seine Doppelfunktion als Bibliothekar der Nationalbibliothek und Sekretär der Geographischen Gesellschaft,

die ihn in steter Verbindung mit den berühmtesten der geitendstfischen Reisenden bleiben ließ, nicht unwesentlich erleichtert. Cortambert's Werk zerfällt in zwei Bände, deren jeder etwa 800 Seiten in gr. Fol. umfaßt. Der erste Band ist den Entdeckungstreifen in Amerika gewidmet, denen sich die Geschichte der Nordpolfahrten von den ersten Versuchen der Skandinavier und Russen bis zu Nordenstjöld's epochemachenden Expeditionen anreicht. Der zweite beschäftigt sich mit der Schilderung der Forschungen in Asien, Australien und Afrika; hier sind es vor allem die wissenschaftlichen Resultate der französischen Forschungen in Cochinchina, Annam und Tonking, sowie die kühnen Unternehmungen der Russen in Transkaspien, die eingehendste Behandlung finden. Ganz besonderes Interesse beansprucht aber der Teil, der sich mit der Erschließung des schwarzen Erdteils beschäftigt, schon deshalb, weil diese Phase in die jüngste Vergangenheit fällt; die hier gebotene eingehende Schilderung der Reisen Livingstones, Bakers, Gordons, Stanley's, Brazzas und Wismann's wird den deutschen Leser um so mehr fesseln, als er hier eine umfassende unparteiische Beschreibung unserer Kolonialgebiete findet. Cortambert's Geschichte der Entdeckungstreifen hat sich bereits hoher Auszeichnungen zu erfreuen gehabt: das französische Unterrichtsministerium hat in Anerkennung seines hohen Wertes die Anschaffung des Wertes in den seinem Ressort unterstehenden Anstalten angeordnet. Spezielles Lob verdient auch die glänzende äußere Ausstattung, die die Verlagsbandlung dem Buche mit auf den Weg gegeben hat. Trud und Papier sind musterhaft, und die zahlreich eingesetzten Porträts, Illustrationen und Karten sind eine wertvolle Beigabe, die die Leselust rege erhält und das Buch zu einem Prachtwerke ersten Ranges erhebt. Für die Fälle des in

jeder Beziehung Gebotenen ist der Preis von 60 Frs. noch niedrig genug bemessen.

Einen eigenartigen Bilderatlas zur Geschichte der französischen Revolution hat das Verlagshaus Jouvet & Cie. in Paris gelegentlich der Jahrhundertfeier unter dem Titel „Album du Centenaire“ erscheinen lassen. Der starke in reichem Goldschmuck prangende Band bringt in etwa 450 Holzschnitten chronologisch geordnet die wichtigsten Episoden der Revolutionszeit, deren bedeutendste Helden uns gleichzeitig in guten, authentischen Porträts vorgeführt werden. Die Bilder sind nach Originalen von Bavard, Clerget, Darjon, Philippotaur, Thorigny u. a. m. sauber in Holz geschnitten, Augustin Chalmel und Désiré Lacroix haben dazu einen verbindenden Text geschrieben, der in gedrängter Kürze die Biographien der Porträtierten, sowie eine Erklärung der dargestellten historischen Szenen enthält.

Éducation et Hérité. Etude sociologique par M. Guyau (Paris, Felix Alcan). — Die interessante Arbeit, die Alfred Fouillée aus dem Nachlaß Guyau's herausgegeben hat, behandelt die wichtige Frage, ob eine erbliche Anlage durch ein sachgemäßes Erziehungssystem unterdrückt oder wenigstens doch gemildert werden kann; Guyau glaubt diese Frage prinzipiell bejahen zu dürfen. Seine geistreichen Ausführungen, die an fruchtbringenden Ideen eine Fülle von Anregung enthalten, berühren die Hauptprobleme der Erziehung in physischer, moralischer und ästhetischer Beziehung unter gleichzeitiger Berücksichtigung des Rationalitäts- und Rassenstandpunktes. Durch gedanklichen Inhalt und sprachliche Reize gleich ausgezeichnet schließt das Werk die lange Reihe der sozialpolitischen Arbeiten, die wir dem Geiste des frühverstorbenen Philosophen verdanken, würdig ab.

Edmond Neukomm, Guillaume II. et ses soldats (Paris, Ernst Koss). Der sensationell gefaßte Titel läßt schon erraten, wess' Weistes Kind wir hier vor uns haben; übrigens wird von Kaiser Wilhelm und seinen Soldaten tatsächlich wenig geredet, in der Hauptsache enthält das Buch eine gedrängte Geschichte der Regierungshandlungen unseres jungen Kaisers und der ereignisvollen jüngsten Vergangenheit. Neukomm, der als Zeitungskorrespondent ein großes Pariser Blatt mit Nachrichten über deutsche Angelegenheiten versieht, ist bemüht, die deutschen Verhältnisse im Sinne und Geschmack seiner französischen Leser zu schildern, als Quelle für seine tendenziösen Soldadereien dient ihm die freisinnige Presse, deren Gewäsch ihm der Ausdruck der öffentlichen Meinung Deutschlands zu sein scheint. Obwohl unser Kaiser als eingeseiselter Soldat geschildert wird, der vor Begierde brennt, die Kriegstätigkeit seiner Armee zu erproben, ist Neukomm in der glücklichen Lage, seinen Landsleuten die beruhigende Versicherung zu geben, daß Frankreich stark genug ist und „Wilhelm II. und seine Soldaten nicht zu fürchten braucht“. Mit dieser volltönenden Phrase klingt das Buch würdig aus, das nur den Zweck verfolgt, den französischen und deutschfeindlichen Leser in alten Vorurteilen zu bekräftigen, offenbar glaubte der Verfasser seiner publizistischen Pflicht am besten zu genügen, wenn er seinen Patriotismus in diesem Sinne betätigte.

In der bei Marpon & Flammarion in Paris erscheinenden Sammlung von illustrierten Ausgaben der Ausgewählten Werke von Emile Zola hat um auch des Meisters „La Terre“ Ausnahme gefunden. Der stattliche Band ist mit etwa 60 ganzseitigen Illustrationen von der Hand Duez's, Girardin's, Resplé's, Rochegrosse's u. a. m. geschmückt und es sei rühmend anerkannt, daß die Zeichner

der bei Zola doppelt schweren Aufgabe, für die gewaltigen Ideen des Dichters stets den entsprechenden bildlichen Ausdruck zu finden, nach Möglichkeit gerecht geworden sind. Der schöne Text und die splendide Ausstattung lassen die Sorgfalt erkennen, die die bekannte Pariser Verlagshandlung auf ihre Verlagswerte zu verwenden pflegt. — Nicht minder gelungen ist auch die illustrierte Ausgabe, die derselbe Verlag von Daudet's „Jack“ veranstaltet hat. Die rührende Geschichte des armen Jack gehört, soviel sie auch in technischer Beziehung zu wünschen übrig läßt, doch zu dem Reizvollsten, was Daudet geschaffen hat: in seiner seiner Schöpfungen tritt wie hier jener warme Herzens-ton zu Tage, der auf den Leser so anheimelnd wirkt und ihn über die Mängel der Komposition leicht hinwegsehen läßt. Die vorliegende Ausgabe, die Myrbach mit prächtigen Zeichnungen ausgestattet hat, bildet einen Band der allbeliebten „Collection Guillaume“ und ist ein wahres Schmuckstück dieser vornehmen Sammlung. Ebenso wie die vorgenannte ist auch diese Prachtausgabe glänzend ausgestattet, beide Bände sind zu Geschenkzwecken ganz besonders geeignet.

Aus der Pariser Frauenwelt erzählt uns Montjoyeux, der beliebte Causeur des „Figaro“, allerlei Intimes in seinen „Les femmes de Paris“ (Paris, Clenborff). Zu ernsterer Betrachtung geben diese pikanten Skizzen, die zum größten Teil die Pariser Halbwelt zum Gegenstand der Beobachtung wählen, keinen Anlaß, sie wollen lediglich Zwecken der leichteren Unterhaltung dienen und diese Aufgabe erfüllen sie auch in bester Weise. Montjoyeux ist ein erfahrener Kenner der Pariserin, von der Dame der hohen Gesellschaft angefangen bis herab zur Straßendirne, und ist indiscret genug, die erlauchten Geheimnisse dem Publikum preiszugeben; da er den echtfranzösischen

Flauberton meisterlich trifft, so leiht man ihm willig Ohr und läßt sich gern von ihm über eine mäßige Stunde hinwegtäuschen.

George Durny, Fin de Réve. Roman (Paris, Paul Clenborff). Das eben erst erschienene Buch liegt bereits in zwölfter Auflage vor, ein Beweis, wie sensationell der Roman gewirkt hat. Es ist übrigens erklärlich, daß diese Sittenstudie, die ihren Stoff dem politischen Parteitreiben der jüngsten Vergangenheit entnimmt, in Frankreich Aufsehen erregt, auch schon deshalb, weil in ihr die letzten Jahre der politischen Laufbahn Léon Gambettas in durchsichtigster Weise geschildert sind; denn dieser Michel Costalla, der Held des Romans, ist niemand anderes als der große demokratische Parteiführer, etwas idealisiert natürlich, aber ähnlich genug, um auch dem blödesten Auge erkennbar zu sein. Duruy schildert in seinem Werk das Leben dieses Costalla, eines Südfranzosen, der plötzlich am politischen Horizont auftaucht, eine Zeit lang mit seinem Licht alles überstrahlt, um nach einer kurzen, aber beispiellos glänzenden Laufbahn eines ruhmlosen Todes zu sterben. Auf diese prächtig herausgearbeitete Hauptfigur, die ersichtlich mit besonderer Liebe behandelt ist, konzentriert sich unser ganzes Interesse; das Bild des politischen Parteitreibens, in dessen Mittelpunkt Costalla steht, ist übrigens vortrefflich erfasst und wiedergegeben. Charakterzeichnung und Beobachtung zeigen ein tüchtiges realistisches Können, das auch in der kraftvollen Sprache zu Tage tritt.

A. G.—ze.

Englische Litteratur.

Historische Romane.

„For a King! an Historical Romance“ by T. S. Sharowood (London, Burns & Oates). Der Roman giebt ein gutes Bild von dem englischen

Leben während des Bürgerkrieges, besonders gelungen erscheint die Schilderung des königlichen Hofhalts zu Oxford und des häuslichen Lebens während der Regierung Karls I.; die Kriegstaten sind dagegen zu wenig realistisch. Zu loben ist die Absicht des Verfassers, seine Personen in der Weise des 17. Jahrhunderts sprechen zu lassen, doch müssen wir bemerken, daß die Anspielungen auf den Don Quixote etwas anachronistisch wirken, wenn man bedenkt, daß derselbe erst im Jahre 1604 erschien. Ein historischer Roman ist ja kein Geschichtswerk, doch hätte George Tigby, den ein Swift als Prototyp Bolingbrotens schildert und dessen glänzende Eigenschaften selbst sein Gegner Clarendon anzuerkennen gezwungen ist, viel bedeutender charakterisiert werden können, wogegen Prinz Ruprecht in ein vielleicht zu glänzendes Licht geraten ist. Die Erzählung kann jungen Leuten, die sich für Geschichte interessieren, warm empfohlen werden.

„Lady Godiva“ a story of Saxon England by John B. Marsh, author of „Robin Hood“ etc. (London, Elliot Stock, 1889.) Ein vollständig verfehltes Werk. Der Verfasser besitzt die Dreistigkeit zu behaupten, daß er zu diesem Nachwerk Jahre lang Urkunden und Handschriften studiert habe, dabei hat er nicht einmal den Unterschied erfaßt, der zwischen den Zuständen Englands zur Zeit Kanuts und denen unter Eduard dem Bekenner besteht, denn er erzählt, daß es unter Kanuts Regierung die Leute verdroffen habe, die besten Stellen in Kirche und Staat an „Franzosen“ vergeben zu sehen. Bei der Geburt von Godivas erstem Kinde, welche ausführlich beschrieben wird, erscheint die Amme und verkündet feierlich: daß „Mutter und Kind sich so wohl befinden, wie unter den obwaltenden Umständen nur möglich.“ Ich denke das genügt.

Geschichte.

Chronicle of king Henry VIII of England, being a contemporary record of the principal events of the Reigns of Henry VIII and Edward VI, written in Spanish &c., translated with notes &c. by Martin A. Sharp Hume. (London, Bell & Sons, 1889.) Die Chronik hat einen untergeordneten Spanier, vielleicht einen Gasthalter oder Gläubigoldaten, oder den Diener eines Spaniers am Hofe Heinrichs VIII., jedenfalls einen ungelahrten Mann zum Verfasser, der außer etwa einer Chronik, ein paar Heiligenbüchern, dem „Amadis“, nebst einigen Romanzen keine Lektüre kannte. Aber wenn auch nicht viel, so giebt er doch etwas von jenem Leben des Volkes abseits vom Hofe, in das zu allen Zeiten so schwer Einblick zu gewinnen ist.

„The Casket letters and Mary queen of Scots“ by T. F. Henderson (Edinburgh, A. & C. Black, 1889); beleuchtet die Frage von der Ritschuld Maria Stuarts am Tode ihres Gemahls Darnley, zwar ohne dieselbe endgiltig zu entscheiden, doch mit scharfer Begrenzung und mit Ausschcheidung aller Nebenächlichen. Das handliche und lesenswerte Buch empfiehlt sich noch besonders dadurch, daß es alle auf die Frage bezüglichen Dokumente, mit Einschluß der Briefe selbst, in den vorhandenen Übersetzungen in vier Sprachen vereinigt.

„The diary and letters of Gouverneur Morris, minister of the United States to France &c.“ edited by Anne Cary Morris. (London, Kegan Paul, French & Co. 1889. 2 Bde.) Ein wichtiger Beitrag zu der historischen Literatur der Revolutionszeit und derjenigen der Napoleonischen Ära. Morris kam mit Briefen Washingtons im Januar 1789 in Frankreich an, wurde später akkreditiert und erlebte die ganze Schreckenszeit und zwar als geistig be-

deutender Zuschauer, dessen Verständnis für die Vorgänge der Revolution durch die Erfahrungen der amerikanischen Rebellion geschärft war. Das interessante Werk würde eine etwas konzentrierte Fassung vertragen.

In der Serie der „Stories of the Nations“ von T. Fisher Unwin, London erschien aus der Feder des ehemaligen amerikanischen Residenten zu Teheran: S. G. W. Benjamin „Persia“, dessen neuere Geschichte jedoch im Verhältnis zu der alten un-
gemein kurz gehalten ist.

Von dem umfassenden „Dictionary of National-Biography“, herausgegeben von Leslie Stephen erschien Band XVIII, reichend von Esdaile bis Finau. (London, Smith, Elder & Co. 1889.)
Karl Wiesendahl.

Skandinavische Litteratur.

Die überaus thätige Verlagsbuchhandlung von J. D. Schubothe in Kopenhagen beginnt soeben mit dem litterarischen Beistande des Herrn P. Ransjö die Herausgabe einer Monatschrift für Litteratur, Kunst und Politik unter dem Namen: Af Dagens Krønike. Jedes Heft soll unter anderem einen politischen Artikel, ein Kopenhagener Feuilleton und eine Theaterchronik enthalten. Das Hauptbestreben soll darauf gerichtet sein, einem Jeden ohne Rücksicht auf die Parteifarbe das Wort zu gönnen, der in einer für das große Publikum leicht faßlichen Form sich über die politischen und künstlerischen Fragen des Tages auszusprechen wünscht. — Jedes Heft soll ein selbständiges Ganzes bilden und nur ausnahmsweise Beiträge aufgenommen werden, die nicht mit einem Heft abgeschlossen sind. Außerdem bringt jedes Heft ein Porträt berühmter Männer und Frauen der Gegenwart. — Das mir vorliegende erste Heft reproduziert nach

gut ausgeführten Holzschnitten die Porträts von Bischof Monrad, Graf Wandersström, E. v. Cuanten und Dr. E. Rosenberg und enthält außerdem aus der Feder E. v. Cuantens hochinteressante Enthüllungen über den sogenannten „Unionsvorschlag König Karls XV.“ und dessen eigentliche Urheber, sowie über den Verlauf der schwedisch-dänischen Unterhandlungen in den sechziger Jahren. Dieser Artikel dürfte in den politischen Kreisen Deutschlands ebenfalls großes Interesse erregen. — Ferner enthält das erste Heft ein geistprägendes Essay von Dr. Georg Brandes: „Heine als Politiker“, eine humoristische Plauderei von Erl Stram: „Sommeruaal“, eine „Politische Chronik“, eine „Chronik des Tages“, eine Skizze über die Kopenhagener Wettrennen und eine Theaternotiz. Ferner eine kurze Darlegung des heutigen Standes der Wissenschaft über die Cholera und von dem Herausgeber: „Af en Forelskrets Dagbog“. — Den Damen gehört „die Korrespondenz“, wo jede Leserin beliebige Fragen von allgemeinem Interesse zu Sprache bringen kann. Kurz das erste Heft ist recht reichhaltig und kann man den weiteren mit Interesse entgegensehen. Der Preis beträgt halbjährlich 6 Kronen, das einzelne Heft kostet 1 Kr. 25 Öre. E. Brausewetter.

Henrik Ibsen: Die Komödie der Liebe. (Berlin, S. Fischer. 1889.)

Die von J. Hoffory herausgegebene nordische Bibliothek scheint mehr und mehr eine Ibsen-Bibliothek werden zu wollen, denn schon wieder liegt als fünfter Band der Sammlung eine von M. von Bach besorgte Übersetzung der dreiatigen Komödie der Liebe vor.

Das Schauspiel selbst erschien im Jahre 1862.

Wir haben's also mit einem Werk aus der ersten Epoche des nordischen Dichters zu thun, der in demselben noch nicht

seine markige Prosa, sondern einen sehr flüssigen und poetischen Vers anwendet, einen Vers, dem die Übersetzerin in jeder Hinsicht gerecht geworden ist.

Die Komödie der Liebe ist das lustige und doch so bitterironische Vorspiel zur Tragödie der Ehe.

Ibsen selbst läßt sich in der Vorrede zur zweiten Auflage folgendermaßen aus:

„Da ich nun in meiner Komödie nach bestem Vermögen die Weisheit über Liebe und Ehe schwang, war es ganz in der Ordnung, daß die Menge im Namen der Liebe und Ehe tobte. Die Zucht und Treffur des Gedankens, welche man braucht, um den Irrtum zu begreifen, hat die Mehrzahl unserer bühnenbeurteilenden und bühnenlesenden Menge nur unzureichend durchgeweht.“ —

Bei dem ironisierenden Charakter des Stückes ist allerdings eine gründliche Zucht des Gedankens für die Menge erforderlich, um die Angriffspunkte des Dichters im einzelnen richtig zu würdigen; weil die Anschauungen der Masse, gegen die er sich in der Person des jungen Schriftstellers Falk wendet, die Grundstimmung der Komödie bilden, welche uns den alten Saß illustriert, daß die Ehe das Grab der Liebe ist.

Als Falk an all' seinen Freunden, an Lind, dem Registrator Ståler und vor allen an dem Prediger Strohmann sieht, wohin all die schönen Ideale von Liebe und Ehe führen, da verzichtet er darauf, mit Schwanhilde den Weg durchs Leben zu nehmen, und überläßt es dem ebenso praktischen wie reichen Großhändler Goldstadt, die Geliebte glücklich zu machen.

Als er den Prediger Strohmann, der einst nach langem Kampfe sich sein Weib errungen hat, und der im Laufe der Zeit ein rechter Ehekrüppel geworden ist, und all seine Anschauungen verleugnet, die er einst gehegt, da bricht Falk in die Worte aus:

Die Gesellschaft. V. 12.

Wie jammervoll und eint sind doch beide Im Eden beieinander anzusehen.

Als ob nach einem Waldbrand auf der Halde Zwei Stämme halberdöllt zusammenstehn. Nur dürres Laub, so weit die Blicke reichen. Wer bringt uns frisches Grün und Sonnenschein?

Schon im Eingangsliebe Falks liegt das Motto des Stückes:

Frag' nicht, ob der Herbst wird halten, Was der Frühling dir verspricht! —

Und der Herbst hält das Versprechen des Frühlings nicht. Falk sieht, wie die Liebe überall verflümmert:

Da schlachten sie der Liebe Poesie! und er ruft aus:

Krieg mit der Lüge, die ihr groß gepflegt, Die nun so frech hinausgeht in die Welt, Daß man beinahe sie für Wahrheit hält! —

Falk greift die Ehe an. Der Prediger erwidert, und der mit Kindern so reich gesegnete Herr redet von Kindern der Liebe, um dann zu stocken und sich wegen dieses Ausdrucks zu verwirren.

Falk ruft entrüstet aus:

Ihr unterscheidet da das Band der Ehe Vom Kind der Liebe, und da thut Ihr klug; Denn wie gelobt und roh, so sind die beiden Wie Topfgeruchs und Wiesenblum' zu schreiben.

Falk hat sich mit Schwanhilde verlobt nach einem langen Gespräche, sie hat sich ihm in die Arme geworfen mit den Worten:

Es nehm' mich wie ich bin, o nehm' mich ganz. Es spricht das Laub; mein Laub er hat begonnen! —

Allein der Großhändler Goldstadt hat sie beide aus ihren Träumen aufgeschreckt. Er fragt ihn, was er Schwanhilde zu bieten habe, ob er sie hinauszerren will in den Kampf mit der Welt, den er erst aufnehmen muß, um sich seine Stellung zu erringen:

Die Liebe hat noch immer blind gewöhlt, Die Gattin nicht, nein, nur das Weib erlöten.

ruft er ihm zu; und als Schwanhilde Falk, der einst gesagt:

Ich glaube an der Liebe ew'ges Leben!

jetzt fragt:

Und wenn die Liebe trotzdem unterginge. Die Liebe, die mich tragen sollt' auf Händen. Hast Du denn etwas, das Erlas und bringe?

da hat er nur die resignierte Antwort:

Rein! Mit der Liebe würde alles enden! —

Er verzichtet auf sein geträumtes Glück und mit den Genossen zieht er fort, um die Welt zu durchwandern, und zu singen:

Und triest auch der Nachen zur Liebe Tod fort
Es war doch so selig zu fahren. —

Die Liebe ist ein Komödienstück der Jugend, die Ehe ein Geschäft wie jedes andere, das bedacht sein will, und ebenso brutal prosaisch ist, wie die Liebe dultig, poetisch erscheint.

Das Schauspiel ist bei all seiner Bitterkeit poetisch durchgeführt und die einzelnen Charaktere sind fein gestaltet, lebendig wirksam.

Es ist eine Satire in anmutigster Form, durch deren Übertragung Marie von Borch sich ein erneutes Verbleist erworben hat, indem sie uns ein lebensvolles Werk des später so sophistisch klügelnden, und ost schemenhaft gestaltenden Verfassers der dialektischen Ehedramen übermitteln hat.

Heinz Toboac.

Spanische Litteratur.

In neuerer Zeit hat das spanische Amerika den alten Haß und Groll gegen Spanien abgelegt, es fühlt sich durch das Band der Sprache mit dem Mutterlande verbunden und bestärkt so das Wort des Herzogs von Frias: „Ihr werdet Spanier und nicht Amerikaner sein.“ Wohl vermochte Bolivar das Joch Fernandos VII. abzuschütteln, aber das spanische Amerika wird und darf sich nicht dem sanften Joch des Cervantes und der castilianischen Sprache entziehen, in der ein Marcon, eine Sor Juana Ines und Salbuena, Morostiza, Ventura de la Vega, Baralt, Bello und Olmedo geschrieben.

Der spanische Amerikaner beschäftigt sich jetzt liebevoll mit Spanien und der

Spanier mit dem lateinischen Amerika. Der junge Chilene Jorge Hunceus Gana, der Menendez Pelayo Amerikas, hat in Santiago (Chili) Estudios sobre España herausgegeben, in denen er sich nicht bloß über die geistige Bewegung Spaniens in diesem Jahrhundert, die Männer der Wissenschaft, der Kunst, der Litteratur und der Politik ausdrückt, sondern auch eine spanisch-ausländische Bibliographie giebt.

Was Hunceus, der niemals den spanischen Boden betreten, für die Amerikaner in Bezug auf die Spanier zu thun suchte, das thut der berühmte und geistvolle Juan Valera, der wenigstens Nordamerika aus eigener Anschauung kennt, in seinem dem Staatsmann und Gelehrten Antonio Cánovas del Castillo gewidmeten Cartas americanas (Primera serie, Madrid, 1889) in noch weit höherem Grade für die Spanier in Bezug auf die Amerikaner, die Schriftsteller der neuen Welt von Mexiko bis zum La Plata. In Valeras Werk, das in anmutigstem Pseuderton belehrt und doch zugleich ein umfassendes Wissen bekundet, lernt der Leser die hervorragenden Schöpfungen des südamerikanischen Genius kennen, während er aufs Neue den Geist des Verfassers von „Pepita Jimenez“ und „Doña Luz“ bewundert, der hier als Kritiker der Briefform neuen Reiz abzugewinnen weiß. Valeras Buch über das spanische Amerika, in welchem die Lyrik in äppigster Blüte steht, aber auch der Baum der Wissenschaft gedeiht, ist daraus entstanden, daß ihm südamerikanische Schriftsteller ihre Werke schickten, über die er dann in Briefen seine Meinung äußert. Mögen diese Briefe immerhin der Einheit entbehren und mögen sie auch bis jetzt nur einen kleinen Teil ihres großen Gegenstandes umfassen, so sind sie doch ein wichtiger Beitrag für die Geschichte der spanischen Litteratur dieses Jahrhunderts. —

Während im Werke des Humeus das litterarische Spanien beleuchtet wird, bringt Pedro de Madrazo das künstlerische Spanien in *La España artistica y monumental* zur Darstellung. Die erste Lieferung dieses in großem Stile angelegten Prachtwerkes ist mit den Phototypen von Bildern von Fortuny, Pradilla, Casado, García Ramos, Martínez del Rincón und Garrido geschmückt. —

Eine düstere, aber wahrheitsgetreue Studie aus der politischen und Beamtenwelt des zeitgenössischen Spaniens ist der Roman Teodoro Barós „Juan el Alcarreño“, ein Spiegel der Zeit, wie es vor 25 Jahren der Roman „Gil Perez de Marchamalo“ von Federico Muntada war. —

Die lebhaften und farbenreichen Frescos de Andalucía von Lorenzo Leal (Madrid, 1889) zeigen, daß für einen Schriftsteller von Geist und Phantasie die so oft geschilderte Schönheit Andalusiens mit ihrem leuchtenden Himmel, ihren reizenden Frauen und ihren feurigen Weinen immer noch ein ergiebiges, unerschöpfliches Thema bleibt. —

Andalusien, wo alles Farbe, Licht, Wohlklang und Poesie ist, Andalusien, das spanische Campanien, hat seinen begeistertsten, classischsten und zugleich bescheidensten Sänger verloren: der Canonicus am Dome von Sevilla und Professor der Litteraturgeschichte Francisco Rodriguez Zapata, der im malerischen Dorfe Manáns in der Provinz Sevilla am 4. October 1813 geboren, ist nach mehr als 40-jähriger Lehrthätigkeit in der Hauptstadt Andalusiens am 14. August gestorben: im Chorstuhl des hohen Domes, dessen Zierde er gewesen, sank er am Vorabend von Maria Himmelfahrt in den ewigen Schlaf. Die sevillanische Dichterschule, die an die Namen von Herrera, Rioja, Blanco, Lista, Reinoso, Guibobro, Tassara und Becquer sich knüpft, aus der Männer wie Ayala und

Fernandez y Gonzalez hervorgegangen und die etwas von den überirdischen Farben und dem wunderbaren Licht eines Murillo in sich trägt, beweint in Zapata, dem Freunde des Juan José Bueno, dem Lehrer der Antonia Diaz de Lamarque, des Narciso Campillo und des Antonio Sanchez Moguel, einen ihrer ehrwürdigsten und liebenswürdigsten Vertreter. Im Sonett hatte er mit Ausnahme des Manuel del Palacio seines Gleichen nicht unter den modernen spanischen Dichtern. Er war der Quintana der Religion, er besaß oft den hohen Schwung des Herrera, die Tiefe des Rioja, die Natürlichkeit des Alberto Lista und die Vollendung der Strophen des Juan Ricafio Gallego. Wie Heine an seinen lyrischen Versen, so seilte der sonst von ihm so verschiedene Zapata an den seinigen. Die enge Straße Los Alfayates, in der in kleinem Häuschen der schon lange körperlich gebrochene Priester und Dichter wohnte, wird nach ihm „Calle de Zapata“ benannt werden, aber auch so wird Francisco Rodriguez Zapata unvergessen bleiben.

Johannes Fackertath.

Amerikanische Litteratur.

Walt Whitman. Zuerst las ich Walt Whitmans Namen in Lombrosos Buch „Irrsinn und Genie“. Dieser nennt ihn kurzweg „ganz zuverlässig ein wahnsinniges Genie“. Er sagt unter anderm von ihm: „Walt Whitman ist der Schöpfer einer Poesie ohne Reim und Rhythmus, welche von den Angelsachsen als Poesie der Zukunft gerühmt wird und allerdings das Gepräge einer seltsamen und wilden Originalität trägt.“

Waren schon diese Äußerungen des Florentiner Gelehrten, dessen Buch allerdings an einer etwas ultritischen Häufung des Materials, sowie an dem Grundfehler leidet, daß es weder zwischen Talent und Genie, noch zwischen Neurose und Psychose unterscheidet, für mich in

höhem Grade anregend, so wuchs mein Interesse für den problematischen Amerikaner noch bedeutend, als ich in der „Gegenwart“ eine Besprechung der jüngst erschienenen Übersetzung Whitmanscher Gedichte (Walt Whitman, Grasshalme. In Auswahl überseht von K. Knorr und T. W. Kollerton. Zürich, Verlagsmagazin, 1889) aus der Feder des mannhaften, in unserer Zeit der Froschmolluskenbreitnaturen markig sich abhebenden Schriftstellers Ernst Ziel las.

Wer ist Walt Whitman?

Er ist der Dichter Amerikas, der Dichter der Demokratie, der Dichter der Prärien und des Städtegewogs der neuen Welt. Er ist der Dichter des Optimismus, aber nicht eines Optimismus, der „durch Wolken duster Eigarren und beim Krachen lederer Pastetchen“ aufsteigt, wie Leopardi meinte, sondern eines Optimismus, eines Pantheismus, wie du ihn einjaugst, wenn du auf frischgemähtem Heu rücklings liegst, den Himmel betrachtend, oder wenn du aus dem Meere lährst und der frische Seewind deine Lungen berauscht.

Aber die alte Tante Kritik (ihr Eldorado ist Deutschland) setzt sich die Brille auf, um die Mängel des Autors besser zu sehen, nimmt eine Prise Schnupstabał zu sich, hebt den Finger empor und spricht:

„Walt Whitman ein Dichter? Er ist ein litterarisches Monstrum, muß in Spiritus aufbewahrt werden! Ein Dichter ohne Metrik, ohne jede Form! Dann sind Kriminalakten auch Poesie.“

Ja, unsere Popfästhetiker haben eine schöne Gelegenheit, wieder mal ein Genie (diesmal ein wahrhaftiges!) in den Boden zu stampfen. Sie brauchen nur unsern Hinterwäldler mit den nervigen Armen und der stolzen Brust, das Haupt voll großer selbstgedachter, nicht zusammengelesener Gedanken zu confrontieren mit

uns zu zeigen, was Formensöhne und Gedankenwucht bedeutet:

Umsonst. Der Whitman wird kein Anderer mehr. In diesem Jahre vollendet er sein siebzigstes Lebensjahr. Da ist alle kritische Liebesmühe umsonst.

Aber wer sich reinbaden will in den Niagarafloten dieser grandiosen Poesie, wer von der oft berausenden Naturkraft der so oft von feilen Ignoranten als absolut steril verschrienen amerikanischen Demokratie gepackt sein will, wer lieber durch Urwaldgestrüpp als durch englische und französische Gärten wandern will, wer mit einem Wort noch Sinn hat für Elementarpoesie, der lese und studiere den Walt Whitman.

Es mag gegenwärtig größere Dichter geben (kunstvollere giebt es gewiß), aber das glaube ich gewiß, daß keiner von allen, die heute leben, so von Grund aus aufrüttelnd, stählend, bessernd wirkt wie dieser allerdings bis ins Grotest-Barocke hinein originelle Amerikaner.

Übrigens erklärt sich die Sache ja sehr einfach: die europäischen Kulturvölker sind (wie Goethe, um diesen Gorgonenschild allen denen entgegenzuhalten, für welche Wahrheit sagen und „schimpfen“ gleichbedeutend ist, schon vor 60 Jahren und zwar in besonderm Bezug auf die Deutschen sehr gründlich und sehr scharf Eckermann gegenüber auseinanderzusetzen) durchaus verbildet, verhöcht. Sie sitzen zu viel. Sechzehn Jahre Schulbank in minimo für die gebildeten Klassen ist zu viel des Guten. Das giebt körperliche und geistige Rückgratverkrümmung, das giebt, wenn nicht große Dinge eintreten, eine Litteratur, pedantisch, geglättet, krankhaft lästern, anempfundnen, neurotisch-hysterisch. Dagegen so ein Walt Whitman, ausgehend vom Pantomof, Lehrer, Redakteur, Tischler, Bauunternehmer, den ungeheuren Westeu durchwandernd, heute bei der Rothaut zu Gast, morgen auf der hohen See,

dann wieder in der Volköverammlung in Chicago . . . das giebt Menschen — und Dichter.

Zum Schluß eine kleine Probe, aufs Geratewohl herausgegriffen:

„Sieh Dampfer dampfen durch meine Gedichte,
Sieh in meinen Gedichten die Einwanderer immerfort ankommen und landen,

Sieh im Hintergrunde den Wignom, die Wildspur, des Jägers Hütte, das Fischboot, das Raubbüchse, Den Eigentumsanspruch, den rothen Jam und das Dorf im Hinterwalde,

Sieh im Westen die See und sieh im Osten die See, wie beide hin und her über meine Gedichte, wie über ihre eigenen Küsten ebbend und flutend,

Sieh Weiden und Wälder in meinen Gedichten, — sieh wilde und zahme Tiere — sieh hinter dem Baum zahllose Büffelherden, freßend das kurze, gekrauselte Gras.

Sieh in meinen Gedichten Städte, fest, weit, bimmelnd mit gepflasterten Straßen, mit eiserne und steinernen Gedruden, mit unaufhörlischem Wagenrollen und Beresch,

Sieh die vielseitige Walzendruckmaschine, — sieh den Telegraphendraht sich über die Continente spannen,

Sieh durch Atlanticas Tiefen Americas Pulsschläge Europa erreichen, Europas Pulsschläge richtig antworten,

Sieh die starke, schnelle Lokomotive, wie sie abfährt leucht, die Dampfheißel bläst,

Siehe Ackernechte Hacken pflügen — sieh Bergleute graben, sieh zahllose Fabriken,

Sieh Handwerker an ihren Bänken, mit ihrem Gerät beschäftigt. — sieh aus ihnen vorzügliche Richter, Philosophen, Präsidenten hervorgehen, in Arbeitstracht gekleidet.

Sieh, durch die Läden der Felder und Staaten schlendrend, mich, wohlgeleitet, festgehalten bei Tag und Nacht,

Höre dort den lauten Widerhall meiner Gesänge, — lies die Ahnungen endlich erfüllt!“

München.

Julius Brand.

Hellenische Litteratur.

Ἰασπασία, Μεθιστορία Ποσειδων Χαιμεργιγλον, ἐκ τοῦ Γερμανικοῦ ἐπὶ Ἀνοσάνθρον Γ. Χ. Κώνστα, ἐν Ἀθήναις, Κάρολος Βλμπιργ, 1888; Prachtausgabe in 3 Bänden gr. 8° mit 50 Illustrationen von Herm. Dietrichs, nach der 3. deutschen Auflage von 1884.

Die Übersetzung des Homerlingschen Meisterwerkes ins Hellenische gehdrt zu

den schwierigsten Aufgaben, die ein hellenischer Schriftsteller sich vorsetzen mag.

Er steht hier einem Werke gegenüber, das fast auf jeder Seite große Schwierigkeiten darbietet, nicht nur in betreff des vollen Verständnisses des Originalen, sondern — solches vorausgesetzt — auch der zutreffenden Wiedergabe desselben, da einerseits die Leistungsfähigkeit der gegenwärtigen hellenischen Sprache auf eine so harte Probe, wie gerade die Übertragung der Aspasia sie stellt, noch nicht versucht worden ist, andererseits aber der Inhalt dieses „Künstler- und Liebesromanes aus Alt-Hellas“ ein durchaus antiker ist, eine Übersetzung desselben in die neue Sprache also nicht bloß die innigste Vertrautheit mit den gesunkenen griechischen Staats- und Kulturverhältnissen, von Homer bis zum Perikleischen Zeitalter, voraussetzt und zwar bis in kleinste Einzelheiten hinein, sondern auch eine Herrschaft über die Sprache, vom Altertume bis auf heute, fordert, die an Meisterhaftigkeit gränzen muß.

Der Übersetzer hat die Aufgabe: dem heutigen Sprachgebrauche gemäß anziehend und allgemein verständlich zu schreiben und dennoch — der Natur der Sache nach — fortwährend in den alten Sprachschatz zurückzugreifen und Wörter und Wortformen zu gebrauchen, die zum Teil technisch geworden sind (in Architektur, Bildhauerkunst, Malerei, Philosophie, Dichtkunst, Tanz, Musik, öffentliches Leben, Politik etc.), ja selbst nicht selten bestimmte Sätze aus den alten Schriftstellern so genau wie möglich anzuführen, ohne unverständlich zu werden.

Hier stets das Rechte zu thun, ist schwer und heischt einen Feinsinn nicht gewöhnlicher Art, denn es handelt sich keineswegs bloß darum, dem zu übersetzenden Texte nach Seiten seines Inhaltes und seiner ihm ureigenen Schönheitsform voll gerecht zu werden, sondern auch darum: innerhalb der heutigen Hoch-

sprache eine Ausdrucksform zu gewinnen und ununterbrochen feitzuhalten, die — der Höhe des Inhaltes voll entsprechend — auch dem common reader, dem Leser aus der Mittelschicht, durchaus verständlich ist und bleibt, die aber gleichwohl zur selbigen Zeit der künstlerischen Weiterbildung der höheren Prosa dadurch Rechnung trägt, daß sie das wirklich Schöne, Gute, Förderliche und doch allgemein Verständliche zur Verwendung bringt.

Wer auch nur einen der drei Bände von je fast 300 Seiten mit dem griechischen Texte Satz für Satz, Wort um Wort vergleicht, wird der Schwierigkeit einer solchen Aufgabe sich immer mehr bewußt, je mehr er sie gelöst sieht und dabei inne wird, wie sehr an dem deutschen Texte die Künstlerhand thätig war, um ihn der möglichsten Vollendung entgegenzuführen! Da ist kein Wort unrichtig gewählt, keines am unrechten Platze, kein Satz, der nicht vom präsenden Künstlerinne erwogen und dem Ganzen harmonisch eingefügt wäre, und vor allem: bei aller Hingabe des Dichters an die hehre antike Welt, keine Wendung des Gedankens durch das Wort oder im Worte, die nicht urdeutsch wäre!

Und der Übersetzer ist dem Schöpfer dieses herrlichen Wertes mit demutvoller Treue in allem nachgeschritten, bestrebt, sein Vor- und Urbild zu erreichen und ihm in allen Stücken gerecht zu werden. Und mit stiller Bewunderung bin auch ich ihm gefolgt auf all' den dornenvollen Pfaden, die der Übersetzer eines solchen Wertes zurücklegen muß, ohne Raß und ohne Klage, hoffend daß und zweifelnd, ob, was er geschaffen, die Anerkennung finden werde, welche die Überwältigung einer solchen Aufgabe wohl beanspruchen darf.

So weit ein Nicht-Hellene über die Wiedergabe des Urtextes zu urteilen wagen darf, mag hier gesagt werden: der Übersetzer hat — belanglose Kleinig-

keiten abgerechnet — das Äußerste geleistet, was zu erreichen möglich war. Ob seine mitunter stark archaische Sprachform nicht doch bisweilen die Linie des augenblicklich allgemein Verständlichen überschreitet, mögen berufene Hellenen entscheiden.

Wir Deutsche können uns nur freuen, daß ein Werk wie Hamerlings *Aspasia* in so würdiger Weise auf dem klassischen Boden heimisch gemacht worden ist, auf welchem die weltbewegenden Vorgänge, die es schildert, stattgefunden. Um ein Beispiel von der Schwierigkeit und der Schönheit der Übersetzung zu geben, sei es erlaubt, eine ganz kleine Probe hier vorzuführen:

(Situation: Theodota, die schöne Tanzkünstlerin aus Korinth, hat von Sokrates die Aufgabe erhalten, vor den Freunden Perikles, Alkamenos, Aspasia und ihm selber „die Werbung der drei Göttinnen um den Preis der Schönheit auf dem Ida“ zu tanzen. Theodota entfernt sich alsbald, um sich der gestellten Aufgabe gemäß zu schmücken):

(S. 231): Nun kam Theodota zurück, leichter geschürzt, und in einer Gewandung, welche den freiesten Bewegungen nicht hinderlich war. In ihrem Geleite kam ein Knabe mit der Laute, und eine Flötenbläserin. Die Flötenspielerin begann zu spielen, und der Knabe stimmte mit Saitenklängen ein. In die Klänge der Beiden aber begannen sich leicht die Bewegungen Theodotas gleichsam zu mischen, und es war unmöglich zu sagen, in welchem Augenblicke sie begonnen hatte, zu tanzen.

Sie tanzte, wie ihr aufgetragen war, zuerst die Werbung der Afrodite um den Apfel, den Siegerpreis in den Händen des Paris; dann die der Hera, dann die der Pallas. Es war derselbe Tanz, dreimal wiederholt, und doch immer mit ganz verschiedenem, dem Wesen der Göttin entsprechendem Ausdruck. Sie schien

dreimal völliĝ verwandelt. Wunderbar war es zu sehen, welche Abwechslung sie mit lebensvollen Bewegungen, sprechenden Blicken, bezeichnenden Gebarden in die Nimit des Werbens zu bringen wußte. Bald erschien dies Werben als ein holdes Ziehn, ein süßes Schmeicheln, ein reizendes Getändel, ein verführerisches Umschwirren, eine Verheißung des süßesten Dankes, dann wieder als ein stolzes, siegbewußtes Heischen, ein mehr gebieterisches Verlangen, dann als ein neckendes oder verzwegenes Haſchen, dann als ein Überlisten, oder ein Versuch, mit annütziger Gewaltſamkeit der Hand des Richters den Siegespreis zu entringen. Dabei war es möglich, jeden Reiz der Leiblichkeit in Stellungen, Bewegungen, Gebarden zu entsalten. Und da jeder sein erfonnene, ausdrucksvolle Zug dreifach wiederlehrte, immer angepaßt dem Wesen der Göttin, so wußte man nicht, sollte man mehr den Reichthum der Erfindung und die Mannigfaltigkeit des Ganzen, oder den Reiz und die Vollendung in der Ausführung der einzelnenzüge bewundern.

(I. 245). Ἄλλ' ἦθη ἤλθε κάλυν ἡ θεοδότη περιζωσμένη κοινότερον καὶ φίλοισα ἐσθῆτα ἥκιστα κωλύουσαν τὰς ἐλευθέρως κινήσεις. Ἰκολοῦθι δ' αὐτῇ παιδίον ἦρον λέραν καὶ ἀλλήτρις. Καὶ ἡ μὲν ἀλλήτρις ἤρξατο αἰλοῦσα, τὸ δὲ παιδίον ἤρμοξε πρὸς τὸν αἰλὸν τοῦς τόνοισ τῆς λέρας. Πρὸς τοῦς τόνοισ δ' ἀμφοτέρωσ ἤρξατο ἡ θεοδότη τὰς ὀρχηστικὰς κινήσεις ἀρμόζουσα καὶ ἀδύνατον ἦτο νὰ εἶπῃ τις, ὁπότε ἤρξατο ὀρχουμένη.

Ὀρχήσατο δ', ὡς ἐντεῖλαντο αὐτῇ, πρῶτον μὲν τὴν τῆς Ἀφροδίτης μνηστῆσαν τοῦ μήλου, τοῦ ἐν ταῖς χερσὶ τοῦ Πάριδος καλλιστείου, εἶτα τὴν τῆς Ἥρας καὶ ἔπειτα τὴν τῆς Ἀθηνᾶς. Ἦτο δ' ἡ αὐτῇ ὀρχησῶ, ἦν τρις ἐπανίλαβεν, ἀλλ' ἐκάστοτε διαφόρως, ὡς πρὸς τὸ ἦθος ἐκάστης θεοῦ ἤρμοξε. Τρις δ' ἐφάνη ὄλωσ μεταβλημένη, καὶ θανμαστόν ἦτο,

ὁλόσων διαφόρως ἐκάστοτε διὰ τῶν ἐμφέρον κινήσεων, τῶν ἐναργῶν βλεμμάτων καὶ τῶν ἐμφαντικῶν μορφοσμῶν τὴν μνηστῆσαν ἐμμεῖτο. Ὅτι μὲν δῆλα δὴ ἐφάνητο χαριέντως ἰκετιύουσα, ἠδέως κολακειύουσα, εὐχαριώς λαλοῦσα, ἐπαγωγῶς περιβομβοῦσα, τὰς θερμοτάτας ἐνχαματίας ἐπαγγελλομένη, ὅτι δ' ἐκ τοῦ ἐναντίου ἐπερηφάνως ὡς βεβαία περὶ τῆς νίκης διομένη καὶ δεσποτικῶς ἀπειτοῦσα, ὅτι δὲ τωδαστικῶς καὶ προπετῶς διοκούουσα, ὅτι δὲ ὅλω ἐξπατοῦσα ἡ περφομένη δι' ἐπιχάρτοσ βλασ ν' ἀφ' αὐπάσῃ τῆς χιρὸς τοῦ κριτοῦ τὸ καλλιστείου. Ἐν τῇ τωαύτῃ ὀρχήσῃ ἠδυνήθη πάσαν Κάρον τοῦ σώματος ἐν τῷ παραστήματι, ταῖς κινήσῃ καὶ τῷ σχηματισμῷ τοῦ προσώπου ν' ἐναπτέξῃ. Ὡς δ' ἐκάστη τῶν ἐφ' ὧσ ἐπιρουομένων καὶ ἐμφαντικωτάτων κινήσεων τρις ἐπανελαμβάνητο στήθουσα ἐκάστοτε τῷ ἦθῃ τῆς θεοῦ, ἠπόρει ἐκάστο, ὅ τι νὰ θαυμάσῃ τὴν πληθὺν τῶν ἐπιρουομένων καὶ τὴν ποικιλίαν τοῦ ὄλου, ἡ τὴν χάριν καὶ τελειότητα τῆς κατορθώσως ἐκάστης κινήσως!

Zum Schlusse ein Wort über die technische Herstellung des Werkes. Dasselbe ist aus der orientalischen Truderei des Herrn G. Drugulin in Leipzig hervorgegangen. Es ist ein Prachtbdruck im hervorragendsten Sinne des Wortes, von tadelloser Korrektheit. Begierig auch nur einen Druckfehler zu finden oder einen schlechten Buchstaben, habe ich meine hierfür geübten Augen angestrengt und im ganzen ersten Bande nichts gefunden was der Erwähnung wert wäre. Die anderen, noch ungelesenen Bände sind von derselben Schönheit. Wenn solche Werke in Deutschland hergestellt werden, die weit hinaus über alle Welt Verbreitung finden, so gereicht das unserem Vaterlande zum Ruhme und rühmende Anerkennung gebührt dem Ranne, der ein so großartiges Unternehmen in so musterhafter Führung auf solcher Höhe der Leistungen hält.

Die Druckfarbe könnte etwas schwärzer sein.

Schließlich die Mitteilung, daß der unserer Lesern wohlbekannte hellenische Dichter, Herr Georgios Proffinis — der bereits mehrere Jahre unter uns gelebt hat, um sich dem tieferen Studium der Kunstgeschichte in allen ihren Zweigen zu widmen — mit den Frühlingsängern seinem geliebten Deutschland wieder entgegensteht (vgl. das hochsympathische Gedicht „Ἦδος τῆς Ἰεραρίας“ in dem vom philhellenischen Vereine zu Amsterdam herausgegebenen Journale *Ἑλλάς*, I. 1, nebst deutscher Übersetzung). Von seinen Gedichten sind u. a. griechisch und deutsch mitgeteilt in Wolf „Hellenisch, die allg. Gelehrtensprache der Zukunft“, Leipzig, W. Friedrich, 1888: Die Gorgone (S. 276). — Die Neride-Mutter (278). — Das Lied der Neráda (285). — Meerlied (287). — Die Wunderblume (289). — Die Worte der Alten (291). Von seinen Prosaschriften sind am bekanntesten „Land und Leute in Nord-Cubda“, deutsch bei W. Friedrich, Leipzig, 1884 und die reizvolle Erzählung „Amaryllis“ in „Hellenische Erzählungen“ bei Otto Hendel, Halle, 1887. Andere griechische Insel- und Dorfgeschichten, wie „Die Nivalinnen, Das Liebeskraut“ u. a. werden binnen kurzem in deutscher Übersetzung erscheinen.

Nun will es uns schier wie Sehnsucht nach Deutschland bedünken wenn er in einem Epilog von neueren Frühlingsliedern in dem Gedichte „Νέον Ναύριον“ singt:

Dem Meeresthler gleich.

Aus oceanischem Weltgetriebe
streb' ich zum fremden Strand, der offen
schon da liegt, seh' die Sucht, die Liebe,
seh' dich, mein Leben, Sehnen, Hoffen!

Ein meergepeitschter Wandrer, steige
ich aus, erlösnm halt die Küste
und mühsam, und verziehend beuge
ich auf dein Auk das Haupt, das wüßt.

Ach, wenn ich jetzt bei dir nicht stände
die heiß ersehnten Sonnenstrahlen
fort an des Ozeans fernstes Ende
streb' ich zurück durch künftige Stuten.

Darmstadt, Mitte Mai 1889.

Aug. Volk.

Vlämische Litteratur.

Wenn Frankreich den belgischen Schriftstellern, die in der Sprache Voltaires dichten und denken, Gefühle der Liebe bezeugt und jede Art von ermunternder Anerkennung zu teil werden läßt, so ist es auch an Deutschland, der vlämischen Bewegung mit dem Blick der Sympathie zu folgen und den stammverwandten, vlämischen Dichtern die gebührende Beachtung zu schenken. Während die provençalische Bewegung Mistral's nur an wenig Namen gebannt ist, wurzelt die vlämische ebenso wie die catalanische tief im Volk. Das vlämische Banner, das Hendrik Conscience erhoben, schwingt jetzt vor allen sein begeistertster Biograph, der junge Antwerpener Dichter und Professor Pol de Mont, den sein Herzensdrang nach Deutschland und allem germanischen Wesen, nach unseren Stalben und Freiheitsjüngern zieht, und der es sogar in der Hauptstadt Frankreichs gewagt, einen Vortrag über die vlämische Bewegung zu halten. Mit dem Feingefühl des Dichters, der in vielen Litteraturen zu Hause, dem aber seine Muttersprache ganz besonders ans Herz gewachsen, hat er in niederländischen Zeitschriften hervorragende Erscheinungen der deutschen Litteratur dieses Jahrhunderts behandelt und hat die gesammelten Aufsätze unter dem Titel: *Lossé Schetsen* (Hasselt, 1889) herausgegeben. Es ist dies der erste Teil eines dreibändigen Werkes, welches in dem folgenden Bande der französischen und provençalischen Litteratur und im letzten der niederländischen gewidmet sein soll. Im Vordergrund der Betrachtung des vlämischen Idyllendichters stehen Felix Dahn und Grisebach.

Nach Carmen Sylva, Hamerling, Bodenstedt und Baumbach werden besonders besprochen, ebenso die Dichter von 1813 und 1870. Für die Kenntnis der deutschen Litteratur in seinem Vaterlande hat Pol de Ront mit diesen Arbeiten, die meist an die Übersetzungen deutscher Dichter ins Niederländische von F. Smit-Kleine anknüpfen, ohne Zweifel viel gethan und wird er hoffentlich noch Gelegenheit finden, auch dem deutschen Roman der Gegenwart (namentlich den Schweizer Keller und Konrad Ferdinand Meyer) und dem deutschen Drama gerecht zu werden. Seine Methode ist vortrefflich: er macht den Leser selbst zum Mitrezensenten, indem er oft geschickt gewählte Proben der von ihm beurteilten Dichter giebt. Ein geborener Deutscher kann kaum ein größeres deutsches Sprachgefühl haben, als es Pol de Ront in dieser verdienstvollen Besprechung deutscher Gedichte bekundet.

Johannes Fasteurath.

Portugiesische Litteratur.

„Bibliotheca das sciencias sociais: Historia de Portugal“ von J. P. Oliveira Martins. (Lisboa-Livraria Bertrand).

In sieben Bänden führt uns der Verfasser die Geschichte seines Vaterlandes vor. Es sind an einander gereihter Bilder, die uns die Charaktere der Menschen, ihre Thaten, die Veranlassungen und Bedingungen zu denselben veranschaulichen und verstehen lernen. Die Hälfte der Geschichte ist bereits der „Historia da civilização ibérica“ einverleibt, welche die beiden Nationen der Halbinsel als eine zusammengeschäft; geteilt hat sie die politische Geschichte. Wenn jede Hälfte das Leben der Gesellschaft als ein organisches, sittliches Sein behandelt, so ist in der „Historia de Portugal“ dasjenige gekennzeichnet, was in der portugiesischen Geschichte als Sonderteil dasteht und seine

Einflüsse auf ferne, fremde Länder und Völker bebingt.

Neben glänzenden Denkmälern begegnen wir Grausamkeiten, gemeinen Leidenschaften, wie sie die Geschichte der Menschheit überhaupt und zu jeder Zeit aufweist.

Die vier Bände des ersten Bandes geben uns in plastischen Zügen die Beschreibung Portugals — die Geschichte der Unabhängigkeit — die Eroberung des Atlantischen Ozeans — und die Reise nach Indien, während der zweite Band die Katastrophe — die Auflösung — und plötzliche Anarchie schildert. Die großen Eigenschaften und die großen Fehler der hervorragenden Vertreter der Nation sind die Tüden, die uns durch die staatsgeschichtlichen, teilweise erschütternden Epochen führen. Einige Stellen aus dem Werke mögen hier Platz finden als charakteristische Probe.

..... (V. Buch, II. Kap.) „Die so heiß ersehnte und durch D. João III. beim Papst erbetene Inquisition war gegründet, und wenn die Schöpfung des Gerichtshofes das einzige Mittel war, die sanitische Wut der Menge aufzuhalten, zu versittlichen und das System des Nordes und der Vererbung der vorhergegangenen Regierung zu vermeiden, so ist es außer allem Zweifel, daß die schon geschwächte Kraft des Volkes die schreckliche Waffe, die ihm anvertraut war, nicht verhältnismäßig gerecht in Anwendung bringen konnte.“

Die Wünsche des Königs und seiner Gefährten waren aufrichtig und uneigennützig; aber der sittliche Haß der richtenden Klassen war derart, daß die Einrichtung schon von Anfang an verfehlt erschien. Weder die Folter, noch die Scheiterhaufen verdammen sie, denn diese Prozesse waren allgemein im zeitgenössischen Recht. Diejenigen, welche die Grausamkeit den Dominikanern zuschreiben, erinnern sich nicht, daß die Prozesse der

Kezerei, die vor der Inquisition durch die Hände der Bischöfe gingen, genau so abhüchlich waren, wie später. Im Jahre 1548 in Goa unter Martin Alsons von Souza's Verwaltung, der mit seinen Rathgebern an einem Privatthron der Verhandlung beiwohnte, und welcher im Namen des bürgerlichen Rechts den Urtheilspruch bestätigten mußte — im Jahre 1548 also — verurtheilte der Erzbischof, der Vorgänger der Inquisition, einen Kezer zum Verbrennungstode, — aus Mitleid bewilligte er ihm aber, falls er widerriefe . . . den Tod des Ertränkens!

Es ist also nicht die Grausamkeit, welche die Inquisition verdammen heißt, — sondern der Staatsgewalt neue Funktionen einzurichten, die bisher mehr oder weniger ausgeübt, aber noch nicht als eine besondere Einrichtung geweiht waren. Die Einrichtung war nicht neu, gab aber den Prozessen, die früher schon Kraft hatten, Einigkeit, Halt und Gesetzeskraft. Sie machte die Anwendung verächtlicher Mittel systematisch, verfassungsmäßig, indem sie die Menschlichkeit, den Charakter, die Tugend angriff, den Menschen mit allem, was sein Geist an edlem Recht besitzt, im Namen eines hohen Staatsrechts zernahmt. Die Inquisition war eine Polizei mit der Gesetzeskraft des Tribunals. Wenn uns die unmoralischen Mittel der Polizei schon widerstreben, was wird sein, wenn diese Mittel eine Macht, kein Werkzeug sind? . . .

. . . Das war das organische Laster der Inquisition und nicht nur der unsern, sondern aller dieser Einrichtungen, die Ergebnisse des mythischen Geistes sind und nach der Art des Herrschertums im Staate die Sicherheit des Einzelwesens opfern, indem sie alle sittlichen Formen zerbrechen, die den Menschen in der Gesellschaft erheben. Und aus diesem organischen Laster, das schon dem Beginn anklebt, entstanden die verhängnisvollen Folgen: die grau-

same Wildheit und die natürliche Entartung des Cäsarismus und Mystizismus. Man denke sich die schredliche Waffe einer unumschränkten, und in sich unverantwortlichen Macht ohne sittliche und gesetzliche Grenzen in den Händen einer bis ins Mark hinein verdorbenen Gesellschaft, und man wird begreifen, daß die portugiesische Inquisition aus den schamvollen Handlungen so vieler Jahre entstanden, schon beim Entstehen verkauft war wie die schädliche Ausdünstung eines stinkenden Wassers.

Ihre Prozesse verletzten alle Urregeln der Gerechtigkeit und der geunden Vernunft. Die geheimen Ankläger dienten als Zeugen, die Kinder sagten gegen die Eltern, die Eltern gegen die Kinder aus; der Angeklagte konnte sich nicht mit dem Verteidiger verständigen, noch wußte er, wer ihn anklagte. Die Angeberei ward belohnt, und die Spionage als Tugend betrachtet. Die Familiadiener stellten sich in den Familien als Ärzte, Beichtväter, Rathgeber vor, um die Geheimnisse zu erforschen und sie anzugeben. Der Urtheilspruch duldet weder Durchsicht noch Berufung. Dem Einzelerkerten blieb Monate, Jahre, oft der ganze Rest des Lebens das Verbrechen unbekannt, dessen er angeklagt war. Man stellte ihm Fellen und Eschlingen, um ihn zu verderben. Untergeordnete Personen veranlaßten die Gefangennahme, sie gaben sich den Schein des Mitleids mit seinem Elend. So ward das Vertrauen gewonnen und die Vertraulichkeiten begannen. Die Inquisition sei ein Abscheu, eine Pest! und der Unglückliche, Verlorene, der zustimmte, war verurtheilt. Um ihm die Weichte oft eingebildeter Sünden und Verbrechen zu erpressen, stellten sich die Inquisitoren gefühllos, versprachen Verzeihung, halfen, verführten, bis der Elende beichtete, was er gethan, oder was er nicht gethan hatte.

Diese Art der Folter war oft schmerzlicher als die andern, und die unglück-

lichen Gefangenen gelangten dahin, einen Himmel für den schwarzen Kerker zu erhalten, in welchem ihnen nicht Sehen, Sprechen, Zeugnen und Weinen gestattet war. In Finsternis und ewigem Schweigen wußten sie nicht mehr, ob sie lebten oder gestorben seien und wie Blödsinnige, unbeweglich lagen sie in den Höhlen ihrer Grabstätten ausgestreckt.

So oft das Thor des Kerkers sich öffnete, zitterten sie vor Furcht oder in einer halb erloschenen Hoffnung. Die Hartnäckigen wurden in die Folterkammer geführt; beim Hinabsteigen der Wendeltreppe verlor sich das erstickte Geschrei, ihre Gedanken verwirrten sich, sie unterschieden nicht mehr das Wahre vom Erdachten, sie hielten sich für Ungeheuer, glaubten alles, dessen man sie anklagte: sie hatten den Teufel in Person gesehen, hatten ihm die Seele verkauft, hatten ein Kreuz mit einem Beil durchhauen . . . Der kalte, düstere Inquisitor saß im Hintergrunde des gewölbten Raums, der von ein paar Fackeln, die in Eisenringen an den Wänden schaukelten, schlecht erhellt ward. Glaubte er an den Teufel und seine Erscheinungen? Warum nicht! Ein Folterter folterte einen Blödsinnigen, und im finstern Grunde einer Totengruft hielt der menschliche Wahnsinn sein schreckliches Liebesmahl.

Die Henker schienen Dämonen, stumm und verummant mit der Kapuze und dem leinenen Amtskleide. Sie bewegten sich wie Automaten und bereiteten die Folterwerkzeuge vor . . . und von allen jenen Leuten hatte vielleicht nicht einmal der anwesende Arzt, der beobachten mußte, daß das Leben des Patienten nicht ganz ausgelöscht ward, gefunden Menschenverstand. Seitdem die Menschen sich als Herren der absoluten Wahrheit betrachtet hatten, machte das Wort Gottes sie unsinnig, sie zu Ungeheuern. Starb doch zuweilen ein Elender in diesen kläglichen Trauerspielen der Folter und des Ker-

kers, so ward er in den Gräften des Palastes begraben; zuvor entleichte man religiös das Skelett, damit die Knochen im nächsten Autodafe auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden konnten.

Das erste dieser Schauerdramen fand in Lissabon am 20. September 1540 statt; damals war die Inquisition noch nicht entschieden vom Papst bestätigt.

Die Prozeßion ging aus dem Palast am Rocco zum Plage Ribeira, wo die Ceremonie stattfand. Dort gingen die Mörder mit Bissen und Musketen bewaffnet, um nach den Scheiterhaufen zu sehen; dann kam ein aufgerichtetes Kreuz und die Wäsche von St. Domingos in ihrer Röschstracht, dann Kapulieren mit dem schwarzen Kreuze. Sie trugen die Standarte der Inquisition, auf welcher auf einer Seidensahne das Bild des Heiligen zu sehen war, der in einer Hand das rächende Schwert, in der andern den Ölweig hielt: *Justitia et Misericordia*. Den Mönchen folgten die Personen von Rang zu Fuß: die Familiendiener der Inquisition, weiß und schwarz gekleidet mit den in Goldfäden gestickten Kreuzen der beiden Orden. Dann die Angeklagten, einer nach dem andern in der Reihe, zuerst die Toten, dann die Lebenden: Falsche, angebliche, bereuende, verhärtete, eigensinnige, rücksichtige — nach der Ordnung der Kategorie der Thaten.

An erhobene Stäbe, welche die Männer in der Kapuze und dem Amtskleide aus schwarzer Leinwand trugen, wurden die estatuas der abwesenden Verurtheilten gehängt, mit den *carochas* und *sambenitos* bekleidet. Stellte das Bild den Toten vor, folgte ein anderer Henker mit einer schwarzen Kiste, die mit Dämonen und Flammen bemalt war und die Knochen enthielt, die zu Füßen des Bildes in den Scheiterhaufen geworfen wurden. Personen, die im Leben frei und makellos gewesen waren, wurden als Tote verurteilt.

Nun gingen die lebenden Verurtheilten nach der Schwere der Verbrechen ohne Unterschied des Geschlechts, einer nach dem andern, mit dem Dominikaner-Beichtvater zur Seite, zum Gericht. Die Männer trugen schwarzweißgestreifte Röcke, die Hände, Füße und den Kopf unbedeckt, die Frauen erschienen in langen Gewändern. Alle trugen gelbe Wachsfadeln in der Hand und den Strick um den Hals. Verschiedene Insignien ließen diejenigen, die ins Feuer gingen, von den Bußfertigen und Bekennern unterscheiden. Diese trugen den sambonito, ein weißes Schulterkleid mit dem gelben geschobenen Burgunderkreuz auf Brust und Schultern, und trugen den Kopf unbedeckt. Diejenigen, die nach dem Urtheilspruch vom Scheiterhaufen freigesprochen waren, trugen die samarra, ein graubraunes Überkleid, und carocha (ein Käse aus Pappe), mit umgekehrten, feurigen Zungen bemalt — das Fogo revoltoum, ihr Loos zu bezeichnen. Die zum Tode Verurtheilten trugen auf der samarra und carocha das gemalte Bild von Flammen verzehrt, den Namen und das Verbrechen, für welches sie litten.

Am Ende der ausgedehnten Prozession kamen die Hellebardenträger der Inquisition, Berichterstatter, und die Beamten zu Pferde, Inquisitoren und Anhänger der Kohorte. Die Gloden von allen Kirchthürmen der Stadt tönten in dumpfen Schlägen. Die Menge sammelte sich in den Straßen an, beschimpfte die Angeklagten durch unziemliche Ausdrücke und warf sie mit Steinen und Kot.

Militärische Posten verhüteten, daß das Volk bis in den Kreis vordringe, der dem Autodafe bewahrt blieb. Hier befanden sich an der einen Seite die estatuas, rechtwinklig, mit dem Galgen nach dem Innern zu und eine Bank in der Mitte des Raumes war ein vorbehaltener Platz mit der Estrade und den Tribünen. Auf der linken waren der König D. João III. —

Fromm, befriedigt in seinem Glauben, ein harter, aber aufrichtiger, starker Geist, — die Königin und der Hof; neben dem Monarchen der Kronsfeldherr mit dem nackten Fegen. An der rechten Seite erhebt sich der Baldachin des Kardinal D. Henrique, später König, und jetzt Infant, Großinquisitor, umgeben von den Mitgliedern des heiligen Gerichts.

Dem schwarzen Altar mit den Wachskerzen und dem Kreuzfing gegenüber, erhob sich auf einem Sodel die Standarte der Inquisition; an einer Seite befand sich die Kanzel, an der andern der Richtertisch, von Papieren und Akten mit hängenden Siegeln überhäuft. Die Angeklagten standen dem Altar, dem Tribunal und der Kanzel zugewendet.

Die Messe wird gelesen. Der Großinquisitor mit Mantel und Mitra reichte dem König die Evangelien, damit er auf sie schwöre, den Glauben verteidigen zu wollen. D. João III. und alle standen unbedeckten Hauptes und schworen mit aufrichtiger Feierlichkeit. Darauf ward gepredigt und endlich folgte die Urtheilsverlesung, die mit den geringsten Verbrechen begann.

Die Verehrung der Bilder — eine Streitfrage in den Konzilien, war vielfach übertreten worden. Andere hatten sich geweigert, die Heiligen, den Klingebeutel zu lassen, mit welchen die Bettelmönche durch die Straßen zogen. Andere wegen Unehrllichkeit, andere hatten die kanonischen Vorschriften nicht erfüllt — wieder andere waren um nichts angeklagt; die meisten fielen als Opfer verräterischer und interessierter Denunziationen. Die Urtheile wurden verlesen, die Verurtheilten seufzten und weinten, andere zitterten vor Freude, aus dem Kerker und von der Folter frei zu sein und versprachen sich heimlich in Zukunft Muder und Heuchler zu werden.

Schließlich gelangte man zu den zum

Tode Verurtheilten, zum Feuertode: drei Frauen als Hegen und zwei Männer, die erst zum Christentum bekehrt waren wegen Erfüllung jüdischer Geseze und einer wegen Zauberei.

Der Relator las unerschütterlich die Urtheile, welche die Verbrechen mittheilten. Die getauften Juden hatten ungesäuerte Brote gegessen, einer von ihnen hatte ein Kreuzfiß beschimpft, machte Grimassen . . . Diese Verbrechen waren in abscheuliche Worte gekleidet. Der Hof, die Geistlichkeit und das Volk war mit Haß gegen die Unglücklichen erfüllt.

Die Zauberei machte keinen geringen Eindruck. Neue Christen und Zauberer, die Flüche und böse Blicke warfen, waren die Urheber ansteckender Krankheiten, Hungersnot und Schiffbrüche . . . Der Horn einer leidenden Bevölkerung entlud sich über die Häupter der Elenden. Keiner zweifelte an der Wahrheit der Verbrechen, die von vielen Zeugen bestätigt werden. Einem erschien der Teufel und gab ihm höllische Lehren aus dem Buche des heiligen Cyprianus. Er stach den Kranken mit Stachnadeln in die Stirn . . . Ich bin gestochen und verhegt! Jesus, Name Jesus, befreie mich! sagte ein Opfer zu einem Geistlichen in Beira. Um sich zu rächen, gingen die Teufel in des Paters Haus und zerbrachen ihm alles. Dies war ein schrecklicher Fall. Das Volk blickte mit Abscheu auf den Arzt des heiligen Cyprianus, dem der Wahnsinn auf dem Gesichte geschrieben stand . . .

. . . Nachdem die Vorlesung beendet war, die Sünder entlastet, wurden die Getauften und Hegen dem Feuertode übergeben. Der König, der Hof, der Inquisitor zogen sich zurück, und die Gloden tönten dumpf und dämter . . .

. . . Die Marter verlängerte sich bis zum Abend, und im königlichen Palast besprach die königliche Familie das Geschehene und klagte zornig die Getauften und die Zauberer an.

. . . Spät Abends gingen alle in die Kapelle, der König, die Königin D. Catharina, der Prinz und die Prinzessin, und in frommer Andacht hörten sie die Lehren des Mystikers Franz von Borgia, der von Castella nach dem Palast übersiedelte, um des Königs Frömmigkeit zu unterstützen. Es schien, als ob des Priesters Seele in ätherische Welten flog und der Körper tot zurückblieb, so versenkte er sich in Gott. Der König und die Prinzen beichteten und kommunizierten jede Woche . . . sie pflegten die Nächte in Gebeten und andächtigen Spielen in der Kapelle zuzubringen. Hart, grade und einfach wie ein mittelmäßiges Wesen, und „nicht wie die säbigeren, die sich durch den eigenen Kopf regeln“, ward der König in frommer Ergebenheit am Hofe D. Manoels erzogen. Als zwölfjähriger Knabe ward ihm als frommes Spielzeug ein Kloster gegeben . . . Er wuchs gewissermaßen in einem Treibhause der Frömmigkeit auf, und da sein Charakter stark und offen war, unterwarf die Frömmigkeit seinen Geist völlig und bildete ihn zu einem wahren Führer der gekrönten Religion aus . . . Er war der Begründer der Kolonisation Brasiliens, er war der Reformator der Universität, er unterdrückte die Verstümmelungen und das Brandmarken der Verbrecher. Aber er war auch der Apostel einer sanatisch gemachten Religion, er war es, der den Scheiterhaufen anzündete, wo der Jude brannte.

Die frommen Bräuche machten die Menschen zu Nachtwandlern, ließen ihre Augen erblinden. Die Staatsangelegenheiten waren devoten Grillen geweiht, und der König mit der Manie, vom Papst die Inquisition zu erhalten, verschwendete Geld auf Geld. Die Erstase gebar die Grausamkeit; denn in der mystischen Versunkenheit verloren sich die Begriffe des Rechts; die größte Grausamkeit und Finsternist waren Tugenden, sobald sie sich

unter den Mantel des Gottesdienstes setzten. Sancta sanctia. Aber diese Krankheit des Hofes war die Krankheit des ganzen Reiches. Die Tollen, die überall aufstauhten, Wunder zu thun, Teufel austreiben, stellten den allgemeinen Wahnsinn eines Volkes dar . . .

Die ruhige Objektivität verläßt den Verfasser nicht einen Augenblick und legt für seine Urteilsfähigkeit und seine unentwegte Gerechtigkeitliebe glänzende Zeugnisse ab. Mit welch' energischen, frappanten Jügen zeichnet er D. João V. (Auflösung VI. Buch) und den Marquês von Pombal!

Cliveira Martins ist der erste, der in der Bildungs- und Sittengeschichte Portugals die nationale Entwicklung in so knappen, bedeutsamen Jügen zusammengefaßt hat. Weitere Erschreibungen und Besprechungen der „Bibliotheca das sciencias sociaes“ werden Gelegenheit geben, wieder auf dieses epochenmachende Werk zurückzukommen. —

H. Wigger.

Antikritik.

Im Leipziger Litterarischen Centralblatt — 89. Nr. 15. Rechts- und Staatswissenschaft — liefert ein, der Unterzeichnung nach, adeliger Kritikus eine Rezension der bei Hofbuchhändlerin Friedrich zu Leipzig erschienenen Schrift: „Zucht, Strafe, Arbeit. Probleme und Projekte zur Reform des Strafwesens und Organisation der Arbeit“ und zollt zwar der guten Absicht ihres Verfassers Anerkennung, fährt indes fort: „Seine Vorschläge, Einführung eines Zuchtrechtes für alle Behörden, namentlich auch die Geistlichen (Errichtung eines Arbeitshettes, in welches neben freiwilligen Arbeitern Vagabunden, Bettler und Sträflinge einzureihen wären), sind so . . ., daß jedes längere Verweilen bei denselben die reine Zeitvergeudung wäre.“ — Nun: „Eines Mannes Rede ist —

keine Rede,“ sagt das bewährte Rechts-Sprichwort.

Obige Schrift ist allerdings kein Professorenwerk, sondern „strömt aus dem Leben und strebt ins Leben, jeden Patrioten anzusprechen und anzuwerben für die wichtigen, nothwendigen Projekte, welche es behandelt.“ (S. Vorwort.) Simplex sigillum veri! lehrte der berühmte Arzt Boerhave, der von der bombastischen Schulmedizin zur natürlichen überging und solche Zurückführung zum Natürlichen, Einfachen und Einheitlichen bezweckt — in vielleicht zu knapper Form — die fragliche Zeit- und Streitschrift, deren Gedanken und Vorschläge doch überall schon Grund und Boden in der Wirklichkeit finden. So ist, als ein Anfangsstück wenigstens, das Arbeitsheer bereits amtlich am Nord-Ostseekanal zu finden. Das Arbeitsheer soll nach dem Buche abrigens keineswegs etwa unter die freien Arbeiter Vagabunden und Sträflinge mischen, sondern überhaupt nur in drei Klassen: freie, sodann Not- und endlich Zwangs-Arbeiter, zerfallen. — Das Zuchtrecht der Behörden ist ebenfalls mehr oder weniger schon vorhanden, insbesondere stehen Vermahnungen und dergl. der Geistlichkeit schon jetzt zu.

Die in dem Buche gegebene, bisher leider fehlende und doch unerlässliche, richtige Feststellung des Verbrechenbegriffes und Entwicklung alles Strafrechtes daraus, gegenüber dem jetzigen verstreuten, verschiedenen und formalen Strafrechte, sowie die Anregung jenes Arbeitsheeres an sich, bei der herrschenden Streilepidemie, der Vagabondage, der Not um landwirtschaftliche Arbeiter u., und sind doch wohl immerhin bedeutsam genug, um selbst eingehende Beachtung herauszufordern.

Fretlich, wer nicht hören mag, dem zu predigen ist eben „die reine Zeitvergeudung“. Nach uns die Sündflut!?

J. C. C. Hrtl.

10

Princeton University Library



32101 045373758

